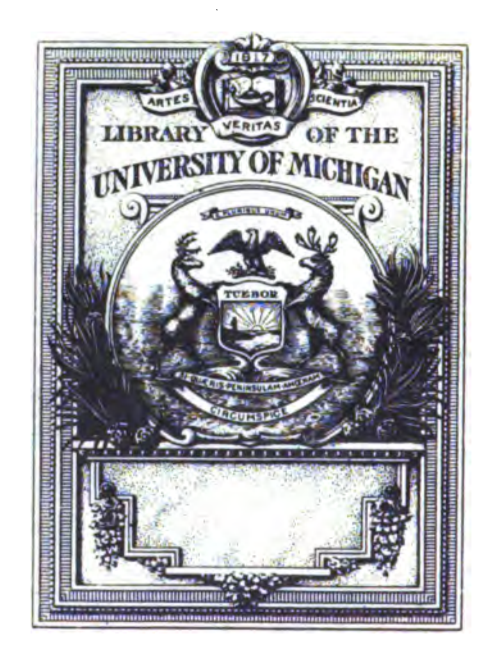
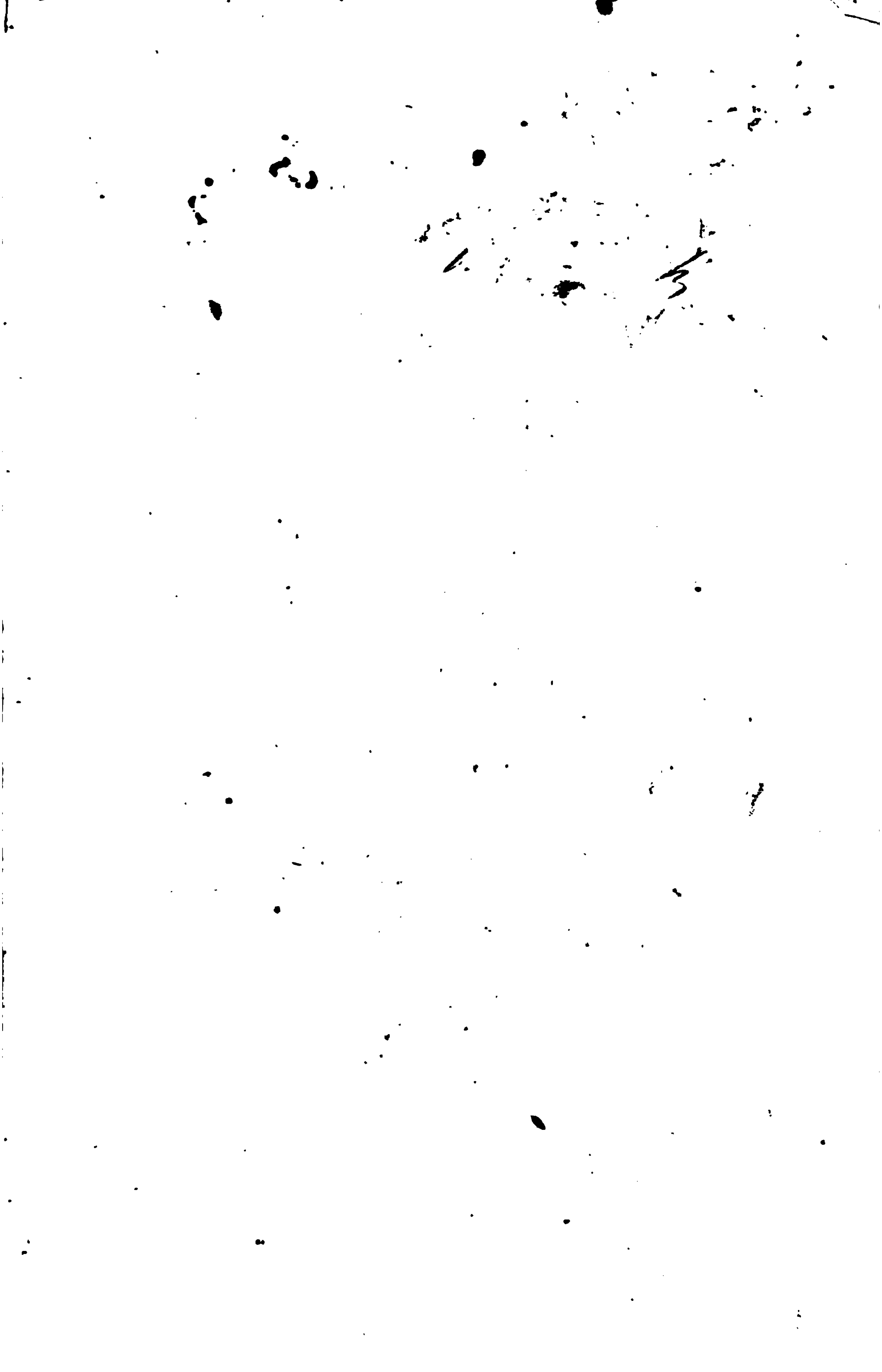

Google




1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Geschichte

des

brandenburgisch-preußischen Staates.

Ein Buch für Jedermann.

Von

Dr. A. Zimmermann,
Professor am Friedrichs-Werderschen Gymnasium.



Zweite unveränderte Ausgabe.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1846.

Die Kenntniß der Geschichte des Vaterlandes wird unter allen Umständen unerläßlich sein; für die Gegenwart aber, wo ein eiliges Drängen nach Vorwärts überall bemerkbar ist, wird die Vergegenwärtigung der Entstehung und Fortbildung, als der *eigentlichen* Basis und Entwickelung aller staatlichen Verhältnisse eine ganz unentbehrliche und Jedermann nothwendige sein.

Diese zu vermitteln, habe ich von der hier vorliegenden Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates — einer gedachtem Zwecke trefflich entsprechenden Darstellung — eine sehr wohlfeile Ausgabe veranstaltet. Möge sie durch alle Kreise der Gesellschaft eine weite Verbreitung finden und so dem Staate und seinen Bürgern einen wahrhaften Nutzen stiften.

Berlin, den 15. Oktober 1845.

Alexander Duncker.

Vorrede.

Nur wenige Worte will ich dem Buche jetzt, wo es beendet sich dem Leser zum vollständigen Ueberblick darbietet, mit auf den Weg geben. Ich muß zur Erinnerung bringen, daß ich hier, wenigstens zum größten Theil, nicht das Resultat eigener Forschungen gebe, sondern nur zusammenfasse, was die bedeutendsten Forscher in dem Gebiete der vaterländischen Geschichte geleistet haben. Meine Absicht war ein populäres Werk zu liefern, durch welches jeder Gebildete sich den Entwickelungsgang der vaterländischen Geschichte vergegenwärtigen, die hauptsächlichsten Erscheinungen derselben mit lebhaften Farben vorstellen könnte. Diese Absicht hat mich mitunter zu scheinbarer Inkonsequenz verleitet, indem ich einzelne Momente der Geschichte verhältnißmäßig sehr ausführlich behandelt habe, während ich über andere, oft weitläufig erzählte, flüchtig dahin geeilt bin. Nur bei wahrhaft welthistorischen Punkten und Erscheinungen bin ich genauer in Einzelnheiten eingegangen, die nur unter solchen Verhältnissen anziehend und belehrend sein können. Eine ähnliche Inkonsequenz dürfte man darin finden, daß ich von allen später erworbenen Provinzen nur die Geschichte von Preußen ausführlicher gegeben habe; allein auch hierin bin ich von meinem Hauptplane nicht abgewichen, denn der Ritterstaat an der Ostsee bietet im Laufe der Weltgeschichte eine so eigenthüm-

liche Erscheinung dar, daß er, selbst wenn der Name und das Geschick des mächtigen Königreichs nicht so innig mit ihm verknüpft wären, doch immer noch eine Stelle auf ihren Blättern finden müßte. Dies läßt sich von den andern Provinzen, wie wichtig sie auch immer sind, nicht in eben dem Maße sagen. — Noch ein Wort über das Erscheinen des ganzen Buches. Ich bin weit entfernt, den wackern Leistungen so vieler meiner Vorfahren auf diesem Gebiete die gebührende Anerkennung zu versagen, aber es schien mir an einem Buche zu fehlen, welches kurz und übersichtlich im Allgemeinen, dennoch die Hauptsachen in solcher Ausführlichkeit gäbe, daß auch die charakteristischen Züge der einzelnen großen Erscheinungen dem Auge des Lesers nicht entgingen. Dies zu erreichen setzte ich mir als Ziel, in wie weit ich es erreicht, das muß ich freilich dahin gestellt sein lassen. —

Leider konnte ich meiner Arbeit nicht bis zum Schlusse die erforderliche Anstrengung widmen; ein nicht ungefährliches Uebel zwang mich die Heimat schleunigst zu verlassen, um an den Quellen Marienbads die trostvoll verheißene Heilung zu suchen. Um so mehr bedarf ich der Nachsicht des Lesers für jene kleinen Unachtsamkeiten, die selbst dem Auge des Gesunden so leicht entschlüpfen, und diese Nachsicht wird gewiß nicht verweigert werden, wenn mir nur die Hauptsache, den richtigen Ton der Darstellung zu treffen, gelungen ist.

Marienbad, den 1sten August 1842.

A. Zimmermann.

Inhalt.

Einleitung.

Wenn wir auch Deutsche als die ersten Bewohner der Mark Brandenburg annehmen müssen, so werden wir uns doch vergebens bemühen, die Stämme, welche es waren, genau zu bezeichnen; mit Sicherheit können wir dagegen behaupten, daß vom sechsten Jahrhundert Slaven in ihr hausen, denn bis dahin nur höchstens gehen die sicheren historischen Nachrichten über unsre Gegenden zurück.[1]) Von den zwischen der Elbe und Oder in den Ländern der Mark wohnenden Slaven oder Wenden waren die Rhedarier und Leutizier die bedeutendsten. Wie bei andern slavischen Völkern gab es bei ihnen außer den Häuptlingen keinen hohen Adel. Jeder Freigeborne (Pan) gehörte dem niedern Adel an, aus ihrer Mitte waren die Vorsteher der Gerichtsbezirke, sie hießen Zupane. Das gemeine Volk lebte in einem Zustande der Leibeigenschaft, und wohnte in Dörfern unter der Aufsicht von Starosten; auch gab es Städte, wo Handel und Gewerbe in größerem Umfange getrieben wurden, doch ohne städtische Gemeindeverfassung, wie bei den Deutschen.

Die slavischen Häuptlinge waren vielleicht Nachkommen eines einzigen großen Herrscherhauses; sie besaßen ihre Würde erblich.

Die Religion dieser Völker war Götzendienst, und stand zugleich mit ihren politischen Institutitionen in Verbindung; wenigstens wissen

---

1) S. hierüber v. Raumers regesta historiae brandenburgensis und die dazu gehörigen Charten und Stammtafeln, nebst dessen Buch über die älteste Geschichte und Verfassung der Kurmark Brandenburg.

wir, daß bei dem Hauptgötzen der Leutizier, dem Triglaff in Brandenburg nicht nur gottesdienstliche, sondern auch politische Zusammenkünfte stattfanden, indem sich die Häuptlinge mit dem Adel über Krieg und andere wichtige Angelegenheiten beriethen, wobei das Ansehen der Priester bedeutend miteinwirkte.

Bis auf Karl den Großen waren die Slaven ohne Anfechtung von ihren Nachbarn geblieben; der Sieger der Sachsen drohte auch ihnen, wiewohl nur vorübergehende Gefahr. So lange indessen die Normannen gefährliche Feinde für die Deutschen waren, hatten die nördlichen Slaven von ihnen nicht viel zu fürchten, denn es ist bekannt, welche hartnäckigen Kämpfe die karolingischen Fürsten mit den nordischen Seefahrern bestehen mußten. Erst den Herrschern aus dem sächsischen Hause gelang es festen Fuß auf slavischem Boden zwischen Elbe und Oder zu fassen. Nachdem die Besorgniß vor den Verheerungen der Ungern durch den bekannten Waffenstillstand auf Jahre beseitigt war, drang Heinrich I. siegreich über die Elbe, und eroberte durch den Frost, welcher die umgebenden Gewässer und Sümpfe gangbar machte, begünstigt, die wichtige Haupt-
927 stadt der Heveller, Brennabor. Er dachte auch auf Erhaltung seiner Eroberung, denn wir hören unmittelbar nach diesem Zuge von einem Vorsteher der Provinz der Rhetrer, Bernhard, aus sächsischem Geschlecht. Heinrich wollte, wie er den Norden durch Stif-
931 tung der Mark Schleswig geschützt hatte, so auch die Ostgränze durch Marken sicher stellen. Graf Siegfried von Merseburg
938 gebot vom Jahre 936 bis 938 längs der ganzen Slavengrenze, doch
938 erst sein Nachfolger Gero wird Markgraf genannt. Er in einer
bis 965 mehr als zwanzigjährigen Verwaltung erhielt den größten Theil der Slaven zwischen Elbe und Oder in Zinspflicht, aber nicht ohne wiederholt die heftigste Gegenwehr von ihnen zu erfahren. Nach seinem Tode wurden aus dem Gebiete, welches unter seiner Aufsicht gestanden hatte, drei neue Marken gebildet, die Nord- und Ostmark und die Markgrafschaft Meißen. Unter Geros Verwaltung war das Christenthum schon in das Gebiet der Slaven eingedrungen, doch freilich nicht als eine Religion der Duldsamkeit und des Friedens. Tugumir, ein Häuptling der Heveller, ward dem Kaiser Otto zinsbar und Christ, mußte aber seinen eigenen Enkel ermorden lassen um Anerkennung für seinen Schritt bei seinen Unterthanen zu finden.

Auch zwei Bisthümer wurden in dem neubekehrten Lande gegründet, in Havelberg 946, und drei Jahre darauf in Brandenburg, ohne daß jedoch die christliche Lehre wirklich zur Herrschaft darin gelangte. Die slavische Natur sträubte sich gegen germanische Cultur und Gesittung. Gewiß werden die Deutschen, welche von jeher auf die Slaven mit hochmüthiger Geringschätzung herabgesehen hatten, nicht wenig zu jenem Widerwillen beigetragen haben, wie uns das Beispiel Dietrichs, welcher in der Nordmark dem tapfern Gero folgte, sehr genügend zeigt. Die Absetzung des unbesonnenen Markgrafen beschwichtigte die Wuth des allgemeinen Slavenaufstandes nicht; sein 983
Nachfolger Lothar, aus dem Hause Walbeck, konnte trotz aller seiner bis 1003
Anstrengungen kaum die deutsche Grenze schützen, geschweige denn im slavischen Gebiete die deutsche Herrschaft nebst dem Christenthum aufrecht erhalten. Heinrichs II. Absicht, durch Milde die Slaven zu gewinnen, gelang nicht; das Band, welches sie bisher an das deutsche Reich fesselte, kann unter ihm als gelöst betrachtet werden. Lothars Sohn, Werner, ward im Jahr 1009 abgesetzt. Unter den ihm folgenden Markgrafen aus dem Hause Haldensleben, Bernhard I. und II. und Wilhelm bis zum Jahr 1056 stellte sich das Verhältniß nicht günstiger, obgleich Kaiser Konrad II. nebst den Böhmen und Polen auch das Grenzland der Leutizier wieder unter die Herrschaft des deutschen Reiches brachte. Der Haß gegen das Christenthum ließ nicht nach, sei es nun aus Anhänglichkeit an die alte volksthümliche Religion, oder wegen des Druckes, den bei der Zehntenerhebung die oft habsüchtigen Priester mit unchristlicher Strenge ausübten. Um so merkwürdiger war das Unternehmen des Obotritenfürsten Gottschalk in Mecklenburg, sich die Oberherrschaft über alle Slaven längs der Elbe zu erwerben, und dabei durch die Einführung des Christenthums seine Landsleute zur Höhe deutscher Bildung zu erheben. Doch auch sein Plan mißlang, und noch einmal erhob sich das Slaventhum siegreich an diesen Grenzen des deutschen Reiches. Die Ermordung Gottschalks wurde das Zeichen zu einer wüthenden Verfolgung des Christenthums, welche es gründlicher ausrottete als alle vorhergehenden Empörungen. Diese große Bewegung geschah, während das Haus Stade im Besitz der markgräflichen Würde in der Nordmark war. Der erste Fürst aus diesem Hause, Markgraf Udo I., starb schon im Jahre 1057. Seine Nachfolger sind

Udo II. von 1057 bis 1082, Heinrich I. bis 1087, Lothar Udo bis 1106, Rudolf bis 1114, und neben ihm Hilperich von Plötzke, Heinrich II. bis 1128 und Udo IV. bis 1130. Hierauf ernannte der Kaiser Lothar II. den Sohn des vorher erwähnten Hilperich, Conrad von Plötzke zum Markgrafen der Nordmark, einen durch alle ritterlichen Vorzüge ausgezeichneten Fürsten, der jedoch sehr frühzeitig im Jahre 1133 nicht weit von Monza auf dem Römerzuge Lothars I. fiel. Mit der Nordmark ward Albrecht, Graf von Ballenstädt belehnt.[1])

Im Anfang des zwölften Jahrhunderts gelang es den Grenzfürsten an der Elbe, sowohl den Markgrafen der Nordmark als auch den Grafen von Ballenstädt, wieder festen Fuß auf dem rechten Ufer des Stromes zu fassen. Nicht nur das Land zwischen Elbe und Havel, sondern auch südlich bis nach Zerbst und Coswig hinab wurde mancher Gau im slavischen Lande mit den Waffen den Feinden abgenommen, und natürlich, um den Besitz zu schützen, sogleich germanisirt.

---

1) S. über diesen ganzen Abschnitt Helwings Geschichte des brandenburgischen Staats, Th. I.

I.

Gründung der Mark Brandenburg durch die Markgrafen aus dem ballenstädtschen Geschlecht.

1133—1320.

Die Colonisation des rechten Elbufers durch deutsche Anbauer unter dem Schutze eines so mächtigen Fürsten wie Albrecht der Bär, nachdem er die Nordmark erhalten, warf eine festere Grundlage zur Errichtung einer dauernden Macht zwischen der Elbe und Oder, als bisher von den deutschen Gebietern erreicht worden war. Was später wirklich erfolgte, wäre schon früher geschehen, wenn nicht der heftige Kampf mit den Welfen Albrecht von der Verfolgung seiner ursprünglichen Pläne längere Zeit abgehalten hätte. Kaum war der Streit geschlichtet, so nahm er dieselben mit verdoppeltem Eifer auf, und ein glücklicher Umstand begünstigte den Erfolg. Ein Fürst der Heveller, Pribislav, ward Christ, überließ Albrecht, oder vielmehr seinem Sohn Otto, dessen Pathe er war, das Land der Heveller oder Stoderaner, und fügte durch ein Testament nach seinem Tode um
noch die Zauche hinzu, so daß die Besitzungen des Hauses Ballen- 1140
städt sich weithin über das nördliche und südliche Ufer der Havel ausdehnten. Um das Jahr 1144 schon schrieben sich Albrecht und sein Sohn Otto Markgrafen von Brandenburg; wahrscheinlich waren unter diesem Namen seine Besitzungen zu einem Erzfürstenthum erhoben und von der ehemaligen Verbindung mit dem Herzogthum Sachsen befreit, nachdem er dieses durch die Wiedereinsetzung Hein- 1142
richs des Löwen in einen Theil seiner väterlichen Besitzungen hatte aufgeben müssen. Von da an kommt der Name Nordmark, (marca septentrionalis, aquilonalis) oder was dasselbe bedeutete, Markgrafschaft Salzwedel, außer Gebrauch. Da man aber mit der Idee dieses Erzfürstenthums das Recht der Oberaufsicht über alle Länder der ehemaligen Leutizier, die sich wahrscheinlich aus des Markgrafen

Gero Zeiten herschrieb, verband, so veranlaßte dies die Nachfolger Albrechts zur Eroberung des Barnim, der Uker- und Neumark, so wie zu der Behauptung, daß ganz Pommern ein Lehen der Kurmark sei. Im Jahre 1157 starb Pribislav, oder, wie er nach der Taufe sich nannte, Heinrich, während Albrecht und sein Sohn abwesend waren. Diesen Umstand benutzte ein Verwandter des Verstorbenen, Namens Jazco, und bemächtigte sich Brandenburgs, welches aber Albrecht der Bär in demselben Jahre noch wieder eroberte. Der glänzenden Waffenthat folgte die Germanisirung des Havellandes und der Zauche.

Da das neuerworbene Land theils durch den Krieg, theils auch durch den freiwilligen Abzug der Slaven, welche sich nicht zum Christenthum bekehren wollten, entvölkert war, so mußte man um so mehr für deutsche Ansiedler sorgen. Die Chronisten melden, selbst aus Holland habe Albrecht seine Staaten bevölkert; ob sich aber diese holländischen oder niederrheinischen Colonisten auf dem rechten Elbufer in den neuen Besitzungen angesiedelt haben, läßt sich nicht nachweisen.[1]) Auch die Gründung neuer Städte auf diesem Gebiete, die Erhebung schon bestehender Ortschaften zu Städten, die Ansiedelung der geistlichen Ritterorden sind in beschränkterer Weise, als dies bisher meistens geschehen, dem ersten Markgrafen aus dem Hause Ballenstädt zuzuschreiben; alles dies, so wie die Eroberung des Landes zwischen Havel, Spree und Oder ist vielmehr das Werk seiner Nachfolger.

Außer diesen schönen friedlichen und segensreichen Bemühungen des Markgrafen Albrecht wissen wir nicht viel mehr von dem ferneren Verlauf seiner Regierung. Er war ein treuer Anhänger des Kaisers in seinen Kämpfen mit den Päpsten und den Italiänern. Als gläubiger, frommer Christ folgte er der Richtung jener Zeit, in-
1158 dem er eine Wallfahrt nach Jerusalem vielleicht zum Dank für die glorreiche Beendigung seines Zuges gegen Brennabor unternahm. Mit seinen deutschen Nachbarn lebte er in gutem Einverständniß, außer daß er nebst den andern sächsischen Fürsten den Anmaßungen Heinrichs des Löwen entgegentrat.

Zu der Zeit, als er die Verwaltung der Nordmark übernahm, erhob sich auch das für die politische und allgemein menschliche Ent-

1) v. Wersebe über niederländische Colonien u. s. w.

wickelung Deutschlands so unendlich wichtige Kaiserhaus der Hohenstaufen. Von den ersten Tagen seines Entstehens an schlossen sich Albrecht und seine Nachkommen fest an dasselbe an, und begleiteten es in unwandelbarer Treue bis zu seinem tragischen Sturze. Kaum hatte König Konrad III. den Thron Deutschlands bestiegen, so gewann er den Markgrafen Albrecht durch die Uebertragung des Herzogthums Sachsen, an welches dieser, auch ein Enkel des Herzog Magnus wie der geächtete Heinrich der Stolze, gerechte Ansprüche zu haben glaubte. Wenn er in diesem ersten Kampfe der welfischen und gibellinischen Partei dem Glück seines übermüthigen Gegners wich, so blieb ihm doch die Gunst des Kaisers, der ihn bald für die Entsagung seiner Erbrechte dadurch entschädigte, daß er ihm weite Vollmacht für seine Eroberungen in den Slavenländern gab; auch erhob sich ja das Haus Ballenstädt, als ein ähnliches Verhängniß über Heinrich den Löwen wie über seinen Vater hereinbrach. Sonst blieben die Markgrafen den großen politischen Stürmen, welche die Hohenstaufen erschütterten und zuletzt zu Boden stürzten, im Ganzen fremd, weil eben der Kampf um die Sicherung der Grenzen gegen die Slaven ihre unabläßige Gegenwart in ihren Besitzungen erforderte. Von der Zeit an, wo sich die Macht des deutschen Ordens in dem heidnischen Preußen bildete, nahmen die Markgrafen nicht selten an den Kämpfen der Ritter ruhmvollen Antheil.

Nach Albrechts Tode erhielt sein ältester Sohn Otto die mark- 1170
gräfliche Würde. Von den übrigen ist der jüngste, Graf Bernhard von Aschersleben, besonders wichtig, weil er nach Heinrich des Löwen Aechtung Herzog von Sachsen und Stammvater der anhaltinischen Fürsten wurde. Der Sturz des welfischen Hauses und die Verminderung des ehemals so mächtigen Herzogthums Sachsen trugen nicht wenig dazu bei das Ansehen des neuen Markgrafenthums an der Slavengrenze emporzuheben. Otto war einer der angesehensten deutschen Reichsfürsten; auf dem berühmten Reichstag von Mainz im Jahre 1184 versah er beim Kaiser das Amt eines Erzkämmerers, welches schon Konrad III. zur Entschädigung für das Herzogthum Sachsen dem Gründer der askanischen Linie auf die Markgrafschaft Brandenburg übertragen hatte.

Otto starb 1184. Sein erstgeborner Sohn, Otto II. folgte ihm in der markgräflichen Würde, die beiden andern, Heinrich und Al-

bert II. werden Grafen von Gardelegen und Arneburg genannt. Otto II. herrschte bis 1205, und nach ihm allein in dem ganzen Markgrafenthum Albert II. bis zum Jahre 1220. Ottos Söhne setzten das Werk ihres Vaters und Großvaters eifrig fort; die letzten Reste der Slaven bis zur Oder wurden unterworfen, und das immer noch entvölkerte Land durch neue Ansiedelung gehoben. Zu diesem Zwecke wurden von ihnen der Sitte der Zeit gemäß viele Klöster gestiftet; gewiß dehnten sich auch unter ihnen die Ansiedelungen der geistlichen Ritterorden, welche schon unter Albert I. ins Land gekommen waren, und mit denen Albert II., als er 1190 an der Eroberung Accons Theil nahm, leicht dort in nähere Beziehung getreten sein kann, damals weiter in der neugegründeten Mark aus. Uebrigens schützte die Markgrafen ihre Freigebigkeit gegen die Kirche nicht vor einem verderblichen Zwiste mit einem ihrer vornehmsten Diener im nördlichen Deutschland, dem Erzbischofe von Magdeburg. Streitigkeiten wegen vorbehaltener Zehnten und anderer Ansprüche, deren rechtlicher Grund wohl schwer ganz zu ermitteln ist, hatten den Markgrafen den Bann der Kirche zugezogen. Die schrecklichen Folgen dieser Strafe, welche doppelt schwer auf die Fürsten ihren neuen und zum Theil nur gezwungenen Gehorsam leistenden Unterthanen gegenüber fallen mußte, zwangen sie endlich die Aussöhnung um einen sehr theuern Preis zu erkaufen. Die beiden Fürsten, Markgraf Otto II. und sein Bruder Albert II. übergaben 1197 ihr Land der magdeburgischen Kirche, und erhielten es im folgenden Jahre als ein Lehen von derselben zurück.[1])

Das Haus Ballenstädt hatte sich stets anhänglich an die Hohenstaufen gezeigt. Diese Anhänglichkeit bewährte sich auch nach dem Tode Heinrichs VI. Daß nach Philipps Ermordung Albert den Welfen Otto begünstigte, ist wohl ganz natürlich; auch wandte sich der Markgraf, sobald er von seinem Eide gegen diesen Fürsten entbunden war, sogleich dem neuen hohenstaufischen Herrscher zu. Erwäh-
1217

1) Die ganze Sache bleibt immer räthselhaft. Man begreift nicht wie der Kaiser zu einer solchen Veränderung aller Verhältnisse seine Zustimmung geben konnte. Außerdem hören wir nicht, daß Magdeburg jemals seine Ansprüche später ernstlich verfolgt hat, und dazu hörten die Markgrafen keinen Augenblick auf unmittelbare Fürsten des deutschen Reichs zu sein.

nen müssen wir noch, daß Albert II. im Kampfe mit den pommerschen Herzögen die beiden barnimschen Kreise gewann.

Von dem Tode Alberts II. an theilte sich das ballenstädter Haus in zwei Fürstenlinien, die Stendaler und Salzwedeler, welche beide ein Jahrhundert später erloschen.

Markgraf Albert II. † 1220.

M. Johann † 1166.				M. Otto † 1267.		
M. Johann † 1281.	M. Otto m. d. Pfeil † 1308.	M. Conrad † 1304.	M. Heinrich † um 1315.	M. Otto der Lange † 1298.	M. Albert † 1301.	M. Otto † 1303 als Tempelritter.
M. Johann † 1305.	M. Otto bis 1297.	M. Waldemar † 1319.	M. Heinrich als der letzte unter Herzog Wratislavs v. Pommern Vormundschaft † 1320.	M. Herrmann † 1307.		
				M. Johann unter Waldemars Vorm. bis 1314. † 1317.		

(M. Johann † 1305., M. Otto bis 1297. und M. Waldemar † 1319. sind Söhne des M. Conrad.)

Die Markgrafen Johann I. und Otto III. werden als ausgezeichnete Fürsten, die das Wohl ihres Landes förderten und den Glanz desselben erhöhten, in der Geschichte dargestellt. Unter ihnen erhoben sich die Städte der Mittelmark im Wetteifer mit denen der Altmark und des übrigen nördlichen Deutschlands. Brandenburg beginnt zu blühen, Frankfurt wird gegründet, Berlin, dessen Ursprung dunkel ist, unter ihrer Herrschaft zum ersten Mal genannt. Diese Städte, mit Freiheiten begabt, die allerdings von den Fürsten nicht ohne pecuniaire Opfer erhalten, jedoch auch von ihnen, da sie in der freien Bewegung ihrer Unterthanen die wahre Stärke des Landes erkannten, dafür fest verbürgt wurden, sehen wir bald als wichtige Plätze für die nördlichen und östlichen Handelszüge, so wie als Sitze eines gesegneten Gewerbfleißes. Aber auch durch glückliche Kriegszüge erlangten die Markgrafen Ruhm. Anfangs waren sie zwar unglücklich gegen den Erzbischof von Magdeburg, von dessen Truppen sie 1229 bei Plauen aufs Haupt geschlagen wurden; etwas später gerieth sogar Markgraf Otto in die Gefangenschaft des Bischofs von Halberstadt, doch gelang es bald darauf den beiden Brüdern den
Prälaten in ihre Gewalt zu bekommen, und ihm das schwere Löse- 1241
geld, 1600 Mark nebst der Burg Alvensleben wieder abzubringen.

Mit den pommerschen Herzögen erneuerte sich oft der Kampf. Schon Kaiser Friedrich I. hatte dem Markgrafen Otto I. die Lehns-

herrlichkeit über Pommern aufgetragen, wahrscheinlich um desto sicherer den Einfluß Dänemarks auf dieses Land zu vernichten. Das oberlehnsherrliche Recht Deutschlands auf Pommern war immer fraglich gewesen, und demnach das Geschenk für Brandenburg ein sehr unsicherer Besitz, der nur durch erfolgreichen Kampf befestigt werden konnte. Daher hätte den Markgrafen die Bestätigung der Anrechte
1217 auf Pommern durch Friedrich II. wenig geholfen, wenn nicht durch die siegreichen Waffen Johanns und Ottos die Herzöge zur wirklichen Anerkennung der Lehnbarkeit und zur Abtretung der Uckermark
1250 gezwungen worden wären. Auch das Land Lebus, welches bisher unter polnischen Gebietern gestanden hatte, ward mit der Mark durch die Waffen vereinigt; der Besitz dieses Landes bahnte den Weg zur Eroberung des slavischen Gebietes jenseits der Oder, d. h. der Neumark, um welches seit alten Zeiten die pommerschen und polnischen Fürsten mit einander gekämpft hatten.

In Reichsangelegenheiten blieben die beiden Brüder dem Hause der Hohenstaufen, so lange seine Herrscher sich der deutschen Angelegenheiten annahmen, unverbrüchlich treu; sie suchten während des Interregnums wenigstens in ihrem Gebiete die im allgemeinen so sehr vermißte Ruhe und Ordnung mit kräftiger Hand aufrecht zu erhalten.

Beide Fürsten hatten gemeinschaftlich ihre Länder regiert, da sie aber zahlreiche Nachkommenschaft besaßen, so mußten sie, um Zwietracht zu vermeiden, in spätern Jahren zu einer Theilung schreiten. Von allen ihren Nachkommen sind Otto mit dem Pfeil und sein Neffe Waldemar die wichtigsten, beides gewaltige Kriegshelden. Ersterer erwarb die Lausitz, und machte Eroberungen in Pommern, dagegen lief sein Versuch, das magdeburger Capitel wegen der Zurücksetzung, welche der brandenburgische Prinz Erich bei Gelegenheit der Erzbischofswahl erfahren hatte, zu bestrafen, so traurig ab, daß
1278 er nach der verlornen Schlacht bei Frohse in die Gefangenschaft des Erzbischofs Günther fiel, eine Zeit lang in einen Käfig gesperrt wurde, und nur für ein Lösegeld von 4000 Mark Silber seine Freiheit wieder erhielt. Außer durch seinen kriegerischen Muth ist Otto auch als Minnesänger berühmt.

Waldemar ist der kühnste und gewaltigste unter den Nachfolgern Albrechts des Bären. Vormund für seinen Vetter Johann aus der ottonischen Linie, beherrschte er von 1307 bis 1314 die ganze Mark.

Schwer fühlten die Nachbarn seine Hand, ja selbst den mächtigen Königen von Polen und Dänemark wurde er gefährlich. Er eroberte Danzig und das Land um den Ausfluß der Weichsel, trat aber seine 1309
Eroberung für 10,000 Mark Silber an den deutschen Ritterorden ab. Unter seinen andern Kämpfen war der gegen Friedrich mit der gebissenen Wange, Markgrafen von Meißen, besonders glücklich. Glänzend rächte er sich an diesem Fürsten für seinen feindlichen Einfall in die Mark, indem er ihn schlug und gefangen nahm. Friedrich mußte seinen Ansprüchen auf die Niederlausitz entsagen und ein Lösegeld von 30,000 Mark Silber entrichten. 1312
Wenige Jahre später sehen wir Waldemar auf allen Seiten von seinen Nachbarn angegriffen; doch hier zeigte er sich fast noch glorreicher als auf seinen frühern Eroberungszügen, denn er widerstand der großen Uebermacht so mannhaft, daß er ungeschwächt aus dem Kampfe hervorging. Die alten Ansprüche des Erzstiftes Magdeburg beseitigte er für immer durch einige ganz geringe Opfer.

Dieselbe Kühnheit, mit welcher Waldemar in dem Kampfe gegen seine Feinde auftrat, zeigte er auch seinen Unterthanen gegenüber, wenn es sich um die Aufrechthaltung seines fürstlichen Ansehens handelte. Die vielfache Theilung des Landes hatte die Fürsten in finanzielle Verlegenheiten gestürzt, aus denen sie sich oft nur durch Veräußerung nicht nur ihrer Einkünfte, sondern auch ihrer Hoheitsrechte zu ziehen vermochten. Solchen Beschränkungen entzog sich Waldemar, indem er den Widerspruch seiner Unterthanen, auch wenn er sich auf Rechtstitel gründete, so bald er ihn für unbillig hielt, mit Gewalt niederdrückte.

Die große Macht dieses Fürsten, welche den Besitzern der Mark in nächster Zukunft die Herrschaft über das nordöstliche Deutschland versprach, zerfloß unmittelbar nach seinem Tode. Waldemar starb schon 1319, und ein Jahr darauf sein Neffe Markgraf Heinrich als der letzte Nachkömmling Albrechts II. Große Stücke wurden von 1320
dem Lande abgerissen, der Rest ein Jahrhundert hindurch von Fürsten beherrscht, die nie in ihrem Besitzthum heimisch werden konnten noch mochten.

Wir haben schon früher gesehen, daß die Markgrafen von Brandenburg wegen des auf dem Lande ruhenden Erzkämmereramtes seit Konrad III. einen ganz besonderen Einfluß bei der Kaiserwahl er-

halten hatten. Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts waren besonders sieben Wahlstimmen, drei geistliche der rheinischen Bischöfe, und vier weltliche, wegen der freilich noch nicht ganz fest vertheilten Erzämter, für die Ertheilung der römischen Königswürde wichtig geworden, und so war das Ansehen dieser bevorrechtigten Reichsstände bedeutend gestiegen. Mit der Erhebung Rudolfs von Habsburg
1273 stellte sich die Siebenzahl der Wahlfürsten fest. Sie ward in der Markgrafschaft Brandenburg, in welcher damals die beiden Linien, die johanneische und die ottonische herrschten, gemeinschaftlich, wie dies bis zur Einsetzung der goldnen Bulle Gebrauch war, ausgeübt; wir hören nicht, daß jemals Uneinigkeit unter ihnen einer Wahl wegen ausgebrochen sei, während andere Fürstenhäuser z. B. das sächsische bei der nach dem Tode Heinrichs von Luxemburg sich zum großen Nachtheile der deutschen Reichsangelegenheiten spaltete, und durch die dadurch erfolgte doppelte Wahl einen blutigen Bür-
1314 gerkrieg erregte. Das anhaltinische Haus war großentheils in allen wichtigen Angelegenheiten einig und deßhalb stark.

Der größte Theil der Markgrafschaft Brandenburg verdankt, kann man wohl sagen, seine ganze Existenz den Fürsten aus dem Hause Ballenstädt; denn wieviel auch von dem Lande schon vor der Erwerbung Albrechts I. und seiner Nachkommen von den Slaven kultivirt war, so erlitt doch diese Cultur durch die Deutschen eine vollkommene Umgestaltung, deßhalb scheint es auch ganz natürlich, daß die Markgrafen in ihrer neuen Schöpfung eine größere Machtvollkommenheit erhielten, als wir dies in andern Theilen des deutschen Reiches finden. Die slavischen Momente waren zwar in der Bevölkerung nicht ganz unterdrückt, sie hielten sich noch lange nach dieser Zeit fest, jedoch war die Starrheit des slavischen Geistes durch die allgemeine Einführung des Christenthums überwunden. Zahlreiche Klöster, nach den Verhältnissen des Landes reich dotirt, verbreiteten sich über die Mark, und sorgten, neben der freilich dürftigen Cultur des Geistes (sie waren die einzigen Quellen wissenschaftlicher Kenntniß) mit weit günstigerem Erfolg für die Cultur des Bodens. Drei Bisthümer, von Brandenburg, Havelberg und Lebus lagen in dem märkischen Gebiete, sie blieben aber unter Landeshoheit des Markgrafen. Der Standpunkt der geistigen Entwickelung war unendlich niedrig, und wenn auch Otto IV. als einer der berühmten Minne-

sänger in der manessischen Sammlung genannt wird, so war dies gewiß eine seltne Ausnahme in dem an Kunst und Wissenschaft ödem Lande.[1])

Wie in ganz Deutschland finden wir in Brandenburg das Lehnwesen. Die Kriegsmannschaft des Fürsten bestand aus dem Adel und dem Contingente, welches die Prälaten stellen mußten. Auch Bürger bildeten eine bewaffnete Macht, die aber bald durch Privilegien auf die Vertheidigung ihrer eignen Mauern beschränkt wurde. Die Städte hielten ihre Mittel zur Vertheidigung für so genügend, daß sie sich oft vertragmäßig von der Aufnahme landesherrlicher Truppen selbst in Kriegszeiten freimachten.[2]) Vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts schließen Städte untereinander Bündnisse zu gegenseitiger Gewährleistung ihrer Sicherheit, obwohl dies häufiger erst nach dem Tode Waldemars vorkommt[3]), ein Beweis, daß von dieser Zeit an die willkührliche Befehdung, welche den Zustand des deutschen Reiches damals so unselig machte, auch die Mark zu beunruhigen anfing. Die Bauern waren der Regel nach nicht zum Kriegsdienste verpflichtet, doch kommt auch mitunter ein allgemeines Aufgebot vor, freilich immmer nur zur Vertheidigung des eignen Heerdes. Daß sie das Recht hatten die Waffen zu führen, kann uns nicht wundern, denn die deutschen Anbauer, welche sich auf dem märkischen Grund und Boden niederließen, waren und blieben frei, und kommt Hörigkeit bei Einzelnen oder ganzen Gemeinden vor, so muß man annehmen, daß sie aus der frühern slavischen Verfassung in die spätern Verhältnisse übergegangen ist.

Schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurden die Städte wohlhabender und lernten den Luxus kennen. Freilich waren alle Verhältnisse selbst gegen die ihrer Schwestern im südlichen Deutschland gehalten, durchaus sehr bescheiden. Weniger noch als die Städte läßt sich der Adel der Mark mit dem süddeutschen vergleichen. Die glänzenden Turniere und Feste, welche bei jenem so ge-

1) Uebrigens muß man eine solche Erscheinung nicht zu hoch anschlagen, wie dies wohl von manchen Darstellern der brandenburgischen Geschichte geschehen ist, denn jene Natur- oder auch, wenn man will, Kunstsänger, besaßen oft im Grunde nur wenig von dem, was wir Bildung nennen.

2) Vergl. darüber meine Geschichte der märk. Städteverfassungen Bd. I. S. 302.

3) S. Ebend. S. 308.

wöhnlich waren, lassen sich hier im Norden nicht nachweisen, gewiß aber fanden sie daselbst nur äußerst selten statt.

Adel und Städte waren in ihrer Stellung zum Fürsten meistens von einander getrennt. Dieser verhandelte in allen öffentlichen Angelegenheiten mit den Vasallen und Städten besonders, ja letztere setzten sich oft in einzelnen Verträgen mit ihm rücksichtlich ihrer Leistungen auseinander. Alles war Einzelvertrag; Landtagsversammlungen von Abgeordneten des Adels der Geistlichkeit und der Städte finden wir zu jener Zeit noch nicht.

Die Abgaben, welche der Fürst von seinen Unterthanen verlangte, hießen Beden (precariae). Er trug ihnen seine Bedürfnisse vor, und ersuchte um Abhülfe derselben; davon der Name. Sie wurden unregelmäßig, wie es das Bedürfniß erheischte, erhoben. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde diese Bede auf eine bestimmte Abgabe gesetzt, und nur noch in ganz bestimmten durch die
1281 Verträge darüber festgesetzten Fällen, z. B. bei Aussteuer der fürst-
und
1282 lichen Kinder u. s. w. eine außerordentliche Subvention gefordert[1]). Ein Theil der Güter des Adels war von Abgaben frei, insofern nämlich persönlicher Dienst darauf haftete, für den Ritter sechs, für den Knappen vier Hufen. Die bedeutendsten Einkünfte erwuchsen dem Fürsten aus den Städten, in denen sie Gefälle aller Art vom Gewerbe namentlich vom Handel erhoben. Deshalb beförderten sie auch dieselben durch Privilegien, und machten sie auf diese Weise reich, damit ihr Reichthum ihnen und dem Bedürfniß des Landes zu Gute käme. Zu den Quellen dieses Reichthums gehört unter andern ihre Verbindung mit den Seestädten der Nord- und Ostsee, namentlich mit Lübek. Sie begann schon im dreizehnten Jahrhundert, und man sieht leicht ein, daß die Vortheile noch größer wurden, als jene Seestädte sich zu dem wichtigen Verein der Hanse zusammenschlossen; doch gehört dies erst der nächstfolgenden Zeit an.

Je lebhafter der Handel schon war, um so mehr muß man sich wundern, daß ein so unvollkommenes Münzwesen, wie wir es im vierzehnten Jahrhundert finden, noch immer beibehalten wurde. Zwar prägte man nicht mehr Bracteaten mit ganz rohen Zeichen, sondern bediente sich schon eines künstlicheren Stempels auf beiden

1) S. Geschichte der märk. Städteverfassungen Bd. I. S. 250.

Seiten; aber die Pfennige (denarii), welche nur ein Jahr lang galten, mußten nach Verlauf desselben, am ersten Markttage nach Jakobi, (gewöhnlich im August) gegen Verlust von einigen Pfennigen ausgelöst werden [1]).

Des Fürsten Stellvertreter in der Verwaltung waren die Vögte (advocati); sie beaufsichtigten ihre Vogteien, auch die Gerichtsbarkeit war in ihren Händen, in so fern sie nicht schon von Einzelnen oder von Corporationen, namentlich von Städten im Bereich ihres Gebietes erworben war. Die Geistlichkeit hatte wie überall in jener Zeit ihre eigenen Gerichte [2]).

1) Schillinge wurden gar nicht geprägt, sie waren nur Rechnungsmünze. Finkenaugen sind keine ältere Münze, sie kommen erst im vierzehnten Jahrhundert in der Mark vor. Nachrichten der Art schreiben Neuere noch oft aus dem Gallus ab, der wenigstens für die ältere Zeit nicht eben gewissenhaft in seinen Angaben ist.

2) Ueber das Gerichtswesen und im Allgemeinen über den Zustand der Mark lese man nach Riedel: Die Mark Brandenburg im Jahre 1250, und über die Verfassung noch besonders Helwing: Geschichte des brandenburgischen Staats. Th. I.

II.

Markgrafen aus dem baierschen Geschlecht.

1324—1373.

1319 Schon nach Waldemars Tode erhoben sich Ansprüche von allen Seiten sowohl an einzelne Theile der märkischen Länder als auch an die vormundschaftliche Verwaltung des Ganzen. Die Oberlausitz unterwarf sich dem König Johann von Böhmen, während sich der Herzog Heinrich von Jauer, sein Vasall, und der Herzog Rudolf von Sachsen in die Niederlausitz theilten. Letzterer nahm auch die vormundschaftliche Regierung für den jungen Markgrafen Heinrich, die sich anfangs Agnes, die Wittwe Waldemars, angemaßt hatte, in Anspruch; er übte in vielen Theilen der Mark eine Zeit lang die landesherrlichen Rechte aus, wobei ihn seine Stammverwandschaft mit den brandenburgischen Markgrafen in den Augen der meisten Märker unterstützte. Doch nicht alle Theile des Landes waren damit zufrieden. Die Neumark wandte sich an den Vormund Heinrichs, Herzog Wratislav von Pommern-Wolgast, der sich auch in Gemeinschaft mit dem Herzog Otto von Stettin der Uckermark bemächtigte. Was von meißenschen Orten in Waldemars Händen gewesen war, unterwarf Friedrich mit der gebissenen Wange wieder seiner Bothmäßigkeit. Außer diesen Bewerbern suchten sich noch die mecklenburgischen Fürsten, auf Verwandschaft mit dem markgräflichen Hause fußend, in der Priegnitz festzusetzen, und auch das Erzstift Magdeburg verfehlte nicht bei dieser Gelegenheit mit seiner alten Ansprüchen hervorzutreten.

Die Markgräfin Agnes verließ bald den Schauplatz des Streites; wenige Monate nach dem Hintritte ihres berühmten Gemahls schloß sie eine Verbindung mit Herzog Otto von Braunschweig, unter dessen Schutze sie bis an ihren Tod die Altmark, das ihr zugewiesene Wittwengut, besaß.

König Ludwig der Baier, der seinen Gegner damals noch nicht
überwältigt hatte, erklärte den jungen Markgrafen Heinrich für voll-
jährig, doch vergebens, denn letzterer starb kurze Zeit darauf, und 1320
gab so durch seinen Tod den Prätendenten eine noch begründetere
Veranlassung ihre Ansprüche geltend zu machen. Viele Herren gab
es jetzt in der Mark, und es mangelte daher nicht an feindlichen Berüh-
rungen. Es läßt sich auch denken, daß es nicht an Leuten fehlte,
welche die Herrenlosigkeit benutzten, um Gewaltthätigkeiten, ja Raub
und Mord zu verüben. Ein eigner Name, Stellmeiser kam damals
für Friedensstörer dieser Art auf.

Trotz dieser Anarchie war der Zustand der Mark nicht so be-
jammernswerth, als man ihn oft darstellt. Der Grund davon ist,
daß die Korporationen, namentlich die betriebsamen Städte, stark
genug waren sich selbst zu schützen, und die Unterbrechung des fried-
lichen Verkehrs mit kräftiger Hand zu verhüten. Die Städte er-
langten damals eine hohe Stufe des Reichthums und der Macht;
auf sich selbst angewiesen, schlossen sie unter sich Vereine zum Schutz
ihrer Interessen, und gewannen dadurch eine gewisse politische Mün-
digkeit, indem sie die Verwaltung ihrer Angelegenheiten von jedem
äußeren Eingriff frei machten. Sogar aus der Theilung der landes-
herrlichen Macht zogen sie Vortheil, indem sie ihre Huldigung im-
mer nur für kostbare Privilegien verkauften. Um diese Zeit wurden
Berlin, Frankfurt, Brandenburg, Prenzlau, Stendal und Salzwedel
reiche Städte, und ihre Verbindung mit der damals immer mächtiger
werdenden Hanse gab ihnen einen festen Stützpunkt zur Behauptung
ihrer Selbstständigkeit.

Als die Schlacht von Ampfing dem König Ludwig den Sieg über 1322
seine Gegner gesichert hatte, schritt er dazu der Anarchie in der
Mark ein Ende zu machen. Die Mark war ein eröffnetes Lehen,
und nach dem Reichsgesetze keiner der Prätendenten so nahe ver-
wandt, daß er bei der neuen Lehnsauftragung hätte berücksichtigt
werden müssen; daher erhielt der König ohne Schwierigkeit die Ein-
willigung der Reichsstände für die Belehnung seines eigenen Sohnes 1323
Ludwig mit den streitigen Ländern. Der Lehnbrief ist vom 25. Juni
1324; in demselben ist zuerst des *Erzkämmereramtes* ausdrück-
lich als zur Mark Brandenburg gehörig gedacht.

Erst zwölf Jahr alt, stand der junge Fürst unter der Vormund-

2

schaft seines Vaters, die derselbe an bewährte treue Diener übertrug. Der König von Dänemark, Christoph, dessen Schwiegersohn der junge Fürst ward, und der Markgraf von Meißen, Friedrich der Ernsthafte, versprachen ihre Hilfe gegen alle einheimischen und auswärtigen Feinde. Wohl bedurfte Ludwig der ältere, so heißt er zur Unterscheidung von seinem Nachfolger, starken Beistandes, da außer seinen mächtigen Feinden noch der Bannstrahl des seinem Hause unversöhnlichen Feindes Johanns XXII. auf ihm lastete. Daher boten die Diener der Kirche in der Mark, namentlich der Bischof von Lebus, gern die Hand zu seinem Verderben. Dieser Prälat beförderte den Einfall der Polen in das Land; doch wurde die Geistlichkeit selbst hart genug bestraft, denn die heidnischen Litthauer, welche im Gefolge der Polen das Land verheerten, verschonten in ihrer
1325 wilden Wuth auch nicht die Kirchen und Klöster. Ueber 6000 Männer wurden als Gefangene hinweggeführt. Freilich litt meistens nur das platte Land diese Gewaltthaten; die Städte zeigten auch bei dieser Gelegenheit ihre Wehrhaftigkeit.

Als man sich von den Polen, die mit den Marianern in Kampf
1329 gerathen waren, befreit sah, dachten Ludwigs Räthe darauf den Pommern die Uckermark zu entreißen; aber die Märker verloren zwei Treffen bei Vierraden und Kremmen, gegen den tapfern Herzog von Stettin, Barnim IV. Im folgenden Jahre schloß man einen Vertrag, in welchem die Pommern fast alles, was sie von der Uckermark und Neumark an sich gerissen hatten, zurückgaben, dagegen aber die Verzichtleistung der Lehnsherrlichkeit vom Markgrafen ausbedungen wurde; doch empfing letzterer die Anwartschaft auf den
1332 Anfall von Pommern, wenn die Herzöge aussterben sollten. Da diese bald darauf vom Kaiser Ludwig die feierliche Belehnung er-
1338 hielten, so galten sie von jetzt an für unmittelbare Reichsstände.

Inzwischen war der Kampf zwischen dem wittelsbachschen Hause und dem Papste immer heftiger geworden. An die Stelle des Hauses Habsburg stand jetzt das luxemburgische, da nach dem Tode der
1334 Herzogin Agnes König Johann von Böhmen feindselig gegen Ludwig aufgetreten war; mit ihm verband sich das Erzstift Magdeburg, welches seine alten Ansprüche auf die Altmark in diesen drangvollen Zeiten geltend zu machen suchte. Ludwig zeigte sich deshalb um so eher geneigt mit dem Erzbischofe zu einer friedlichen Ausglei-

chung zu gelangen, wiewohl jener verlangte, daß er die magdeburgische Lehnsherrlichkeit anerkennen, und ein nicht unbedeutendes Gebiet als Preis des Friedens abtreten sollte. Mit dem Herzog Otto 1336
aber kam es zu einer blutigen Entscheidung; eine verlorne Schlacht zwang letzteren die Altmark, welche ihm auf Lebenszeit zugesichert war, für eine Entschädigung von 3450 Mark Silber herauszugeben. 1343

Ein Jahr vorher hatte sich Markgraf Ludwig mit der berüchtig- 1342
ten Margarethe Maultasch, der Erbin von Tyrol, vermählt. Ihre Ehe mit Johann Heinrich, dem zweiten Sohne König Johanns von Böhmen hatte der Kaiser Ludwig nach seiner von dem gelehrten Wilhelm Occam ihm zugesprochenen Machtvollkommenheit, in Folge eines sehr scandalösen Prozesses geschieden, und so die neue eheliche Verbindung möglich gemacht. Diese Begebenheit zog einen schweren Krieg zwischen beiden Parteien herbei. Ludwig der Aeltere behauptete sich in Tyrol gegen den Angriff Karls von Mähren, der unterdessen zum Gegenkönig erwählt worden war, doch der Tod des 1346
Kaisers Ludwig machte seine Stellung äußerst schwierig. Vergebens 1347
versuchte die baiersche Partei dem Luxemburger einen Gegenkönig aufzustellen, vergebens sich mit den Feinden zu versöhnen; alles schlug fehl. Um dem wieder ausbrechenden Kriege eine desto gefährlichere Wendung zu geben, bot Karl IV. seine Hand zu einem höchst unwürdigen Betrug. Die anhaltinischen Fürsten hatten, so lange der Kaiser Ludwig lebte, ihre Hoffnungen das Verlorne wieder zu gewinnen sorgfältig verhehlt aber nicht aufgegeben. Listig nährten sie seit langer Zeit die Unzufriedenheit der Märker mit ihrem Fürsten, der ihnen fremd geblieben war, und sie außerdem nicht auf die gewinnendste Weise behandelt hatte; sie bereiteten sich zu einem Hauptschlage vor. Hierzu sollte ihnen das Andenken des ruhmreichen Markgrafen Waldemar dienen. Ein ehemaliger Knappe desselben Jacob Rhebok, nun schon seit vielen Jahren Besitzer einer Mühle, wurde abgerichtet die Rolle des tapfern Fürsten zu spielen. Als Pilger erschien er bei dem Erzbischof von Magdeburg zu Wolmirstädt, und beglaubigte sich bei diesem, der ohne Zweifel mit in das Complot gezogen war, dadurch, daß er in den Becher, den man ihm mit einem Labetrunke gereicht hatte, den Ring des verstorbenen Fürsten warf. Dieser Umstand verschaffte ihm Zutritt bei dem Prälaten, dem er erzählte, „er sei vor 28 Jahren nicht gestorben, sondern eine

andre Leiche in der Klostergruft zu Chorin beigesetzt worden. Ihm sei damals wegen der Ehe mit seiner im verbotenen Grade ihm verwandten Gemalin und der dadurch verübten Blutschande das Gewissen erwacht; um sich von dem Frevel zu sühnen, habe er sich der Welt entzogen und zum Grabe des Herrn geflüchtet. Dort sei ihm die schmerzliche Kunde von dem Tode Heinrichs des Jüngeren geworden, und wie sein väterliches Erbe dem Stamme Albrechts des Bären entrissen würde. Die Liebe zu seiner Heimat habe ihn zurückgerufen; er fordere die Herrschaft zurück, um über dieselbe nach Neigung und Recht zu verfügen." Schwerlich würde der falsche Waldemar viel Anhänger in der Mark gefunden haben, wenn er nicht Gnadenbezeigungen und Privilegien mit vollen Händen verschleudert hätte. Letztere verlockten besonders die Städte, die gern jegliche Gelegenheit ergriffen um durch Ausdehnung ihrer Freiheiten, Geschäftsbetrieb und Wohlstand gegen Eingriffe von außen sicher zu stellen. Die Geistlichen unterstützten mit aller Kraft das Vordringen
1348 der anhaltinischen und magdeburgischen Truppen, indem sie die Märker vor dem aus der Kirchengemeinschaft Ausgeschlossenen warnten, und sogar auf diejenigen Bannflüche schleuderten, welche ihm anhängen würden. Karl IV. selbst an der Spitze königlicher Truppen vereinigte sich bei Müncheberg mit den Feinden Ludwigs, und erkannte den falschen Waldemar, welchen er seinen lieben Schwager nannte, als Markgrafen und Erzkämmerer des römischen Reiches an. Da fielen fast alle von ihrem rechtmäßigen Herrn ab, nur wenige außer den Städten Frankfurt, Spandau und Briezen blieben treu.

Ludwig war auf die Nachricht von diesen Unfällen schleunig aus Tyrol herbeigekommen, und hatte sich, da Widerstand in offnem Felde für den Augenblick unmöglich schien, in die Stadt Frankfurt geworfen. Hier trotzte er den vereinten Anstrengungen der Verbündeten. Karl kehrte bald nach Böhmen zurück; er fürchtete für seine eigene Existenz, denn der König von Dänemark und die Herzöge von Pommern erklärten sich für Ludwig, auch wandte die baiersche Partei ihren ganzen Einfluß an um dem luxemburgischen Hause einen Gegner aus ihrer Mitte als König entgegenzustellen. Günther von Schwarzburg
1349 nahm ihr Anerbieten an. Da ließ Karl IV. seinen Schützling fallen, gestand, indem er mit Stillschweigen die Belehnung des falschen Waldemar überging, dem baierschen Fürsten die Mark sowohl wie

die Graffschaft Tyrol zu, ja, er gab sogar der Forderung seines Gegners sich von Neuem wählen und krönen zu lassen, wozu ihm dieser die Reichskleinodien auslieferte, willfährig nach. Günther seinerseits trat für eine Entschädigung von 20,000 Mark zurück. Die Sache des falschen Waldemar wurde, um wenigstens den Schein eines rechtmäßigen Verfahrens zu behaupten der rechtlichen Untersuchung unparteiischer Fürsten unterworfen. Nach manchen Verhandlungen ward für beide Parteien ein Termin in Nürnberg vor dem Reichsober- 1350
haupte angesetzt; der falsche Waldemar und seine Beschützer erschienen nicht, denn viele Fürsten wollten eidlich erhärten, daß jener ein gemeiner Betrüger wäre, und somit sank für die anhaltinischen Fürsten jede Hoffnung je wieder in den Besitz der Mark zu kommen.

Karl, der aus jedem Umstande für sich einen Vortheil zu ziehen wußte, ließ sich von Ludwig eine Verzichtleistung auf die Oberlausitz ausstellen. Magdeburg wurde durch einen Strich der Altmark, Mecklenburg durch einige Besitzungen in der Priegnitz beschwichtigt. Die anhaltinischen Fürsten gingen leer aus. Vergebens suchte Rudolf von Sachsen noch eine Zeit lang mit den Waffen sein vermeintliches Recht zu behaupten, er mußte bald von seinem erfolglosen Unternehmen abstehen. Ueberhaupt durfte er nicht auf die Zuneigung der Märker rechnen. Die Wuth, mit welcher die Berliner den Propst von Bernau vor der Marienkirche steinigten, soll weniger durch seine 1334
ungebührliche Art den Zehnten einzufordern, als deshalb so gewaltsam ausgebrochen sein, weil man ihn für einen Anhänger Rudolfs gehalten habe.

Ludwig hatte zwar gesiegt, aber auch den Sieg theuer genug erkauft. Nicht die oben erwähnten Gebietsabtretungen waren das schlimmste, sondern die Menge von Zugeständnissen und Privilegien, die er seinen Unterthanen ertheilen mußte, um sie wieder zum Gehorsam zurückzuführen. Kein Wunder, daß er sich unter solchen Umständen aus der Mark wegsehnte. Bald nach diesen unangeneh- 1351
men Vorfällen schloß er mit seinem Bruder Ludwig dem Römer einen Vertrag, nach welchem er diesem und seinem noch unmündigen dritten Bruder Otto die ganze Mark Brandenburg für das, was sie in Oberbaiern besaßen, überließ; nur die Kurwürde behielt er sich für seine Lebenszeit vor. Dieser Vorbehalt fiel jedoch später durch die Bestimmung der goldnen Bulle, daß das Wahlrecht nur auf dem Kurlande 1356

ruhen könne, von selbst fort. Im Anfang des folgenden Jahres
1352 verließ Ludwig der Aeltere für immer die Mark.

Ludwig II., der Römer genannt, weil er in Rom geboren, regierte bis 1360 in seinem und seines Bruders Otto Namen allein; von da an theilte er die Herrschaft mit diesem. Obgleich die Feinde aus der Mark entfernt waren, hatte der neue Regent dennoch einen harten Stand. Der Krieg hatte die Finanzen erschöpft, und die Zugeständnisse, welche noch immer den schwierigen Unterthanen gemacht werden mußten, ließen von Tag zu Tag mehr die Quellen, aus denen die Mittel flossen, versiegen. Besonders schwere Opfer forderte die Aussöhnung mit der Kirche. Nur erst, als der Bischof von Lebus für seine Verluste mit einer Summe von 12,000 Mark Silber entschädigt war, erfolgte durch einen päpstlichen Bevollmächtigten die Aufhebung des Bannes für das Haus Baiern und alle seine
1354 Anhänger.

Mit dem Kaiser traten die Markgrafen dagegen in ein enges, freundschaftliches Verhältniß. Der schlaue Fürst hatte sich ihr Land als Beute ausersehen; der erste Schritt dazu war natürlich sie zu gewinnen und mit den übrigen Gliedern der Familie zu entzweien. An der goldnen Bulle, welche Ludwig dem älteren seine Kurwürde kostete, hatte Ludwig der Römer selbst mitgearbeitet. Die Spannung in der baierschen Fürstenfamilie wurde noch stärker, als
1361
1363 Ludwig der Aeltere und zwei Jahre darauf sein minderjähriger Sohn Meinhard starb. Oestreich riß Tyrol, Stephan, ein vierter Bruder Ludwigs, der früher mit Niederbaiern abgefunden war, gegen die bestehenden Verträge, Oberbaiern an sich. Der Kaiser, anstatt den brandenburgischen Markgrafen zu ihrem Rechte zu verhelfen, veranlaßte sie vielmehr, ihren Bruder und dessen Nachkommenschaft von der Erbfolge in der Mark Brandenburg auszuschließen und dieselbe dem luxemburgischen Hause zuzusagen. Schnell wurde die Erbeinigung zu Stande gebracht; ja Karl nebst seinem ältesten Sohne Wenzel nahmen schon den Titel Markgrafen von Brandenburg an.

1365 Nach dem Tode Ludwigs des Römers fiel die alleinige Herrschaft an den jüngsten Bruder Otto, einen schwachen, haltungslosen Fürsten. Obschon er seit 1360 als volljährig gegolten hatte, kehrte er doch willig unter die Vormundschaft des Kaisers wieder auf sechs Jahre zurück. Dieser hatte ihn mit einer seiner Töchter schon bei

Lebzeiten Ludwigs des Römers verlobt, setzte aber jetzt an die Stelle der jugendlichen Braut seine ältere Tochter Katharina, eine kinderlose Wittwe, ohne Zweifel, um die Möglichkeit rechtmäßiger Nachkommen zu entfernen, der er schon anderweitig dadurch vorzubeugen sich bemüht hatte, daß er den jungen Fürsten zu den zügellosesten Ausschweifungen verleitete. Einige Jahre darauf ward die Ehe wirk- 1369
lich geschlossen. Schon Ludwig der Aeltere und sein Bruder hatten viele Einkünfte und Gefälle hingeben müssen, um ihre dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten; bei Otto kam Leichtsinn und Verschwendung hinzu. Karl wehrte dem regellosen Treiben nicht, ja er beförderte es vielmehr; es lag in seiner Absicht seinen Schwiegersohn, der allerdings ganz unfähig zur Herrschaft war, so weit zu bringen, daß ihm selbst seine Stellung unhaltbar erscheinen sollte.

Ganz unerwartet jedoch erhob sich der schlaffe Otto plötzlich aus seiner bisherigen Gefühllosigkeit. Er rüstete sich um den pommerschen Herzögen, trotz einer urkundlichen Zusicherung von Seiten seines Schwiegervaters, die uckermärkischen Plätze, welche sie noch inne hatten, wieder zu entreißen. Während dieses Krieges langte Herzog 1371
Friedrich, Stephans Sohn, aus Baiern mit Hilfstruppen an; sie hatten einen Umweg über Ungern und Polen gemacht, deren Könige mit den wittelsbachschen Fürsten, um den Anwachs der böhmischen Macht zu hindern, im Bunde waren. Jetzt trat Otto mit seinen Absichten unumwunden hervor, indem er an die Stände der Neumark einen Befehl erließ, seinem Neffen die Erbhuldigung zu leisten. Auf diese feindselige Handlung antwortete Karl IV. durch eine Kriegserklärung. Er rückte von Böhmen aus in die Mark ein, ohne jedoch viel auszurichten, da Otto sich mit den Herzögen von Pommern und Mecklenburg verglich, und nun mit Ludwig von Ungern, seinem mächtigen Bundesgenossen, vereint, leicht jeder Gewalt trotzen konnte. Diesen für sich zu gewinnen oder wenigstens den baierschen Fürsten zu entfremden, war daher Karls erste Sorge. Der Plan, den Prinzen Sigismund mit des Königs Tochter Maria zu vermälen, verwirklichte sich zwar damals noch nicht, jedoch gab er Gelegenheit, den Eifer des mächtigen Gegners, welcher überdies durch die Türken schwer bedroht wurde, für seinen Bundesgenossen zu schwächen. Herzog Friedrich von Baiern seinerseits suchte sich die Erbfolge in Brandenburg dadurch zu sichern, daß er sich die Altmark und Prieg-

nitz für eine Summe von 200,000 Gulden von Otto verpfänden ließ. Dieser Umstand beschleunigte die Maßregeln des Kaisers. Nachdem er durch seinen unermüdlichen Eifer den Erzbischof von Magdeburg, den Markgrafen von Meißen und die Herzöge von Sachsen und Pommern gewonnen hatte, rückte er in die Mark ein. In Frankfurt belagert, von dem größten Theile seiner Vasallen verlassen, sah sich der schwache Otto zur Unterwerfung unter den Willen des Kai-
1373 sers gezwungen. In Fürstenwalde wurde ein Vertrag zwischen bei-
15. Aug. den Parteien abgeschlossen, in welchem Otto dem Kaiser und seinen
Söhnen die Mark Brandenburg mit Vorbehalt der Erzkämmererwürde und der Kur auf Lebenszeit abtrat. Die Entschädigung war nicht gering. Karl versprach seinem Schwiegersohne ein Jahrgehalt von 3000 Schock prager Groschen, die baare Entrichtung eines Capitals von 200,000 Gulden, ferner die Pfandverschreibung eines andern Capitals von 100,000 Gulden auf bestimmte Reichsstädte, und endlich noch zwölf oberpfälzische Städte und Schlösser, welche nach seinem Tode auf seine rechten Erbnehmer fallen sollten; doch war der Krone Böhmen das Recht vorbehalten, diese Orte für 100,000 Gulden wieder einzulösen.

Die Entschädigung war also, in pecuniairer Hinsicht betrachtet, gar nicht unbedeutend, besonders in jenen Zeiten, wo wegen der Verpfändung so vieler Gefälle die Einkünfte des Landes den Zinsbetrag jener Capitalien lange nicht erreichten; doch war durch den politischen Einfluß in Deutschland der Besitz der Mark Brandenburg für das luxemburgische Haus von unendlicher Wichtigkeit, nicht nur wegen der ausgedehnten Territorialherrschaft und der sich an dieselbe knüpfenden Ansprüche, welche Niemand besser als Karl IV. geltend zu machen verstand, sondern vornehmlich wegen der auf dem Lande haftenden Kurwürde. Auch lag es dem Kaiser daran dem Handel Böhmens nach Norden hin ein freieres Spiel zu verschaffen, ein Plan, der durch den Besitz der Mark schon wesentlich gefördert wurde. Daher ist wenigstens die Beschuldigung, Karl habe seinem Schwiegersohne das Land für eine so geringe Summe abgepreßt, daß nicht einmal die Stricke an den Glocken dadurch bezahlt wären, durchaus ungegründet [1]).

1) S. Möhsen, Gesch. d. Wissensch. in der Mark Brandenburg S. 94.

Otto lebte nach seiner Verzichtleistung noch mehrere Jahre auf dem Schloß Wolfstein an der Isar mit eben der leichtsinnigen Verschwendung wie bisher, und starb ohne Nachkommen. 1379

Die Mark Brandenburg hatte während der funfzigjährigen Herrschaft der baierschen Fürsten ihre politische Bedeutung größtentheils verloren. Seit dem Sturze des welfischen Hauses waren die Markgrafen die bedeutendsten Gebieter im Norden Deutschlands gewesen, ja der letzte Askanier kam seinen Nachbaren, den Königen von Dänemark und Polen, an Macht und Ansehen gleich. Schwerlich hätten gegen eine solche Ueberlegenheit die Herzöge von Pommern und Mecklenburg lange ihre Selbständigkeit behauptet. Jetzt waren diese glänzenden Hoffnungen geschwunden; Brandenburg, verkürzt durch Abtretungen an Magdeburg, Meißen, Pommern und Mecklenburg, nur noch ein Nebenland der Krone Böhmen, und um den Vortheil derselben zu fördern, ihr, erforderlichen Falles, leicht aufgeopfert. Wir haben oben gesehen, wie schon die anhaltinischen Fürsten die Steuern und Hebungen an Vasallen und Städte verkauften, und dadurch die landesherrlichen Einkünfte verminderten. Ihre baierschen Nachfolger fuhren in diesem gefährlichen System fort; bald gab es wenig Domainen, Zölle und Gefälle, deren Ertrag nicht als Pfand in den Händen Einzelner oder von Gemeinden sich befand. Durch Maßregeln dieser Art war der Einfluß des Fürsten, der sich so immer abhängiger von den Ständen machte, natürlich geschwächt; man würde aber im Irrthum sein, wenn man aus dem Verfall der fürstlichen Finanzen in jenen Zeiten auf den Ruin des Landes selbst schließen wollte. Solche Verlegenheiten trafen damals nicht die Unterthanen, sondern nur die Regenten; erstere befanden sich nichts destoweniger oft in einem sehr blühenden Zustande. So auch die Mark. Gewerbe und Handel standen hier in üppiger Blüthe, und das politische Leben in den Städten war lebendig; alles regte sich frisch in den Schranken wohlthätiger bürgerlicher Gesetze. Der feste Anschluß an die Hanse, welche damals auf der Sonnenhöhe ihrer Macht stand, den Königen des Nordens trotzte, und die oberste Gerichtsbarkeit über die Bundesstädte in letzter Instanz für sich in Anspruch nahm, gab ihnen ein kräftiges Selbstgefühl. Die Regierung der Städte lag nicht mehr allein in den Händen der Geschlechter, sondern auch die Corporationen des durch seine Blüthe zur Mündigkeit erwachsenen Ge-

werbstandes machten ihren Antheil daran geltend. Wenn auch die Adligen sich untereinander und mitunter die Städte befehdeten, ja wohl auch außer ehrlicher Fehde manche Buschreiter den betriebsamen Kaufmann niederwarfen und beraubten, so waren die Städter doch nicht so wehrlos, daß sie sich nicht auch mit Gewalt hätten Recht verschaffen, und die Früchte ihrer rühmlichen Betriebsamkeit sichern können.

III.

Die Mark Brandenburg unter den Fürsten aus dem luxemburgischen Geschlecht.

1373—1417.

Wenzel, der älteste Sohn des Kaisers, erhielt die Mark Brandenburg. Da er erst zwölf Jahr alt war, so führte sein Vater als Vormund die Regierung. Lange hatte das Land keine besseren Zeiten gesehen. Ruhe und Ordnung traten überall ein, jeder Gewaltthat ward kräftig gewehrt, Fleiß und Betriebsamkeit ermuntert und belohnt. Weit entfernt, die Städte in ihren Privilegien zu beschränken, vermehrte er vielmehr dieselben, besonders wenn sie dazu dienten den Handel zu befördern, denn er war ein guter Rechner; er wußte, daß der steigende Erwerb auch des Fürsten Einkünfte vermehrt, und daß die Zeit gekommen war, wo die Macht sich auf Geld zu gründen begann. Das materielle Wohl stieg; leider aber währte der wohlthätige Einfluß des klugen Fürsten nur kurze Zeit. In der Stadt Tangermünde schlug Karl häufig sein Hoflager auf. Von hier sind auch die Urkunden Wenzels und seines Vaters datirt, durch welche die Mark auf immer mit dem Königreiche Böhmen vereinigt werden sollte.

Als Karl IV. starb, und ihm Wenzel, der schon zwei Jahre 1378
vorher zum König gewählt worden war, auf dem deutschen Thron folgte, so überließ dieser die Mark seinem jüngeren Bruder Sigismund außer der Niederlausitz, denn diese hatte der Kaiser nebst der Oberlausitz zu einem Herzogthum erhoben und dem jüngsten Sohne Johann zugewiesen. Derselbe sollte auch die Neumark dazu bekommen, doch ward ihm dies Land zehn Jahre von seinem Bruder Sigismund vorenthalten. Johann von Görlitz, so wird dieser Fürst gewöhnlich 1395
genannt, starb zuerst von den drei Brüdern. Nach seinem Tode fiel die Lausitz an Böhmen, die Neumark an Brandenburg zurück.

Obgleich Sigismund beim Tode seines Vaters noch minderjährig war, ist doch nirgend von einer vormundschaftlichen Regierung die Rede. Später erschien er selten in der Mark, meistentheils hielt er sich in Ungern, wo die heftigen Parteikämpfe seine stete Gegenwart erforderten, auf. Um sich hier zu erhalten, bedurfte er bedeutender Geldmittel, und da er die ordentlichen Quellen sehr bald erschöpft hatte, so sah er sich genöthigt zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Diese führten ihn zu der Versetzung der Mark Brandenburg an seine Vettern, die Markgrafen Jobst und
1388 Procop von Mähren. Der Pfandschilling betrug der Angabe nach 20,000 Goldgulden, eine Summe, die äußerst gering erscheint, und vermuthen läßt, daß die mährischen Fürsten wohl noch andere Verpflichtungen für ihren Vetter haben übernehmen müssen.

Jobst versuchte anfangs einige von den Gebietstheilen, welche benachbarte Fürsten an sich gerissen hatten, wieder zu gewinnen, scheiterte aber in seinem Versuche. Aus Verdruß hierüber ging er
1391 nach Mähren zurück. Von da an erschien er selten in der Mark, und wenn er erschien, nur in der Absicht, Geld von den Ständen zu erpressen, um, wie er vorgab, verpfändete Domainen einzulösen, in der That aber, um seine eigene Kasse damit zu füllen. Zum Statthalter ernannte er bei seiner Abreise aus der Mark einen mächtigen Edeln Lippold von Bredow unter dem Namen eines obersten Hauptmannes, einen Mann, der um so geeigneter zu dieser Stelle erschien, da er durch seine Familienverbindungen mit den in der Mark gefürchteten Quitzows (er war der Schwiegervater des mächtigen Johann von Quitzow) eher als andere einen friedlichen Zustand vermitteln zu können schien; jedoch wurde durch ihn die Ruhe im Lande weder nach außen noch im Innern sicher gestellt. Dies und der Plan, unter Sigismunds Beistand auf Kosten des Königs Wenzel im Reiche und in Böhmen seine Macht auszudehnen, veranlaßte den Markgrafen die Mark Brandenburg seinerseits an seinen Schwager, den Markgrafen von Meißen, Wilhelm den Einäugigen, für 40,000 Schock Groschen zu verpfänden. Von 1395 bis 1398 vertrat dieser so seinen Schwager; er nannte sich während der Zeit einen mächtigen Vorsteher der alten und neuen Mark. Und wirklich zeigte er sich als einen solchen. Die kurze Regentschaft dieses Fürsten war sehr vortheilhaft für das Land, denn

er hielt den Adel, welcher zu jener Zeit sich der zügellosesten Willkühr hingab, mit gewaltiger Hand nieder, brach viele Burgen, ja ließ sogar einige der verwegensten Ruhestörer mit schimpflichem Tode bestrafen. Dies half, doch kehrte die alte Zuchtlosigkeit zurück, sobald der strenge Regent zu walten aufhörte. Jobst, der wahrscheinlich sein Pfand eingelöst hatte, kam wieder in die Mark, doch nur, 1399
wie es scheint, um sie der Oberaufsicht des vormaligen Statthalters Lippold von Bredow, das heißt der alten Anarchie, von Neuem zu übergeben, denn die Absetzung des Königs Wenzel und die Wahl Ruprechts von der Pfalz nahmen Jobst von Mähren zu sehr in Anspruch, als daß er sich um das, was in der Mark vorging, hätte bekümmern können. Hier ging es freilich äußerst unruhig her, da der bejahrte Lippold von Bredow das Statthalteramt seinem Schwiegersohn, Johann von Quitzow, einem der hochfahrensten und gewaltthätigsten Edeln des Landes überlassen hatte. Bald erhoben sich auch von allen Seiten Klagen über die wunderliche Besetzung des Amtes, welche doch ohne Zweifel die Bestätigung des Landesherrn erhalten haben mußte, und der lebhafteste Ruf erging von den Märkern an Jobst zur Beschleunigung seiner Rückkehr, die aber nur auf kurze Zeit erfolgte, indem er die Herzöge Johann und Ulrich von Mecklenburg-Stargard zu Statthaltern in seiner Abwesenheit ernannte. Auch sie 1402
konnten die Ruhe im Lande nicht erhalten, daher setzte er schon ein Jahr darauf die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg an ihre Stelle. Diesen erging es sogleich bei ihrem Eintritt in das 1403
Land sehr übel, denn die Quitzows, wahrscheinlich darüber unwillig, daß ihrem Verwandten Johann die Statthalterschaft genommen war, beraubten die Grafen ihres Gepäckes durch einen raschen Ueberfall bei ihrer Ueberfahrt über die Elbe; und da außerdem noch die Herzöge von Mecklenburg aus Unwillen über ihre Entsetzung als offene Feinde gegen die Mark auftraten, so legten die Grafen freiwillig ihr dor- 1404
nenvolles Amt nieder. Die Quitzows gingen in ihrer Frechheit so weit, daß sie den Herzog Johann von Mecklenburg trotz des landes- 1407
herrlichen Geleites überfielen, und ihn in Plauen, einem von ihren vier und zwanzig Schlössern in der Mark, gefangen hielten; ja, was das Abscheulichste bei dem ganzen Vorfalle war, Jobst selbst schien die That zu billigen, wenigstens ahndete er sie nicht. Ueberhaupt muß man nicht glauben, daß Gewaltthäter, wie die Quitzows,

gegen alle auf gleiche Weise Krieg führten. Manche von den bedeutendsten Städten standen mit ihnen in engem Bunde, vor allen Berlin.

1400 Noch einmal erschien Jobst in dem von ihm so schimpflich verwahrlosten Lande; er setzte während seines kurzen Aufenthaltes den Herzog von Stettin Suantibor, dem er Caspar Gans, Edlen zu Putlitz, zur Seite stellte, zum Statthalter ein, ward dann noch am Rande des Grabes römischer König als Gegner seiner beiden Vettern, und starb zum Glück der Mark kurze Zeit darauf.

1411 Unter Sigismunds Herrschaft, an den das Land jetzt zurückfiel, war es nicht besser aufgehoben; jedoch sorgte er wenigstens dafür, daß es schnell in fremde thätigere Hände kam; freilich nicht aus Gefühl seiner Pflicht, sondern unbekümmert darum, nur im Drange der Noth. Schon einen Landestheil, das Gebiet jenseits der Oder, hatte
1402 er an den deutschen Orden für 63,200 ungarische Goldgulden, wie es damals üblich war, mit Vorbehalt des Wiederkaufs, veräußert [1]). Kaum war ein halbes Jahr nach dem Tode des Markgrafen Jobst verstrichen, so übergab Sigismund für 100,000 ungarische Goldgulden die Statthalterschaft oder vielmehr die Regentschaft der Mark Brandenburg dem Burggrafen Friedrich VI. aus dem Hause Hohenzollern. Dem neuen Statthalter war die ganze landesherrliche Gewalt in seinem Gebiete übertragen, nur die kurfürstliche Würde nebst ihren Rechten in Reichsangelegenheiten hatte sich Sigismund vorbehalten, aber er versprach alles zu ratifiziren, was der Statthalter verfügen würde, so wie auch seinen Erben dieselben Rechte zu überlassen, wenn er vor Rückzahlung obiger Summe sterben sollte. Sigismund schöpfte noch öfter aus derselben Quelle; im Jahre 1415 war die Schuld schon auf 400,000 Goldgulden gewachsen, wenigstens ist dies die Summe, für welche der Burggraf auch das Kur- und Erzkämmereramt erhielt. Den Wiederkauf und den Rückfall beim Erlöschen der männlichen Nachkommen Friedrichs hatte sich der König für sich und seine Familie vorbehalten. Dieser Vorbehalt ward bei der Belehnung, welche am 18ten April 1417 in Constanz erfolgte,

1) Auch dies scheint ein geringer Preis, doch ist zu erwägen, daß der Orden noch 60,000 Gulden zur Auslösung verpfändeter Regalien u. s. w. zu zahlen hatte.

ausgelassen, und somit dem Hause Hohenzollern für ewige Zeiten der Besitz Brandenburgs nebst seiner Kurwürde zugesichert [1]).

Die Herrschaft der Luxemburger hatte noch verderblicher auf den geordneten Zustand der Mark eingewirkt als die der baierschen Markgrafen. Selten war während der zweiundvierzigjährigen Dauer derselben ein Regent im Lande gewesen, daher konnte das Faustrecht, welches damals im ganzen Deutschland die gesetzliche Gewalt aufzulösen drohte, hier um so ungehinderter herrschen. Beispiele davon haben wir oben schon gesehen. Immer aber muß man sich vor dem Irrthum hüten, in welchen oft Geschichtsschreiber bei der Darstellung jener Zeit verfallen sind, jene Befehdungen stets als gemeinen Raub und Mord darzustellen, obgleich sie gewiß häufig genug dahin ausarteten. Das Gefühl selbständiger Kraft mußte in den kühnen, aber rohen Gemüthern, welche den Segen einer geordneten Regierung noch nicht zu schätzen vermochten, nothwendigerweise zu solchem Mißbrauch führen. Auch fühlte jene Zeit, an solche Mißbräuche gewöhnt, ihre nachtheiligen Folgen lange nicht so sehr, als wir von unserm Standpunkte aus uns vorstellen müssen. Man fürchtete sich nicht so vor den Waffen, denn alles war wehrhaft; neben dem Uebel hatte man auch sogleich das Heilmittel. In ganz Deutschland, ja überall in dem germanischen Europa befand man sich in einem ähnlichen Zustande, ja an vielen Orten waren die Gewaltthaten des Kriegerstandes noch weit häufiger als in der Mark. Daher darf man sich eher verwundern, daß der Zustand der Einwohner nicht schlimmer war in einem Lande, wo elende und dem Interesse der Unterthanen fremde Regenten ihr Ansehen nur dann geltend zu machen suchten, wenn sie Geldunterstützung von den Ständen erheischten.

Uebrigens standen die Städte gar nicht in so beständig feindseligem Verhältniß zu dem Adel. Häufig herrschte zwischen beiden ein sehr freundliches Vernehmen. So wurde Dietrich von Quitzow lange Zeit von den Berlinern, sobald er in ihre Stadt kam, mit Festlichkeiten und Schmausereien gefeiert, bei welchen ihm, wie sich der

---

1) Die Kaufsumme wird gewöhnlich zu hoch in preußischem Gelde gerechnet. Der Goldgulden, dessen Werth übrigens wandelbar ist, beträgt im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts ungefähr zwei Thaler preußisches Courant, daher ein Drittel weniger, als wenn man den Goldgulden als Dukaten nimmt.

Chronist ausdrückt, „köstlicher Wein, allerlei Saitenspiel, schöne Weibsbilder, und was dergleichen mehr zur Freude und Fröhlichkeit dienen möge, geboten wurden; Abends geleiteten ihn die Bürger mit Laternen, Fackeln, Gesängen und andern Freudenspielen nach Hause". Wenn mitunter Mißhelligkeiten entstanden, so wurden sie meistens sehr bald wieder beigelegt. Ja manche von den Städten, welche sich im Laufe der herrscherlosen Zeit mit einer kräftigen Landesherrschaft unvereinbare Vorrechte erworben hatten, sahen in den Fürsten ihre gefährlichsten Feinde, und schlossen sich gern selbst mit kleinen Opfern an den, wie sie nach Ungebundenheit in seinem Bereiche strebenden, Adel.

Ein sicheres Zeichen, daß jene Verhältnisse nicht den verderblichen Einfluß hatten, welchen man gewöhnlich angiebt, ist der Zustand der Mark in jener Zeit. Die Städte mit ihrem Handel und Gewerbfleiß standen in der höchsten Blüthe; sie wuchsen täglich an Reichthum und Macht; dabei haben wir keine bestimmten Nachrichten darüber, daß der freie oder hörige Landbebauer der Regel nach zu Boden getreten wäre. Jeder schützte nach Möglichkeit die Seinigen; wenn Haß und böse Leidenschaften gegen einander zum Kampf trieben, so brachten sie auf der andern Seite auch warme Freundschaft und treue Zuneigung hervor. Kurz das Leben, wie regellos und ungeordnet es uns erscheinen mag, war ein regsames; jeder bewegte sich in dem Gefühl eigener, selbständiger Kraft, und bewahrte demnach in mancher Beziehung weit mehr die wahre menschliche Würde, als in unsern Zeiten, wo jede Bewegung des Menschen der strengsten Regelung von außen unterworfen ist, und sich deswegen desto mehr heimliche Uebertretung und Verspottung des Gesetzes erzeugt. Es soll hiermit keineswegs gesagt werden, daß jener Zustand zurückzuwünschen sei, denn wer möchte nicht mit Dank anerkennen, daß die Welt ununterbrochen einem höheren Ziele entgegenstrebt; doch halte man den Grundsatz fest: Jede Zeit muß in Rücksicht auf ihren sittlichen Werth und ihre innere Befriedigung aus sich selbst heraus, nie nach einem andern Maßstabe beurtheilt werden.

In den innern politischen Verhältnissen hatte sich während dieser Zeit dem Prinzipe nach nichts geändert, practisch manches. Die Stände, besonders die Städte, waren in den Besitz noch ausgedehn-

terer Privilegien gekommen, welche nicht nur ihren gewerblichen Betrieb sicherten und ausbreiteten, sondern sich auch in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten und in ihren Pflichten gegen den Fürsten unabhängiger als je machten. Sie nahmen hier ihre Verbündeten, die Hansestädte zum Vorbilde, von denen manche unmittelbare Reichsstädte waren, und daher um so ungehinderter ihren Freunden die Hand zur Aufrechthaltung ihrer Unabhängigkeit bieten konnten. Die klugen Bürger scheuten nicht ihr wohl erworbenes bares Geld für die besiegelten Briefe des Fürsten hinzugeben, denn sie berechneten, daß sie dies rechtlicher Weise gegen größere Opfer sicher stellte; mehr als solche Autorisationen bedurften sie nicht, denn ihr gutes Recht verstanden sie selbst kräftig genug zu schützen. Als die eifersüchtigsten auf ihre Privilegien erscheinen uns von allen Städten damals Berlin und Stendal.

Die Hansa stand zu jener Zeit auf dem Gipfel ihrer Macht, und da die Verbindung der märkischen Städte mit ihr damals am innigsten war, so blühte der Handel auch in ihnen herrlich und spendete seine Segnungen über das ganze Land. Zwar gab es für die Betriebsamkeit unendlich viel Hemmungen; nicht nur die große Zahl von Zöllen, sondern die vollkommene Sperrung der Ströme an gewissen Orten, welche sich das Niederlagsrecht erworben oder erschlichen hatten, und manches andere, was wir glücklicherweise nicht mehr kennen, mußte die Vortheile verkümmern, und doch waren die Ergebnisse verhältnißmäßig glänzend. Wenn auch nicht Hunderttausende damals gewonnen wurden, so war doch der Reichthum größer zu nennen als der jetzige, denn es gab dafür auch nur wenig Bettler. Der arme Mann lebte eingeschränkt, aber er konnte leben.

Was die landesherrlichen Einkünfte betrifft, so lassen sich diese, obgleich wir zwei für jene Zeiten einzige Quellen über die Mark in
dem Landbuche Karls IV. und in dem erst neuerlich veröffent- 1375 1337
lichten Landbuche der Neumark besitzen, äußerst schwer ihrem richtigen Verhältnisse nach in den Zeiten des Mittelalters bestimmen, weil nicht nur der Werth des Geldes ein ganz anderer war, sondern auch die Natural-Lieferungen und Leistungen einen so wesentlichen Theil von ihnen ausmachten.

Wie in allen Ländern germanischer Kultur widmete man der Verwaltung des Rechts die größte Sorgfalt; nicht aber etwa, daß

man von oben herab durch Verordnungen und scharfe Controle gewirkt hätte, dies fand damals nicht statt, denn in keiner Richtung des Staatslebens, so auch nicht in dem Rechtswesen, war an Centralisation der Gewalt zu denken. Das Ganze zerfiel in unendlich viel nebeneinander liegenden Gerichtskreise, die freilich alle von oben her auf gleiche Weise überwacht werden sollten, aber es nicht wirklich waren.

Anfangs war die richterliche Macht der markgräflichen Hauptleute und Vögte sogar über die städtischen Gemeinden, wenigstens in den Kriminalfällen, ausgedehnt, denn die Schulzen oder Erbrichter hatten nur die sogenannte niedere Gerichtsbarkeit; aber zu der Zeit, in welcher wir stehen, waren die meisten Städte in vollem Besitz der ganzen Rechtsverwaltung nicht blos in ihren Ringmauern, sondern auch in den oft nicht wenig zahlreichen Dörfern ihres Besitzthums. Neben ihnen hatte auch der Adel an vielen Orten die ursprünglich fürstlichen Gerichte mit Recht und Unrecht in seine Hände gebracht; daher sehen wir die landesherrliche Macht nach allen Seiten hin geschwächt und vermindert. Dies gab für die Einkünfte des Fürsten einen bedeutenden Ausfall, denn die verschenkten, versetzten und verkauften Gerichte entzogen ihm einen nicht geringen Rentenbesitz, weshalb auch oft wohlhabende Leute durch Käufe der Art ihre Kapitalien anzulegen pflegten.

Die Sachführung ging darum nicht schlimmer. Ehrenhafte Schöppen standen dem Richter für die Urtheilsfindung zur Seite, die Gemeinden und Corporationen hatten ein starkes Rechtsgefühl, sie hielten auf strenge Aufrechthaltung der Gerechtigkeit. Früher waren, wie überall auch die märkischen Gerichtshöfe, von der allgemeinen Barbarei der Zeit, den Gottesurtheilen mit ihrem ganzen Gefolge, nicht frei gewesen; jetzt schwanden nach und nach diese mit der Unkultur nothwendig verbundenen Mißbräuche, und machten regelmäßigerem Verfahren Platz. Die städtischen Gerichtshöfe, die sich über den größten und wichtigsten Theil des Landes ausdehnten, konnten auch als die unparteiischten und gerechtesten gelten. Ein allgemeiner Oberhof für die Kurmark zur Appellation war der Schöppenstuhl zu Brandenburg, und die höchste Dingstätte natürlich die Kammer des Reichserzkämmerers in Tangermünde. Die geistlichen Gerichte erhielten keine übermäßige Ausdehnung in der Mark.

Gewöhnlich wird von der Unwissenheit, Rohheit und Sittenlosigkeit der Märker in jenen Zeiten gesprochen, und manches Factum als Beweis dafür angeführt, aber dies sind Gebrechen, die dem Jahrhundert selbst zur Last gelegt werden können. Daß die Unwissenheit groß war, läßt sich nicht läugnen, doch finden sich dieselben Beweise dafür auch in dem übrigen Deutschland. Grobe Irrthümer im Gerichtsverfahren, Unwissenheit bei den Geistlichen waren leider ganz allgemeine Gebrechen; allerdings mag die Mark ganz besonders an ihnen gelitten haben, keinesweges aber erscheint die Sittenlosigkeit hier so entschieden größer als anderswo, wenigstens läßt sich dies durch bestimmte Thatsachen nicht begründen; denn die Befehdungen und die daraus entspringenden Räubereien kann man, wie wir gesehen haben, nicht als hinlängliche Beweise dafür annehmen. Im Gegentheile werden uns Beispiele von strenger Zucht und ehrbarer Gesinnung angeführt. Nur eins. Als Karl IV. in Tangermünde eine Zeit lang seinen Hof aufschlug, da stiftete er eine Gesellschaft, wo man in bunter Reihe bei Tische saß, und, um geselligen Scherz und Vertraulichkeit zu vermehren, erlaubte, daß ein Ehemann die Frau des andern küssen und am Arm nach Hause führen durfte; doch erschien den ehrbaren Bürgern diese Freiheit als eine solche Sittenverletzung, daß sie bald der anstößigen Neuerung in ihren geselligen Vergnügungen ein Ende machten.

Was den Märkern mit Recht vorgeworfen werden konnte, war das Uebermaß im Trinken ihrer sehr berauschenden Biere [1]), eine Ausschweifung, die sie mitunter zu unverzeihlichen Gewaltthaten veranlaßte.

---

1) Ganz erstaunlich groß ist die Anzahl der Biere, welche in der Mark gebraut wurden, und großentheils im In- und Auslande berühmt waren. In einer Handschrift des bekannten M. Fr. Seidell (königl. Bibl. Mss. 4to. No. 14.) werden 116 Städte in dieser Beziehung angeführt, von denen manche sogar mehrere Arten namhafter Biere brauten, zum Theil mit höchst wunderlichen Benennungen. Namen wie Cerberus (Werben), Beelzebub (Belitz), vor allen Mord und Todschlag (Kyritz) bezeugen, wie gefährlich sie für den Trinker gewesen sein müssen; Berlin allein braute drei berühmte Gattungen: Bullerbuck, Hofbier und Muhlnecker.

IV.

Die Mark Brandenburg unter den Kurfürsten aus dem Geschlecht der Hohenzollern.

1417—1701.

Friedrich I. 1417—1440.

Die Zeit, in welcher die hohenzollernsche Familie zur Regierung in der Mark gelangte, war der Anfangspunkt einer unendlich wichtigen Bewegung, die mit der Religion begann, und mit der Politik endete. Das Vorspiel derselben begann in England durch den Weltpriester und Lehrer der Theologie an der Universität Oxford Johann
1358 Wiklef. Mächtige Arme schützten ihn bis zu seinem Tode vor den vernichtenden Folgen des Kirchenfluches, seine Lehre ward mit mehr oder minder Aechtheit von seinen Schülern über Europa verbreitet. Die Verwerfung der unnützen Ceremonien, der Transsubstantiation, der Oberherrschaft der römischen Kirche, des Mönchthums u. s. w., die Behauptung, daß die heilige Schrift die einzige Richtschnur des Glaubens und die alleinige Hoffnung des Heils sei, machten ihren Hauptinhalt aus. Nirgend fand diese lebhafteren Anhang als in Böhmen, bis hier, auf der Universität Prag mit lauterer und freierer Stimme als alle andern Johann Huß eine Reform der Geistlichkeit und die Aufhebung ihrer unnatürlichen weltlichen Macht forderte. Ihn hatte Johann XXIII. vor seinen Richterstuhl gefordert, als auf das allgemeine Verlangen der Christenheit der König Sigismund das berühmte Concil in Kostnitz zu Stande brachte, auf welchem die Ansprüche Johanns und seiner Gegenpäpste Gregors XII. und Benedicts XIII. geprüft, das große Schisma beendet werden sollte. Durch die Zusicherung eines unverbrüchlichen Geleites lockte Sigismund den Vertheidiger geistiger Freiheit vor die Schranken des Concils, wo Heuchelei und fanatische

Beschränktheit den Märtyrer der Vernunft auf den Holzstoß schleppten; doch die Flammen, welche aus ihm emporschlugen, wurden eine Leuchte für die Nachwelt um den Weg zum wahren Heile zu finden.

Auch der neue Besitzer der Kurmark, Friedrich, erschien auf diesem Concil, und legte für die Sache der unterdrückten Wahrheit, wiewohl vergeblich sein Wort ein. Schon vorher hatte er dem Concil und dem König einen wesentlichen Dienst durch die Gefangennehmung Johanns XXIII. geleistet. Es war ihm Ernst um die Abstellung der Mißbräuche so wie der geistlichen Tyrannei. Ueberhaupt erkannte er in dem unruhigen Treiben der Welt den Drang nach einer neuen Entwickelung, den bevorstehenden Untergang des Ritterthums, und aller der Erscheinungen, welche das Mittelalter erzeugt und zu so glänzender Höhe ausgebildet hatte. Auf gleiche Weise Feind der geistlichen Despotie, in welche die religiöse Begeisterung, und der Ungebundenheit des Adels, in welche das für sittliche Ideen kämpfende Ritterthum übergeschlagen war, wirkte er in diesem Sinne als ein kräftiger aber auch eben so umsichtiger Neuerer, ein wackeres Vorbild für seine ruhmreiche Nachkommenschaft.

Friedrichs I. Familie war schon seit zweihundert Jahren in Besitz des Burggrafenthums Nürnberg. Der erste urkundlich beglaubigte Vorfahr aus seinem Geschlecht ist Burggraf Konrad II. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich III. begleitete in seiner Jugend Friedrich II. nach Italien, und starb 1297. Von ihm aus datirt sich die Größe seines Hauses. Er lebte zu der Zeit, wo die Reichsvögte sich großentheils aus ihrer Stellung als Beamte zur Landeshoheit erhoben. Aber auch die Hausmacht seiner Familie wurde durch ihn bedeutend vergrößert. Die ältesten Besitzungen derselben waren die Cadolsburg und ihre Umgebungen. Friedrichs III. Gemalin, eine von den drei Schwestern Otto's von Meran, mit welchem 1248 dieses Herzogshaus ausstarb, brachte ihm zur Mitgift den größten Theil des Landes, aus dem sich später das Gebiet von Baireuth bildete. Aus der Erbmasse erwarb derselbe Friedrich noch die Herrschaft Plassenburg, Culmbach u. a. m. König Rudolf, dem der Burggraf die Stimmen der weltlichen Kurfürsten gewonnen hatte, sicherte ihm und seinen Nachkommen nicht nur die burggräfliche Würde von Nürnberg erblich zu, sondern ertheilte ihm auch viele neue Lehen. 1273
Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts kamen noch bedeutende Er-

werbungen hinzu [1]). Seit Rudolfs Zeiten waren die Burggrafen wohl ohne Zweifel in Besitz der reichsfürstlichen Würde, dennoch hielten sie es im vierzehnten Jahrhundert für dienlich sich dieselbe vom Kai-
1363 ser Karl IV. feierlich mit allen ihren Vorrechten bestätigen zu lassen [2]). Am Ende dieses Jahrhunderts hatte sich das burggräfliche Gebiet in zwei Hauptheile geschieden, das Burggrafenthum Nürnberg oberhalb des Gebirges oder das baireuther Fürstenthum, und das Burggrafenthum unterhalb des Gebirges, welches auch Fürstenthum Onolsbach oder Ansbach genannt wurde. Ersteres erhielt nach Fried-
1398 richs V. Tode sein älterer Sohn Johann IV., letzteres der jüngere, Friedrich VI. der Begründer der hohenzollernschen Dynastie in Brandenburg. Er vereingte nach dem Tode seines Bruders wieder das ganze fränkische Besitzthum.

Wir haben gesehen, unter welchen ungünstigen Bedingungen Friedrich die Regentschaft in der Mark übernahm. Fast alle Statthalter seit dem Tode Karls IV. waren mit Schimpf und Schande von ihrem Posten gewichen, ja die Landesherren selbst konnten ihr Ansehen nicht geltend machen. Sein erstes Geschäft nach seiner Ankunft war die Stände zur Huldigung nach Brandenburg zu berufen. Die Städte so wie der größte Theil des Adels erschienen auf den Ruf des neuen Landeshauptmanns; doch hartnäckig weigerte sich fast die ganze havelländische Ritterschaft, was leicht zu begreifen ist, da Dietrich und Johann von Quitzow derselben angehörten. Vergebens bemühten sich die Prälaten eine friedliche Ausgleichung zu vermitteln, die Widersetzlichen stützten sich auf Kaiser Karls Versicherung, nach welcher die Mark nie wieder von Böhmen getrennt werden sollte. Leider war dies ein Rechtsgrund, über dessen Gültigkeit oder Ungültigkeit nicht so leicht entschieden werden konnte. Zwar schnitt Sigismund, an den sie sich wandten, jede fernere Weigerung durch ein einfaches Machtgebot ab, aber eben deshalb hielten sich jene für berechtigt, auch dem königlichen Worte den Gehorsam zu versagen. Gewiß lag ihnen wenig daran, daß die Einigung mit Böhmen, welche

1) S. darüber und über den Namen Hohenzollern: v. Lancizolle, Gesch. der Bild. des preuß. Staats u. v. Stillfried, Alterth. 2c. des erl. Hauses Hohenzollern.

2) Außerdem erhielten sie noch das nach der goldnen Bulle nur den sieben Kurfürsten zustehende privilegium de non evocando, und ein für sie sehr wichtiges ausgedehntes Bergwerksregal, weil bald sehr ergiebige Minen in ihrem Lande geöffnet wurden.

an sich der Mark keinen bedeutenden Vortheil versprach, gehalten würde, sondern sie fürchteten nur für ihren Einfluß, fürchteten, daß eine sorgfältigere Prüfung, als bisher, über die Rechtstitel manches in der allgemeinen Verwirrung erlangten Besitzes angestellt werden möchte; denn Friedrich war der rechte Mann zu solchen Zwecken. Er hatte die Burgen der widerspänstigen Ritter in Franken gebrochen, und Gehorsam erzwungen; faßte er festen Fuß, so war es um die willkürliche Bewegung des Adels in der Mark geschehen. So blieb denn dem neuen Regenten nur noch der Weg der Gewalt übrig um des Königs Befehle ins Werk zu setzen. Seine Gegner hatten sich darauf gefaßt gemacht und mit den Herzögen Otto und Casimir von Pommern, die ebenfalls eine kräftigere Verwaltung der Mark Brandenburg, von der sie manche Stücke gewaltsam an sich gebracht hatten, mit Recht fürchteten, ein enges Bündniß geschlossen. Dies Bündniß machte die Quitzows und ihren Anhang so übermüthig, daß sie sich rühmten, wenn es auch das ganze Jahr über Burggrafen vom Himmel regnete, so sollten sie dennoch nicht aufkommen.
Der erste Versuch Friedrichs mißglückte wirklich, denn in der Schlacht 1412
am Cremmer Damm mußte er dem überlegenen Feinde das Feld räumen. Er verlor jedoch nicht den Muth. Während der König mit Androhung der Reichsacht die Herzöge von Pommern zurückschreckte, zog er neue Streitkräfte aus Franken an sich, und verstärkte sich überdies durch ein Bündniß mit dem Erzbischofe Günther 1413
von Magdeburg. Verlassen von ihren mächtigen Bundesgenossen und durch überlegene Streitkräfte gedrängt mußten sich die Widerspänstigen ergeben, oder in der Vertheidigung ihrer Burgen den letzten Versuch der Rettung wagen. Sie thaten dies; doch Friedrich, der sich auch noch mit dem Herzog von Sachsen, Rudolf III., verbunden hatte, schritt mit so großer Rüstigkeit ans Werk, daß er in kurzem Frisack, wo Dietrich, und Plauen, wo Johann von Quitzow gebot, in seine Gewalt brachte. Ersterer floh, letzterer ward gefangen;
leicht ergaben sich die übrigen Burgen. Es wird erzählt, daß 1414
sich Friedrich zur leichteren Ueberwältigung der Schlösser ein schweres Geschütz, aus welchem man mit vier und zwanzigpfündigen Steinen habe schießen können, vom Landgrafen von Thüringen damals geborgt habe. Die dicksten Mauern widerstanden den Schüssen dieses Belagerungswerkzeuges nicht, dafür war es aber auch äußerst schwer

fortzuschaffen, weshalb es von den Landleuten scherzhaft den Namen „der faulen Grete" erhielt.

In dem letzten Kampfe hatten dem Burggrafen die Städte wesentliche Hilfe geleistet, denn, als sie sahen, daß der neue Regent sie in ihren Privilegien nicht zu kürzen gedachte, so boten sie gern ihre Hand um den Frieden im Lande, dessen sie für den Betrieb ihrer Geschäfte bedurften, so bald als möglich herzustellen.

Als Friedrich die Kurwürde erhalten, und in der Reichsversammlung seinen ihm gebührenden Sitz eingenommen hatte, erhob er Klage über die pommerschen Herzöge wegen gebrochenen Landfriedens. Es ward auch die Reichsacht über sie ausgesprochen, doch scheint es nicht, als ob sie dadurch geschreckt wurden, denn sie nahmen sich des verbannten Dietrich von Quitzow an, und unterstützten ihn, als er von Neuem in die Mark einfiel und die Stadt Nauen nieder-
1417 brannte. Dietrich starb bald darauf; den andern verzieh Friedrich nicht nur, sondern gab ihnen auch ihre eingezogenen Güter zurück.

Der neue Kurfürst nahm lebhaften Antheil an den Verhandlungen zu Kostnitz. Er war ein aufgeklärter, ja in seiner Zeit gebildeter Mann, denn er war außer seiner Muttersprache des Lateinischen, Italienischen und Französischen vollkommen mächtig, und auch mit den Dichterwerken der großen italienischen Meister nicht unbekannt. Daher entging ihm nicht die Verderbniß der Kirche; er widersetzte sich der Verdammung des Johann Huß, und drang später darauf, vor der neuen Papstwahl zu einer Reformation zu schreiten. In beiden Punkten jedoch ward er überstimmt.

1415 In Kostnitz war auch schon über die Rückgabe des Uckerlandes von Seiten der pommerschen Herzöge unterhandelt, ja dieselbe gegen eine Geldentschädigung zugesagt worden, später aber weigerten sich jene den Vertrag zu erfüllen.[1]) Nun kam es zu einem Kriege von
1420 wechselndem Erfolge. Der Kurfürst eroberte Angermünde, Greifenberg, Boitzenburg, Zehdenick, Prenzlau, Orte, welche in dem darauf
1421 geschlossenen Stillstande bei der Mark verblieben. Bald brach der Krieg von Neuem aus, da es dem Herzog Casimir durch persönliche Verhandlungen beim Kaiser Sigismund gelungen war, die Bestäti-

1) Die Erzählung der pommerschen Streitigkeiten ist sehr anziehend in Kantzows Pomerania dargestellt.

gung der ihm von Karl IV. zugesicherten Ortschaften zu erhalten. Prenzlau ward durch schnellen Ueberfall genommen, kam jedoch 1425
auf ähnliche Weise wieder in die Hände der Märker, die es in dem Friedensschluß von Neustadt-Eberswalde behielten; Pasewalk und 1427
Torgelow blieben pommerisch; sie veranlaßten noch später manche blutige Fehde. Zwei Jahre vorher waren die mecklenburger Fürsten, als sie mit den Pommern zu gleicher Zeit über die Mark hereinbrachen, von den brandenburgischen Schaaren besiegt, und zur Auslösung der gefangenen Edeln alles, was sie in der Priegnitz noch besaßen, abzutreten gezwungen worden. 1425

Seit dem Tode Wenzels war das glimmende Feuer in Böhmen 1419
zur hellen Flamme ausgebrochen. Die Hussiten verabscheuten ihren neuen König, den sie, weil er ihrem verehrten Meister das freie Geleit gebrochen hatte, den Mörder Hussens nannten. Die Rache entlud sich zuerst über die katholische Kirche; Klöster und Gotteshäuser gingen in Flammen auf, die Priester wurden ermordet, alles was dem König anhing, sah sich an Leib und Leben bedroht. Friedrich gehörte zu denen, welche Milde und Mäßigung in diesem Religionskriege, denn als solchen kündete er sich gleich in seinem Ursprunge an, dem Könige dringend anempfahlen. Sigismund folgte andern Eingebungen; Friedrich mußte gegen seine Ueberzeugung die Waffen wider die fanatischen Böhmen gebrauchen, zwei Jahre darauf sogar die 1420
Leitung des Kampfes übernehmen. Feierlich übergab ihm der Kaiser 1422
das Schwert und das Banner des Reichs, doch freilich nicht die nöthigen Mittel zur siegreichen Beendigung des Kampfes. Daher blieb alles erfolglos. Die Böhmen brachen in die benachbarten Länder ein; Oestreich, Meißen, Schlesien, die Lausitz, ein Theil der Mark selbst fühlten ihren rächenden Arm. Trotz der Spaltung 1424
der Hussiten nach Ziskas Tode, wurde die Gefahr vor ihnen so wenig gemindert, daß die benachbarten Länder nur durch Entrichtung des sogenannten Ketzergroschens sich von den drohenden Verheerungen loskauften. Sowohl die Mark als die fränkischen Länder sahen sich in diese lästige, beschimpfende Nothwendigkeit versetzt; ja so groß und furchtbar war die Macht der Hussiten geworden, daß Friedrich bei seiner Heimreise von Presburg, wo er den kranken Kaiser besucht hatte, von den Hussiten sich einen Geleitsbrief für seine persönliche Sicherheit ausstellen lassen mußte.

Ein neuer Reichstag zu Nürnberg erklärte sich für eine kräftigere Fortsetzung des Krieges, und ernannte Friedrich abermals zum Reichsfeldhauptmann. Ungern nahm er den sonst so ehrenvollen Antrag an, weil er einerseits die Unzulänglichkeit der Reichshilfen kannte, und außerdem jede gewaltsame Maßregel in Reiligionsangelegenheiten für verderblich hielt. Er scheint eine Ahnung von der Gewalt der Bewegung, welche die Hussiten trieb, und von der Bedeutung eines durch Ideen hervorgerufenen Krieges gehabt zu haben, indem er gradezu erklärte, die Böhmen könnten nicht besiegt werden. Seine Befürchtungen rechtfertigten sich leider nur zu sehr. Ohne den Kampf zu wagen löste sich das Reichsheer schon beim Anblick der gefürchteren Feinde in wilde Flucht auf; alle Anstrengungen des Feldherrn, die moralische Kraft in seinen Kriegern wieder zu erwecken, war vergebens. Die Rache der Böhmen traf nun auch seine Länder. Die kleineren Städte der Mark gingen in Rauch und Flammen auf, während die größeren sich durch Wälle und tapfere Vertheidigung vor einem ähnlichen schweren Schicksal wahrten. Vor Bernau endlich ward die Macht der wilden Schaar gebrochen. Ein schneller Angriff des Markgrafen Friedrich des Jüngeren zur rechten Zeit von einem kühnen Ausfall der bernauer Bürger unterstützt brachte den Belagerer eine so empfindliche Niederlage bei, daß ihr
1432 Feldherr Procopius sich in aller Eile aus der Mark zurückzog. Noch heute bewahren die Bernauer auf ihrem Rathhause böhmische Waffen als Siegeszeichen aus diesem glorreichen Kampfe.

Trotz dieses Sieges erklärte Friedrich dem baseler Concil, welches sich mit der Abstellung der Religionsbeschwerden beschäftigte, daß er mit den Böhmen einen besondern Frieden abschließen würde, wenn man nicht auf Maßregeln dächte sie zufrieden zu stellen. Durch
1433 die Mäßigung der Kirchenversammlung, die ihnen in den sogenannten Compactaten den Genuß des Kelches und andere Vorrechte ließ, wurde die Spaltung zwischen den gemäßigten Calixtinern und den überspannten Taboriten von Tage zu Tage größer; sie rieben sich jetzt gegenseitig in Parteikämpfen auf, und endlich führte ein vollständiger Sieg der gemäßigten Partei über die schwärmerischen Taboriten zu einem Frieden mit Sigismund, da sich dieser den religiösen Freiheiten, welche die baseler Kirchenversammlung den

Hussiten bewilligt hatte, nicht weiter entgegensetzte. Dieser Friede 1436
war größtentheils Friedrichs Werk.

Die wichtigen Dienste des Kurfürsten hatte Sigismund nicht immer mit Dank gelohnt, sondern sich mehre Male der Vergrößerung seiner Macht entgegengesetzt. So war er der Absicht Friedrichs, seinen jüngern gleichnamigen Sohn durch Vermälung mit Hedwig, Jagellos Tochter auf den polnischen Thron zu setzen zuwider gewesen, ja selbst das Bündniß des Kurfürsten mit Polen beurtheilte er so nachtheilig, daß er die pommerschen Herzöge im Streite wegen des Uckerlandes zum großen Schaden Brandenburgs begünstigte; dennoch hinderte nicht er, sondern nur der Tod der Königstochter
die Erhebung Friedrichs des Jüngeren auf den polnischen Thron. 1437

Auch in dem Streit um das erledigte Herzogthum Sachsen war Sigismund seinem treuen Diener entgegen. Nach dem Tode Al-
brechts III., des letzten Askaniers, hatte Friedrich I. schon das Land 1422
in Besitz genommen und sich mit den mehrsten Mitbewerbern abgefunden, als der König, unter dem Vorwande, daß der Besitz zweier Kurländer gegen die Reichsgesetze sei, in der That wohl aber aus Besorgniß, es möchte sich zu große Macht in dem einen Hause häufen, Friedrich dem Streitbaren, Markgrafen von Meißen, das eröffnete Lehen übertrug. Für eine Entschädigung von 28,000 Mark Silber zog Friedrich, dem königlichen Spruch gehorsam, seine Besatzung aus Kursachsen zurück.

Diese zwei Aussichten zur Vergrößerung seines Hauses waren zwar Friedrich I. entschwunden, jedoch verwirklichte sich dafür wenigstens eine dritte, die Vereinigung der fränkischen Stamm-
länder, doch auch diese sollte ihm nicht ohne Kampf gelingen. Der Her- 1420
zog von Baiern-Ingolstadt brach in seine fränkischen Besitzungen ein, während er selbst in Kämpfen gegen die Pommern beschäftigt war. Da vertrat ihn kräftig seine Gemalin, die sogenannte schöne Else, welche hier durch ihre Klugheit und Festigkeit ebenso viel geistige als körperliche Vorzüge bekundete.

In seinen letzten Lebensjahren war Friedrich I. noch eine große Ehre zugedacht, der deutsche Königsthron, ein Beweis, daß seine Zeitgenossen ihn für einen großen Regenten hielten, indem man nicht mehr wie ehemals, aus verderblich eigensüchtiger Politik, nur den Schwachen auf den Königsthron zu setzen wünschte. Dies geschah ihm in

1438 Frankfurt, als ein Jahr zuvor Sigismund sein bewegtes Leben ausgeathmet hatte. Friedrich zeigte durch seine Ablehnung der ihm zugedachten hohen Würde ohne alle wirkliche Macht, daß das Zutrauen der Wahlherrn zu ihm nicht unbegründet gewesen war; er fühlte überdies sich selbst zu alt, seine Macht noch zu jung, um eine so schwere Bürde mit Ehren tragen zu können, und lenkte daher die Wahl auf einen jungen durch großen Hausbesitz mächtigen Fürsten, den Schwiegersohn des verstorbenen Kaisers, Herzog Albrecht von Oestreich. Zwei Jahre später begünstigte er aus demselben Grunde die Erhebung Friedrichs III.; er selbst aber legte bald darauf in seinem siebzigsten Jahre nach einer thaten- und segensreichen Regierung
1440 zu Cadolsburg sein ehrwürdiges Haupt zur ewigen Ruhe nieder.

Friedrich II. (der Eiserne) 1440—1470.

Dem ruhmreichen Begründer des hohenzollernschen Herrscherhauses folgte in der Mark Brandenburg so wie in der Kurwürde sein zweiter Sohn Friedrich II.[1]) Der älteste Sohn, Johann, der Alchymist genannt, weil er dem Studium der geheimen Kräfte der Natur den größten Theil seiner Zeit widmete, und darüber den fürstlichen Beruf vergaß, ward mit Baireuth nebst dem Voigtlande abgefunden, während der dritte Bruder das Fürstenthum unter dem Gebirge, und der jüngste, Friedrich der Fette, die Altmark und Priegnitz unter der Hoheit seines Bruders des Kurfürsten erhielt. Diese Theilung war schon im Jahre 1437 mit allseitiger Zustimmung festgestellt worden.

Friedrich II., den König Wladislaw zu seinem Eidam, und sogar zum Nachfolger auf seinem Thron bestimmt haben soll, verlor freilich diese hohe Aussicht durch den Tod seiner königlichen Braut, gelangte aber auf diese Weise dennoch gegen die Verordnung der goldnen Bulle, welche dem ältesten Sohne die Kurwürde zusicherte, durch die willfährige Zustimmung Johanns in den Wunsch des Vaters zu der Nachfolge in der Mark. Seine Regierung ist nicht so

1) Friedrich II. nennt sich in den von ihm ausgestellten Urkunden „Kurfürst"; Friedrich I. gebraucht diesen Titel für sich noch nicht, es scheinen überhaupt erst um diese Zeit die sieben zur Kaiserwahl berechtigten Fürsten in Deutschland diesen Titel offiziel angenommen zu haben.

bewegt wie die seines Vorgängers. Außer den in seinen späteren Jahren fallenden Kämpfen mit den Herzögen von Pommern, ist sie nicht durch bedeutende Kriege ausgefüllt. Es gelang ihm großentheils durch Unterhandlungen den blutigen Streit abzuwenden und doch zu seinem Ziele zu gelangen. So endete er alle Irrungen mit den Herzögen von Mecklenburg durch den Abschluß eines Erbvergleichs, errang die Lehnshoheit über die Grafschaft Wernigerode, legte zum Vortheil der Mark die langen Streitigkeiten mit dem Erzstifte Magdeburg wegen der Altmark bei, und brachte durch Kauf von den kleinen Dynasten einen bedeutenden Theil der Lausitz an sich. Eine Zeit lang war er auch in Besitz der ganzen Niederlausitz; er hatte sie von Nicolaus von Polenz, der sie als Pfandherr besaß, eingelöst, und sich auch die eventuelle Huldigung von den Ständen 1441
leisten lassen, aber der Einspruch des Königs Georg Podiebrad raubte ihm durch den Vertrag von Guben alles bis auf Peiz, Teupitz und Beerfelde, nebst dem Anfallsrecht auf Beeskow und Storkow.

Der allerwichtigste Landerwerb unter seiner Regierung war unstreitig die Wiedervereinigung der Neumark mit Brandenburg. Schon sein Vater hatte den Plan entworfen diesen wichtigen Theil der Mark wieder zu gewinnen; der Sohn erneuerte gleich im Anfange seiner Regierung des Vaters Ansprüche, doch stand er nach manchen fruchtlosen Versuchen gegen eine Summe von 30,000 Gulden zu Gunsten des Ordens davon ab. Bald nahte für den Kurfürsten 1443
eine günstigere Zeit. Der Orden gerieth in Kampf mit den preußi- 1454
schen Ständen, und bald darauf mit den Polen. Wie ehemals den König Sigismund so zwang jetzt ihn die Noth zu den verderblichsten Finanzmaßregeln; daher gelang es denn dem Kurfürsten für 100,000 rheinische Gulden die Neumark wieder zu erwerben. Man behielt sich zwar von Seiten des Ordens das Wiederkaufrecht, wie gewöhnlich in solchen Verhandlungen geschah, vor, doch sollte nicht bei Lebzeiten des Käufers davon Gebrauch gemacht werden dürfen. Sämmtliche Stände und Einwohner der Neumark wurden unverzüglich zur Huldigung an Friedrich II. gewiesen. 1455

Die Streitigkeiten mit Pommern nahmen unter seiner Regierung einen neuen ganz eigenthümlichen Character an. Anfangs handelte es sich nur um Pasewalk und Torgelow; Friedrich machte einen Versuch sich des ersteren zu bemächtigen, doch er mißlang. Die Zwie-

tracht zwischen beiden Fürstenhäusern durch die Verabredung einer doppelten Familienverbindung beigelegt, erwachte mit erneuter Heftigkeit, als im Jahre 1464 mit dem Herzog Otto die stettinische Linie ausstarb. Der Kurfürst machte auf die Besitzungen dieser Linie theils wegen des früher abgeschlossenen Erbvertrages, theils auch, weil sie in Folge der freilich oft bestrittenen Oberherrlichkeit Brandenburgs als eröffnetes Lehen an dasselbe heimfielen, seine Ansprüche geltend. Er hatte auch unter den stettinischen Ständen einen bedeutenden Anhang, was sich bei Herzog Ottos Begräbniß deutlich genug zeigte. Als der Sarg nämlich in die Gruft gesenkt war, warf Albrecht von Glinden, der Bürgermeister von Stettin, Schild und Helm dem Verstorbenen nach in die Gruft, mit den Worten: „Hier liegt unsere Herrschaft von Stettin.“ Dies war Gebrauch, wenn Fürstenhäuser ausstarben, und hätte gewiß viele der Anwesenden irre gemacht, wenn nicht Ritter Franz von Eickstädt nachgesprungen wäre, und die Symbole der fürstlichen Macht gerettet hätte. „Noch leben unsere Herren von Wolgast,“ rief er den brandenburgisch Gesinnten zu, „ihnen gebührt Helm und Schild nnd unsere Huldigung!“ —

Friedrich, in der Kunst zu unterhandeln wohl bewandert, hatte sich bei Zeiten die kaiserliche Bestätigung seiner Ansprüche verschafft, doch war Kaiser Friedrich III. nicht der Fürst, auf dessen Beständigkeit man rechnen konnte, daher schloß der Kurfürst mit den Herzögen Erich II. und Wratislav X. von Stettin einen Vertrag in Soldin ab, nach welchem sie Wolgast behalten, aber für ganz Pommern Huldigung leisten sollten, natürlich unter Voraussetzung kaiserlicher Genehmigung. Doch gerade diese unterblieb. Durch geschickte Unterhandlungen wirkten die Herzöge beim Kaiser ein ihnen günstiges Urtheil aus. Dies kam dem Kurfürsten ganz unerwartet, denn viel leichter hatte man die Pommern bis jetzt durch die Künste des Friedens als durch das Schwert besiegt; aber seit der Errichtung der Universität Greifswalde hatten auch sie gelernt Rechtsgründe anzuwenden und zu vereiteln, und Kurfürst Friedrich, sagt der berühmte pommersche Chronist, habe damals, erstaunt über die ungeahnte Veränderung, ausgerufen: „Welcher Teufel hat denn die Pommern klug gemacht? zuvor konnte man besser mit ihnen handeln, und sie über ein Bein werfen.“ Die versprochene Huldigung ward nicht geleistet.

1466

Da blieb dem Kurfürsten nur noch der Weg der Waffen übrig. Er hatte so viele Bundesgenossen zu gewinnen gewußt, daß fast an einem Tage achtzehn Absagebriefe den Herzögen übergeben wurden. Des Kaisers Abmahnungsschreiben langten erst nach Eröffnung der Feindseligkeiten an; sie sprachen sich sehr ungünstig gegen Friedrich aus, und warnten alle Bundesgenossen desselben die Waffen gegen die Herzöge zu ergreifen; ja letzteren verboten sie sogar bei einer Strafe von 1000 Pfund Goldes ihr Land zu Lehen von Brandenburg zu nehmen. Der Kampf selbst war von wechselndem Erfolg, wie die meisten Fehden jener Zeit. Einnahme von Schlössern und Städten durch Ueberrumpelung oder Verrath, Abschneidung von Zufuhren u. s. w. machten bald hier, bald dort den Sieg zweifelhaft. Als ein merkwürdiges und vielleicht für den Augenblick entscheidendes Ereigniß kann hervorgehoben werden, daß bei der Belagerung von Uckermünde ein Augustiner Mönch, welcher der Stadt als Feuerwerker diente, dem Kurfürsten in seinem Zelte den Tisch bei seiner Mittagstafel fortschoß. Frische pommersche Kriegsvölker zwangen ihn bald darauf die Belagerung aufzuheben, der Schuß aber hatte ihm durch den starken Luftdruck das Gehör zum Theil geraubt, und 1469
überhaupt einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seinen Gesundheitszustand ausgeübt. Dies und der Tod seines Sohnes Johann, welcher um dieselbe Zeit gestorben zu sein scheint, bestimmten ihn der Regierung zu Gunsten des Markgrafen Albrecht zu entsagen. Es bewegte ihn auch dazu das Gefühl seiner Pflicht, da er bei seiner geschwächten Gesundheit nicht mehr den Sorgen für das Wohl und die Vergrößerung seines Hauses, welche sich gerade zu der Zeit durch den Krieg mit Pommern verdoppelten, gewachsen zu sein glaubte. Markgraf Albrecht nahm nach einiger Weigerung den Antrag seines Bruders an; letzterer zog sich mit Vorbehalt einer jährlichen Rente 1470
von 12,000 Gulden nach der Plassenburg in Franken zurück, wo er ein Jahr darauf starb. 1471

Bemerkenswerth unter diesem Fürsten ist, daß er die Macht oder vielmehr den Uebermuth der Städte zu brechen begann, wie sein Vater der Zügellosigkeit des Adels ein Ende gemacht hatte. Die Stadt, an der zur Warnung aller der Kurfürst seine Festigkeit zeigte, war Berlin. Hier hatte das demokratische Moment sich reger als anderswo entwickelt. Einige Innungen, welche in der Mei-

nung, die Vereinigung des Raths von Berlin und Cöln sei den Ge-
1442 meindeangelegenheiten nachtheilig, mit Hilfe des Kurfürsten den Rath
zur Abdankung gezwungen hatten, setzten die gewünschte Trennung
der beiden Verwaltungscorporationen durch. Dies war nicht ohne
Gewalt geschehen. Der Kurfürst erschien während dieses Streites
mit 600 Reitern vor den Thoren der Stadt, und erzwang das sei-
nem Vater, so wie dessen Vorgängern, auf Grund alter Privilegien
verweigerte Oeffnungsrecht mit Gewalt, wobei ihn die Uneinigkeit
der Bürger nicht wenig unterstützte. Bald bereuten die Gewerke
ihren theuer erkauften Sieg, da der Kurfürst nicht gewilligt war
ferner die Ungebundenheit der städtischen Autonomie zu dulden. Es
kam zu neuen allgemeineren Widersetzlichkeiten, welche der Stadt
übel zu stehen kamen, denn es gelang Friedrich sie vollkommen zu
unterwerfen; Magistrat und Richter wurden von jetzt an in des
Kurfürsten Namen eingesetzt, so wie andere, den Städtern drückend er-
scheinende Bedingungen auferlegt. Zu diesen gehörte das Zugeständ-
1443 niß zum Bau einer Burg, welcher unmittelbar darauf begann. Noch
einmal machten die Bürger eine Anstrengung, um ihre durch den
ungewohnten Zwinger bedrohte Unabhängigkeit zu retten, doch eben-
falls vergebens. Die Städte der Mark, bei denen sie den alten
Bündnissen zufolge Hilfe gegen den Landesherrn suchten, sagten sich
von ihnen los, ja auch ihre Sendungen an Magdeburg, die Hanse-
städte, so wie an einige benachbarte Fürsten blieben ohne Erfolg.
1448 Da entschlossen sie sich endlich auf Vermittelung der Stände zum
Frieden; sie mußten ihn für die obigen Zugeständnisse erkaufen; ihre
bisherigen Güter jedoch, mit Ausnahme der Niederlage, des Zolls,
Gerichts und der Mühlen erhielten sie aus Gnade von dem Fürsten
zurück [1]). Die andern Städte scheinen sich eine Lehre an Berlin ge-
nommen zu haben, denn es kommt kein Beispiel einer Widersetzlich-
keit im Laufe der Regierung Friedrichs weiter vor; ja es lockerte
sich sogar von dieser Zeit an das Band, welches bisher die märki-
schen Städte an die Hanse gefesselt hatte.

Faßt man die ganze Erscheinung Friedrichs in dem Laufe seiner dreißigjährigen Regierung zusammen, so bietet er uns nicht das Bild

---

1) Fidicin, historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin, giebt darüber einen ausführlichen Bericht.

eines frommen Büßers, wie ihn manche Geschichtsschreiber erscheinen lassen wollen, der ohne practischen Sinn sich von der irdischen Bahn des Handelns wegsehnte. Schon der Beiname, der Eiserne, den ihm seine Zeitgenossen gaben, gelte er nun von seiner eisernen Rüstung, seiner Festigkeit oder wovon sonst, deutet auf eine feste, unerschütterliche Natur, einen Character, der mit Beharrlichkeit sein vorgestecktes Ziel verfolgte. Dies sehen wir seine ganze Herrschaft hindurch verwirklicht. Er steht seinem Vater an Thatkraft wenig nach. Wenn Friedrich I. den Adel beugte, so demüthigte sein Sohn die Städte, denen jener, weil er ihrer zur Bekämpfung der die Ruhe des Landes störenden Ritterschaft bedurfte, nachgab; auch den Mangel an Waffenglück gegen die Pommern kann man nicht als Zeugniß gegen Friedrich II. anführen, da selbst sein Nachfolger, der heldenmüthigste Fürst seiner Zeit, nicht größere Erfolge gegen sie errang. Der einzige Grund, auf den jenes Urtheil sich stützen kann, bleibt also nur die kindliche Frömmigkeit des Kurfürsten und ein geistiges Streben nach dem Höheren und Besseren; aus diesem rühmlichen Drange eines edlen Gemüths ging auch die Stiftung des Schwanenordens oder der Ritterbrüderschaft unserer lieben Frauen auf dem Berge bei Altbrandenburg hervor, ein Orden, der, wie viele andere des Mittelalters, Religion und Sittlichkeit erhalten und verbreiten sollte. Daß aber Friedrich II., wie wir oben gesehen, die Krone von Polen und später auch den ihm von den Böhmen angebotenen Königsthron ausschlug, dadurch beweist er nur seine Weisheit, die ihn in dem Bereich bleiben hieß, wo er das Gute ungehindert wirken, und nicht das Spielwerk eifersüchtiger Parteien, das Opfer großer, nicht zu beherrschender Weltereignisse werden durfte. Sanken doch genug Throne zu der Zeit, wo Mahomed II. außer der zweitausendjährigen Römerherrschaft noch zwölf Königreiche und ein Kaiserthum gestürzt zu haben sich rühmen konnte. Auch Friedrichs persönliche Erscheinung entsprach den geistigen Eigenschaften, welche wir eben von ihm gerühmt haben. Er war von ansehnlichem und starkem Wuchs, in allen kriegerischen Uebungen, welche in jener Zeit so viel galten, wohl erfahren, und ebenso sehr durch Kenntniß als feine Bildung unter den Fürsten seiner Zeit ausgezeichnet.

Albrecht Achilles. 1470—1486.

Albrecht, mit dem Beinamen Achilles, beherrschte, da Friedrich der Fette schon 1463, Johann der Alchymist 1464 gestorben war, nach der Abdankung seines Bruders das ganze Gebiet Friedrichs I.

Albrecht ist das Ideal eines Fürsten in dem Jahrhundert des Faustrechts, ein ritterlicher Held und tief in die Politik jener Zeit verwirrter Interessen eingeweiht. An Sigismunds Hof hatte er sich durch seine Gewandtheit in ritterlichen Künsten hohen Ruhm erworben, doch erprobte er auch schon damals im ernstlichen Kampfe gegen die Hussiten seine Waffen. Seine Stellung in den fränkischen
1448 bis 1450 Landen führte ihn zu vielen blutigen Fehden. Die merkwürdigste focht er gegen Nürnberg aus. Sein Vater hatte während der Hussitenkriege burggräfliche Rechte und Besitzungen an die Bürger veräußert, welche, hierauf fußend, sich ganz dem burggräflichen Landgericht entziehen und überhaupt die Landeshoheit des Markgrafen antasten wollten. Es wurde daraus ein gemeinsamer Kampf der Feudalherren mit den Städten, denn siebzehn weltliche Fürsten und Herren, funfzehn Bischöfe, viele Grafen, fast alle Ritter des Frankenlandes traten auf Albrechts Seite, beinahe sämmtliche Reichsstädte des südlichen Deutschlands und die Schweizer Eidgenossen auf die der Nürnberger. Aeußerst erbittert war der Krieg. Neun Schlachten wurden in dem kaum dreijährigen Kriege geliefert, von denen der Markgraf acht gewann. Endlich bequemten sich die Bürger zum Frieden.

Fehde reihte sich an Fehde in seinem langen Leben; wenn kein Streit ihn zum ernstlichen Kampfe rief, so versuchte er seine ritterliche Tapferkeit in den Schranken der Turniere, und ward niemals besiegt. Aber auch als Feldherr stand er unter den ersten seiner Zeit; dies bewies er nicht nur in seinen Privatfehden, sondern auch an der Spitze des Reichsheeres.

Trotz des bewegten kriegerischen Lebens hatte sich der Sinn für Bildung und feine Sitte in diesem seltenen Fürsten nicht abgestumpft; auch hier galt er als Muster. Seine Hofhaltung wetteiferte an Pracht und Geschmack mit der Karls des Kühnen, damals der glänzendsten Europas, und damit ihm keine ritterliche Tugend fehlte, zeigte er, was in jenen Zeiten am seltensten sich fand, Treue gegen den Kaiser

und Edelmuth selbst gegen seine Feinde. Mit allen diesen Vorzügen verband er den eines gewandten, umsichtigen Staatsmannes; er wußte sehr wohl, wo das Schwert und wo die Unterhandlung anzuwenden war; sowohl in seinen als in den Reichsangelegenheiten, denn er hieß Kaiser Friedrichs III. rechte Hand, bewährte er seine tiefe Einsicht und seinen festen Character. Frei von allen Vorurtheilen, welche damals noch die meisten Gemüther fesselten, schied er scharfsinnig geistliche und weltliche Macht, und ließ sich selbst von dem Bannstrahle, der ihn zweimal traf, nicht schrecken. So erscheint er uns als ein vollendeter Fürst, freilich in seinem Jahrhundert; wenn er dies nicht ganz für die Märker war, so lag es wohl daran, daß er schon bejahrt zu ihnen kam, ihre Eigenthümlichkeiten nur unvollkommen kannte, und daher die schlimme Seite zu hoch, die gute zu niedrig anschlug, wie dies leicht, man denke nur an Friedrich den Großen, überlegenen Geistern geschieht. Man kann es ihm nicht als Tadel anrechnen, daß er nur dreimal in die Mark kam, denn seine schönen fränkischen Lande, deren Existenz als mächtiges Fürstenthum im Reiche er durch vieljährige, siegreiche Kämpfe zwar errungen, aber bei den sich vielfach durchkreuzenden Interessen der verschiedenen Momente noch nicht gegen alle Wechselfälle gesichert hatte, mußten ihn, selbst wenn man die Vorliebe seines Geschmacks nicht in Betracht zieht, immer wieder dorthin, als zu dem wahren Kern seiner Macht rufen. Die Bedeutsamkeit der Mark für die Zukunft zu erkennen, hätte eine mehr als gewöhnliche Sehergabe erfordert. Der Kurprinz war schon vor seinem Vater in der Mark. 1470
Erst ein volles Jahr später erschien Albrecht selbst, um sich huldigen zu lassen. Zuerst leisteten die Berliner und Cölner die Huldigung, und zwar dem Kurfürsten persönlich, in den übrigen Theilen der Mark wurde dieser feierliche Act von dem Markgrafen Johann abgehalten. Sein Vater ging hierauf nach der Altmark. Land und Leute müssen dem Fürsten wenig zugesagt haben, denn sein Benehmen gegen letztere war nichts weniger als freundlich. Dies empfanden namentlich in Salzwedel sowohl die dort zur Huldigung versammelten Adligen als auch die Bürger. Während er mit seinem fränkischen Gefolge zu Tafel saß, mußten die adligen Herren der Mark, wie es in dem Bericht heißt, an dem Schornstein stehen, ohne einmal von dem fürstlichen Tische bedacht zu werden; die bürger-

lichen Abgeordneten ließ er bald darauf hart an, als sie nicht eher, bis ihnen ihre Privilegien bestätigt waren, huldigen, und außerdem noch wegen der Huldigungsgebühren mit ihm dingen wollten.

Was den Adel betrifft, so hatte dieser durch seine Auffätzigkeit und gewiß auch durch Gewaltthaten im Lande, wogegen er bald darauf recht scharfe Maßregeln nahm, den Unwillen des Fürsten reichlich verdient. Doch auch die Märker hatten ihrerseits manches an den fränkischen Gästen auszusetzen, namentlich an dem dienenden Gefolge; denn als der Herr und seine Umgebung gespeist hatten, fielen die Diener über die Tröge voll Backwerk und Bohnenkuchen mit Mandeln und Ingwer, welche man nebst Claretwein und einbeckischem Biere dem Fürsten vorgesetzt hatte, gar heißhungrig her, und ließen nicht ein Krümchen davon übrig [1]).

Die Angelegenheiten mit Pommern zogen die ganze Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich. Er hatte sich vor seinem Abgange nach der Mark von dem Kaiser seine oberlehnsherrlichen Rechte bestätigen lassen. Der schwache Friedrich konnte dem treuen Anhänger nicht gut seine dem Buchstaben nach wohlbegründeten Rechte verweigern, und sah doch auf der andern Seite die Schwierigkeit ein, denselben gegen seine eignen früheren Decrete vollkommene Gültigkeit zu verschaffen. Daher arbeitete er durch seine Bevollmächtigten an einer
1471 gütlichen Ausgleichung. Zu dieser gelangte man nicht so bald, doch da die Waffen keinen entscheidenden Erfolg für den einen, so wie für
1472 den anderen Theil gaben, kehrte man von selbst zur Unterhandlung zurück. Die pommerschen Herzöge nahmen wirklich in dem Vertrage von Prenzlau durch Handschlag ihr Land vom Kurfürsten zu Lehen. Zur Besiegelung eines dauernden Friedens verlobte sich Prinz Bogislaw, Erichs II. Sohn, mit der nachgelassenen Tochter Friedrichs II., Markgräfin Margarethe.

Albrecht konnte nun seine Aufmerksamkeit den innern Bedürfnissen des Landes widmen. Trotz Friedrichs I. und II. kluger Verwaltung war die Herrschaft mit Schulden belastet, vieles verpfändet, ja die Gläubiger wurden, wie uns des Markgrafen Johann drin-

1) Dies geschah in Salzwedel, wie Möhsen a. a. O. S. 334. berichtet; dort war er gegen das Ende des November, in Berlin und Cöln nahm er aber die Huldigung schon am 3. November ein. Beides wird mitunter zusammengeworfen.

gende Gesuche bei seinem Vater beweisen, mit ihren Forderungen sehr lästig. Um den nöthigsten Bedürfnissen abzuhelfen, berief der Kurfürst Prälaten, Herren, Ritterschaft und Städte zu einem allgemeinen Landtag. Er brachte die Uebernahme einer Summe von 10,000 Gulden in Antrag, das Uebrige wollte er selbst decken. Dies war die erste allgemeine Landbede; sonst hatte sich der Landesherr seit der Ablösung der Bede mit jeder Stadt, Vogtei oder Landschaft besonders abgefunden. Es ist ein schlagender Beweis von der Unterhandlungskunst Albrechts, daß er die Stände und namentlich die Städte zu einer so durchgreifenden Maßregel bestimmte, besonders letztere, da auf ihnen der bedeutendste Theil der Last ruhte [1]. Nach langen Verhandlungen hatten sie sich dazu verstanden 58,000 Gulden zu übernehmen und den Ständen den Rest zu überlassen; doch später änderte man den Vertrag dahin ab, daß jederseits 50,000 Gulden übernommen würden, wobei der Landesherr den Prälaten und der Ritterschaft eine Entschädigung von 20,000 Gulden aus eigenen Mitteln versprach. Diese Mittel beruhten aber auf den Einkünften von einem Zoll, den er in der Mark zu heben gedachte.

Prälaten und Ritterschaft nahmen natürlich gern diesen Vorschlag an, während die Städte Bedenken trugen, weil auf die Bürger, die nicht wie jene persönlich zollfrei waren, die größte Last der kurfürstlichen Anordnung fiel. Sie beriefen sich auf ihre Privilegien, welche sie vor jedem neuen Zolle schützten; dagegen wies der Kurfürst eine besondere Begnadigung des Kaisers, die ihn dazu ermächtigte, vor, und da sich die Städte dennoch weigerten, so übertrug er die ganze Sache den Ständen zur rechtlichen Entscheidung, von denen er auch die Anerkennung seiner verlangten Rechte erhielt. Zwar stießen die Beamten der Fürsten bei der Erhebung des Zolles auf manche Widersetzlichkeit; doch hatte der Landesherr, und dies war sehr wichtig, durch die rechtliche Anerkennung seiner Ansprüche einen wesentlichen, für die Zukunft sehr bedeutenden Schritt zur Erweiterung seiner landesherrlichen Macht gethan.

Während seiner ersten Anwesenheit erneuerte Albrecht die Erbeinigung mit Sachsen und Hessen, und brachte eine neue mit der

---

1) S. meine Städteverf. Bd. I. S. 271.

1475 Krone Böhmen zu Stande; zugleich erließ er, da er viele Kinder hatte, die berühmte Hausverordnung, welche bis auf die durch die Zeitverhältnisse nothwendig bedingten Aenderungen Grundlage für alle späteren Hausgesetze der Regentenfamilie geblieben ist, und nach welcher die Mark nebst der Kurwürde seinem ältesten Sohne, die fränkischen Besitzungen, in zwei Theile geschieden, den jüngeren anheimfallen, weitere Theilungen aber nicht ferner stattfinden sollten. Für die Versorgung der fürstlichen Kinder setzte er unter anderm die Aussteuer einer Prinzessin auf 10,000 Gulden, die Apanage jedes jüngeren Sohnes, der nicht durch ein Bisthum versorgt wäre, auf 6000 Gulden fest.

Noch in demselben Jahre verließ Albrecht die Mark, deren Verwaltung er seinem ältesten Sohne unter der Leitung des Bischofs Friedrich von Lebus, einem ihm sehr ergebenen Manne, übergab. Bald jedoch erforderten neue schwierige Verhältnisse seine Zurückkunft.

Erich II., durch dessen friedliche Gesinnung man zu einem Vergleiche gekommen war, starb, und hinterließ einen Sohn, Bogislaw X., einen jungen Mann voll von Kühnheit und Thatkraft. Seine unnatürliche Mutter hatte ihn in seiner Jugend absichtlich verwahrlost, so daß ihm die selbst in jenen Zeiten nöthige Bildung für seinen hohen Beruf abging; doch war er von einer kräftigen Natur, von gesundem Verstande und Herzen. Kaum hatte er die Regierung seiner Lande angetreten, so bewog ihn sein Oheim Wratislaw den prenzlauer Vertrag, durch den die Pommern von dem Markgrafen überlistet seien, zu brechen. Dies wirkte. Der junge, ehrliebende Fürst erklärte, er würde nimmer sein Land zu Lehen von Brandenburg nehmen, sondern lieber den Kampf auf Leben und Tod versuchen. Bei dieser gefährlichen Wendung der Angelegenheiten hielt es Albrecht für nöthig, in die Mark zurückzukehren um den jungen Herzog mit den Waffen zur Anerkennung der väterlichen Verpflichtung zu zwingen. Doch er fand an Bogislaw seinen Mann, und da die Angelegenheiten im Westen Deutschlands wegen des burgundischen Krieges seine Aufmerksamkeit erforderten, dazu in dem benachbarten Schlesien Polen und Ungern sich mit einander herumschlugen, so hielt er es für besser, den im Grunde fruchtlosen Streit, in welchem es sich eigentlich für Brandenburg nur um eine Ehrensache

handelte, durch einen Vergleich beizulegen [1]). Dazu boten die Herzöge von Mecklenburg gern ihre Hand. Auf ihre Vermittelung besprachen sich beide Fürsten in Prenzlau. Man kam darin überein, 1474
daß jeder Theil das Eroberte behalten, und dem brandenburgischen Hause nach dem Erlöschen der männlichen Erben Bogislaws der Anfall aller seiner Besitzungen versichert bleiben solle. Nach dieser gütlichen Beilegung bot Albrecht dem jungen Herzog lächelnd die Hand mit den Worten: „Lieber Oheim, hiermit leihe ich Euch Land und Leute.“ Gewiß hatte der schlaue Fürst mit Absicht diese verfänglichen Worte gewählt, um dadurch unvermerkt gegen den jungen, unerfahrnen Mann eine Art von Rechtstitel geltend zu machen; dieser aber hatte gesunden Verstand genug, das Verfängliche zu merken, stieß die ihm dargebotene Rechte mit seinem gewöhnlichen derben Fluch: „Da sollen ja eh die sewen Düvel durchfahren!“ zurück, setzte sich aufs Pferd, und ritt zu seinem Oheim Wratislaw, der mit seinem Kriegsvolk um Pasewalk hauste. Dieser reizte ihn auch zur Fortsetzung des Krieges, doch kamen noch die mecklenburgischen Herzöge zur rechten Zeit an, und führten Bogislaw nach Prenzlau zurück. Der kluge Albrecht that, als habe er es ganz anders gemeint; er rief dem Kommenden scherzend entgegen: „Herr Oheim, ihr habt einen Hitzkopf, und laßt Euch bald irren.“ „Ja,“ erwiederte jener, „ich bin also nicht gut zu flechten.“ In Folge dieses Vertrages kam auch die Ehe zwischen Bogislaw und der Markgräfin Margarethe zu Stande; doch diente sie nicht die Freundschaft zwischen beiden Häusern zu befestigen, denn sie blieb unfruchtbar, ja es erzeugte sich deshalb beim Herzoge der Verdacht, man habe seine Gemalin absichtlich mit Arzneien so zugerichtet, daß sie ihm keine Nachkommen gebären möchte, und das Land desto eher an die Märker fiele.

Schon 1477 erneuerte sich die Fehde, als der Krieg mit Herzog Johann von Sagan ausbrach. Johann war einer von den beiden Inhabern des Herzogthums Glogau; sein Vetter Heinrich, welchem Crossen, Freistadt, Schwiebus und die Hälfte von Glogau gehörte, hatte sich mit der zehnjährigen Tochter Albrechts, Markgräfin Bar- 1474
bara, vermält, war jedoch bald nach Vollziehung der Ehe ohne Nach- 1476
kommen gestorben. Er hatte seiner Gemalin bei der Verlobung

---

1) Vergl. v. Lancizolle, Gesch. der Bild. des preuß. Staats. S. 591.

50,000 Ducaten, und zur größern Sicherheit sein Land als Unterpfand verschrieben; auch außerdem soll er sie beim Sterben als Erbin seines Landes eingesetzt haben. Hierauf gründete Brandenburg seine Ansprüche, denen Herzog Johann entgegentrat, während die Könige von Ungern und Böhmen, die ihren Frieden noch nicht geschlossen hatten, beide als oberste Lehnsherren, Ansprüche auf die Erbschaft machten. Da die Stände des Landes bis zur rechtlichen Entscheidung bei der jungen, verwittweten Herzogin bleiben zu wollen erklärten, so setzte sich Markgraf Johann, dem Kurfürst Albrecht kurz zuvor die Statthalterschaft in der Mark übergeben hatte, in Besitz desselben. Bald aber wußte Johann von Sagan seinerseits die Stände für sich zu gewinnen, indem er ihnen ein Schreiben des Königs Mathias, in welchem dieser ihm die Erbschaft zusprach, vorlegte. Da mußte das Glück der Waffen über den Besitz entscheiden. Herzog Johann, vom Könige Mathias unterstützt, drang in die Mark ein, verheerte alles mit Feuer und Schwert, verbrannte die Oderbrücke bei Frankfurt, während er die Stadt hart bedrängte, und schlug den Kurprinzen, als er einen Ausfall wagte, mit großem Verluste an Gefangenen zurück. Dieser gerieth damals so in die Enge, daß er seinen Vater dringend um Hülfe gegen die Uebermacht seiner Feinde ersuchte. Der ritterliche Fürst scheint die Aeußerungen seines Sohnes für zu kleinmüthig gehalten zu haben; in der Erwiederung auf seine Bitte wenigstens sagt er ihm folgende, etwas verweisende Worte: „Ihr habt nicht mehr dann einen Fürsten zu Feind, da ein König und siebzehn Fürsten unser Feind waren, und wir wohl zehn Städt und Schloß verloren hatten, auch unsere Ritterschaft dreißig Sitz, und lagen mit vier Heeren auf uns, der König von Behaim an einem End, der von Bamberg, Pfalz und Herzog Otto am andern End uf dem Gebirg, die bairischen Herren am dritten End, und der Bischof von Wirzburg und die behmischen Söldner am vierten End, und hatten alle an den vier Enden ob vierzigtausend Menschen im Sold; so hatten unsere Freund am Rhein ein Schlagen verloren, und lagen in Stocken, und mußt unser Bruder selig von uns reiten, und war all unser Macht nit über tausend Pferd und fünftausend zu Fuße der unsern, dann die andern all in Städten und in Schlössern mußten sein, die zu bewahren — noch dann half Gott,

daß wir eine ehrliche Richtigung erlangten, und wollte ehr todt sein, dann daß wir eine schändliche Richtigung ufgenommen."

Der Vorwurf des Kurfürsten war wohl nicht ganz gerecht, denn wir wissen aus andern Verhältnissen, wie beschränkt des Statthalters Mittel waren. Bei der dringenden Gefahr ließ sich auf die Bewilligungen der Stände wenig bauen, er bedurfte schneller Hilfe, und diese konnte er nur von seinem Vater erwarten. Dennoch verzagte er nicht in dem Kampfe, ebensowenig als die märkischen Städte. Drossen und Reppen schlugen glücklich den Angriff ab, indem die Bürger den Stürmenden heißen Brei auf die Köpfe gossen, bald war das kurfürstliche Gebiet, obgleich hart mitgenommen, von Feinden befreit. Brav hatten sich die wackern Bürger in dem Kampfe mit dem Herzoge gehalten, welchem bei seinem Rückzuge ihr Spott nachschallte, denn noch bis heute haben sich die Verse:

Herzog Hans von Sagan ohne Leut' und Land
Hat sich vor Drossen das Maul verbrannt.

in dem Munde des Volks erhalten.

Während der Statthalter im Felde gegen Johann von Sagan lag, setzte sich Herzog Wratislav, der nur auf einen günstigen Zeitpunkt gewartet hatte, um den Märkern zu schaden, durch einen listigen Handstreich in Besitz der Stadt Garz. Auch Bogislaw ward mit in die Fehde von ihm gezogen. Da erschien Kurfürst Albrecht wie- 1478
der in der Mark. Nach einem fruchtlosen Abmahnungsschreiben an die Herzöge von Pommern brach er gegen sie auf, eroberte Vierraden und Löckenitz, dessen sich jene unterdessen bemächtigt hatten, wieder, und nahm die pommerschen Orte Bahn, Bernstein und Satzig ein, während sein Sohn den Herzog Johann von Sagan mit großem Verluste aus dem Gebiete von Crossen und Cottbus, in welchem er wieder mit Feuer und Schwert hauste, vertrieb.

Diese Erfolge und der Tod des Herzogs Wratislaw machten bald 1478 18.
dem pommerschen Kriege ein Ende. Unmittelbar nach diesem Ereig- Dec.
niß ward ein Waffenstillstand bis Johannis des folgenden Jahres und noch vor Ablauf desselben in Prenzlau ein neuer Vertrag geschlossen, kraft dessen das brandenburgische Haus die erneuerte Zusicherung des Anfalls von Pommern nach dem Erlöschen der einheimischen Fürsten auch von Seiten der Stände des Landes erhielt. Wiederum scheint man diesmal das Lehnsverhältniß mit Stillschweigen übergangen zu haben.

Die Fehde um die glogausche Hinterlassenschaft wurde nicht lange darauf mit so vielem Vortheil für Brandenburg abgeschlossen, als nur immer den Ansprüchen nach zu erwarten stand. König Mathias überließ der Herzogin Barbara die Städte Crossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg für die ihr gebührenden 50,000 Ducaten Hei-
1482 rathsgut; überhaupt hatten sich bald nach des Kurfürsten Ankunft die Angelegenheiten so günstig gestaltet, daß er schon im Jahre darauf nach Franken zurückkehren konnte.

Kurze Zeit nach der glücklichen Beendigung der märkischen Kriege starb Albrecht Achilles in Frankfurt am Main, wo er hauptsächlich zur Vergrößerung des Hauses Habsburg bei der Wahl Maximi-
1486 lians I. mitgewirkt hatte. So schied denn in vollem Glanze der ritterlichste Herrscher seiner Zeit, ein würdiger Vertreter der Ideen, welche sich in derselben geltend zu machen anfingen; denn obgleich aus Neigung und Gefühl des Ueberströmens seiner Kraft Ritter der Faustrechtsperiode, sehen wir ihn anderseits auch den Anmaßungen der Selbsthilfe gegenüber als Fürsten auftreten, fähig in seinem absoluten Willen die Bedürfnisse des Landes am zweckmäßigsten zu fördern, und durch seine glanzvolle Persönlichkeit die gelegentlichen Rechtsfragen zu seinen Gunsten entscheiden.

Johann Cicero. 1486—1499.

In der Mark folgte dem ruhmreichen Fürsten sein ältester Sohn, Johann, während die beiden nachfolgenden sich der Hausordnung gemäß in die fränkischen Herrschaften theilten. Kurfürst Johann, wegen seiner Leibeslänge der Große genannt, hatte zwar nicht die glänzenden Gaben seines ritterlichen Vaters, doch war er darum nicht minder ein vortrefflicher Fürst.

Wie kläglich es um die Mittel des Regenten in der Mark stand, sehen wir aus den Briefen, die er während seiner Statthalterschaft an seinen Vater schrieb. Er ist in großer Verlegenheit, wie er wenig hundert Gulden längst verfallene Zinsen der väterlichen Schulden bezahlen, wie er Teppiche, Bettgewand, Tischgeschirr zu seiner Hofhaltung anschaffen soll. Täglich muß er in Aengsten leben vor den Mahnbesuchen seiner Creditoren. Er weiß vor Dürftigkeit nicht, wie er seine Muhme, die ihn besuchen will, aufnehmen soll; er muß seine Heirath mit der Prinzessin Margarethe von Sachsen mehrere

Jahre aufschieben, weil die Städte sich weigern vor Aufhebung der, wie sie behaupten, widerrechtlich angelegten, schweren Zölle ihren Antheil an den vom Lande geforderten zehntausend Gulden zu entrichten; dabei fürchtet er, der Aufwand der Hochzeit werde sich zu hoch belaufen, weil die niederdeutschen Fürsten sehr ungenügsam seien, und er statt ihrer lieber noch einmal so viel Franken, Meißnern oder Thüringern Unterhalt geben wollte; der Hafer sei theuer, und er habe keinen Pfennig Geld dazu. Er muß seinem Vater Vorstellungen gegen das Verlangen, in Tangermünde Hof halten zu sollen, machen, weil das zu viele Kosten verursache, die altmärkischen Städte sich ihm widersetzten, er aber kein Mittel habe sie zu bezwingen, wodurch die Ohnmacht der Herrschaft erkannt werde. Dabei verrathen jedoch seine Aeußerungen große Einsicht in Regierungsangelegenheiten, bei welchen ihm freilich ein treuer und geschickter Rath in der Person des Bischofs Friedrich Sesselmann von Lebus zur Seite stand. Das Herz des Fürsten war vortrefflich. Mit kindlicher Liebe und Verehrung hing er an seinem Vater; er betheuerte oftmals in seinen Briefen, er wisse wohl, daß des Vaters Weisheit und Uebung in Geschäften in dem mindesten Knie mehr auszurichten wisse, als er und seine Räthe in allen ihren Köpfen und Leichnamen, weshalb er auch ohne seinen Willen und Geheiß nichts thun wolle.

Kurfürst Albrecht war etwas despotischer Natur; er war nicht der Mann, der bei seinen Lebzeiten gern seine oberherrliche Gewalt verkürzte, daher konnte Johann erst in der Alleinherrschaft sein Regententalent ganz bewähren, und er zeigte auch während derselben so viel Eifer, Kraft und Tüchtigkeit, daß die landesherrliche Gewalt sich um ein Bedeutendes unter ihm ausdehnte. Die Geschichte giebt ihm auch noch den Beinamen Cicero, ein Name, den er wahrscheinlich mehr einer gewissen Leichtigkeit sich lateinisch auszudrücken als einer wahrhaft großen Beredtsamkeit verdankte, wenigstens haben wir keinen Beweis für dieselbe als diesen Beinamen.

Johann hatte während seiner Statthalterschaft zu bitter die traurige Lage empfunden, in welche ein Fürst ohne Mittel gerathen muß, als daß er nicht schleunigst auf Abhilfe eines so unglücklichen Zustandes gedacht hätte. Die Verhältnisse hatten sich auf manche Weise geändert; die fürstlichen Einkünfte waren durch Versatz, Verpfändung, Exemtionen und Privilegien eher vermindert als vermehrt wor-

den, die Bedürfnisse des Hofhaltes aber bedeutend gewachsen. Die regere Theilnahme an den Regierungsangelegenheiten, die politischen Verbindungen mit den deutschen und ausländischen Nachbarn, die Kriegszüge, welche nicht mehr allein durch das Aufgebot des Adels, sondern mit Söldnern großentheils geführt wurden, hatten die Lasten der Regierung vergrößert, und doch war alles dies nothwendig, um die Interessen des Landes zu bewahren und zu fördern. Beständig von den Landständen Zuschüsse zu fordern war unbequem, und führte stets zu unangenehmen Weiterungen, daher mußte der Fürst wünschen eine stehende Abgabe an die Stelle jener beschwerlichen Hilfen zu setzen. Schon Albrecht Achilles hatte auf dem Landtage vom Jahre 1472 den Vorschlag einer Abgabe aufs Bier gemacht, doch eine hartnäckige Weigerung von Seiten der Städte erfahren; denn diese fürchteten für ihren Bierverkehr, welcher allerdings durch einen Aufschlag auf dasselbe leicht abnehmen konnte, da sie aus demselben bisher eine reiche Nahrungsquelle gezogen hatten. Dessen ungeachtet kam der Kurfürst Johann auf den Vorschlag zurück, als König Mathias wegen des Beistandes, den ersterer dem Kaiser gegen
1488 ihn geleistet hatte, ein Streifcorps in die Mark Brandenburg schickte. Die Gefahr des Landes erheischte schleunige Hilfe, und da die Landstände auf die Vorstellung des Kurfürsten die Bierziese als die beste Steuer erkannten, weil sie nicht nur der Einheimische, sondern auch der Fremde trüge [1]), so zögerte er keinen Augenblick bei den Städten auf die Einführung dieser neuen Abgabe zu dringen. Die Höhe derselben belief sich auf zwölf Pfennige von jeder Tonne, welche in den Städten gebraut wurde, wovon aber ein Drittheil den Gemeinden selbst zu Gute kommen sollte; Prälaten, Herren und Ritterschaft waren für das, was sie auf ihren Schlössern und Höfen zu ihrem Gebrauche brauten, von diesem Biergelde befreit; die Abgabe war auf sieben Jahre angeordnet. Der größte Theil der Städte fügte sich, jedoch die altmärkischen, besonders Stendal, gereute es sobald ihre Zustimmung gegeben zu haben, obgleich sie anfangs ohne Widerspruch darein gewilligt hatten. Es kam in Stendal zum offnen Aufstande. Die Gewerke zwangen den Rath sich gegen die verhaßte Steuer zu erklären; bald folgten auch die übrigen alt-

1) S. meine Gesch. d. Städteverf. I. S. 291.

märkischen Städte diesem Beispiel des Aufruhrs nach. Die stendaler Bürger gingen in ihrer zügellosen Leidenschaft so weit, daß sie die kurfürstlichen Gesandten ermordeten, und an dem benachbarten Landadel, dem sie wegen seiner Zustimmung grollten, manche Gewaltthätigkeiten verübten. Der Kurfürst erschien auf die Nachricht von diesem Frevel plötzlich mit einer ansehnlichen Kriegsmacht vor den Thoren der aufrührerischen Stadt. Da sie durchaus unvorbereitet zum Widerstande war, so mußte sie sich ergeben; die Rädelsführer wurden hingerichtet, die Stadt aber erhielt außer der Verdoppelung der Bierziese auf mehrere Jahre durch den Verlust ihrer Privilegien eine empfindliche Strafe. Unter diesen waren allerdings einige, welche sich mit der Stellung von Unterthanen gegen den Fürsten kaum vertrugen, wie z. B. daß die Stendaler nur innerhalb ihrer Ringmauer dem Herren dienen, und, wenn sie dieser in irgend etwas beschwerte, sich zu einem andern schlagen dürften. Aber auf dem Punkte stand die damalige Zeit in ihrer politischen Entwickelung; lauter Einzelrecht, kein Begriff eines allgemeinen Willens, daher Vernichtung aller Kraft des Staates durch Egoismus und innere Zwietracht trotz der Tüchtigkeit in seinen einzelnen Theilen; davon giebt uns das deutsche Reich selbst ein trübseliges Beispiel. Glücklicher als der Kaiser waren die Fürsten; sie zerschlugen mit starker Hand die Privilegien, und brachten die Macht des Staats in ihrer Person zur Einheit; darin lag ihr Recht. Zu ähnlichen Opfern wie Stendal mußten sich auch die übrigen altmärkischen Städte bei dieser Gelegenheit verstehen, besonders allen Bündnissen sowohl mit auswärtigen Mächten als auch unter einander, welche den Interessen des Fürsten zuwider liefen, entsagen.

Außer diesen schnell vorübergehenden Störungen floß die Regierungszeit Johanns friedlich dahin, denn obschon er keine Eingriffe in seine Rechte duldete, so hielt ihn doch sein wohlwollendes Gemüth von jedem gewaltthätigen Verfahren gegen seine Unterhanen, so wie gegen seine Nachbarn stets entfernt. Daher wurde unter ihm das märkische Gebiet nur auf friedliche Weise z. B. durch den Ankauf der Herrschaft Zossen vergrößert. 1490

Natürlich mußte sich, als er die Regierung übernahm, der Streit wegen der pommerschen Lehnsherrlichkeit wieder erneuern. Von Seiten des Kaisers wurde dieselbe in ihrem ganzen Umfange anerkannt,

doch erhoben sich weitläufige Verhandlungen darüber mit Herzog
1493 Bogislaw, welche erst nach mehreren Jahren durch den Vertrag von Pyritz beendet wurden, kraft dessen bei künftig eintretenden Todesfällen die wirkliche Belehnung erlassen werden, doch das Wesentliche, das Anfallsrecht, seine Giltigkeit behalten sollte. Diese friedliche Ausgleichung war größtentheils das Werk Werners von Schulenburg eines bei beiden Fürsten gleich angesehenen Mannes.

Kurfürst Johann war, wie seine Voraltern, ein treuer Anhänger des Hauses Habsburg; er unterstützte Maximilian I. in allen seinen für das Reich so wohlmeinenden Plänen. Unter andern bemühte er sich sehr ernstlich den allgemeinen Landfrieden nicht blos dem Rechte, sondern auch der That nach aufrecht zu erhalten, denn wie er selbst sich jeder Gewaltthätigkeit enthielt, so litt er auch keine Friedensstörung im ganzen Umkreise seines Gebietes. Freilich gelang es ihm noch nicht, seinen edlen Zweck vollkommen zu erreichen; doch hielt er durch seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kraft die Ordnung mehr als es bis jetzt hatte geschehen können, aufrecht.

Auch in der Liebe für Wissenschaften wetteiferte Johann mit seinem edlen Oberherrn. Der Wunsch desselben, eine Universität in jedem Kurfürstenthum zu sehen, kam er mit Eifer nach, denn es lag ihm daran die geistige Vervollkommnung nach Möglichkeit zu fördern, nur sein früher Tod verhinderte die Ausführung seines Entschlusses. Eine übermäßige Beleibtheit, welcher durch alle ärztliche Künste und gefährliche Küren nicht abzuhelfen war, prophezeite ihm einen frühen Tod; bald zeigten sich alle Symptome einer gefährlichen Wassersucht, an welcher er auch schon im vier und vier-
1499 zigsten Jahre seines Lebens erlag.

Den Charakter und die Einsicht dieses wackern Fürsten lernen wir am besten aus seinem letzten Willen an seinen Sohn und Nachfolger kennen, ein Document, welches wir theils aus diesem Grunde theils auch, weil es das erste der Art in unserer Herrscherfamilie ist, hier ausführlich mittheilen. Nach einem allgemeineren Eingange und der Ermahnung, auf sein Beispiel, und wie er seinem ruhmreichen Vater nachgeeifert habe, zu schauen sagt er darin:

„Es stehen viele in dem Wahn, man erweise sich alsdann recht fürstlich, wenn man die Unterthanen beschwert und durch gewaltsame Zwangmittel ihr Vermögen erschöpft. Hiernach prasset man

lustig, und befleckt die anererbte Hoheit mit schändlichen Lüsten; man führt wohl königliche Pracht, und verwickelt sich in verderbliche Kriege. Hierdurch aber werden die väterlichen Reichthümer verschwendet, man verliert die Liebe und das Vertrauen der Unterthanen; man führt nicht mehr das süße Amt eines Vaters, sondern eines furchtbaren Tyrannen. Ich kann nicht begreifen, was ein solcher Fürst für Ehre habe, und kann mich niemand bereden, daß er in Sicherheit sitze. Es ist eine schlechte Ehre über Bettler zu herrschen, und viel ruhmwürdiger, wenn man reichen Unterthanen befehlen kann. Darum wollte Fabricius lieber über Reiche herrschen als selbst reich sein.

„Vom Kriegführen halte ich nichts, es bringt nichts Gutes; wenn man nicht zum Schutz des Vaterlandes oder große Unbilligkeit abzuwenden, den Degen ziehen muß, so ist es besser davon zu bleiben.

„Lasset Euch, mein Herzenssohn, die Gottesfurcht anbefohlen sein, denn aus ihr wird alles Gute Euch zufließen. Ein Göttesfürchtiger denkt allezeit, daß er Gott von seinem Thun in kurzer Frist werde Rechnung abstatten müssen. Wer Gott fürchtet, wird niemals mit Vorsatz etwas begehen, das ihn gereuen kann.

„Die Armen nehmt in Euren Schutz. Ihr werdet Euern Fürstenthron nicht besser befestigen können, als wenn ihr den Unterdrückten helfet, wenn Ihr den Reichen nicht nachsehet, daß sie die Geringeren überwältigen, und wenn Ihr Recht und Gleich widerfahren läßt.

„Vergesset nicht den Adel im Zaum zu halten, denn dessen Uebermuth verübt viel Böses. Straft sie, wenn sie die Gesetze und Landesordnungen übertreten, und lasset ihnen nicht zu, daß sie jemand wider die Gebühr beschweren können.

„Hätte Euch jemand bisher beleidigt, so bitte ich, daß Ihr es vergessen wollet; es stehet keinen Fürsten wohl an, wenn er eine im Privatstande empfangene Unbilligkeit rächen will.

„Hingegen strafet die Schmeichler, die Euch alles zu Liebe und nichts zu des Landes Wohlfahrt reden wollen. Werdet Ihr ihnen folgen, so werdet Ihr Eure kluge Räthe verlieren und Euch in Gefahr vieler schädlichen Neuerungen stürzen. Des Schmeichlers Rede gleichet dem Schlangengifte, welches im süßen Schlaf zum Herzen dringt und den Tod bewirket, ehe man es gewahr wird.

„Liebster Prinz, ich hinterlasse Euch ein großes Land, allein es ist kein deutsches Fürstenthum, in dem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange gehn als in unserer Mark. Wehret doch solchem Unwesen und schaffet, daß Eure Unterthanen liebreich und sanftmüthig beieinander wohnen mögen.

„Zu diesem Ende bitte ich Euch, Ihr wollt an einem wohlgelegenen Orte eine Universität aufrichten, in welcher die Jugend wohl unterwiesen, und zu guten Sitten und Künsten angeführt werde. Mein seliger Herr Vater hat einen gleichen Befehl hinterlassen, allein die Kriegsunruh, die überhäuften Geschäfte, die kränkliche Beschaffenheit und der frühzeitige Tod haben mich an dessen Erfüllung gehindert. Jetzt habe ich meiner lieben Mark den Frieden zu Wege gebracht, und Ihr werdet die bequemste Gelegenheit haben diesen meinen letzten Willen mit allernächstem zu vollstrecken. Ihr werdet hierdurch Gottes Ehre und Eure eigene befördern und Euern Landen großen Nutzen schaffen. Vergesset dies ja nicht, mein Prinz. Es ist ein kaiserlicher Befehl und ein jüngster Reichsschluß versehen worden, daß die Kurfürsten in ihrem Lande hohe Schulen errichten sollen. Die hierzu nöthigen Geldmittel habe ich bereits zusammengebracht, und übergebe Euch solche in meinem Testament, bitte Euch aber herzlich, daß Ihr solche zu keinem andern Zweck verwenden, oder diesen meinen letzten Willen ändern wollet.

„Jetzt werde ich, liebster Sohn, zu meinen Vätern versammelt werden. Lebt Ihr glückselig und regieret wohl, so werden Euch die Frommen lieben und die Bösen fürchten; Ihr werdet von den Gegenwärtigen geehrt, von den Abwesenden aber gelobt, und wenn Ihr diese meine Vatertreue zu Herzen nehmet und folgen werdet, mit unsterblichem Nachruhm gekrönt werden."

Johann war der erste der hohenzollernschen Fürsten, welcher sich ganz heimisch in der Mark gefühlt hatte, und nach dem Tode seine Ruhestätte in derselben fand. Seine irdische Hülle ward anfangs zu Lehnin, später im Dom zu Cöln an der Spree beigesetzt, wo noch jetzt ein schönes erzenes Denkmal von dem berühmten Peter Vischer den Platz über seinem Sarge bezeichnet.

Joachim Nestor[1]). 1499—1535.

Die Mark Brandenburg hatte sich unter Kampf und Blutvergießen gebildet; seit ihrer Entstehung war fast kein Jahrzehnt ohne Krieg vorübergegangen, jetzt folgen drei Regierungen hintereinander, welche ein ganzes Jahrhundert füllen, und in welchen ein ununterbrochner tiefer Friede die bisher schlummernde geistige Entwickelung auf eine gleiche Stufe mit dem übrigen Deutschland hob. Entschieden ging die Richtung dieser Regenten dahin die Kraft und Fähigkeit ihrer Unterthanen zu erwecken, und hierdurch das Wohl und die Größe des Landes zu fördern. Ein solcher Bau steigt langsam in die Höhe, steht aber um so sicherer, da die feste Grundlage jeglichen Stürmen der Zeit trotzt.

Kurfürst Joachim I., der älteste Sohn Johanns, war von der Natur glücklich ausgestattet. Eine schöne kräftige Gestalt, welcher ritterliche Uebungen, in denen er Meister war, auch Gewandtheit verliehen, umschloß einen gebildeten Geist und einen starken Willen. Die Bildung verdankte er seinem sehr unterrichteten Hofmeister, dem Bischof von Lebus, Dietrich von Bülow, und dem gelehrten Johann Carion, von dem er den Unterricht selbst empfing; so zeitig hatte sein Vater für die Entwickelung des jungen Fürsten gesorgt, daß er funfzehn Jahr alt schon fähig erschien die Regierung zu übernehmen. Nur in Verwaltung der Kur sollte ihm Markgraf Friedrich IV., sein ältester Agnat aus der fränkischen Linie rathend zur Seite stehen. Joachim sprach außer seiner Muttersprache geläufig französisch, italienisch und lateinisch, und war überhaupt als Redner so anerkannt, daß er öfter auf den Reichstagen zum Wortführer von den übrigen Fürsten gewählt wurde; dies kann ihm wohl auch nur, nicht sein Lebensalter, den Namen Nestor im Fürstenrathe Deutschlands erworben haben, da er nicht nur sehr jung zur Regierung kam, sondern auch schon in seinem kräftigsten Mannesalter starb. Nicht mit Sprachen allein, auch mit den Wissenschaften, wie sie damals die Zeit bieten konnte, war er wohl bekannt; wenn er die Astronomie nur unter der Form der Astrologie trieb, so darf dies nicht als ein besonderer Mangel an Aufklärung für ihn angerechnet werden,

---

1) S. meine Geschichte der Mark Brandenburg unter Joachim I. und II.

da seine gelehrtesten und gebildetesten Zeitgenossen, ja selbst Melanchthon und seine Mitreformatoren an diese trügerische Kunst ihr Studium verschwendeten. Natürlich suchte der hochgebildete Fürst auch unter seinen Unterthanen die Kultur zu verbreiten. Die Stiftung der Universität in Frankfurt, zu welcher man alle vorbereitenden Geschäfte, denn außer den nöthigen Fonds gehörte damals auch kaiserliche und päpstliche Bestätigung dazu, jetzt endlich beseitigt hatte,
1506 war der erste Schritt dazu. Früher waren viele junge Edelleute auf die italienischen Universitäten gezogen, doch konnten diesen kostbaren Bildungsweg nur die reichsten unter ihnen einschlagen, während jetzt eher dem Begabten selbst ohne großen Reichthum der Zutritt zur Wissenschaft offen stand. Der Fürst ehrte die Gelehrsamkeit dadurch, daß er gern ihre Eingeweihten, namentlich die Lehrer an der Universität, in seinen Umgang zog, denn er behielt bis in sein reiferes Alter einen unermüdlichen Wissensdrang. Wie hoch er gelehrte Bildung schätzte, geht schon allein aus dem Verhältniß zu seinem Lehrer, dem berühmten Abt Tritheim hervor, dem er wegen der kurzen Zeit, wo er seinen Unterricht genoß, für das ganze Leben eine unbegränzte Dankbarkeit bewies.

Die Liebe zur Wissenschaft ließ Joachim nicht die Anforderungen des practischen Lebens vergessen. Er liebte Ordnung und Gesetz, und verstand es auch sie mit Kraft aufrecht zu erhalten. Der Adel hatte sich zu Anfang seiner Regierung der alten Zuchtlosigkeit ergeben; wahrscheinlich brachen die Ausschweifungen um so gewaltsamer wieder hervor, da die Minderjährigkeit des Regenten als eine gute Gelegenheit erschien jeglichen Zwang des Gesetzes von sich abzuschütteln. Diese verwerflichen Hoffnungen wurden aber getäuscht, denn der junge Fürst zeigte eine unerwartete Entschlossenheit, und ließ die Verwegensten ihr Vergehen mit dem Tode büßen. Da faßten einige von ihnen aus Rache den verrätherischen Plan den strengen Landesherrn aus dem Wege zu räumen; wenigstens schrieb einer von ihnen freche Drohworte, die man dahin deuten mußte, an die Thür seines Schlafgemachs, während andere sich in der That seiner Person in der köpnicker Haide zu bemächtigen suchten. Doch alles mißlang. Der Plan der Verräther wurde entdeckt, sie selbst gefangen genommen und, wie sie es verdienten, mit dem Tode bestraft; das strenge Urtheil des Kurfürsten in solchen Fällen konnte weder durch Für-

bitte der bedeutendsten Personen noch durch die größten Opfer an Geld und Gut gemindert werden. Seinem früheren Vormunde, dem Markgrafen Friedrich IV. der ihm vorstellte, er möchte doch nicht so viel adliges Blut so schimpflich vergießen, schrieb Joachim zurück, er wisse nicht daß er adliges Blut vergossen, sondern nur das von Schelmen, Räubern und Mördern, denn wenn sie wirklich Adlige gewesen wären, so hätten sie solche böse Thaten nicht gethan. Um seinen Maßregeln den möglichst ausgedehnten Erfolg zu verschaffen, schloß er mit den benachbarten Fürsten Bündnisse zur Vertilgung der Friedensstörer ab. Aber nicht nur den Unfug der Wegelagerer bestrafte Joachim so hart, sondern jede Gewaltthat, auch die Selbsthilfe, sobald sie in die fürstliche Machtvollkommenheit Eingriffe that, wurde von ihm geahndet. Dies erfuhren die Frankfurter, als sie einen Herren von Bomsdorf, der mit einigen seiner Genossen Kaufleute aus ihrer Stadt niedergeworfen und beraubt hatte, ohne weiteres zum Tode verurtheilten, und mit ungeziemender Eile, wahrscheinlich um dem landesherrlichen Einspruch vorzubeugen, am heiligen Pfingstfeste hinrichteten. Diese Verletzung religiöser Gebräuche, so wie die Vernachlässigung der Appellation an den brandenburgischen Schöppenstuhl zog den Frankfurtern nicht nur die Excommunication von Seiten des sonst so sehr gemäßigten Bischofs von Lebus zu, sondern auch Joachim bestrafte die Bürger wegen ihrer Anmaßung seinem Urtheil vorgegriffen zu haben mit dem Verlust einiger ihrer Privilegien. So verhinderte der Kurfürst mit der Zeit die frevelhaften Gewaltthaten, dennoch gelang es ihm nicht ganz den willkührlichen Befehdungen in seinem Lande ein Ziel zu setzen. Noch gegen das Ende seiner Regierung führte Hans Kohlhase, ein Roßkamm aus Cöln an der Spree, auf eigne Hand mehrere Jahre hindurch eine blutige Fehde mit dem Kurfürsten von Sachsen und seinem Adel, in welchem gebrannt, geplündert und gemordet wurde. Der lausitzische Edelmann Nicolaus von Minkwitz vertrieb den Bischof von Lebus, ja ließ sich in der Stadt Fürstenwalde, der Residenz des Prälaten, huldigen, und doch konnte Joachim nicht mit Gewalt den Friedensstörer zur Ruhe bringen, obgleich denselben auch die kaiserliche Acht getroffen hatte. Alle Maßregeln der Gewalt gegen ihn liefen kläglich ab, nur erst durch Vergleich ward der Streit endlich zur Befriedigung des Kurfürsten geschlichtet. 1528

Der Uebermuth der Städte war schon von seinem Vater gebrochen worden; zwar versuchten auch sie noch mitunter der fürstlichen Macht zu trotzen, jedoch stets zu ihrem großen Nachtheil. Von Frankfurt haben wir dies schon gesehen; in Berlin entstand ein
1515 Aufruhr aus einer Streitigkeit des Rathes mit der Bürgerschaft, und in Stendal durch den Versuch einer der Reformation günstigen Partei die lutherischen Lieder und Gebräuche gegen den Willen des Fürsten und das Verbot des Magistrates einzuführen. Beide wurden durch kräftige Maßregeln unterdrückt, Blut jedoch floß nicht; denn obgleich man sich in Stendal zu Thätlichkeiten gegen die kurfürstlichen Bevollmächtigten hatte hinreißen lassen, so begnügte sich doch Joachim damit, der Stadt eine Geldstrafe aufzulegen, und die Rädelsführer aus seinem Gebiete zu verbannen. Sonst war er den Städten günstig, weil er sie als den Sitz des Handels und Gewerbes ehrte; er wußte, daß auf ihnen der Wohlstand des Landes, und auch die Macht des Fürsten beruhte, wenn sie sich nur nicht über sein Ansehen erheben wollten. Dies erkannten selbst fremde Städte, und suchten daher seine Freundschaft, wie z. B. Lüneburg, Hamburg, Goslar, welche den Schutz des Kurfürsten für ein Jahrgeld erkauften.

Der Beginn der Reformation, dieses herrlichsten Sieges der Wahrheit über Gewalt und Anmaßung, die schöne Morgenröthe einer Aera, wo die vernünftige Freiheit zu ihrem Rechte kommen sollte, begann, nachdem das Wiederaufleben der klassischen Wissenschaften und die Entdeckung ungekannter Welttheile den menschlichen Geist aus seiner Erstarrung aufgerüttelt hatten, um die Mitte der Regierung Joachims ihre belebenden Strahlen auch auf die bisher aller geistigen Regung meist noch fremden Märker auszugießen.
1517 Kaum hatte Luther seine 95 Theses an die Schloßkirche zu Witten-
31. Okt. berg geschlagen, so durchdrang auch das Licht der Wahrheit die Herzen in dem benachbarten Lande, nur in die der Lehrer an der Universität Frankfurt, und was noch nachtheiliger war, in das des Fürsten fand es keinen Eingang. Von dem Beginn der Reformation zeigte sich Joachim feindlich gegen sie.

Es könnte auffallen, daß der aller wissenschaftlichen Forschung so geneigte Fürst diese Frucht wissenschaftlichen Strebens so rücksichtslos verdammte, wenn wir uns nicht seinen Eifer für Aufrecht-

haltung bürgerlicher Ordnung und Gesetzmäßigkeit ins Gedächtniß riefen. Wir können es nicht läugnen, daß diese das Lutherthum bei seinem Eintritte in das Leben nicht begleiteten, noch auch begleiten konnten, da es einen Kampf mit einem Feinde galt, der nur dem Drange der Gewalt wich. Joachim aber war ein Freund des Friedens, und die Herrschaft der neuen Ideen erschien ihm für das Bestehen der realen Verhältnisse seiner Welt viel zu gefährlich. Auch er hoffte und wünschte eine Verbesserung, doch suchte er sie auf dem Wege der friedlichen Einigung mit der Kirche und ihrem Oberhaupte, weil sonst jede Reform nur zu einer unseligen Spaltung nach seiner Meinung führen könnte.

Schon seit seinen ersten Regierungsjahren hatte er auf Reform der kirchlichen Angelegenheiten gedrungen, später stimmte er eifrig für ein allgemeines Concil, keinesweges aber wollte er Luthers Lehre seine Zustimmung geben, ja nicht einmal seiner Bibelübersetzung den Eingang in seine Staaten erlauben. Vor allem eiferte er gegen Luther und seine Anhänger in Augsburg, wo er als Mitglied einer 1530
besonders dazu ernannten Commission die, von den der Lehre Luthers anhängenden Reichsständen, übergebene Confession mit der größten Heftigkeit bekämpfte. Der für die Anhänger der augsburger Confession, welche wegen ihres Widerspruchs jetzt Protestanten hießen, so ungünstige Reichsabschied war vielleicht großentheils sein Werk, wenigstens fiel er ganz in seinem Sinne aus: doch trotz dieser Heftigkeit, trotz seiner Unzufriedenheit mit dem für die Protestanten günstigen nürnberger Religionsfrieden war und blieb Joachim ein Gegner 1532
jeder gewaltsamen Maßregel. Nur in seiner eigenen Familie, wo er unter allen Umständen unbedingten Gehorsam forderte, ließ er sich durch seinen Eifer für die alte Lehre zu weit fortreißen, indem er seiner Gemalin, der Schwester des entthronten Königs von Dänemark, Elisabeth, einer ergebenen Anhängerin des Lutherthums, mit Einmauerung drohte, weil sie, freilich gegen das strenge landes- und eheherrliche Verbot, in dem kurfürstlichen Schlosse selbst das heilige Abendmahl von einem lutherischen Geistlichen genommen hatte. Die erschreckte Fürstin ohnedies durch Gleichgültigkeit und Untreue ihres Gemals tief in ihrem Innersten verletzt, entfloh zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten von Sachsen Johann dem Beständigen, und die Eile, mit welcher sie die Flucht ausführte, bezeugt, daß sie

1528 Joachim für fähig hielt, eine so grausame Drohung wirklich auszuführen. Daß die Stimmung Joachims gegen die Bekenner des Lutherthums durch eine so kränkende Erfahrung nicht gemildert wurde, läßt sich leicht ermessen; denn er mußte fürchten, daß auch seine Kinder sich der von ihm als Ketzerei verdammten Lehre zuwenden möchten, da außerdem schon seine fränkischen Vettern Kasimir und Georg, namentlich letzterer, als die eifrigsten Verehrer Luthers aufgetreten waren.

Nichts desto weniger muß man der Gesinnung des Kurfürsten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er wollte redlich das Gute, und nur aus diesem Grunde widersetzte er sich der mißkannten Neuerung. Dies gaben die Protestanten, sogar Luther, eben sonst kein nachsichtiger Beurtheiler seiner Gegner, offenherzig zu; ja letzterer hegte von Joachim I. noch immer größere Hoffnung als von seinem Bruder, dem Kardinal Albrecht, obgleich dieser sich stets weit milder als Joachim über die Gegner der alten Lehre ausgesprochen hatte.

Albrecht, seit 1513 Erzbischof von Magdeburg, und ein Jahr darauf durch die Freigebigkeit seines Bruders, der ihm zu der Bezahlung der 30,000 Dukaten Palliengelder, einer Hauptbedingung seiner Wahl, behilflich gewesen war, Kurfürst von Mainz, also einer der bedeutendsten Prälaten der Kirche, der erste Fürst des römischen Reichs, trat nicht so schroff der Neuerung gegenüber als jener, doch gebrauchte er alle die kleinen Künste, welche die geistlichen Oberhirten im Kampfe gegen die Reformation mit so vielem Erfolge anwandten, um seiner Partei den Sieg zu verschaffen. Uebrigens stand er nicht an, wenn seine persönlichen Interessen mit denen der Kirche in Kampf geriethen, die letzteren den ersteren zu opfern; hatte er doch um die noch von den Wahlen her auf ihm lastenden Verpflichtungen zu lösen, sich nicht entblödet einen so schamlosen Agenten wie Tetzel zum Ablaßhandel auszusenden, und auch später noch, als sich die Reformation in Magdeburg selbst ausbreitete, trug er seinen Räthen auf, sie sollten vor allen Dingen sorgen, daß er Geld bekäme, übrigens alles gehen lassen, da Papst und Kaiser die Reformation auch in ihren Ländern nicht hindern könnten. Diesen Mangel an Gesinnung rügte Luther auch auf seine etwas derbe Art.

Aeußerst segensreich für die Mark war Joachims I. eifrige Sorge für das Gerichtswesen. Um strenges Recht aufrecht zu erhalten

schien es ihm nöthig das Verfahren der Gerichte, welches bisher noch sehr unvollkommen gewesen war, zu regeln und zu verbessern. Zu diesem Zweck gründete er das Kammergericht, einen Gerichtshof, 1516
dessen zwölf Beisitzer aus den kurfürstlichen Räthen, den Prälaten, dem hohen Adel und den Abgeordneten der Ritterschaft so wie der Städte genommen wurden, und vor welches alle Eximirten so wie die Berufungen von andern niedern Gerichten gehörten. Dieser Gerichtshof war eine Nachbildung des von Maximilian I. eingesetzten 1495
Reichskammergerichts, durch welches der ewige Landfrieden, den er zu gleicher Zeit verkündete, erst seine Geltung erhalten konnte. Nur ein solches regelmäßiges Gericht vermochte die langjährige Gewohnheit der Selbsthilfe zu beseitigen, und zum Ruhme Joachims kann man sagen, daß sich in seinen Staaten die Idee des Kaisers besser verwirklichte, als in Deutschland, sei es nun deshalb, weil er ein praktischeres Talent als der sonst so reich ausgestattete Herrscher zur Ausführung derselben besaß, oder daß keine menschliche Weisheit noch Kraft die Auflösung des alterschwachen römischen Reichs mehr hemmen konnte. Doch trotz aller großen Verdienste um das Gerichtswesen, blieben noch immer traurige Mängel in demselben zurück, wie wir das unter anderm an dem grausamen Verfahren gegen die Juden und ihrer Vertreibung aus dem Lande genügend sehen. Ein Kesselflicker, Paul Fromm hatte aus einer Dorfkirche eine vergoldete kupferne Monstranz mit zwei geweihten Hostien entwendet, und eine davon an einen Juden in Spandau verkauft. Auf der Folter gestand dieser Unglückliche, wie er nebst andern Glaubensgenossen Frevel mit dem heiligen Brote getrieben, und wunderbare Erscheinungen dabei bemerkt habe. Der Scheiterhaufen war das Loos aller Betheiligten; die nächste Folge des Prozesses eine Verbannung aller Juden aus der Mark. Ganz ungegründet mögen die häufig im Mittelalter 1510
vorkommenden Beschuldigungen gegen die Juden nicht gewesen sein, denn es ist leicht zu begreifen, daß der Haß und die Verfolgung der Christen die gekränkten Juden leicht zu fanatischer Wuth reizen konnte, da der Aberglauben bei ihnen nicht minder tiefe Wurzel als bei ihren Verfolgern gefaßt hatte. Uebrigens hatte der Haß gegen sie auch neben dem allen germanischen Völkern eingewurzelten Widerwillen einen ganz positiven Grund. Die Juden waren die einzigen Geldhändler der Zeit; den Christen war es durch kanonische Gesetze

sogar verboten auf Zins zu leihen; daher mußte der große Gewinn dieses einträglichen Geschäftes fast allein in ihre Hände gelangen; hierzu kam dann auch wohl noch unerlaubter Wucher, Grund genug alle Leidenschaften gegen die Unglücklichen zu entflammen.

So friedlich Joachims Regierung war, so haben wir doch schon oben gesehen, daß sie wenigstens im Kleinen nicht ganz ohne kriegerische Bewegungen verlief, und daß sogar einmal um den sächsischen Edelmann Nicolaus von Minckwitz wegen seines Einfalls in die Mark zu bestrafen, ein allgemeines Aufgebot zur Bewaffnung erlassen wurde, freilich nur um wenige Tage darauf aus Mangel an Unterhalt wieder auseinander zu gehen. Ueberhaupt zeigte diese Begebenheit, daß kriegerische Unternehmungen nicht die glänzendste Seite Joachims waren. Er wußte dies auch recht gut; als ein neuer Streit mit Pommern ausbrach, weil Herzog Bogislaw X. dem kaiserlichen Ausschreiben gemäß auf dem Reichstage zu Worms erschien, so gab er bald den Plan das Schwert für sein Recht zu ergreifen, auf, und stützte sich vielmehr auf seine Geschicklichkeit im Unterhandeln. Diese führten, freilich nach ziemlich langem Harren, zu einem
1529 erwünschten Ziele. Die Söhne Herzog Bogislaws erkannten in dem Vertrag von Grimnitz das Anfallsrecht ihres Landes an Brandenburg an, sie ließen ihre Stände dem Kurfürsten eine eventuelle Huldigung leisten, den Pommern aber erschien diese Uebereinkunft so nachtheilig, daß sie dieselbe mit einem Wortspiele den Vertrag von Grämenitz nannten.

Den Plan, Potsdam zu befestigen, ließ Joachim fallen, weil, der Meinung seiner Räthe nach, wie der Bericht lautet, die Kosten eines solchen Unternehmens die Kräfte der Mark erschöpft haben würden. Dazu war er ein zu gütiger Herrscher; er schonte, wo er konnte, das Vermögen seiner Unterthanen, denn er war stets nur auf die Förderung ihres Wohlseins bedacht. Selbst ein guter Haushalter sorgte er auch dafür, daß in den Städten die Gemeindeangelegenheiten zweckmäßig verwaltet, Recht und Ordnung gehörig gehandhabt würden. Um dies besser zu bewerkstelligen, scheute er keine Mühe, bereiste selbst die Städte des Landes, und gab Verordnungen, nach welchen die bisherigen Mißbräuche in ihren Verfassungen abgestellt wurden.

In auswärtige Angelegenheiten in so fern sie nicht gemeinsame

deutsche Sache wurden, mischte er sich weder direct noch indirect; er wich in dieser Beziehung von dem Beispiele seiner Vorgänger, namentlich von Friedrich I. und dessen ritterlichem Sohn Albrecht wesentlich ab. Ueberdies mochte er weder Maximilian zur Herrschaft in Italien, noch Karl V. zur Dictatur über Europa verhelfen. Ein einziges Mal machte er seiner Familienverhältnisse wegen den Versuch zu einer gewaffneten Intervention, um seinen Schwager den König von Dänemark, welchen nach dem Verlust Schwedens auch die Dänen und Norweger verlassen hatten, wieder auf den Thron zu 1523
setzen; aber da Christian II. mit eben dem Leichtsinn, wie er die Herrschaft verloren hatte, auch die Wiedererlangung derselben betrieb, und an dem verabredeten Sammelplatze weder mit Truppen erschien noch das versprochene Geld sendete, so zog der Kurfürst in gerechtem Unwillen über die Wortbrüchigkeit des entthronten Herrschers mit seiner Hilfsmannschaft wieder nach Hause. 1526

Joachim I. war kein zärtlicher Gatte, ja außer einer herrischen Behandlung verletzte er das Gefühl seiner Gemalin durch manche Untreue; doch hatte er ein liebevolles Vaterherz. Hier schwand alle Schärfe, hier gab er sich ganz dem Gefühl hin.

Wie seinem Vater war auch ihm das Ziel des Lebens nicht weit gesteckt; sein leidenschaftliches Temperament, vielleicht auch, wie es heißt, Ausschweifungen in der Liebe, hatten frühzeitig seinen sonst starken Körper erschöpft; er starb in seinem zwei und funfzigsten Le- 1535
bensjahre. Vor seinem Tode hatte er gegen des Kurfürsten Albrecht Hausordnung seine Länder so getheilt, daß dem Markgrafen Johann, seinem jüngeren Sohne die Neumark, das Herzogthum Crossen und die brandenburgischen Besitzungen in der Lausitz, das übrige und die Kurwürde Joachim, dem ältern, zufielen. Beiden machte er es zu einer heiligen Pflicht der lutherischen Lehre in ihren Ländern keinen Eingang zu gestatten, denn er schied mit der Ueberzeugung, daß er eine verderbliche Ketzerei in ihr bekämpft habe. Deshalb wird er auch immer unsre Achtung verdienen, obgleich wir seinen Irrthum anerkennen müssen.

Unter seiner Regierung ward die brandenburgische Herrschaft nicht durch den Erwerb großer Länderstrecken erweitert, wenn man nicht den Rückfall der Grafschaft Lindau und der Herrschaft Ruppin in Anschlag bringen will; aber die innere Kraft des Staates war durch

Einheit und Ordnung erstarkt; der Fürst stand nicht mehr an der Spitze einer Menge ungeregelter, oft einander widerstrebender Momente, sondern er war wirklich Herrscher geworden; er vermochte jetzt, diese verschiedenen Momente einem gemeinsamen Ziele zuzulenken, und so den Gemeinwillen zur That zu bringen. Diese Herrschaft jedoch war keine Unterdrückung der berechtigten Theile des Staats. Die Macht der Stände wurde nicht aufgehoben, sondern nur geregelt; sie wurden angehalten gemeinschaftlich die Lasten des Staates zu erwägen, und die zur Förderung seines Wohlseins geeigneten Maßregeln mit Nachdruck zu ergreifen, während sie sonst sich mit gegenseitigem Mißtrauen angeblickt, und jedes kräftige Zusammenwirken unmöglich gemacht hatten. Die ständische Verfassung war unter ihm nicht mehr jene Unform der Regierung, wo jedes Individuum nur danach strebt die öffentliche Last auf die Schultern des andern hinüberzuwälzen, sondern die Stände hörten auf das Wort des Fürsten, welcher jetzt ihre Thätigkeit einem bestimmten Zweck zulenken konnte, weil er vernünftiger Weise nur das allgemeine Bedürfniß zum Ziel seines Strebens machte. Da in den Ständen jedoch nur eine unvollkommene Vertretung der mit verdoppelter Regsamkeit fortschreitenden Gesammtmassen ausgesprochen lag, so konnte es nicht fehlen, daß die Regierung, indem sie dieses erkannte, und an ihrer Förderung kräftig arbeitete, das ständische Wesen im Laufe der Zeit gänzlich überwand, und so nach und nach den Weg zu einem rationellen Absolutismus bahnte. Wir haben gesehen, wie der Kampf gegen das die oberste Staatsgewalt beschränkende Corporationssystem im Mittelalter mit dem ersten Hohenzoller begann, und, wohl begriffen von seinen Nachfolgern, bald mehr, bald minder kräftig durchgeführt wurde. Joachim I. war unter den bisherigen Regenten, obgleich er das Bedürfniß seiner Zeit, die Reformation, nicht erkannte, einer der eifrigsten und glücklichsten, denn er verband in seltenem Grade scharfen Verstand mit Thätigkeit, Gerechtigkeitssinn mit energischem Character. Dessenungeachtet gelang es ihm noch nicht die in der Dynastie der Hohenzollern lebende Idee zu ihrem Ziele hinauszuführen; erst hundert Jahr später erschien der große Mann, den die Vorsehung zur rechten Zeit dazu berufen hatte.

Rasch schritt um diese Zeit auch die Cultur im Lande vorwärts. Der nordöstliche Theil von Deutschland war bisher weit hinter dem

westlichen und südlichen zurückgeblieben, jetzt begann der Unterschied, obgleich immer noch langsam, nach und nach zu schwinden. Neben den Segnungen der Wissenschaft begegnen wir auch den ersten Spuren der Kunst, doch bestand alles noch in seinen rohesten Anfängen, zu lange hatte allein die Sorge für die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens hier die Gemüther an die materiellen Interessen gefesselt.

Der Hof zeigte unter Joachim I. eine glänzendere Außenseite, als die Märker bisher zu sehen gewohnt waren. Mitunter wurden prachtvolle Turniere abgehalten, da der Kurfürst Vergnügungen der Art liebte, und, in ritterlichen Künsten sehr geübt, wohl in eigener Person an denselben Antheil nahm. Wir haben noch eine poetische Beschreibung von einem im Jahre 1512 gehaltenen, glänzenden Turniere, in welchem Joachim als der gewandteste Ritter, so wie seine Gemalin in ihrer hohen Schönheit, als wahrhafte Königin des Festes geschildert werden.

Joachim II. und Markgraf Johann von Küstrin. 1535—1571.

Mit dem Tode Joachims I. beginnt für Brandenburg eine sehr wichtige Zeit; zwar blieb es noch immer den alten Vorstellungen gemäß das vom Reiche abhängige Lehen, doch ward es wie die übrigen deutschen Länder immer selbständiger, indem es sich nach und nach fester der großen Opposition anschloß, welche die Protestanten gegen die katholische Partei und hierdurch auch gegen das Oberhaupt des Reiches selbst bildeten. Um diese Zeit fing Europa schon an in zwei große Hälften zu zerfallen, von denen sich die eine dem Protestantismus oder der Idee der freien Entwickelung anschloß, die andere dagegen die möglichste Erhaltung des Bestehenden zu ihrem Prinzip machte. So stand nun das protestantische Europa dem katholischen gegenüber, aber nicht nur Staaten sonderten sich auf diesen beiden Seiten, auch in den Staaten selbst beobachteten sich die beiden kirchlichen und im Grunde auch politischen Parteien mit argwöhnischen, wo nicht feindlichen Blicken. Es läßt sich leicht ermessen, welche traurige Folgen bis in das innerste Leben hinein diese Sonderung hervorrufen mußte, da wir jetzt noch nicht einmal die daraus entspringenden Nachtheile überwunden haben. Aber meistens entschied sich eine große Majorität für die eine oder die andere Ansicht, welche

dann die herrschende im Staate wurde, und die Gegnerin entweder ganz erdrückte, oder in einem mehr oder minder abhängigen Zustande duldete; in wenigen Ländern blieb die Minorität, wie in Frankreich, so stark, daß sie, obwohl nicht siegen, doch sich gegen Unterdrückung selbst mit Gewalt behaupten konnte. Am schwierigsten stellte sich das Verhältniß der alten und neuen Lehre in Deutschland, da nicht nur hier die Bekenner beider sich an Zahl und Macht gleichkamen, also durch physisches Uebergewicht keinem Theile die Herrschaft zugesprochen wurde, sondern auch die Stände durchaus nicht mehr zum Kaiser in einem so abhängigen Verhältniß standen als die der übrigen Länder Europas zu ihren Souveränen. Zwar suchte Karl V. durch seine ungeheure Hausmacht und die Schätze beider Indien die Unterdrückung der religiösen und politischen Freiheit in Deutschland zu bewerkstelligen, aber diese fand in den katholisch-absoluten Königen von Frankreich und dem despotischen Sultan Soliman so mächtige Helfer, daß auch der Riesenkörper der habsburgischen Monarchie unter der gewaltigen Anstrengung erlahmte, und den erwachten freien Geist gewähren lassen mußte.

Nicht leicht war es unter solchen Verschlingungen der Verhältnisse den richtigen Weg einzuschlagen, und dem zwiefachen Prinzip der Hohenzollern der Erhaltung Deutschlands in seiner Reichsverfassung, und daneben der weisen Benutzung des Fortschrittes der Zeit treu zu bleiben. Der neue Kurfürst war ganz geeignet, einen solchen langsamen Uebergang vorzubereiten, denn er besaß sowohl Einsicht genug, um die Nothwendigkeit desselben für sein Land zu erkennen, als auch anderseits die nöthige Vorsicht, um jeden schroffen Gewaltschritt zu vermeiden.

Joachim II. war dreißig Jahr alt, als er die Regierung antrat, also in dem Alter der frischesten Kraft, und doch reif genug, um die großen Bewegungen der Zeit in ihrer Wichtigkeit zu begreifen. Sein Aeußeres so wie sein ganzes Wesen war so angenehm, daß er leicht alle, die ihm entgegen traten, für sich gewann. Seine Herzensgüte ließ ihn mitunter die Vorschriften der Klugheit vergessen, denn er gab nicht nur oft mehr, als seine Kräfte erlaubten, sondern, da er die gefährliche Schwäche besaß niemanden etwas abschlagen zu können, so gerieth er manchmal in große Verlegenheit. Oefter kam es vor, daß er mehreren zugleich die Anwartschaft auf dasselbe Lehen

gab, und dann bei Erledigung desselben mit bedeutenden Summen die Getäuschten entschädigen mußte. Ueberhaupt fehlte ihm das Talent, über seine Mittel mit Strenge zu walten, da weit mehr als Hang zur Pracht und zu Vergnügungen seinen Finanzen die regellose Art schadete, mit welcher er stets nur dem augenblicklichen Bedürfniß abzuhelfen suchte. Doch würde man Unrecht thun, wenn man den Grund dieser Mängel in seinem Verstande suchen wollte, indem sie vielmehr aus seinem wohlwollenden, nur zu weichen Herzen entsprangen. Im Gegentheil war sein Geist durchdringend, und überdies reich gebildet durch Kenntniß der Sprachen und Wissenschaften, für deren Verbreitung in seinen Landen er freigebig sorgte; ja wir können ihn wohl als einen zu seiner Zeit vollkommen gebildeten Mann betrachten, denn daß er an Alchymie und Astrologie glaubte, ist nicht sowohl ihm als seinem Zeitalter zuzurechnen.

Ganz verschieden von ihm war sein jüngerer Bruder, Markgraf Johann, nach des Vaters Testament Besitzer der Neumark. Minder als Joachim mit den höheren Gaben des Geistes ausgestattet, übertraf er ihn an practischem Verstande, und was für einen Herrscher von Bedeutung ist, an unerschütterlicher Festigkeit des Willens. Er war sparsam bis zur Härte, kannte kein anderes Gebot als das seines Vortheils und seiner persönlichen Ueberzeugung. Beide trafen nur in ihrer Anhänglichkeit an die Reformation zusammen, doch auch hier mit der aus ihrem Character entspringenden Eigenthümlichkeit; denn während Johann sich schnell und kurz für die Reformatoren vor Kaiser und Reich entschied, schonte Joachim lange noch wenigstens die Form, und wich, wie er sein ganzes Leben hindurch bemüht war, auch in diesem Punkte den Unannehmlichkeiten eines schroffen Gegensatzes aus.

Unmittelbar nach dem Schlusse des augsburger Reichstages hatte sich ein großer Theil der evangelischen Stände nach Schmalkalden begeben, um gegen Ferdinands Königswahl zu protestiren, und sich gegen den „unfriedlichen“ Reichsabschied sicher zu stellen. Wenige Monate nach dieser ersten Zusammenkunft schlossen auf Anregung des Kurfürsten Johann und des Landgrafen Philipp sieben Fürsten, zwei 1531
Grafen und eilf Städte an demselben Orte ein sechsjähriges Bündniß 27. Febr.
wider jeden, der einen von den ihren der Religion wegen anfechten würde; doch freilich waren nicht alle protestantischen Stände

dem Verein beigetreten, ja, was das Uebelste war, man scheute sich die Anhänger der calvinischen Lehre, gegen deren religiöse Ansichten
1529 die Lutheraner seit dem marburger Colloquium mit starkem Mißtrauen aufblickten, als Bundesglieder anzuerkennen, während die katholischen Stände stets eng zusammenhielten. Dennoch hatte der entschiedene Schritt der evangelischen Glaubensgenossen einen so mächtigen Eindruck auf die Gegner gemacht, daß sie in die Beibehaltung der Verhältnisse, wie sie sich seither gebildet, bis zu der Entscheidung eines allgemei-
1532 23. Juli nen Concils willigten. Der Landgraf Philipp und der Nachfolger Johanns des Standhaften, Kurfürst Johann Friedrich, über welche später allein das den gesammten Protestanten angedrohte Verderben sich entladen sollte, spielten damals die Gebieter in Deutschland; daher konnten sie hoffen in kurzer Zeit alle Anhänger der evangelischen Lehre um sich zu vereinigen, was natürlich die Gegner dieser für die alte Kirche so gefährlichen Pläne zur Anspannung aller ihrer Kräfte aufforderte.

Kaum hatte Joachim I. die Augen geschlossen, so drängten beide religiöse Parteien den jungen Kurfürsten, um ihn für sich zu gewinnen. Landgraf Philipp von Hessen, mit dem er in freundschaftlicher Beziehung stand, suchte ihn durch die eindringlichsten Vorstellungen zu einer offenen Erklärung zu bestimmen, wogegen die ihm nahe stehenden katholischen Fürsten, vor allen Herzog Georg von Sachsen, der Vater seiner verstorbenen ersten Gattin, und sein damaliger Schwiegervater, König Sigismund von Polen, ihm von jedem raschen Schritte abriethen. Der Kurfürst erwies sich sehr umsichtig in seinem Benehmen gegen beide Parteien. Ohne seine freundschaftliche Stellung gegen die protestantischen Fürsten aufzugeben, lehnte er die Aufforderung, sich dem schmalkaldischen Bunde anzuschließen, mit Gewandtheit ab, und schritt dennoch ohne Aufenthalt zu einer Reformation in seinem Lande. Er selbst nebst seiner Gemalin, der polnischen Königstochter, nahm am 1sten November 1535 in Spandau das Abendmahl unter beiderlei Gestalt; das ganze Land, welches schon mit Ungeduld auf die Erklärung des Landesherrn gewartet, ja bereits öfter Gesuche deshalb an ihn gerichtet hatte, folgte freudig dem erhabenen Fürstenpaare nach. Dieser Schritt konnte ihn in gar kein falsches Licht zu dem Kaiser und der katholischen Partei stellen, da diese selbst die Nothwendigkeit einer Reform einsahen, jedoch noch

immer nicht zur Berufung eines allgemeinen Concils zur Abhilfe aller gerechten Beschwerden geschritten waren. Wer durfte es unter solchen Umständen einem Landesfürsten verdenken, wenn er provisorisch bis zur Reformation eines Concils die religiösen Angelegenheiten in seinem Lande nach bester Ueberzeugung ordnete? Auch die Einziehung mancher Klöster, zu der er sogleich im Anfange seiner Regierung schritt, konnte ihn nicht verdächtigen, da er alles im Einklang mit seiner Geistlichkeit that, oder wenigstens jeglichen Widerspruch derselben leicht zu beschwichtigen wußte, das eingezogene Gut aber wieder zu kirchlichen Zwecken und der Errichtung von Schulen verwandte. Wesentlich wurde dem Kurfürsten das schwere Werk, die Reformation in seinen Landen einzuführen, ohne seine bisherigen Verhältnisse zu dem Oberhaupte des Reichs zu stören, dadurch erleichtert, daß einer der Prälaten des Landes, der Bischof von Brandenburg, Mathias von Jagow, welcher schon unter Joachim I. die Verbreitung der lutherischen Lehre in seinem Sprengel geduldet hatte, jetzt mit Eifer das Reformationswerk in der Mark Brandenburg beförderte. Die Bischöfe von Havelberg und Lebus dagegen beharrten bei der alten Lehre, doch da sie sowohl als alle katholischen Unterthanen mit der größten Milde und Parteilosigkeit behandelt, ja überhaupt alle schroffen Gegensätze vermieden wurden, so blieb die Reformation in der Mark, was sie überall hätten sein sollen, eine Sache des Gewissens ohne Einmischung der Politik.

Weniger vorsichtig verfuhr Markgraf Johann. Sein rascher entschiedener Sinn trieb ihn zum Eintritt in den schmalkaldischen Bund, den so eben bei dem bevorstehenden Ablauf die Mitglieder desselben auf zehn Jahre verlängert hatten. Hart beklagte sich Joachim über 1535
diesen Schritt, da Johann ausdrücklich versprochen hatte, kein Bünd- 24. Dec.
niß ohne Bewilligung des Kurfürsten abzuschließen. Zwar entschuldigte Johann sein Verfahren durch die Art und Weise, wie er sein Versprechen auslegte, welches nur auf Bündnisse gegen den Vortheil Joachims bezüglich gewesen sein sollte, ein Einwand, der allerdings sehr ungenügend erscheint; auch hörte Johann wenigstens in so weit auf die Vorstellungen des Bruders, daß er sich nur in dem Falle zur Aufrechthaltung des Bundes mit bewaffneter Hand verpflichtete, wenn es sich um die Vertheidigung des Glaubens selbst handeln würde. Dieser Vorbehalt befreite den Markgrafen von jeder lästi-

gen Verpflichtung, als der Bund später einen ganz politischen Character annahm.

Im Verfahren gegen die Anhänger der alten Kirche in seinem Lande zeigte sich Johann ebenfalls strenger als sein Bruder; dessenungeachtet muß man anerkennen, daß er nur streng, nicht gewaltsam verfuhr, und daher auch jeden gefährlichen Bruch glücklich vermied. Er begriff so gut als jener, daß die Reformation auf friedlichem Wege eingeführt, jeder offenbar feindseligen Bewegung daher sorgfältig vorgebeugt werden müsse; nur darin unterschied er sich von seinem Bruder, daß er seine Gesinnungen nicht verhelen zu dürfen glaubte, während Joachim schon den Schein einer Annahme des Lutherthums mit gewisser Aengstlichkeit verbarg.

1540 Dieser Richtung gemäß schloß sich in der neuen Kirchenordnung Joachim noch sehr an die alte Form, und behielt viele von den katholischen Gebräuchen, unter dem Vorgeben, daß es nur Mitteldinge wären, um so wenig als möglich anzustoßen, in derselben bei. Dies gab vielen eifrigen Protestanten Anstoß. Manche Klagen liefen deshalb, obgleich vergebens, bei dem Kurfürsten ein. Joachim gab nicht nur den Forderungen der Unzufriedenen nicht nach, sondern drohte, er wolle ganz seine Hand von ihnen abziehen und sie dem Papste oder dem Bischofe von Lebus, einem eifrigen Gegner der Reformation, überlassen, wenn sie sich nicht mit seinen Aenderungen begnügen würden. Luther selbst, der damals schon weit nachsichtiger geworden war, beruhigte seine allzugewissenhaften Anhänger, indem er an den Propst Buchholzer in Berlin schrieb, er möge, wenn es dem Kurfürsten gefalle, ein silbernes oder goldenes Kreuz tragen, ein Sammet-, Seiden- oder leinenes Meßgewand anlegen, oder deren zwei, ja drei übereinander ziehen; habe der Kurfürst an einer Prozession um die Kirche noch nicht genug, so solle Buchholzer siebenmal herumgehen; es stehe dem Kurfürsten sogar frei zu der Musik zu tanzen, wie König David gethan. Durch dergleichen Dinge könne dem Evangelium nichts zuwachsen und nichts abgehen, wenn nur dergleichen nicht als zur Seligkeit nothwendig erachtet würde, und könnt' ichs mit dem Papste und Papisten so weit bringen, fährt er in seiner natürlichen Weise fort, wie wollte ich da Gott danken und fröhlich sein [1]). Luther gewann durch diese Nachgiebigkeit ganz und gar

1) Stenzel Geschichte des preußischen Staats I. S. 308.

das Herz des seiner Lehre schon längst innig ergebenen Fürsten; früher hatte er ihn durch seine rücksichtslose Heftigkeit gegen den Kardinal Albrecht, seinen nahen Verwandten, etwas von sich entfernt.

Obgleich der innerliche Anschluß Joachims an die Reformation nicht mehr zu bezweifeln war, so erhielt er sich doch ununterbrochen das Vertrauen Karls und seines Bruders Ferdinand, der von jener Zeit an fast allein Deutschlands Angelegenheiten leitete. Mehrmals bedienten sich die habsburgischen Herrscher des Kurfürsten um eine Vereinigung zwischen beiden Parteien zu bewirken, jedoch blieben seine Anstrengungen vergebens, da die katholische Partei nicht aufrichtig genug einen billigen Frieden wollte, die Protestanten ihrerseits zu hartnäckig auf die Macht ihrer vereinten Kräfte pochten. Alles, was er ausrichten konnte, war, daß er auf dem Reichstage zu Speier durch seinen Eifer die Stände zu einer genügenden Hilfe gegen die Türken bewegte; ja, er selbst stand nicht an den Ober- 1542
befehl des Reichsheeres zu übernehmen. Man ging von der Ansicht aus, daß, wenn der Oberfeldhauptmann ein bedeutender Reichsfürst wäre, sich weit eher Gehorsam und Kriegszucht in dem bunt zusammengesetzten Heere erzwingen ließe. Es würden, glaubte man, die vom Reichstage beschlossenen Beiträge dann pünktlicher gezahlt, oder im Falle dies nicht geschähe, von dem Oberfeldherrn das Fehlende vorgestreckt werden können, und nicht die ganze Unternehmung, wie dies damals oft genug vorkam, aus Mangel an Mitteln sich auflösen. Außerdem hatte Joachim schon zehn Jahre früher auf einem Zuge gegen die Türken kühnen Muth, und, freilich in einer untergeordneten Stellung als Führer des obersächsischen Reichscontingentes, auch kriegerische Geschicklichkeit gezeigt. Dessenungeachtet war man erst dann auf ihn gekommen, als berühmtere Krieger, wie z. B. der Landgraf von Hessen, die Wahl abgelehnt hatten. Es gehörte wirklich eine große Aufopferung dazu eine so undankbare Stelle zu übernehmen, denn bei der bunten Zusammensetzung des Reichsheeres war wenig Ruhm, aber viel Last und Opfer zu erwarten. Was zu fürchten stand, geschah wirklich. Langsam sammelte sich das Heer, unregelmäßig liefen die Beisteuern ein, und ehe noch etwas Bedeutendes hatte geschehen können, war die Dienstzeit eines großen Theils der Söldner schon abgelaufen. So kehrte das Heer aus Mangel an allem Nothwendigen zurück, nachdem es vergebens einige Wochen

das Schloß Waizen bei Pesth belagert hatte, und dennoch war Joachim zu finanziellen Anstrengungen gezwungen worden, an deren Folgen er seine ganze Regierung hindurch leiden mußte. Er hatte eine so schlimme Erfahrung an der Spitze des Reichsheeres gemacht, daß er bei allen späteren Berathungen über den Türkenkrieg stets darauf drang, die Contingente der einzelnen Stände in Geld zu berechnen und dann ein tüchtiges Soldheer anzuwerben, damit Einheit und Schnelligkeit in die militairischen Maßregeln gebracht werden könnten. Dies war auch nach dem damaligen Standpunkte der Dinge das einzig mögliche Mittel die bisher erlittenen Nachtheile zu vermeiden, da man mit einem Feinde zu thun hatte, dessen geringste Befehle man mit der allerschärfsten Pünktlichkeit ausführte, weil jeder Ungehorsam, ja oft Unfälle unverzüglich mit dem Tode von ihm bestraft wurden.

Anstatt der Einigkeit, welche man durch den gemeinsamen Zug gegen den Reichsfeind zurückzuführen hoffte, war die Spaltung größer geworden als je, denn allerdings waren die protestantischen Fürsten am säumigsten bei ihren Hilfsleistungen gewesen, und hatten so des Kaisers Unwillen um so mehr erregt. Da sie jedoch bei den feindlichen Gesinnungen vieler katholischen Stände gegen sie, Gewalt fürchten mußten, so konnte es ihnen Niemand verdenken, wenn sie ihre Kräfte nicht in auswärtigen Kämpfen versplittern wollten, um dem Haupte ihrer Gegner das Königreich Ungern zu erhalten. Auf der andern Seite konnte der Kaiser, ganz abgesehen von allen religiösen Verhältnissen, nicht mit Gleichgiltigkeit zusehen, wie die religiöse Spaltung die politische Zersplitterung Deutschlands, den Untergang der letzten Ueberreste kaiserlicher Hoheit herbeizuführen drohte. Die Einheit mußte jetzt, sollten nicht alle seine Pläne zusammenstürzen, wenn nicht anders, durch Gewaltmaßregeln wiederhergestellt werden. So rüstete man sich überall. Als auf katholischer Seite Albrecht von Mainz, ungeachtet seines nicht ganz redlichen Characters ein Freund des Friedens, auf der protestantischen Luther dahin geschieden war, da war der Ausbruch des Kampfes nicht mehr zu vermeiden.

Wahrscheinlich wäre es zu dieser unvermeidlichen Entscheidung schon früher gekommen, wenn nicht die politischen Verhältnisse den Kaiser zum Aufschub gewaltsamer Maßregeln gezwungen hätten.

Zwei Kriege mit Franz I., der glorreiche Zug nach Tunis zum Schutz 1535
der Küsten und der Schiffarth im mittelländischen Meere, dann der
unglückliche gegen Algier, der fortwährende Kampf mit dem mächti- 1541
gen Beschützer Johanns von Zapolya und seines Sohnes, der Prätendenten in Ungern, zu welchen er des Beistandes der Reichsstände also auch der Protestanten bedurfte, hatten bisher Zeit und Kräfte des unermüdlichen Regenten vollkommen in Anspruch genommen. Der Beherrscher der reichsten Länder Europens und der neuen Welt, aus welcher alljährlich zahlreiche Flotten unermeßliche Schätze an Gold und Silber, und, besser noch als dies, jene köstlichen Producte heranführten, deren Genuß sich bald über die ganze alte Welt verbreitete, und sie so den Besitzern der neuentdeckten Himmelsstriche tributpflichtig machte — dieser mächtige Gebieter vermochte jetzt nicht eher einige unzufriedene deutsche Reichsstände zum Gehorsam zu bringen, als bis ihm Papst Pius III. 12,000 Mann eigenbesoldeter Truppen nebst einigen hunderttausend Kronen baaren Geldes, so wie die Erlaubniß seine Kirchen in Spanien für diesen heiligen Zweck zu besteuern zusandte. Daher verzweifelten denn auch die schmalkaldischen Bundesgenossen an ihrer Sache nicht, sondern sahen im Gegentheil mit Vertrauen auf ihre immer noch dem Kaiser überlegene Macht.

Bis jetzt hatten sie ganz die Hoffnung aufgegeben auch Joachim zur Theilnahme an ihrem Bunde zu bewegen, wenn der Kaiser gegen sie die Waffen ergreifen würde, wenigstens mochte sich Philipp von Hessen selbst gegen die Versicherung Johann Friedrichs, welcher den Character seines Nachbars besser kannte, noch immer nicht von demselben lossagen. Der Landgraf machte einen letzten Versuch bei einer Unterredung mit seinem fürstlichen Freunde in Jüterbock, aber Joachim blieb fest. Entschieden lehnte er das Gesuch Philipps ab; im Gegentheil ermahnte er ihn den gefährlichen Weg, den er nebst seinen Bundesgenossen betreten hatte, noch vor der letzten entscheidenden Stunde zu verlassen; er bot sich selbst als einen getreuen, unbestechlichen Mittler zwischen ihnen und dem Kaiser an. Seine Warnungen verklangen vergebens; der Landgraf schied von ihm, um sich mit seinen Verbündeten in den unheilvollen Kampf zu stürzen. „Wenn das Unglück wolle," rief der Kurfürst seinem scheidenden Freunde zu, „daß der Krieg einen widerwärtigen Ausgang hätte, und der Kaiser die Oberhand behielte, so sollten die verbündeten

Fürsten an ihm einen Friedemacher haben, welcher den erzürnten Siegesfürsten zufrieden sprechen, die Brücke niedertreten und den Ueberwundenen Gnade erwerben würde. Wenn dagegen, wie sie befürchteten, der Kaiser etwas gegen Gott und den Glauben unternehmen sollte, so würde auch er nicht fehlen."

Sein Bruder Johann trennte sich ganz von dem schmalkaldischen Bunde, doch nicht allein aus Gründen der Vernunft und edler Fürsorge für das allgemeine Beste, sondern, weil er einigen Mitgliedern wegen der Vertreibung seines Schwiegervaters, des Herzogs Heinrich von Braunschweig, aus seinem Lande grollte; daher läßt es sich erklären, daß er tausend Mann als Contingent in eigner Person beim wirklichen Ausbruch des Krieges dem Kaiser zuführte, während Joachim nur fünfhundert unter dem Oberbefehl seines Kurprinzen ins Feld schickte.

Die Art, wie die Bundesgenossen den Krieg führten, ließ keinen Zweifel über den Ausgang desselben. Anstatt mit ihren gegen
1546 50,000 Mann starken und mit grobem Geschütz reichlich versehenen
Aug. Heere den Kaiser, welcher noch nicht 9000 Mann um sich gesammelt hatte, bei Regensburg und Ingolstadt durch einen Angriff in seinen Verschanzungen zu vernichten, begnügten sie sich damit sein Lager zu beschießen, theils, weil sich der Kurfürst und der Landgraf nicht über die oberste Leitung einigen konnten, theils aber auch, weil sie in unseliger Halbheit sich scheuten angriffsweise gegen ihren Feind zu verfahren, obwohl dieser durch die Achtserklärung, ja sie selbst durch ihr an den „durchlauchtigsten Fürsten Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt," gerichtetes Kriegsmanifest jegliches Band zerrissen hatten.

Unter diesen Umständen langte die Nachricht von dem Einfalle des Herzogs Moritz von Sachsen, welcher Privatstreitigkeiten mit Johann Friedrich hatte und die Achtserklärung desselben als einen rechtfertigenden Grund zur Besetzung des Landes, damit dies nicht in fremde Hände kommen sollte, vorgab, in dem Lager der Bundesgenossen an. Sogleich brach der Kurfürst nach seiner Heimath auf, um den Gegner zu vertreiben, was ihm auch leicht gelang, da dieser die schnelle Rückkehr seines Lehnsvetters nicht vermuthet, und seine Truppen in weit auseinanderliegende Winterquartiere vertheilt hatte. Ja in kurzer Zeit hatte Johann Friedrich nicht nur den Herzog empfindlich

durch Verheerung seines eigenen Landes bestraft, und die vom Kaiser unter der Führung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg gesendete Hilfe vernichtet, sondern er bereitete sich sogar schon zum Angriff gegen den König Ferdinand, als der Kaiser unversehens mit einem wohl gerüsteten, überlegenen Heere herbeieilte, dem Kurfürsten auf das rechte Elbufer folgte, und ihn auf der lochauer Heide bei Mühlberg zum Entscheidungskampfe zwang.

Die Schlacht bei Mühlberg und die Gefangennahme Johann 1547
Friedrichs vernichteten vollends den schmalkaldischen Bund. Kaum war der Schlag gefallen, so eilte auch Joachim seinem Worte gemäß herbei, um das Mittleramt zwischen dem erzürnten Oberherrn und seinen besiegten Vasallen auszuüben. Johann Friedrichs Schicksal war freilich nur wenig zu mildern; ihn als den hartnäckigsten Gegner hatte Karl unabänderlich zu stürzen beschlossen, doch ehrte er Joachim bei dieser Gelegenheit dadurch, daß er die Zurücknahme des wohl nicht ernstlich gemeinten Todesurtheils als eine nur seiner Fürsprache bewilligte Gunst ausgab. Folgenreicher, obgleich nicht glücklicher, war seine und des an die Stelle Johann Friedrichs gesetzten neuen Kurfürsten Moritz Verwendung für den Schwiegervater des letzteren, den Landgrafen von Hessen. Der nichtswürdige Betrug, den man sich mit dem Unterwerfungsdocumente Philipps in Halle erlaubte, vereitelte eine Zeit lang den für den Freund errungenen Vortheil, doch folgte die Strafe dem Verbrechen auf den Fuß, denn man kann mit vollem Recht in dem Unwillen Joachims und seines Mitbürgen über die tyrannische Willkür des Kaisers und die Arglist seiner Diener den Hauptgrund zu der baldigen Wendung der Dinge in Deutschland sehen. Wie tief Joachim durch den nichtswürdigen Betrug bis in das Innerste erzürnt war, zeigt seine Aufwallung gegen die Urheber desselben, den Herzog von Alba und den Bischof von Arras. Er soll gegen den ersteren [1]) den Degen gezogen, und nur durch die Umstehenden von blutiger Rache abgehalten worden sein. Obgleich übrigens Joachim durch sein positives Einschreiten den Lauf der Dinge bisher nicht hatte lenken können, so schuldet ihm dennoch der Protestantismus den großen Dienst, daß er von den mächtigeren Ständen allein seinem Glauben sowohl als den

1) Nach Anderen zog er das Schwert gegen den Bischof.

Pflichten gegen seinen Kaiser getreu blieb, und diesem so die Möglichkeit nahm mit den schuldigen Anhängern auch die unschuldige Lehre zu verdammen. So war denn auch sein Abschiedswort an den Landgrafen zur Wahrheit geworden, daß er sich als einen Friedemacher für beide Parteien erhalten habe.

Dunkel genug hatte sich damals der Horizont für die Anhänger der neuen Lehre umwölkt; der kriegerische Franz I., der launenvolle, aber doch mitunter Karls Plänen gefährliche Heinrich VIII. hatten
1547 durch ihren Tod den übermüthigen Gegner von aller Besorgniß befreit, und da auch zu derselben Zeit ein Waffenstillstand mit dem furchtbaren Soliman geschlossen worden war, so konnte Karl seine jetzt frei gewordene Macht, und die reiche Unterstützung, welche die katholische Partei, der Papst an ihrer Spitze, ihm bereitwillig bot, leicht zur gänzlichen Vernichtung der durch seinen Sieg niedergeschmetterten Protestanten benutzen, wenn nicht Joachim durch sein gesetzliches und friedfertiges Benehmen den Kaiser daran gemahnt hätte, daß es sich hier nicht allein um die Anwendung des augenblicklichen physischen Uebergewichts handelte. Er kannte zu genau das menschliche Herz, als daß er von der rohen Gewalt allein das Gelingen seines Planes, die Einheit in der Kirche wiederherzustellen, erwartet hätte. Und doch war es während seiner langen, glorreichen Regierung das alleinige Ziel seines Strebens gewesen, die religiöse und durch sie die politische Einheit im Staate zu begründen. Er war kein stumpfsinniger Pfaffendiener, sondern während er für die Herrschaft der Kirche zu kämpfen schien, bediente er sich vielmehr ihrer, um den vollendeten Absolutismus mit ihrem Heiligenschein zu umkränzen, und ihn so zum Idol seiner Unterthanen zu machen. Wenn ihm dies auch in Spanien zum kurzen Glanze des Volkes gelang, so mochten sich die Deutschen doch nicht einer ähnlichen, das innerste Mark ertödtenden Herrschaft unterziehen.

Um schnell aus seinem Siege den möglichst großen Vortheil zu ziehen, ließ Karl durch eine aus katholischen und der Reformation zugethanen Geistlichen gemischte Commission, das sogenannte Interim, eine bis zur Entscheidung eines allgemeinen Concils geltende provisorische Glaubensformel ausarbeiten, welche aber von beiden Parteien fast mit gleichem Unwillen verworfen wurde, weil beide meinten, es sei in ihr den Gegnern zu viel eingeräumt. An diesem

Interim hatte Agricola, der Hofprediger Joachims, ein Mann von großer Gelehrsamkeit, aber ohne Festigkeit in seinen Grundsätzen, einen wesentlichen Antheil gehabt. Er überredete seinen Fürsten, die Punkte, in welchen das Interim den Katholiken nachgäbe, bezögen sich nur auf Mitteldinge, nicht auf wesentliche Dogmen. Anders jedoch sahen die Geistlichen des Landes die Sache an. Einstimmig ward die Glaubensnorm von ihnen verworfen, und Joachim durch ihren Widerstand in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Der allgemeine Widerwille zog ihn bald aus dieser heraus, denn eine Fluth von polemischen Schriften, Satiren und Pasquillen [1]) ergoß sich mit solcher Gewalt über das unglückliche Erzeugniß, daß die Einführung desselben eine Unmöglichkeit wurde. Wer sich nur nicht geradezu widersetzte, der konnte unter der Hand geschehen lassen, was er wollte; alles blieb daher wie zuvor; man erwartete um so ungeduldiger das Ergebniß einer allgemeinen Kirchenversammlung.

Zu denen, welche sich auch nicht dem Scheine nach beugen wollten, gehörte Markgraf Johann. Er erklärte dem Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg fast ebenso unumwunden, wie achtzehn Jahre vorher Markgraf Georg von Anspach, sein Gewissen leide nicht die Annahme des Interims; er wolle sich noch einmal mit seinen Theo- 1548
logen darüber besprechen, ob und wie weit er sich dem Verlangen des Kaisers fügen könne. Der Kaiser zeigte übrigens bei dieser Gelegenheit, wie wenig er bei reinen Religionsangelegenheiten zur Gewalt geneigt war, denn er entließ den Markgrafen ohne Schwierigkeit von dem Reichstage, wie man sagte, aus Besorgniß, daß sein Beispiel auch die übrigen anstecken möchte.

Auch in politischer Beziehung erfuhr Karl eine Niederlage auf dem augsburger Reichstage, indem sein Plan, Ferdinand zur Abdankung zu bewegen, und seinen Sohn Philipp an dessen Stelle zu setzen, an dem Widerstande Ferdinands sowohl als der Kurfürsten vollkommen scheiterte. Hier scheute sich Joachim nicht seinen ganzen Einfluß dem Willen des Kaisers entgegenzustellen. Ueberhaupt war dies der Wendepunkt für Karls Glück. Magdeburg trotzte den kai-

1) Unter andern verfaßte auch Markgraf Johann eine polemische Schrift gegen das Interim, welche ganz in dem damals üblichen derben Stile abgefaßt ist. Sie befindet sich im K. G. St.- und Kabinetsarchiv in Berlin.

serlichen Befehlen. Moritz von Sachsen, nebst dem Kurfürsten Joachim besonders mit der Ausübung der Reichsacht gegen die aufrührerische Stadt, aus der die meisten Schmähschriften gegen den Kaiser, den Papst und die katholische Kirche hervorgegangen waren, beauftragt, betrieben die Belagerung sehr lässig, denn ersterer dachte schon auf seinen kühnen Plan, und hatte Magdeburg zu seinem Waffenplatze erwählt, während Joachim seinen Sohn auf den erzbischöflichen Stuhl zu setzen wünschte. Endlich brach der Tag des Sieges für den Protestantismus heran. Moritz, im Bündniß mit Heinrich von Frankreich und von Joachim, so wie den meisten übrigen Protestanten, entweder heimlich oder offenbar, unterstützt, errang
1552 den vollständigsten Sieg. Der Vertrag von Passau sicherte die Existenz der Protestanten in Deutschland. Die erste Rolle auf diesem wichtigen Congreß spielte Moritz von Sachsen, aber auch von Brandenburg aus wurde für die Interessen des Lutherthums, für welches sich jetzt Joachim unumwunden erklärte, rüstig gekämpft. Von da an verwandte sich letzterer unablässig für die vollkommene Gleichstellung beider Confessionen, so wie für die Abschaffung des geistlichen Vorbehalts, welcher in dem augsburger Religionsfrieden von Ferdinand aus königlicher Autorität gesetzt worden war. Von allen Protestanten stand er in dem besten Vernehmen mit dem kaiserlichen Hause; sowohl Ferdinand als auch sein Sohn Maximilian II. zeichneten ihn aus, und hörten auf seinen Rath, ja Ferdinand empfahl auf dem Sterbebette seinem Nachfolger den Kurfürsten als den treuesten und uneigennützigsten Rathgeber. Bis zu seinem Lebensende bewahrte er jene Milde, welche in allen Dingen nach Vermittelung und Aussöhnung der streitenden Interessen strebte; daher gab er erst nach dem Schlusse des tridentinischen Concils die Hoffnung auf eine Vereinigung der streitenden Parteien auf. Die augsburger Confession hielt er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, selbst, als ihr berühmter Verfasser, dessen Gelehrsamkeit und religiösen Sinn er übrigens hoch verehrte, in einigen Punkten Aenderungen darin gemacht hatte. Er selbst besaß gelehrte Kenntniß in der Theologie, und mußte sie zu jener Zeit haben, wo die großen politischen Ereignisse mit der Religion in genauem Zusammenhange standen. Oefter war er bei Disputationen seiner Theologen mit päpstlichen Abgesandten zugegen, und seine treffend dazwischen geworfenen Worte bezeugen

ebenso sehr seinen gesunden Verstand als seine gründlichen Kenntnisse. Eine Schattenseite hierbei war sein Widerwille gegen die durch den Protestantismus erzeugten Secten, in welche er auch die Calvinisten mit einbegriff. Es lag dies leider in der Zeit, und er vermochte sich nicht über die Vorurtheile derselben zu erheben. Zur Entschuldigung mag das Andenken an das Unwesen der Wiedertäufer dienen, mit denen man die Calvinisten nur zu oft in eine Klasse warf, wie denn ja Luther schon gegen „die Schwarmgeister", so nannte er Zwingli's Anhänger, geeifert hatte. Auch innerhalb des Lutherthums wollte er dem forschenden Geiste nur einen engen Kreis zur Bewegung gestatten. So mochte er durchaus nichts von der Nothwendigkeit der guten Werke hören, obgleich der berühmte, und sonst von ihm hochgeschätzte frankfurter Theolog Abdias Prätorius (Gottschalk Voigt) dieselbe lehrte, ja Melanchthon selbst ihr nicht ganz entgegen war. Joachim erklärte sich entschieden für Andreas Musculus, Gottschalks (wie er Prätorius gewöhnlich nannte) akademischen Gegner in dieser Lehre, und hielt die Sache für wichtig genug eine Versammlung der hauptsächlichsten Landesgeistlichen 1563
in Berlin deshalb zu veranstalten. Hier spielte er, ohne vielleicht es sich selbst klar zu machen, die Rolle eines obersten Bischofs oder wenn man will, Papstes seiner Landeskirche, denn er legte sein Glaubensbekenntniß, doch wohl als Norm, ganz im Sinne des Andreas Musculus ab, und als der Propst Georg Buchholzer die entgegengesetzte Meinung noch zu vertheidigen wagte, ward der Kurfürst ganz gegen seine sonstige Gewohnheit so heftig, daß er den Stock aufhob, als ob er nach dem Propste schlagen wollte. Dies that er nun freilich nicht, aber er schalt sehr heftig auf Prätorius und alle seine Anhänger, bis er endlich den Wortführer derselben mit dem Ausruf: „Herr Georg! ich will bei der Lehre des Musculus bleiben und befehle meine Seele nach dem Tode unserm Herrgott, eure aber mit eurer gottschalkischer Lehre dem Teufel", in vollkommener Ungnade verließ. Zu solchen gewaltsamen Ausbrüchen mag der sonst so milde Herr wohl durch seinen Generalsuperintendenten, Johann Agricola, einen Mann, der alles seinem Ehrgeize und deshalb auch der Fürstengunst opferte, verleitet worden sein. Wir dürfen uns nicht wundern, daß Joachim dem Augendiener ein so großes Vertrauen schenkte, da es nur zu tief in der Natur selbst der wackersten Men-

schen begründet liegt, daß sie dem, der ihre Meinung verficht, gern für den tüchtigsten und besten halten. Gegen die Lehre von den guten Werken war der Kurfürst wohl deshalb so sehr eingenommen, weil sie ihm als eine Hinneigung zu dem katholischen Lehrbegriff in Bezug auf die Sündenvergebung und deshalb den Grundprinzipien des Protestantismus zuwider erschien.

Die Secularisation der hohen Stifter des Landes ging, nachdem die der Reformation feindlichen Bischöfe von Lebus und Havelberg gestorben waren, ohne alle Gewaltsamkeit vor sich. Ohne große Mühe lenkte Joachim nach und nach die Wahl der Capitel auf Prinzen aus seiner Familie, nnd bereitete so die gänzliche Vereinigung mit dem Lande für die Zukunft geräuschlos aber sicher vor.

Auch keine andere Gelegenheit ließ er vorübergehen um den Glanz seines Hauses zu erhöhen, dessen Macht für die Zukunft zu vergrößern. Mehrere Prinzen aus seinem Hause beförderte er auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg [1]), beseitigte durch eine Geldentschädigung die Ansprüche der Herzöge von Münsterberg an die glogausche Erbschaft, erneuerte und befestigte den alten Erbvertrag mit Sachsen und Hessen, und schloß einen neuen
1537 mit Liegnitz, dessen Folgen zwei Jahrhunderte später so bedeutend für den Staat werden sollten, da auf ihn größtentheils Friedrich II. seine Ansprüche bei der Erwerbung von Schlesien gründete.

Jedoch noch wichtiger für Brandenburg war es, daß Joachim II. dem Kurhause den Anfall des Herzogthums Preußen sicherte. Seit 1525 hatte der Großmeister des deutschen Ordens, Markgraf Albrecht, aus der fränkischen Linie den östlichen Theil von Preußen unter den Titel eines von Polen lehnbaren Herzogthums für sich und seine Descendenten erworben. Joachim I. hatte, wahrscheinlich wegen des Uebertritts seines Vetters zum Lutherthum die Mitbelehnung für den eventuellen Anfall Preußens versäumt, daher gelangte sein Sohn erst nach vielen Unterhandlungen des Kanzlers Lampert Distelmeier und des brandenburgischen Gesandten, Abdias Präto-
1569 rius, bei dem Regierungsantritt des jungen Herzogs Albert Friedrich dazu von dem Könige von Polen und dem Reichstage das Recht

1) Der letzte von diesen, sein Enkel Joachim Friedrich, vermählte sich sogar, (1570) und blieb dennoch Verweser des Erzstiftes.

des Kurhauses anerkennen zu lassen. So hoch schlug Joachim II. die glückliche Beendigung dieser Angelegenheit an, obgleich er wohl schwerlich die welthistorischen Folgen seines Schrittes ahnte, daß er deshalb ein ganz besonderes Dankfest mit vielen prunkvollen Feierlichkeiten anstellte.

Ueber die auswärtigen Erwerbungen vergaß Joachim die treue Sorge für die innern Angelegenheiten des Landes nicht; er setzte mit Eifer fort, was sein Vater im Gerichtswesen begonnen hatte, indem er, so wie sein Bruder Johann, für die Neumark, manche wichtige Verordnung zur Verbesserung desselben in dem Umkreise seines Gebietes erließ. Bisher war Gerichts- und Staatsverwaltung ungetrennt gewesen; dieselben Räthe, welche im Kammergericht als höhere Gerichtsbehörde saßen, hatten auch zugleich für die Geschäfte der Verwaltung zu sorgen. Dies war bei der stets wachsenden Fülle der Arbeit nicht mehr möglich; die Kammergerichtsräthe konnten sich nur noch mit Rechtssachen beschäftigen, während für die Verwaltungsangelegenheiten besondere Räthe dem Kurfürsten zur Seite traten. Auch die Finanzverwaltung nahm einen geregelteren Character an. Wenn, wie wir schon oben erwähnt haben, der Kurfürst nicht selten in Geldnoth gerieth, so lag dies nicht sowohl an Vernachlässigung der Aufsicht, als daran, daß bei dem ungemeinen Fortschritte aller Verhältnisse die Mittel noch nicht mit den Forderungen der Zeit in Einklang gebracht waren; freilich auch zum Theil an der fast bis zur Schwäche ausartenden Gutmüthigkeit des Fürsten, welcher in den meisten Fällen mehr gab, als er unbeschadet des Gemeinwohls zu vergeben hatte. Für seine Person und seinen Hof hat er sich wohl nie jenem geschmack- und gedankenlosen Luxus hingegeben, über den damals so sehr geklagt wurde, sonst hätte er wohl nicht so sehr gegen die Pluderhosen und andere verschwenderische Gewohnheiten seiner Zeit geeifert.

Daß er nicht ohne Berücksichtigung des öffentlichen Wohles über die Hilfsquellen des Landes verfügte, beweist das Entstehen so vieler neuer Schulen, besonders aber die Wiedererhebung der Universität Frankfurt. Die von Joachim I. so freigebig gestiftete und gepflegte Hochschule war ihres antireformatorischen Sinnes wegen in den spätern Regierungsjahren des Fürsten so herunter gekommen, daß der Nach-

folger erst durch sehr viele Opfer dem verlassenen Institut das ehemalige Vertrauen wieder zuwenden konnte.

Dem Fürsten standen bei der Ausführung seiner für das Land segensreichen Pläne treue und erleuchtete Männer zur Seite; unter ihnen zeichnen sich Johann Weinleben und Lampert Distelmeier aus, welche nach einander das Kanzleramt in dem Kurfürstenthum verwalteten, und in dieser höchsten Stelle Segen und Wohlfahrt um sich her verbreiteten. Da beide Männer wie ihr Fürst die Wissenschaften liebten, so trugen sie auch viel zu Gründung von Schulen und zur Wiederherstellung der Universität in Frankfurt bei.

Joachim erlebte ein glückliches Alter. Noch bis in seine letzten Jahre genoß er eine feste Gesundheit, während sein Geist die vollkommenste Jugendfrische behielt. Er starb ohne vorher durch Schmerzen und Krankheit gebeugt zu sein ganz plötzlich im Anfange des Jahres 1571; wenige Tage nach ihm sein jüngerer Bruder Johann, an den Folgen eines alten eingewurzelten Uebels, zu dessen Heilung ihm Joachim kurze Zeit zuvor seinen eignen Leibarzt geschickt hatte. Durch den Tod Johanns fiel die Neumark an Kur-Brandenburg zurück, und ist auch dem Hausgesetz gemäß nie wieder davon getrennt worden.

Markgraf Johann war wie sein Bruder ein vortrefflicher Regent, doch in ganz anderer Weise. Minder liebenswürdig und gewinnend in seinem Wesen war er fester und entschiedener in seinen Entschlüssen, doch müssen wir gestehen, daß Joachim trotz seiner Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit eben so gut zu seinem Ziel gelangte als sein energischerer Bruder. Musterhaft war Johanns Ordnung in der Verwaltung des Innern. Während sein Bruder von einer immer wachsenden Schuldenlast hart bedrückt wurde, waren seine Finanzen in dem blühendsten Zustande, und doch verwendete er nicht geringe Summen zur Befestigung und Vertheidigung des Landes. Seine Sparsamkeit ging freilich mitunter bis ins Kleinliche. So heißt es, habe er sehr mißfällig vernommen, daß einer seiner Räthe stets seidene Strümpfe trug, und deshalb einmal an ihn geschrieben, er besitze auch seidene Strümpfe, halte es jedoch für Verschwendung sie anders als an Sonn- und Festtagen zu tragen. In eben dem Maße verwarf er alles, was nur zum Prunk, zur Ausschmückung des Lebens diente; das Nützliche allein erfreute sich seiner Sorgfalt.

Für die Beförderung der Bodencultur wie für alle sonstigen gemeinnützigen Zwecke, namentlich auch für die Sicherheit des Landes verwandte er große Summen. Küstrin und Peitz wurden von ihm befestigt, während in der Kurmark nur Spandau zur Festung umgeschaffen wurde; sein Zeughaus gehörte zu den ausgezeichnetsten in Deutschland. Die durchaus practische Gesinnung dieses Fürsten zeigte sich auch bei ihm in Umgange mit den Menschen, doch ging er in seiner Vorsicht zu weit; während Joachim allen mit Vertrauen entgegenkam, traute er im Gegentheil kaum denen, die er schon vielfältig erprobt hatte. Nur in dem Eifer für die Reformation und in der gegenseitigen Liebe zu einander kamen beide Brüder überein; trotz ihrer widersprechenden Charaktere und mancher Verschiedenheit in ihren politischen Richtungen konnte keine Mißhelligkeit ihre brüderliche Zärtlichkeit schwächen.

Wenn wir beide Fürsten gegen einander abwägen, so wird die Wagschale offenbar zu Gunsten Joachims sinken; denn wenn auch Johann einen festeren Character besaß, so fehlte ihm doch jener höhere Sinn für das Edle und Schöne, der sich so lebendig in Joachim regte, und ihn immer treu in der Verfolgung des höchsten Zieles erhielt. Alle seine Fehler, selbst seine verschwenderische Gutmüthigkeit und die Schwäche für seine Geliebte, die bekannte Anna Sydow, verschwinden vor seiner Liebenswürdigkeit, seinem weisen und gerechten Sinne. Jedoch dürfen wir auch anderseits seinen Werth nicht zu hoch anschlagen, er war ein guter aber kein ausgezeichneter Fürst, denn selbst was das Hauptverdienst seiner Regierung, die Reformation in dem Kurstaate betrifft, so hat er auch hier das Gute eigentlich nur gewähren lassen, nicht sich selbst an die Spitze der großartigen Bewegung gestellt.

Johann Georg. 1571—1598.

Johann Georgs Regierung bildet einen ziemlich schroffen Gegensatz gegen die seines Vaters; in seinem ganzen Wesen war er mehr seinem Oheim Johann ähnlich. Mit eben so scharfen Verstande ausgerüstet, ebenso entschieden in seinen Maßregeln, und ebenso auf Ordnung in seinem Staatshaushalt bedacht wie jener, konnte er schwerlich mit der Verwaltung Joachims, die in diesen Beziehungen mancher Rüge ausgesetzt war, ganz zufrieden sein; auch blieb er meistens in den spä-

tern Lebensjahren seines Vaters vom Hofe fern, und lebte von einigen gleichdenkenden Freunden umgeben im Schooße seiner zahlreichen Familie. Natürlich mußte das langverhaltene Mißbehagen um so stärker ausbrechen, als der Tod seines Vaters ihn endlich im reiferen Mannesalter, (er war sechs und vierzig Jahr alt) zum Herrn in der Mark Brandenburg machte. Die Räthe und Günstlinge seines Vaters, denen dieser sich trotz seiner großen Einsicht oft zu rücksichtslos hingab, mußten eine scharfe Prüfung ausstehen, die freilich nicht mit ganz unparteiischem Sinne geführt zu sein scheint. Nur wenige von ihnen, vor allen der berühmte Kanzler Lampert Distelmeier, behielten ihre Aemter, die übrigen wurden theils entlassen, theils sogar schimpflicher Veruntreuung wegen angeklagt. So litt mancher Unschuldige. Selbst einer der treuesten und uneigennützigsten Diener Joachims, der Rentmeister Thomas Mathias, welcher sein eignes Vermögen im Dienste seines Herrn zugesetzt, und die vortheilhaftesten Anträge anderer Fürsten ausgeschlagen hatte, ward suspendirt, und nach der für ihn sehr ehrenvollen gerichtlichen Untersuchung nur in seinem Amte als Bürgermeister von Berlin bestätigt, jedoch für seine dem verstorbenen Herrn gebrachten Opfer keinesweges entschädigt. Schlimmer noch erging es dem Juden Lippold, welcher die Stelle eines Münzmeisters und Kammerdieners bei Joachim II. bekleidet hatte. Sein hochmüthiges Betragen bei Lebzeiten seines Herrn selbst gegen die bedeutendsten Männer, der Wucher, den er bei seinem Pfandleihgeschäft trieb, die von ihm nicht selten angerathenen harten Finanzmaßregeln hatten ihm einen so allgemeinen Haß zugezogen, daß eine strenge Untersuchung gegen ihn vollkommen die öffentliche Billigung erhielt. Doch diese ergab keine Schuld, ja, schon glaubte man ihn auf freien Fuß stellen zu müssen, als einige von seiner Frau im Zorne hingeworfene Worte ihm die schwere Anklage den Kurfürsten, seinen Herrn vergiftet zu haben zuzogen. Der leidenschaftliche Unwille gegen Lippold und die Juden überhaupt verhinderte jede Prüfung dieser so unwahrscheinlichen Beschuldigung, deren Ungrund schon dadurch einleuchten mußte, daß Lippold von allen Unterthanen Joachims II. das größte Interesse hatte ihm ein langes Leben zu wünschen; doch die Folter erpreßte das verlangte Geständniß. Die gräßliche Hinrichtung Lippolds so wie die Verbannung seiner Glaubensgenossen aus der Mark war die

Folge des tief eingewurzelten, und durch den vorübergehenden Glanz des vermeintlichen Verbrechers noch geschärften Judenhasses. Johann Georg selbst war so sehr in dem allgemeinen Vorurtheil befangen, daß der Kaiser Maximilian sich vergebens für die Verfolgten bei ihm verwandte. Nicht nur wurden Lippolds Eingeweide, nachdem man ihn gerädert hatte, öffentlich verbrannt, und die Stücke seines geviertheilten Körpers an vier verschiedenen Galgen aufgehängt, sondern auch sein Vermögen zur Deckung der Prozeßkosten eingezogen; nur tausend Gulden ließ man der unglücklichen Wittwe mit ihren neun Kindern um in der Fremde ihr Leben zu fristen. Wer von den Juden Christ werden wollte, durfte im Lande bleiben, doch keiner von ihnen trat über.

Ein hartes Schicksal erfuhr auch die Geliebte Joachims II., Anna Sydow, oder wie sie oft genannt wird, die schöne Gießerin, weil ihr Mann kurfürstlicher Stückgießer und Artilleriehauptmann gewesen war. In der letzten Zeit mag sie wohl ihren Einfluß auf den fürstlichen Liebhaber etwas zü unvorsichtig ausgedehnt haben, denn wir hören, daß ihre Tochter zur Gräfin erhoben und mit einem Grafen verlobt wurde. Trotz dem daß Johann Georg sich durch besondere Reverse für die Sicherstellung der Sydow und ihrer Kinder verpflichtete, so ließ er doch erstere sogleich nach dem Tode seines Vaters in die Festung Spandau abführen. Für die Kinder dagegen sorgte er, freilich nicht auf die ihnen zugedachte Weise, denn er verheirathete die zur Gräfin ernannte älteste Tochter anständig jedoch bürgerlich an den Hofrenteischreiber Andreas Kohl einen damals sehr angesehenen Beamten. Wahrscheinlich ist auch die Sydow selbst nicht hart in ihrem Gewahrsam gehalten worden.

Solche aus langverhaltner gereizter Stimmung entspringende Härten bilden die Schattenseiten dieser sonst in jeder Beziehung löblichen und für das Land segensreichen Regierung. Häufig ist dem Fürsten vorgeworfen, er habe parteiisch den Adel gegen den Bürgerstand begünstigt, und demnach gegen das System seines Vaters, welcher ohne Unterschied Adlige und Bürgerliche zu den höchsten Aemtern und Pfründen befördert, eine auffallende Reaction eintreten lassen. Dahin ging gewiß seine Absicht nicht. Zwar beförderte er zu den Amtshauptmannschaften eine Anzahl von Adligen, mit denen er als Kurprinz in näherem Umgange gelebt hatte, doch galt es bei

ihm nicht als Grundsatz nur aus diesem Stande solche Aemter zu besetzen. Auch er hatte viele bürgerliche Räthe, und wenn unter Joachim noch mehr Bürgerliche zu hohen Stellen befördert worden waren, als unter ihm, so lag dies wohl daran, daß in früheren Zeiten der Adel jede geistige Anstrengung im trotzigen Vertrauen auf die Herrschaft der rohen Gewalt verschmäht hatte. Als er jetzt bemerkte, daß diese vorüber war, bemühten sich auch aus seiner Mitte nicht wenige, die zum Dienste des Gemeinwesens nothwendigen Kenntnisse zu erlangen, und da ihnen dazu mehr Mittel als andern zu Gebote standen, so war es natürlich, daß bald eine bedeutende Anzahl angestellt wurde. Ueberall stand der Adel seiner Erziehung und Lebensweise nach dem Fürsten damals noch weit näher als in unsern Zeiten, daher war es nicht zu verwundern, wenn dieser aus seiner Mitte die ihm näherstehenden, höheren Diener wählte, sobald sich nur geeignete Individuen unter ihm vorfanden. Da dies jetzt der Fall war, so trat das, was in der Natur der Dinge lag, wirklich ein, ohne daß man Johann Georg einer besonderen Vorliebe deshalb beschuldigen kann. Uebrigens war der Adel der Mark zu seiner Zeit sehr verschieden von dem in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Anstatt sich in wildem Trotz gegen den Herrn oder in kurzsichtigem Weigern seiner Pflicht zu gefallen, bot er vielmehr gern die Hand zur Erhaltung des Gemeinwesens, warum hätte also der Fürst nicht auch ihn wiederum berücksichtigen sollen? Jede Neigung dagegen in das alte Fehdewesen zurückzufallen, ahndete der Kurfürst mit rücksichtsloser Strenge, denn jeder Fehder, wenn er auch nichts weiter verbrochen hatte, ja jeder Mitwisser wurde mit der Strafe des Schwertes bedroht [1]).

Das wichtigste Geschäft, welches den Kurfürsten im Anfange seiner Regierung in Anspruch nahm, war die Sorge für die Finanzen.
1572 Er berief zu diesem Zweck einen Landtag nach Berlin. Mit Schrecken erfuhren die Landstände durch den Mund des Kanzlers Lampert Distelmeier, daß sich die herrschaftliche Schuld auf 2,600,000 Thaler beliefe, eine für damalige Zeiten und den damaligen Zustand des Landes sehr bedeutende Summe. Einzelne äußerten sich mit Härte über die Art und Weise, wie die Schuld zu einer so beunruhigenden

---

1) S. hierüber Stenzel a. a. O. S. 347.

Höhe gestiegen sei, und klagten die Urheber derselben wegen ihrer rücksichtslosen Verschwendung an; doch der vernünftigere Theil sah ein, daß alle solche Reden wenig nützten, sondern die Umstände vielmehr die That forderten. Der Adel erbot sich für diesen Fall, unbeschadet seiner bisherigen Rechte, die von ihm nur den dritten Theil an der vom Landtage gewährten Hilfen erheischten, diesmal gleichviel mit den Städten zu geben. Die bewilligte Summe belief sich auf 1,350,000 Thaler. Als Entschädigung dafür forderte der Adel vom Kurfürsten das Versprechen die Canonicate nur an Unterthanen und besonders an Adlige zu verleihen, wodurch nur an ein altes Herkommen wieder erinnert wurde; auch hören wir nichts von Reclamationen der Städte gegen diese Bestimmung. Den Rest der ganzen Last wollte man auf die Neumark wälzen, obgleich Johann keine Schulden hinterlassen hätte. Deshalb widersetzten sich auch die nach Küstrin berufenen Landstände anfangs sehr nachdrücklich jeglicher Zumuthung der Art, bis der Kanzler Albinus sie auf die aus dem Anschluß an das größere Land für sie entspringenden Vortheile, so wie auch auf den Verlust, wenn sie ihre Interessen von demselben trennen wollten, aufmerksam machte; und da noch überdies der Kurfürst eine halbe Million auf seine Rechnung übernahm, so fügten sich endlich die Neumärker in seine Vorschläge.

Nach Beendigung dieser dringenden Angelegenheit wandte Johann Georg seinen Blick auf die immer wachsenden theologischen Zänkereien, welche seinem Staate Zerrüttung drohten. Unendlich viele Meinungsabschattungen hatten sich gebildet, und das eigentliche Gebiet des Glaubens so unsicher gemacht, daß niemand mehr recht wußte, woran er war. Um diesem Zustand der Verwirrung ein Ende zu machen, ließ Johann Georg ein sogenanntes corpus doctrinae, d. h. eine Sammlung von Lehren und Kirchenvorschriften entwerfen, wonach sich alle 1372
Geistlichen in beiden Marken richten sollten, damit Uebereinstimmung in die protestantische Kirche käme, und die bürgerliche Ruhe wieder hergestellt würde. Die Visitations- und Consistorialordnung, welche ein Jahr darauf herausgegeben wurde, ist in den späteren Zeiten größtentheils beibehalten worden. Nach ihr wurden ein Generalsuperintendent für die ganze Mark, und statt der bisherigen Superintendenten die Pfarrer der Kreisstädte zu Inspectoren ernannt. Jährlich sollte in dem Kreise von dem Inspector, alle zehn Jahr im

ihm nicht als Grundsatz nur aus diesem Stande solche Aemter zu besetzen. Auch er hatte viele bürgerliche Räthe, und wenn unter Joachim noch mehr Bürgerliche zu hohen Stellen befördert worden waren, als unter ihm, so lag dies wohl daran, daß in früheren Zeiten der Adel jede geistige Anstrengung im trotzigen Vertrauen auf die Herrschaft der rohen Gewalt verschmäht hatte. Als er jetzt bemerkte, daß diese vorüber war, bemühten sich auch aus seiner Mitte nicht wenige, die zum Dienste des Gemeinwesens nothwendigen Kenntnisse zu erlangen, und da ihnen dazu mehr Mittel als andern zu Gebote standen, so war es natürlich, daß bald eine bedeutende Anzahl angestellt wurde. Ueberall stand der Adel seiner Erziehung und Lebensweise nach dem Fürsten damals noch weit näher als in unsern Zeiten, daher war es nicht zu verwundern, wenn dieser aus seiner Mitte die ihm näherstehenden, höheren Diener wählte, sobald sich nur geeignete Individuen unter ihm vorfanden. Da dies jetzt der Fall war, so trat das, was in der Natur der Dinge lag, wirklich ein, ohne daß man Johann Georg einer besonderen Vorliebe deshalb beschuldigen kann. Uebrigens war der Adel der Mark zu seiner Zeit sehr verschieden von dem in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Anstatt sich in wildem Trotz gegen den Herrn oder in kurzsichtigem Weigern seiner Pflicht zu gefallen, bot er vielmehr gern die Hand zur Erhaltung des Gemeinwesens, warum hätte also der Fürst nicht auch ihn wiederum berücksichtigen sollen? Jede Neigung dagegen in das alte Fehdewesen zurückzufallen, ahndete der Kurfürst mit rücksichtsloser Strenge, denn jeder Fehder, wenn er auch nichts weiter verbrochen hatte, ja jeder Mitwisser wurde mit der Strafe des Schwertes bedroht [1]).

Das wichtigste Geschäft, welches den Kurfürsten im Anfange seiner Regierung in Anspruch nahm, war die Sorge für die Finanzen.
1572 Er berief zu diesem Zweck einen Landtag nach Berlin. Mit Schrecken erfuhren die Landstände durch den Mund des Kanzlers Lampert Distelmeier, daß sich die herrschaftliche Schuld auf 2,600,000 Thaler beliefe, eine für damalige Zeiten und den damaligen Zustand des Landes sehr bedeutende Summe. Einzelne äußerten sich mit Härte über die Art und Weise, wie die Schuld zu einer so beunruhigenden

1) S. hierüber Stenzel a. a. O. S. 347.

Höhe gestiegen sei, und klagten die Urheber derselben wegen ihrer rücksichtslosen Verschwendung an; doch der vernünftigere Theil sah ein, daß alle solche Reden wenig nützten, sondern die Umstände vielmehr die That forderten. Der Adel erbot sich für diesen Fall, unbeschadet seiner bisherigen Rechte, die von ihm nur den dritten Theil an der vom Landtage gewährten Hilfen erheischten, diesmal gleichviel mit den Städten zu geben. Die bewilligte Summe belief sich auf 1,350,000 Thaler. Als Entschädigung dafür forderte der Adel vom Kurfürsten das Versprechen die Canonicate nur an Unterthanen und besonders an Adlige zu verleihen, wodurch nur an ein altes Herkommen wieder erinnert wurde; auch hören wir nichts von Reclamationen der Städte gegen diese Bestimmung. Den Rest der ganzen Last wollte man auf die Neumark wälzen, obgleich Johann keine Schulden hinterlassen hätte. Deshalb widersetzten sich auch die nach Küstrin berufenen Landstände anfangs sehr nachdrücklich jeglicher Zumuthung der Art, bis der Kanzler Albinus sie auf die aus dem Anschluß an das größere Land für sie entspringenden Vortheile, so wie auch auf den Verlust, wenn sie ihre Interessen von demselben trennen wollten, aufmerksam machte; und da noch überdies der Kurfürst eine halbe Million auf seine Rechnung übernahm, so fügten sich endlich die Neumärker in seine Vorschläge.

Nach Beendigung dieser dringenden Angelegenheit wandte Johann Georg seinen Blick auf die immer wachsenden theologischen Zänkereien, welche seinem Staate Zerrüttung drohten. Unendlich viele Meinungsabschattungen hatten sich gebildet, und das eigentliche Gebiet des Glaubens so unsicher gemacht, daß niemand mehr recht wußte, woran er war. Um diesem Zustand der Verwirrung ein Ende zu machen, ließ Johann Georg ein sogenanntes corpus doctrinae, d. h. eine Sammlung von Lehren und Kirchenvorschriften entwerfen, wonach sich alle 1372
Geistlichen in beiden Marken richten sollten, damit Uebereinstimmung in die protestantische Kirche käme, und die bürgerliche Ruhe wieder hergestellt würde. Die Visitations- und Consistorialordnung, welche ein Jahr darauf herausgegeben wurde, ist in den späteren Zeiten größtentheils beibehalten worden. Nach ihr wurden ein General-superintendent für die ganze Mark, und statt der bisherigen Superintendenten die Pfarrer der Kreisstädte zu Inspectoren ernannt. Jährlich sollte in dem Kreise von dem Inspector, alle zehn Jahr im

ganzen Lande von dem Generalsuperintendenten eine Kirchenvisitation vorgenommen, kein untüchtiger Mensch, wie früher geschehen, wo man verdorbne Schneider, Schumacher und andere Handwerker zu Seelsorgern genommen hatte, ferner angestellt werden. Für die Verbesserung des Schulunterrichts ward gleichfalls durch diese Visitationsordnung gesorgt, namentlich das fleißige Einüben der Grammatik in den Schulen angelegentlich empfohlen. Von der Zeit fingen auch die Gymnasien an sich auf den Grundlagen, die ihnen mehrere Jahrhunderte hindurch geblieben sind, auszubilden. Das erste im Lande war das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, wo der Magistrat die beiden bisher bestehenden Schulen von St. Nicolai und St. Marien in eine große Landesschule vereinigte, und derselben in dem ehemaligen Franziskanerkloster ein geeignetes Local ertheilte. Bei allem Verdienste um Schule und Kirche ist an Johann Georg wie an seinem Vater die Unduldsamkeit namentlich gegen die Calvinisten zu rügen. „Ich habe eine Universität im Lande," äußerte er sich einmal hierüber, „und halte sie für ein großes Kleinod, und ist mir sehr lieb; aber wenn ich wüßte, daß meine Theologen und Professores alda sollten kalvinisch werden, so wollte ich, daß das Collegium und die Universität in Flammen stünde und im Feuer lichterloh brennte." Jedoch ging dieser Widerwille nicht so weit, daß er ihn zu politischen Fehlgriffen verführt hätte; denn er unterstützte Heinrich von Navarra und die reformirten Niederländer gegen die Verfolgungen Philipps und der katholischen Ligue.

Wiewohl nur das reine Licht der Vernunft die Reformation hervorgerufen hatte, so verfielen ihre Anhänger doch bald in den Fehler der alten Kirche, indem sie das Gebiet ihres Bekenntnisses durch ihre symbolischen Bücher ängstlich umschlossen, die gelehrten Erörterungen über die schwierigsten Fragen als die wesentlichsten Punkte desselben ansahen, und deshalb die wissenschaftliche Forschung, welcher ihre Lehre den Ursprung verdankte, unconsequent genug beschränkten.
1561 Nur wer die ungeänderte, in Naumburg von Neuem unterschriebene augsburger Confession als Glaubensnorm festhielt, galt als evangelischer Christ, und hatte, was das wichtigste war, auf den Schutz des augsburger Religionsfriedens Anspruch. So nahm es der sonst milde, versöhnliche Kaiser Maximilian, und wie konnte er anders, da die Lutheraner selbst entschieden darauf drangen.

Die Spaltung ward um so gefährlicher für die gemeinsame Sache der Protestanten, da eins der bedeutendsten Reichsmitglieder, Pfalzgraf Friedrich III., das calvinische Glaubensbekenntniß angenommen, 1563
und dasselbe nebst der dazu gehörigen Liturgie seinen Unterthanen vorgeschrieben hatte. Man verfolgte selbst da, wo gemäßigte Fürsten herrschten, wie August von Sachsen, die Kryptocalvinisten; als aber auch die strengen Maßregeln nichts nützten, so suchte man noch einmal auf dem Wege der Ueberzeugung die Theologen der verschiedenen protestantischen Länder zur Einigung zu bringen. Auf Anregung Johann Georg's und des Kurfürsten von Sachsen fanden sich funfzehn Theologen aus verschiedenen Ländern in Torgau zusammen, von brandenburgischer Seite der Generalsuperintendent Musculus, nebst seinem eben so berühmten Nachfolger, Corneruß. Nach sechswöchentlichen Verhandlungen entwarf diese Commission eine Schrift, welche von einem engeren Ausschuß in Klosterbergen durchgesehen, und dann unter dem Namen formula concordiae zum Symbol des einzig wahren Glaubens bestimmt wurde. Diese sogenannte Eintrachtsformel führte aber ihren Namen nicht mit der That, sondern im Gegentheil viel Zwietracht entstand aus ihr, indem sich eine große Menge von Geistlichen zu unterschreiben weigerte, und viele darüber ohne Schonung abgesetzt wurden. Zwar brachte sie in der Mark weniger Unheil als anderswo hervor, doch blieb auch hier die Ruhe nicht ganz ungestört.

Mit mehr Erfolg war Johann Georg auf Ordnung und Einheit im Gerichtsverfahren bedacht. Die Richter erkannten in der Mark wie überhaupt in Deutschland bald nach dem römischen Rechte, bald nach altem Herkommen, bald nach einzelnen deutschen Anordnungen, oft jedoch nach eigner Willkühr; so fanden sie überall Widersprüche und Verwirrung, das Bedürfniß eines allgemeinen Gesetzbuches war daher unabweislich. Der Kurfürst trug seinem Kanzler Lampert Distelmeier auf ein allgemein faßliches Landrecht zu entwerfen. Der Kanzler begann die Arbeit, doch theils sein Alter, theils dringende Geschäfte zogen ihn von diesem Werke, dessen Fortsetzung anfangs sein Sohn, und bald darauf ein Dritter übernahm, gänzlich ab. So kam erst spät der Entwurf zu Stande, erschien aber wahrscheinlich dem Kurfürsten ungenügend, denn er ward nicht veröffentlicht.

Es läßt sich erwarten, daß Johann Georgs entschieden prakti-

ganzen Lande von dem Generalsuperintendenten eine Kirchenvisitation vorgenommen, kein untüchtiger Mensch, wie früher geschehen, wo man verdorbne Schneider, Schumacher und andere Handwerker zu Seelsorgern genommen hatte, ferner angestellt werden. Für die Verbesserung des Schulunterrichts ward gleichfalls durch diese Visitationsordnung gesorgt, namentlich das fleißige Einüben der Grammatik in den Schulen angelegentlich empfohlen. Von der Zeit fingen auch die Gymnasien an sich auf den Grundlagen, die ihnen mehrere Jahrhunderte hindurch geblieben sind, auszubilden. Das erste im Lande war das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, wo der Magistrat die beiden bisher bestehenden Schulen von St. Nicolai und St. Marien in eine große Landesschule vereinigte, und derselben in dem ehemaligen Franziskanerkloster ein geeignetes Local ertheilte. Bei allem Verdienste um Schule und Kirche ist an Johann Georg wie an seinem Vater die Unduldsamkeit namentlich gegen die Calvinisten zu rügen. „Ich habe eine Universität im Lande,“ äußerte er sich einmal hierüber, „und halte sie für ein großes Kleinod, und ist mir sehr lieb; aber wenn ich wüßte, daß meine Theologen und Professores alda sollten kalvinisch werden, so wollte ich, daß das Collegium und die Universität in Flammen stünde und im Feuer lichterloh brennte.“ Jedoch ging dieser Widerwille nicht so weit, daß er ihn zu politischen Fehlgriffen verführt hätte; denn er unterstützte Heinrich von Navarra und die reformirten Niederländer gegen die Verfolgungen Philipps und der katholischen Ligue.

Wiewohl nur das reine Licht der Vernunft die Reformation hervorgerufen hatte, so verfielen ihre Anhänger doch bald in den Fehler der alten Kirche, indem sie das Gebiet ihres Bekenntnisses durch ihre symbolischen Bücher ängstlich umschlossen, die gelehrten Erörterungen über die schwierigsten Fragen als die wesentlichsten Punkte desselben ansahen, und deshalb die wissenschaftliche Forschung, welcher ihre Lehre den Ursprung verdankte, unconsequent genug be-
1561 schränkten. Nur wer die ungeänderte, in Naumburg von Neuem unterschriebene augsburger Confession als Glaubensnorm festhielt, galt als evangelischer Christ, und hatte, was das wichtigste war, auf den Schutz des augsburger Religionsfriedens Anspruch. So nahm es der sonst milde, versöhnliche Kaiser Maximilian, und wie konnte er anders, da die Lutheraner selbst entschieden darauf drangen.

Die Spaltung ward um so gefährlicher für die gemeinsame Sache der Protestanten, da eins der bedeutendsten Reichsmitglieder, Pfalzgraf Friedrich III., das calvinische Glaubensbekenntniß angenommen, 1563 und dasselbe nebst der dazu gehörigen Liturgie seinen Unterthanen vorgeschrieben hatte. Man verfolgte selbst da, wo gemäßigte Fürsten herrschten, wie August von Sachsen, die Kryptocalvinisten; als aber auch die strengen Maßregeln nichts nützten, so suchte man noch einmal auf dem Wege der Ueberzeugung die Theologen der verschiedenen protestantischen Länder zur Einigung zu bringen. Auf Anregung Johann Georg's und des Kurfürsten von Sachsen fanden sich funfzehn Theologen aus verschiedenen Ländern in Torgau zusammen, von brandenburgischer Seite der Generalsuperintendent Musculus, nebst seinem eben so berühmten Nachfolger, Corneruś. Nach sechswöchentlichen Verhandlungen entwarf diese Commission eine Schrift, welche von einem engeren Ausschuß in Klosterbergen durchgesehen, und dann unter dem Namen formula concordiae zum Symbol des einzig wahren Glaubens bestimmt wurde. Diese sogenannte Eintrachtsformel führte aber ihren Namen nicht mit der That, sondern im Gegentheil viel Zwietracht entstand aus ihr, indem sich eine große Menge von Geistlichen zu unterschreiben weigerte, und viele darüber ohne Schonung abgesetzt wurden. Zwar brachte sie in der Mark weniger Unheil als anderswo hervor, doch blieb auch hier die Ruhe nicht ganz ungestört.

Mit mehr Erfolg war Johann Georg auf Ordnung und Einheit im Gerichtsverfahren bedacht. Die Richter erkannten in der Mark wie überhaupt in Deutschland bald nach dem römischen Rechte, bald nach altem Herkommen, bald nach einzelnen deutschen Anordnungen, oft jedoch nach eigner Willkühr; so fanden sie überall Widersprüche und Verwirrung, das Bedürfniß eines allgemeinen Gesetzbuches war daher unabweislich. Der Kurfürst trug seinem Kanzler Lampert Distelmeier auf ein allgemein faßliches Landrecht zu entwerfen. Der Kanzler begann die Arbeit, doch theils sein Alter, theils dringende Geschäfte zogen ihn von diesem Werke, dessen Fortsetzung anfangs sein Sohn, und bald darauf ein Dritter übernahm, gänzlich ab. So kam erst spät der Entwurf zu Stande, erschien aber wahrscheinlich dem Kurfürsten ungenügend, denn er ward nicht veröffentlicht.

Es läßt sich erwarten, daß Johann Georgs entschieden prakti-

scher Sinn die materielle Cultur nicht vernachlässigte; auch sehen wir die Bevölkerung in Städten und Dörfern während seiner Regierung so bedeutend steigen, daß es bei seinem Tode in dem Lande keinen wüsten Hof, kein leeres Haus gegeben haben soll. Alle, die wegen der Religion aus ihrer Heimat vertrieben waren, fanden bei ihm eine freundliche Aufnahme; eine Menge nützlicher Handwerker siedelten sich so in seinen Ländern an. Der Handel blühte, die Gewerbe kamen empor; Salz- und Eisenwerke, so wie Salpetersiedereien und Pulvermühlen wurden angelegt, und dadurch für eine Menge von Unterthanen neue Betriebsquellen eröffnet.

Aber auch die Künste und Wissenschaften erhielten Aufmunterung, man sorgte für Ausschmückung der Kirchen, rief Maler, Formschneider u. s. w. in das Land, und vervollkommnete durch Hilfe von Fremden die bis dahin hier sehr vernachlässigte Buchdruckerkunst. Selbst die Musik schritt vor, denn Johann Georg schuf oder erweiterte wenigstens die kurfürstliche Capelle, welche sein musikliebender Vater schon gegründet hatte.

Rege Beförderung des Gewerbfleißes erzeugt immer Streben nach Genuß und Verfeinerung des Geschmacks; neben der Entwickelung der Kunst ist dann der Luxus eine unvermeidliche Folge. Der Kurfürst haßte ihn nicht, denn in seinen späteren Regierungsjahren, als er die dringenden Schulden seines Vaters bezahlt hatte, gefiel er sich selbst in glänzenden, nach damaliger Ansicht geschmackvollen Hoffesten, die mitunter einen geistigen Charakter angenommen zu haben scheinen; wenigstens machten öfters Schauspiele einen Theil derselben aus, wenn auch der poetische Werth derselben sehr weit hinter den Erzeugnissen des gleichzeitigen großen englischen Dramatikers zurückblieb. Doch wenn der Kurfürst auch Prunk und Festlichkeiten nicht verschmähte, so haßte er doch Uebermaß, besonders wo sie die vorhandenen Mittel überstiegen. Deshalb veranlaßte er die Magisträte Verordnungen dagegen zu erlassen. Berlin ging mit einem guten Beispiele voran; wir haben noch die weitläufige Polizeiverordnung, die im Jahre 1580 mit kurfürstlicher Bestätigung ins Leben trat. Kleidung, Schmuck und Festlichkeiten wurden für die vier verschiedenen Klassen, in welche man die Bewohner der Stadt theilte, genau bestimmt, und Strafen auf die Nichtbeachtung

der Vorschriften gesetzt. Wahrscheinlich veranlaßte der Fürst ähnliche Verordnungen auch in den andern Städten.

Johann Georg war ein Freund des Friedens, doch als verständiger Fürst kannte und übte er den Grundsatz: si vis pacem, para bellum; deshalb vervollständigte er die Befestigungen von Spandau, Peitz und Cüstrin, errichtete neue um Driesen in der Neumark, und füllte Zeughäuser so wie Pulvermagazine reichlich mit Kriegsmaterial an. „Ich liebe den Frieden, pflegte er oft zu sagen, aber wenn mich jemand in den Kriegssattel wirft, so soll er Mühe haben mich wieder heraus zu bringen." Seine thatkräftige Vorsicht verschaffte ihm nicht nur Achtung, sondern ersparte ihm auch die Kosten und Gefahren eines wirklichen Krieges.

Neben den Befestigungen wurden auch andere Bauten unter seiner Regierung lebhaft betrieben. Das von Joachim II. in Cöln an der Spree angefangene Schloß ließ er vollenden, in Beeskow ein neues bauen, viele der älteren erweitern oder wenigstens wieder wohnlich machen. Zur Ausführung dieser Arbeiten wirkte der Graf von Lynar, überhaupt ein wichtiger, einflußreicher Mann unter Johann Georg, ganz vorzüglich mit. Er bezog einen für jene Zeiten ganz ungewöhnlich hohen Gehalt, erwarb sich aber auch durch Beförderung der Künste einen ehrenvollen Namen. Ein anderer eine Zeit lang in Berlin und am Hofe sehr hochgeschätzter Mann war der Arzt Leonhard Thurneysser, ein lebhafter Beförderer der Formschneide- und Buchdruckerkunst in der Mark. Die Gunst aber, welche er bei dem Kurfürsten genoß, verdankte er seinem alchymistischen Treiben, denn trotz seines scharfen Verstandes ließ sich Johann Georg durch die abergläubische Hoffnung auf den Stein der Weisen verlocken; doch endete Thurneysser, wie alle ähnliche Betrüger, und entkam nur durch schleunige Flucht der Vergeltung für seine strafwürdigen Täuschungen. Nichts desto weniger bleibt ihm bei aller Schuld das Verdienst den Sinn für Kunst in der Mark erweckt und gefördert zu haben.

In den Verhältnissen zu auswärtigen Staaten behielt Johann Georg die Grundsätze seiner Vorgänger bei; er vermied jede unnöthige Einmischung, selbst die Aufforderung Oestreichs nach dem Tode des Königs Stephan Bathory in den Angelegenheiten Polens mitzuwirken, wies er entschieden zurück. In seine Regierung fällt großen-

theils der glorreiche Freiheitskampf der Niederländer, die Pacification
1576 von Gent, die utrechter Union, durch welche wenigstens die sieben
1579 nördlichen Provinzen sich von dem Despotismus der Spanier losmachten, aber auch die Siege des Herzogs von Parma, die Bedrängniß des neuen durch die Noth zur Selbstständigkeit gezwungenen Staates. Um die beängstigten Glaubensgenossen nicht rücksichtslos der spanischen Tyrannei zu überlassen, ging Johann Georg diesmal aus seinem gewohnten Prinzip heraus, und ließ ihnen so wie dem edlen Heinrich von Navarra Unterstützung zukommen[1]).

Trotz seines auf das Wohlsein im Innern des Staates gerichteten Blickes versäumte Johann Georg keine Gelegenheit denselben zu vergrößern oder zu befestigen. So fand er sich wegen des Wiederkaufrechtes in Betreff der Herrschaften Beeskow und Storkow mit der Krone Böhmen ab, vereinigte sie für immer als böhmische Lehen mit der Kurmark, erneuerte sorgfältig die bisherigen Erbverträge, und sorgte dafür, daß das Erzstift Magdeburg wie die Landesstifter in den Händen von Prinzen seines Hauses blieben. Die Bemühungen seines Vaters um Preußen setzte er fort; durch seine Unterstützung erhielt Markgraf Georg Friedrich von Anspach die Vormundschaft des geisteskranken Herzogs Albrecht Friedrich, ein wichtiger Schritt, durch welchen der eventuelle Eintritt des Kurhauses in die Rechte der fränkischen Linie vorbereitet wurde.

Ueberblicken wir alles, was Johann Georg im Laufe seiner Regierung gethan, erwägen wir die Klarheit des Verstandes, seine Umsicht in der Verwaltung, seine Sicherheit und Festigkeit nach außen, so werden wir ihn seiner Vorgänger in allem vollkommen würdig erkennen.

Wenige Jahre vor seinem Tode brachte er die Vermälung seines
1594 ältesten Enkels und dereinstigen Besitzers der Kur, Johann Sigismund, mit Anna, der ältesten Tochter des Herzogs von Preußen und Erbin der jülich-clevischen Lande, zu Stande, wodurch der Anfall Preußens noch mehr befestigt, und die Aussicht auf Vergrößerung der Kurmark auch bis an die fernen westlichen Genzen Deutschlands ausgedehnt wurde.

1) Daß er aber, wie erzählt wird, zu Heinrichs Unterstützung allein 6000 Reiter ausrüstete, ist nach dem Verhältnisse seiner Zeit undenkbar.

Umgeben von einer zahlreichen Familie (ihm wurden dreißig Kinder von seinen drei Gemalinnen geboren) starb Johann Georg im Anfang des Jahres 1598, er hinterließ seinem Nachfolger Joachim Friedrich, der schon im Herbste seines Lebens stand, ein blühendes nach allen Seiten hin gesichertes Land.

Joachim Friedrich. 1598—1608.

Joachim Friedrich steht als Regent seinen Vorgängern nicht nach. In seiner zwei und dreißigjährigen Verwaltung des Erzstifts Magdeburg hatte er sich durch Umsicht und Mäßigung die Liebe seiner Unterthanen in dem Grade erworben, daß man, als er dem Vertrage gemäß jetzt seiner Stellung entsagte, seinen Wunsch, einen Prinzen seines Hauses zum Nachfolger zu erwählen, mit Freuden erfüllte.

Seit dem Religionsfrieden war die Lage der Protestanten nie befriedigender gewesen als zu dieser Zeit. Obgleich ihre Gegner den so viel bestrittenen geistlichen Vorbehalt in Cöln und Straßburg geltend gemacht hatten, und die Jesuiten thätig an der Gegenreformation arbeiteten, so boten doch die Ausbreitung der neuen Lehre in den östreichischen Erbstaaten, die Siege des heldenmüthigen Moritz von Nassau gegen die Spanier, des großen Heinrich endlicher Triumph über die fanatisch katholische Partei in Frankreich, und seine weitaussehenden Pläne zur Vernichtung der Uebermacht des für geistlichen und politischen Absolutismus kämpfenden Hauses Habsburg, einen festen Stützpunkt zur Abwehr eines jeglichen Angriffs.

Sogleich im Anfange seiner Regierung legte der neue Regent eine Probe von seiner Klugheit und Festigkeit ab. Johann Georg hatte aus Zärtlichkeit für seine jüngeren Söhne durch ein Testament das ehemalige Gebiet seines Oheims, des Markgrafen Johann, von der Kurmark gesondert; Joachim Friedrich ließ dagegen den Ständen durch seinen Kanzler kund thun, daß er nie in eine Abtretung der Neumark an irgend ein Mitglied der Familie willigen würde. Die Stände erklärten ihrerseits, sie könnten sich in die Erbstreitigkeit nicht mischen, würden es aber gern sehen, wenn der Kurfürst seinen Vetter, den Markgrafen Georg Friedrich, den vormundschaftlichen Regenten in Preußen, um Vermittelung des Streites ersuchen wollte. Dazu war Joachim Friedrich gern erbötig; doch bei Rudolph II. be-

schwerte er sich, daß man von Seiten des kaiserlichen Hofes die Bestätigung zu dem ihm so nachtheiligen Testamente seines Vaters gegegeben hätte. Der Kaiser entschuldigte sich ziemlich ungenügend, indem er entgegnete, er habe der Bestätigung die Worte: „Jedermann an seinen Rechten unbeschadet" hinzugefügt, und so dem Kurfürsten das Recht des Einspruches offen gelassen. Dies genügte um die Rechtsgültigkeit des väterlichen Testamentes zu beseitigen. Der Kurfürst schloß mit dem Markgrafen Georg Friedrich, der, selbst kinderlos, die beiden fränkischen Fürstenthümer und das von seinem Vater für 589,000 Dukaten gekaufte Herzogthum Jägerndorf besaß, einen
1598 Vergleich zu Gera. Nach diesem sollte die ganze Mark auf ewige Zeiten ungetheilt dem jedesmaligen Kurfürsten verbleiben; die fränkischen Fürstenthümer wurden den beiden ältesten Brüdern Joachim Friedrichs, das Herzogthum Jägerndorf seinem zweiten Sohn Johann Georg, dem postulirten Bischof von Straßburg, bestimmt. Die wichtigste Folge des Vergleichs war, daß er dem Kurhause die vormundschaftliche Regierung und den Anfall des Herzogthums Preußen zusicherte.

Dieses Abkommen befriedigte seine Brüder noch nicht, besonders erhob der älteste, Markgraf Christian laut seine Stimme dagegen, und verschmähte es nicht die Stände der Neumark zum Aufruhr gegen ihren Regenten, so wie die Nachbarn zum Kriege gegen denselben aufzuhetzen; doch blieben seine Umtriebe erfolglos, da der Kur-
1603 fürst ihnen Ruhe und Entschlossenheit entgegensetzte. Der Tod Georg Friedrichs führte zu einer befriedigenden Lösung dieser Streitigkeiten. Markgraf Christian begnügte sich mit dem Fürstenthum Baireuth, sein Bruder Joachim Ernst erhielt Anspach, während der Kurfürst die von dem verstorbenen Markgrafen in Preußen geführte vormundschaftliche Regierung übernahm.

Wie sein Vater wendete Joachim Friedrich sogleich nach Uebernahme der Regierung seinen Blick auf die Finanzen. Die ersten Maßregeln scheinen nicht genügend zur Deckung des Deficits gewesen zu sein, denn noch einige Jahre später bewilligten die Stände auf
1602 einem Landtage in Berlin von Neuem eine Summe von 600,000 Thalern zur Bezahlung der landesherrlichen Schuld. Schon seit mehreren Regierungen war ein solches Mißverhältniß zwischen den laufenden Einkünften der Fürsten und ihren Ausgaben eingetreten, daß

es unmöglich wurde Schulden zu vermeiden; daher mußten dieselben von Zeit zu Zeit regulirt und von den Ständen übernommen werden. Dies sahen letztere auch ein, und hören wir nicht, daß sie diesmal, wie es wohl früher geschehen, Klagen über die ungewöhnlichen Lasten erhoben.

Auch den kirchlichen Angelegenheiten des Landes widmete Joachim Friedrich sogleich seine Aufmerksamkeit. Noch immer waren einzelne an den Katholicismus erinnernde Gebräuche in der märkischen Kirchenordnung übrig geblieben, welche Joachim II. zum großen Verdruß seiner Unterthanen beibehalten, und auch Johann Georg nicht ganz abgeschafft hatte. Der Kurfürst, von Neuem um Abstellung dieses Affen- und Pfaffenwerks, wie es die Geistlichen nannten, gebeten, erhörte ihre Wünsche, denn bald darauf wurde zur Abschaffung aller noch vorhandener Mißbräuche eine neue große Kirchenvisitation durch das ganze Land angeordnet. In dieser ward aber auch ganz besonders vor den kalvinistischen Irrthümern gewarnt, doch zeigte Joachim Friedrich keine so heftige Feindschaft gegen diese Religionspartei als sein Vorgänger.

Nicht minder als die religiösen Angelegenheiten lag dem Kurfürsten im Allgemeinen die geistige Bildung seines Volkes am Herzen. Schon Johann Georg hatte für Schulen gesorgt, Gymnasien gegründet; er setzte das Werk desselben fort. Die Stiftung des Joachimsthalischen Gymnasiums ist das bedeutendste Werk in dieser Art. Das Jagdschloß Joachimsthal, nach ihm benannt, ward nebst vielen 1607
dazu gehörigen Gebäuden und Ländereien zur Anlegung einer Fürstenschule bestimmt, und diese später durch viele Capitalien und liegende Gründe noch reicher ausgestattet. Für die bedeutenden Mittel der Anstalt sollten 120 junge Leute adligen und bürgerlichen Standes freie Erziehung genießen; doch auch über diese Zahl hinaus wurde anderen für geringen Entgelt der Antheil an dem Unterrichte gestattet.

Von drängenden Sorgen nach außen hin frei konnte Joachim Friedrich seine Aufmerksamkeit ungetheilt auf die innere Verwaltung seines Landes wenden. Im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts war die Staatsverwaltung noch sehr einfach gewesen; der Fürst selbst führte großentheils unmittelbar die Aufsicht über seine Räthe, oder diese versahen ihren Dienst unter dem Vorsitz des Kanzlers. Er war gleichsam dirigirender Minister, sämmtliche Geschäftsgebiete, Kammer,

Kanzlei und Kammergericht standen unter seiner Leitung, denn vieles, was jetzt getrennt ist, war damals vereint, wie z. B. die Funktionen in der Kammer und im Kammergericht, indem die kurfürstlichen Räthe in beiden zugleich arbeiteten. Die Rescripte des Fürsten sowohl als die Berichte der niedern Behörden wurden dem Kanzler zugesendet. Der Geschäftsgang duldete es noch, daß die meisten der Geheimräthe unter der Bedingung angestellt wurden, nur dann erscheinen zu müssen, wenn der Kurfürst ihre Gegenwart ausdrücklich verlangte; nur in ganz besondern Fällen, bei längerer Abwesenheit des Landesherrn, blieben sie unter dem Vorsitze eines besonders dazu ernannten Statthalters in der Residenz als Regentschaftscollegium beisammen.

Je mehr die Folgen der Reformation und überhaupt die Umgestaltung aller Verhältnisse die deutschen, ja alle europäischen Staaten durchdrangen, um so unabweisbarer wurde die Nothwendigkeit den Landesangelegenheiten eine ausgedehntere und geregeltere Sorge zu widmen. Dies sah Joachim Friedrich, der durch das Verhältniß seines Sohnes Johann Georg als postulirter Bischof von Straßburg und dessen Ansprüche auf Jägerndorf, so wie durch den bald zu erwartenden Anfall Preußens und der jülichschen Erbschaft neben den von Tag zu Tag verwickelteren innern Angelegenheiten sehr mit Geschäften überhäuft war, und sich in seiner langen Verwaltung des Erzbisthums Magdeburg an der Spitze des Domcapitels an einen collegialischen Regierungsbeistand gewöhnt hatte, sehr bald ein, und schritt daher einige Jahre nach seiner Regierungsübernahme zu der
1605 Einführung des Geheimen-Raths-Collegium, welchem sämmtliche aus-
5. Jan. wärtige und innere Angelegenheiten mit Einschluß des damals freilich noch sehr beschränkten Kriegswesens untergeordnet wurden; nur Religions-, Justiz-, Lehr- und Landtagssachen, sofern sie nicht etwa Principienfragen herbeiführten, blieben von dem Geschäftskreis der neugegründeten Behörde getrennt. Stimmenmehrheit, obgleich in der Geheimenrathsordnung mehr die Stimmen zu wägen als zu zählen anempfohlen war, sollte den Schluß herbeiführen, doch konnten Einzelne ihre abweichende Meinung zu Protokol geben; einstimmigen Beschlüssen scheint der Fürst seine Bestätigung nicht versagt zu haben. Ueber die Zahl der Mitglieder, das Verhältniß der adligen zu den bürgerlichen Räthen, deren bei der Einrichtung vier, mehr als je

später, genannt werden, über die Gegenwart des Fürsten selbst war in der Geheimenrathsordnung nichts festgestellt, einiges, obwohl verdeckt, in Bezug auf die Religion, indem die Aufrechthaltung der ungeänderten augsburger Confession zur Pflicht gemacht wurde. Doch bezog sich die Wirksamkeit des Geheimen Raths hier nur auf die Erhaltung des Religionsfriedens, denn sonst war ihm ausdrücklich eingeschärft, „bei Mißhelligkeiten in Religionssachen sich derselben nicht anzumaßen, sondern sie dem von Joachim II. gestifteten Consistorium zuzuweisen." Auch in Rechtsangelegenheiten war das Collegium unbetheiligt; hier blieb der erste Gerichtshof, das Kammergericht, unter der Leitung des Kanzlers von jeglichem Eingriffe frei.

Wir haben schon erwähnt, daß Joachim nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich für das Kurhaus die Vormundschaft über den blödsinnigen Herzog von Preußen erhalten, und da die- 1603
ser nur Töchter besaß, als nächster mitbelehnter Agnat, die Aussicht des Anfalls seinem Hause sehr nahe gerückt hatte. Daher war es ihm von äußerster Wichtigkeit, alle Schwierigkeiten, die von Seiten der polnischen Krone wegen der Belehnung gemacht werden könnten, ehe noch der wirkliche Anfall einträte, zu beseitigen. Bald nach der Stiftung des Geheimen-Raths-Collegium reiste er deshalb selbst nach Preußen, und erreichte durch seine wohlangewandte Freigebigkeit, zu 1605
der ihm seine Landstände die Mittel bewilligt hatten, beim Reichstage und dem Könige von Polen den lange von seinem Hause verfolgten Zweck. Zu noch festerer Verschlingung des durch die Ehe der Herzogin Anna mit seinem Sohne Johann Sigismund geknüpften Bandes hatte er sich selbst trotz seines sehr gereiften Alters mit deren sieben Jahr jüngeren Schwester Eleonore vermält. Wir ha- 1603
ben schon oben gesehen, daß diese enge Verbindung mit dem Hause des Herzogs Joachim Friedrich eine zweite Aussicht auf Vergrößerung eröffnete. Seine und seines Sohnes Schwiegermutter, die älteste Schwester des Herzogs von Kleve, war durch besondere Verträge zur eventuellen Erbin seiner Länder bestimmt; so schien durch die beiden Ehen der Anspruch Brandenburgs auf dieselben rechtlich genug begründet. Doch man verließ sich in jenen Zeiten des Argwohns nicht auf das bloße Recht; daher hielt es auch Joachim Friedrich nicht für genügend, sondern schloß im Voraus mit der Republik Holland ein Bündniß, und suchte durch Vermälung

eines seiner Enkel mit einer Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, welcher ebenfalls Ansprüche auf die Erbgüter machte, sich nach dieser Seite hin zu sichern.

Joachim Friedrich, der, als Kind äußerst schwächlich, kein langes Leben versprochen hatte, erreichte dessenungeachtet, indem er durch Mäßigkeit und Ordnung den Mangel an physischen Kräften ausglich, dennoch ein Alter von 63 Jahren. Er starb 1608.

Wir müssen an diesem Fürsten rühmend anerkennen, daß er, der Schüler des gelehrten Thomas Hübner, nicht nur hohe Bildung besaß, sondern auch die Bedürfnisse seiner Zeit wohl erkannte, und demnach als ein durchaus würdiges Glied in der herrlichen Fürstenkette der Hohenzollern erscheint. Seine erste Gemalin, die ihm schon 1602 vorangegangen war, Katharina, die Tochter des Markgrafen Johann von Küstrin, giebt uns das Bild einer in jeder Beziehung ausgezeichneten Fürstin, und verdient daher wohl einer besondern Erwähnung. Gottesfürchtig und doch, was selten in jener Zeit vorkam, mild und duldsam, wirkte sie zur Beförderung wahrer Frömmigkeit durch Verbreitung erbaulicher Bücher und durch ihr wahrhaft christliches Beispiel. Darüber vergaß sie die Bedürfnisse des practischen Lebens nicht. Sie unterstützte kranke und schwache Frauen, ja scheute es nicht, ihnen persönlich Hilfe zu bringen; sie sorgte auch für die Anlegung einer Schloßapotheke, aus welcher den Dürftigen die Arznei unentgeltlich verabreicht wurde. Dabei verstand sie sich vortrefflich auf die Oekonomie; denn in der cölnischen Vorstadt hielt sie eine Meierei, und ließ von dorther Milch nach der Stadt verkaufen. Der Molkenmarkt in Berlin trägt seinen Namen davon. Das Beispiel der Einfachheit, welches die Märker an ihrem Fürstenpaare sahen, ward von ihnen nicht nachgeahmt, im Gegentheil, es verbreitete sich bei dem tiefen Frieden ein so bedenklicher Luxus, daß auch Joachim Friedrich wie sein Vorgänger scharfe Verordnungen dagegen ergehen ließ.

Diese wiederholten, obwohl erfolglosen Beschränkungen eines nach Verhältniß der Umstände maßlosen Luxus werden zu einer Zeit, wo die Kultur in unsern Gegenden in Vergleich mit andern Ländern Deutschlands noch sehr zurück war, theils dem Vorurtheil der Kirche, welche immer noch das Ausleihen des Geldes auf Zinsen als Sünde verdammte, und so die nützliche Anwendung desselben hemmte, theils

bei dem noch unvollkommenen Handelsverbande dem Mangel an Absatz in Jahren reichlicher Production zugeschrieben. Wirklich mögen diese Umstände dazu mitgewirkt haben, jedoch ist der wahre Grund wohl anderswo zu suchen, nämlich in der niedrigen Stufe materieller und geistiger Cultur, auf welcher noch immer die Bewohner der Mark damals standen. Unfähig, die Genüsse einer verfeinerten Geselligkeit zu bereiten und in sich aufzunehmen, kannten sie nur die materielle Außenseite des Lebens, die rohe Freude an Putz und die noch rohere an der oft übermäßigen Befriedigung im Essen und Trinken; daher auch jene wunderlichen Ausschweifungen und die Erfolglosigkeit aller Verordnungen dagegen, bis sie durch das Erwachen einer geistigeren Richtung von selbst verschwanden.

Johann Sigismund. 1608—1619.

Es folgte der älteste Sohn des verstorbenen Kurfürsten, Johann Sigismund. Obgleich sich dieser Fürst weder an Character, noch Talent über seine nächsten Vorgänger erhob, so ist doch seine Regierung eine der merkwürdigsten für Brandenburg; denn unter ihr wurde das Herzogthum Preußen und ein großer Theil der jülichschen Erbschaft erworben, d. h. die Grenzen der einstigen Macht des Staates. Johann Sigismund war nicht ohne Fähigkeiten, welche er durch einen längeren Aufenthalt auf der Universität Strasburg, so wie durch Reisen in Deutschland und einigen Nachbarländern hinreichend entwickelt hatte, um seinem hohen Berufe genügen zu können; nur ließ er sich mitunter von der Hitze seines Temperaments zu weit hinreißen, eine Stimmung, die ihn um so eher in manchen Nachtheil führen konnte, da er, wie dies nicht selten selbst bei Fürsten in jener Zeit vorkam, nicht allzu enthaltsam im Genuß geistiger Getränke war. Der neue Kurfürst gelangte unter äußerst bedenklichen Umständen für Deutschland zur Regierung, zu einer Zeit, wo man von katholischer und protestantischer Seite die entschiedensten Schritte zu einem Bruche gethan hatte, der freilich erst zehn Jahre später und an einer Stelle, wo man es gar nicht vermuthet, erfolgte. Da die Stürme, welche Deutschland erschütterten, mehr oder minder ganz Europa bewegten, so werden wir hier um die Ereignisse, welche unser gemeinsames Vaterland so wie die Mark Brandenburg insbesondere betrafen, rich-

tig zu beurtheilen, einen Blick auf die Weltlage jenes Zeitpunktes werfen müssen.

Ueberall hatte die Reformation in das innerste Leben der Staaten eingegriffen, überall die Verkündigung der Lehre des Herrn das Schwert aus der Scheide gerufen, denn mit den Worten des Evangelium durchdrangen die Herzen der Völker auch neue politische Lehren. Als Vorkämpfer für die katholische Kirche oder vielmehr für den auf sie gegründeten Absolutismus stand das Haus Habsburg da mit seinen beiden über zwei große Staatensysteme verbreiteten Zweigen; voran die spanische Monarchie, wo noch Philipps II. Geist lebte, der jene einseitigste, die Menschen am mindesten befriedigende Form des Staatslebens mit bewundernswerther Consequenz durchgeführt hatte. In den südlichen Reichen, ja auch in dem größten Theil der neuen Welt stand der katholische Glaube im Bunde mit dem Absolutismus unerschütterlich fest; doch nicht so in der Mitte und im Norden Europas; während dort der Katholicismus die Anhänger der neuen Lehre nicht überwältigen konnte, hatten diese im letzteren vollkommen ihre Gegner besiegt. Schweden und Dänemark, obgleich sonst feindlich, waren hierin vom Beginn der Reformation an eins, sie hingen am Lutherthum; England schloß sich etwas später nach einigen blutigen Reactionen unter der berühmten Elisabeth der kalvinischen Lehre an. Alle Reactionsversuche mißglückten im Norden; König Jacob I., der zwischen beiden Parteien stand, hatte nicht den Muth sich offen zu erklären, in Schweden büßte König Sigismund den Uebertritt zur katholischen Religion und den Glanz des polnischen Thrones mit dem
1604 Verlust der angestammten Herrschaft. Wenige Jahre darauf bestieg ihn der Hort des protestantischen Glaubens in dem furchtbaren drei-
1611 ßigjährigen Kriege, Gustav Adolph.

Frankreich bietet uns in seinen Religionskämpfen ein schreckliches Schauspiel. Acht mit aller Wuth des Fanatismus geführte Kriege,
1572 voll von Treubruch und Meuchelmord, deren größter die pariser Bluthochzeit, reichten kaum hin, um die erbitterten Gemüther zu überzeugen, daß alle Macht der Welt an dem Felsen des Glaubens in dem menschlichen Herzen brechen muß. Der große Stammvater des Hauses Bourbon konnte daher, obwohl ihn selbst die öffentliche Stimme in Frankreich zum Anhören der Messe zwang, wenigstens Duldung der neuen Lehre erringen, aber freilich eine schlimme, das

Leben des Staats in seinem Innern bedrohende Duldung, da die verfolgte Partei minder unter dem Schutze des Gesetzes und des Herrschers als ihrer Festungen und Kriegsmacht Freiheit der Religionsübungen besaß.

Ebenfalls unter Kämpfen, aber siegreicher gestaltete sich der Protestantismus in Deutschland; die ganze nördliche Hälfte, ein großer Theil der südlichen, selbst viele Unterthanen in den östreichischen Stammländern, vorzüglich die reichen und deshalb wichtigen freien Reichsstädte bekannten sich zu ihm; und da zwei mächtige Republiken, die vereinigten sieben niederländischen Provinzen und die Schweiz, größtentheils dieselben religiösen und politischen Interessen hatten, so war ein offener Kampf hier wenig mehr zu fürchten. Dies aber sah die von Rom aus klug geleitete Gegenpartei ein. Nicht die Waffen der Gewalt, sondern die der Intrigue wurden geschärft, eine furchtbare Miliz, weil sie unter jedem beliebigen Aeußeren, selbst dem protestantischer Geistlicher, ihrem Glauben dienen konnte, stellte die Vorkämpfer — die Jesuiten. Durch sie verlor der Protestantismus mehr, als ihm die schrecklichsten Niederlagen hätten rauben können. Vor allem wurde listig die unselige Spaltung zwischen den Protestanten selbst benutzt, der gegenseitige Haß so gesteigert, daß sie sich oft viel lieber mit den Anhängern des Papstes als unter einander verständigen mochten. Trotz dieses Mißverstandes in der heiligen Sache blieb Deutschland Sitz der wahren Idee der Reformation, aber wie sich alle Ideen immer erst durch Kampf und Widerstand zur höchsten Entwickelung hindurch arbeiten müssen, so auch hier.

Ein anderes Hinderniß für die Consolidirung des Protestantismus in Deutschland war, daß keiner der Fürsten, die ihn bekannten, durch Character und geistige Fähigkeiten sich zum Parteihaupt eignete, während die katholischen Stände um den fanatischen, aber characterfesten Ferdinand von Steiermark und dessen Schwager und Jugendfreund, den staatsklugen Herzog Maximilian von Baiern, zusammentraten. Ferdinand wagte, woran der Kaiser und seine Räthe verzweifelten — eine gewaltsame Gegenrevolution in seinen Erblanden. Kaum hatte er die Regierung übernommen, so hob er dem Gelöbniß an die Jungfrau Maria in Loretto, „seiner Generalissima,“ zu Folge die von seinem Vater den Ständen gewährte Religionsduldung als nur persönlich auf, und schärfte sogar die Auswanderungsverbote bis zur 1598

Todesstrafe. Gern hätte man ihm in den andern katholischen Län-
dern nachgeahmt. In demselben Jahre, wo dies in Steiermark ge-
schah, unterlag in Folge der lange schon ausgesprochenen Acht die
protestantische Lehre in der halb protestantischen, halb katholischen
Reichsstadt Aachen, und mit noch größerer Rechtsverletzung neun
Jahr später in Donauwörd, einer unmittelbaren, fast ganz prote-
stantischen Stadt im schwäbischen Kreise, welche, weil sie der gerin-
gen Minorität den Prunk von Processionen nicht gestatten wollte,
durch die wider alle gesetzliche Form von einem fremden Kreishaupt-
mann, dem Herzog von Baiern, vollzogene Acht ihre Reichs- und
Religionsfreiheit verlor, und ihrem Unterdrücker als Landesherrn
1607 huldigen mußte.

Ein so offenbarer Gewaltschritt brachte auf einen Augenblick allen
bisherigen Confessionshader zwischen Lutheranern und Reformirten
zum Schweigen; sie opferten dem gemeinschaftlichen Schutze alle Glau-
1608 bensverschiedenheit, und schlossen zu Auhausen die erste eigentliche
4. Mai Union. Der Wiederhall der Union war die heilige Liga unter
1609 dem Vorsitz des Herzogs von Baiern; sie war einiger und thätiger
10. Juli als jene, von der Kursachsen, das Stammland deutscher Reforma-
tion, fern blieb, ein Umstand, der damals dem Protestantismus gro-
ßen Schaden brachte, aber für die Zukunft folgenreich ward, weil er
die erste Veranlassung gab, das nun freie Protectorat der protestan-
tischen Sache einem andern Fürstenhause, dem der Hohenzollern, zu
übertragen.

Indessen erhob sich ein anderer Fürst, welcher selbst, freilich durch Verhältnisse gezwungen, sich dem katholischen Glauben zugewandt hatte, der ritterliche König Heinrich IV. als Protector der politischen Freiheit und der protestantischen Sache in Europa. Aus seinem liebenswürdigen Gemüthe entsprang die etwas excentrische Idee einer allgemeinen europäischen christlichen Republik, fürs erste, um die Uebermacht des habsburgischen Hauses zu vernichten, und dann einen sichern Frieden in Europa zu begründen. Sechs erbliche Monarchien, fünf Wahlreiche, vier Republiken sollten diesen engen Staatenbund bilden, ein bleibender Generalcongreß aus sämmtlichen Staaten nach Art des Amphyktionengerichtes bei den Griechen die gemeinsamen Angelegenheiten entscheiden. Aller Religionszwang war aus diesem europäischen Verfassungsentwurf entfernt; drei Kirchen, die

römische (der Name katholisch war beseitigt), die reformirte oder calvinische und die protestantische oder lutherische, hatten nach ihm vollkommen gleiche Ansprüche. Da dem weitgreifenden Plan zufolge die Kirche nur noch ein sittliches Institut ohne politischen Einfluß sein sollte, so wollte Heinrich dem Papstthum zur Entschädigung Neapel mit der königlichen Würde zuwenden. Dies ungefähr war der Inhalt der philanthropischen Chimäre des liebenswürdigen Helden und seines staatsklugen Dieners Sully, jedoch eine Chimäre, die viel Wahrscheinlichkeit gehabt haben muß, da sie von sämmtlichen protestantischen Staaten mit Lebendigkeit ergriffen, und nur von dem Papste und dem Hause Habsburg wie natürlich entschieden verworfen wurde. Auch der Mord Ravaillacs bezeugt, daß Heinrichs Gegner die Ausführung seiner Pläne nicht für unmöglich hielten.

Heinrichs Entwürfe mußten um so wichtiger erscheinen, da die bevorstehende Erledigung der jülich-clevischen Länder, auf welche auch der Kaiser Rudolph II. seinen Blick geworfen hatte, eine neue Vergrößerung des schon für zu mächtig gehaltenen Hauses fürchten ließ; um so enger schlossen sich daher die protestantischen Fürsten Deutschlands an den ihren Glauben und ihre politischen Rechte vertheidigenden König von Frankreich an.

Johann Sigismund war auf einer Reise nach Preußen durch die Nachricht von dem Tode seines Vaters überrascht worden, hielt es aber für nothwendig dessenungeachtet seinen Weg fortzusetzen, weil, je näher der Anfall Preußens rückte, sich die Schwierigkeiten der wirklichen Erwerbung von allen Seiten häuften. Namentlich waren die Ritter und Stände dem Kurfürsten in seinen Wünschen entgegen; sie wollten die vormundschaftliche Regierung an sich reißen, die Hoheitsrechte des Landesherrn einschränken, ihre eigne Macht über die Grenzen der Billigkeit ausdehnen. Diesem Streben widersetzten sich jedoch die Städte, welche recht gut einsahen, daß jene Forderungen des Adels ihre politische Existenz vernichten mußten; daher unterstützten sie eifrig das Begehren des Kurfürsten bei dem König von Polen und seinem Reichstage. Die Sache des Kurfürsten siegte; zwar ward die Belehnung vorläufig noch verweigert und zur Untersuchung der Beschwerden des Adels ein Landtag in Königsberg angeordnet, aber die Vormundschaft über den kranken Herzog dem Kurhause bestätigt. Die Lehnsangelegenheit zog sich noch einige Jahre 1609

hin. Der Reichstag verlangte, daß alle alten Kirchen den Katholiken zurückgegeben, überhaupt die katholische Religion frei in Preußen gelehrt werden sollte. Dies erschien den Preußen, welche stets eifrige Lutheraner gewesen waren, äußerst hart; ja die übertriebenen Forderungen brachten die Unzufriedenen dem Kurfürsten näher. Man warnte nun den Reichstag, nicht zu weit zu gehen, weil sonst Johann Sigismund bei seinem heftigen Temperamente leicht sich mit Gewalt behaupten; und die Schweden, welche außerdem schon erbittert auf Polen seien, herbeirufen dürfte. Diese Vorstellungen waren so wirksam, daß man sich nicht weiter der Belehnung widersetzte, jedoch ziemlich harte Bedingungen dabei vorschrieb. Sie waren: Erbauung einer katholischen Kirche in Königsberg, Anweisung von tausend Gulden jährlicher Einkünfte für dieselbe; ungehinderte Uebung der katholischen Religion; Bezahlung einer jährlichen Abgabe von 30,000 Gulden an den Kronschatz, Entrichtung einer gleichen Summe, so oft in Polen eine neue Steuer ausgeschrieben würde, Ausrüstung und Unterhaltung von vier Schiffen zum Schutz der Küste, Bewahrung der Freiheiten des Adels, Gestattung der Appellation nach Polen in Streitigkeiten, die den Werth von 500 Gulden überstiegen, und endlich Anerkennung des königlichen Geleits. Hierauf ward der Termin für den feierlichen Act der Belehnung auf den 16ten November 1611 festgesetzt; Johann Sigismund empfing sie in Person.

Nach der Beendigung dieser Angelegenheit hatte der Erbstreit um den jülich-clevischen Nachlaß begonnen. Dieser war bedeutend genug, um den Wunsch nach seinem Besitz zu erregen, denn das streitige Gebiet bestand aus den Herzogthümern, Jülich, Cleve, Berg, den Grafschaften Mark, Ravensberg und der Herrschaft Ravenstein; auch meldeten sich nicht weniger als neun regierende Häuser mit vorgeblich wohlbegründeten Ansprüchen. Da der Gegenstand für die vaterländische Geschichte sehr wichtig ist, so wird es nothwendig sein, die Rechtsgründe, auf die sich das Haus Brandenburg und seine bedeutendsten Mitbewerber stützten, näher kennen zu lernen.

Durch feierliche Verträge war festgestellt worden, das Erbe sollte nicht zerrissen werden, sondern ungetheilt bei einander bleiben, die Erbfolge auch auf das weibliche Geschlecht übergehen. Nach dieser Bestimmung erhoben der Kurfürst von Brandenburg, die Pfalzgrafen von Neuburg und Zweibrücken und der Markgraf von Burgau,

sämmtlich im Namen von vier Schwestern des verstorbenen Herzogs, ihre Ansprüche. Die Kurfürstin von Brandenburg war die älteste Tochter der ältesten Schwester, Gemalin des Herzogs Albert Friedrich von Preußen, und ausdrücklich durch einen Vertrag bei ihrer Vermälung zur Erbin bestimmt; ihr Recht hatte sich das Haus Brandenburg, wenn es noch irgend einer Verstärkung bedurfte, zum Ueberflusse durch die förmliche Entsagung der jüngeren Schwestern befestigen lassen; daher mußten seine Ansprüche nach den üblichen Ansichten unwiderleglich erscheinen. Doch die Spitzfindigkeit der Diplomatie findet stets Anhaltpunkte zum Widerspruch, selbst bei den klarsten Bestimmungen, so auch hier. Zum Unglück war acht Monate vor dem Erblasser, dem Herzog Johann Wilhelm von Cleve, 1609
auch die Herzogin von Preußen gestorben. Nun hätte dies zwar 25. Mrz.
keine Aenderung machen dürfen, denn die Kurfürstin von Brandenburg war ja die natürliche Erbin der Rechte ihrer Mutter, aber diesen Rechtsgrund Brandenburgs fochten die übrigen Bewerber an. Der Gemal der zweiten Schwester, Philipp Ludwig, Pfalzgraf von Neuburg, dessen Besitzungen längs der Donau in der Oberpfalz lagen, meinte, nach dem Tode der Herzogin von Preußen sei seine Gemalin als die älteste Schwester und Erbin der clevischen Länder anzusehen. Dagegen erhoben die dritte und vierte Schwester nebst ihren Gatten den lautesten Widerspruch, und forderten, freilich gegen alle Verträge, eine gleiche Vertheilung unter die vier Parteien. Alle diese Ansprüche verwarf das Kurhaus Sachsen auf Grund von kaiserlichen Anwartschaftsbriefen, welche jedoch sehr unbestimmt lauteten, während die herzogliche Linie als Nachkommenschaft der Gemalin des unglücklichen Johann Friedrich, Sybilla, einer Tante des verstorbenen Herzogs, ebenfalls die ganze Erbschaft begehrte. Neben diesen trat noch als der bei weitem mächtigste, obgleich am allerwenigsten berechtigte Bewerber, Kaiser Rudolph II. selbst auf, dessen Plan zur Erlangung der streitigen Länder auch sehr gut ausgedacht war. Eine kaiserliche Commission sollte dieselben unter Sequestration nehmen, und so lange verwalten, bis der Streit darüber zur Entscheidung gelangt wäre; da aber eine solche für das erste nicht zu erwarten stand, so war die Hoffnung, sich endlich in vollkommenen Besitz zu setzen, und höchstens die Betheiligten anderweitig abzufinden, in diesem Falle durchaus nicht unbegründet. Sie

hätte sich auch gewiß verwirklicht, wenn nicht der Kurfürst mit schnellem Entschluß den Intriguen des kaiserlichen Hofes zuvorgekommen wäre. Kaum war der Herzog Johann Wilhelm verstorben, so erklärte der brandenburgische Bevollmächtigte, ein clevischer Edelmann Namens Stephan von Hartenfeld, daß der Kurfürst Johann Sigismund der einzige, rechtmäßige Erbe sei, nahm von Cleve, Düsseldorf und mehreren andern Städten Besitz, und ließ daselbst dem Kurfürsten Huldigung leisten. Der Pfalzgraf von Neuburg folgte diesem Beispiele, schickte seinen Sohn Wolfgang Wilhelm in das clevische Land, ließ sich huldigen, wo die brandenburgische Partei sich noch nicht geltend gemacht hatte, ja endlich gegen alles bisher Geschehene protestiren, so daß beide Theile schon nahe daran waren, das Glück der Waffen gegen einander zu versuchen, als sie noch zu rechter Zeit des Kaisers unverholene Absicht auf das bestrittene Land überzeugte, es sei besser vereint mit einander gegen fremde Anmaßung zu stehen, als sich gegenseitig zu Gunsten eines Dritten zu schwächen. Auf Vermittelung des Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel kam ein Vergleich in Dortmund zu Stande, nach welchem Pfalz und Brandenburg übereinkamen, gegen alle andere Bewerber zusammen zu halten, die Länder gemeinschaftlich zu regieren, und mit vereinten Kräften zu vertheidigen, ihre rechtlichen Ansprüche aber auf diplomatischem Wege auszumachen. Hierauf ernannte der Kurfürst seinen Bruder Ernst, der Pfalzgraf seinen Sohn, Wolfgang Wilhelm, zu Statthaltern; beide nahmen ohne Widerspruch die Huldigung ein, und regierten gemeinschaftlich das Land.

Der Kaiser war äußerst erzürnt über das Verfahren der „possidirenden oder besitzergreifenden" Fürsten, wie man sie damals nannte. Er protestirte nicht nur gegen das Geschehene, sondern suchte unter der Hand festen Fuß in den clevischen Ländern zu fassen. Ein gewisser Nesselrod, Statthalter von Jülich, übergab diesen wichtigen Platz dem Erzherzog Leopold, welchem der Kaiser die Verwaltung des eröffneten Lehens übertragen hatte. Da nun Johann Sigismund nicht aus eignen Mitteln seine weit entlegenen Erwerbungen schützen konnte, so schloß er sich der Union, als sie zu
1610 Hall in Schwaben ihren Bund damals erneuerte, um so enger an. Jetzt schien der Augenblick zu nahen, wo die lange schon gegen das Haus Oestreich entworfenen Pläne zur Ausführung kommen sollten,

denn zwei Heere Frankreichs standen bereit, und seine Verbündeten konnten ihm 100,000 Mann Fußvolk, 20,000 Reiter und 120 Kanonen zur Hilfe stellen, da traf der Mörderdolch Ravaillacs die Brust, welche den mächtigen Bund bisher beseelt hatte. Doch Heinrichs 1610
großer Freund, Prinz Moritz von Oranien, lebte noch; frei durch 14. Mai
den mit Spanien abgeschlossenen zwölfjährigen Waffenstillstand konnte 1609
dieser holländische Hilfstruppen mit den französischen vereinigen, und den Erzherzog Leopold in Jülich nach kurzer Zeit zur Capitulation zwingen. Oestreichs Hoffnung auf den Erwerb des reichen Besitzes war vorüber; die clevischen Lande huldigten den possidirenden Fürsten. Nun setzte Rudolf seine ganze Hoffnung auf die Ligue, aber sie, welche ursprünglich nur zur Vertheidigung des Katholicismus zusammengetreten war, griff jetzt noch nicht thätig in die Angelegenheiten Deutschlands ein; ebenso wenig gelang des Kaisers Plan, Sachsens Ansprüche gegen Brandenburg und das pfälzische Haus zu befördern, und so die Nebenbuhler seiner Interessen durch einander zu vernichten. Da er bald darauf ganz und gar durch seinen Bruder von dem politischen Schauplatze verdrängt wurde, so waren die besitzergreifenden Fürsten fürs erste gegen Gewalt von dieser Seite sicher gestellt.

Freilich nahm auch sein Nachfolger Mathias, sobald er sich auf 1612
dem Throne festgesetzt hatte, die Politik seines Bruders wieder auf, doch droheten seine Umtriebe weniger Gefahr als die Uneinigkeit beider Fürstenhäuser selbst, wegen der vielfältigen Mißhelligkeiten, die aus der gemeinschaftlichen Regierung nothwendig hervorgehen mußten. Um den bösen Folgen derselben vorzubeugen, wollte man durch eine Heirath die gegeneinander streitenden Interessen vereinigen. Dieser Versuch jedoch mißglückte gänzlich. Zwar erschien Johann Sigismund persönlich in Düsseldorf, um seine älteste Tochter 1613
Anna Sophia mit dem Prinzen Wolfgang Wilhelm zu verheirathen, aber beide Parteien konnten sich nicht über die Bedingungen vergleichen. Der Pfalzgraf forderte als Mitgift die ganze Erbmasse, eine Forderung, welche dem Kurfürsten äußerst unbillig erschien, und heftigen Widerspruch bei ihm erregte, da er natürlich seinen Ansichten nach allein das unbedingteste Recht auf die Erbschaft zu haben glaubte. Die Unterhaltung ward leider bei Tafel geführt, wo Johann Sigismund, schon ohnedies heftigen Temperaments, durch den in großer

Masse genossenen Wein stark erregt, zu einem heftigen Wortwechsel mit dem Pfalzgrafen kam, ja sich endlich von seiner Hitze so übermannen ließ, daß er seinem zukünftigen Schwiegersohne eine Ohrfeige gab. Ein solcher Schimpf mußte natürlich jede fernere Unterhandlung abbrechen; ja er zog noch ernstere Folgen nach sich. Der junge Prinz, von Rache glühend, glaubte diese am besten zu befriedigen, wenn er sich die mächtige Bundesgenossenschaft der Spanier und der katholischen Ligue verschaffte. Durst nach Rache überwand endlich jeden Scrupel, den ihm seine streng lutherische Erziehung entgegenstellte; er ward katholisch und heirathete eine ebenfalls katholische Prinzessin aus dem stammverwandten baierschen Hause. Anfangs hielt er den Schritt geheim, denn er mochte wohl die Mißbilligung seines Vaters, des alten Pfalzgrafen Ludwig Philipp, fürchten, welcher auch wirklich vor Gram starb, als er den Uebertritt seines Sohnes erfuhr. Hierdurch ward die katholische Partei in dem Hause der Wittelsbacher bedeutend verstärkt.

1613 Bald nach diesem für das Lutherthum höchst nachtheiligen Vorfalle änderte auch Johann Sigismund sein Glaubensbekenntniß, zwar nicht, wie der Pfalzgraf, aus Politik, sondern aus Ueberzeugung und reiflich erwogenen, inneren Gründen; er ward calvinisch. Schon durch seine Erziehung war der Kurfürst gegen die lutherischen Geistlichen eingenommen worden, denn man hatte ihm einen der unbesonnensten Eiferer, den Hofprediger Simon Gedicke, zum Lehrer in der Religion gegeben. Ueberdies mußten die gemeinen Schimpfreden, welche man von Kanzeln und in Schriften über die Calvinisten ergoß, ohne doch durch Gründe der Vernunft ihre Lehren zu verdammen, in einem Manne wie er, der nur seiner Ueberzeugung folgen wollte, den nachtheiligsten Eindruck für die Sache des Lutherthums selbst hervorbringen. Zu seinem großen Mißvergnügen sah er, wie die Reformirten, die als unterdrückte Partei weit duldsamer waren, und zu deren Ansichten er sich schon aus Widerwillen gegen die Eiferwuth der Lutheraner hingezogen fühlte, oft harten, selbst thätlichen Verfolgungen in seinen Staaten ausgesetzt waren; deshalb erschien es ihm um so nothwendiger, den Anhängern des seiner Meinung nach richtigeren Bekenntnisses durch seinen Uebertritt eine ungefährdete Existenz zu sichern. Unwahrscheinlich bleibt es, daß der Wunsch, den Beistand der Holländer in der clevischen Angelegen-

heit zu gewinnen, einen bedeutenden Antheil an der Glaubensänderung des Fürsten gehabt habe, da die Holländer gewiß auch ohne dieselbe aus politischen Gründen Hilfe geleistet haben würden, dagegen der orthodoxe Sinn der Brandenburger und bei weitem mehr noch der Preußen zu einer Zeit, wo der Lehnsanfall jeden Augenblick sich ereignen konnte, ihm im Gegentheil unberechenbaren Schaden drohte. Wenn man daher auch auf die Versicherungen von Proclamationen nicht eben allzufest bauen darf, so kann man in diesem Falle wohl dem Kurfürsten glauben, wenn er erklärt, daß er „um der Ruhe seines Gewissens willen sich gedrungen fühle, das reformirte Bekenntniß offen abzulegen, und daß er dabei verharren wolle, um fröhlich und getrost vor dem Richterstuhle Christi erscheinen zu können." Acht Tage vor Weihnachten, wo er sein öffentliches Bekenntniß ablegte, berief er die sämmtlichen berliner Prediger zu sich aufs Schloß, und ließ ihnen durch den Kanzler Pruckmann sein Vorhaben bekannt machen. Man muß gestehen, daß die Ansichten, welche dieser über die Gewissensfreiheit äußerte, durchaus die Billigung aller Zeiten verdienen. „Der Kurfürst maße sich keiner Herrschaft über die Gewissen an, äußerte er in dessen Namen, was auch keiner Obrigkeit zukäme, er werde sich daher an Niemandes Gewissen vergreifen, wie er bei seiner Huldigung bereits erklärt habe, und jetzt von Neuem bekräftige. Aber es sei auch vollkommen Recht, daß sich ebenso wenig die Unterthanen einkommen ließen der Obrigkeit vorzuschreiben, was sie ihrem Gewissen nach glauben und bekennen wolle, wie ihm so oft begegnet sei. Und weil hierzu noch das unzeitige Schreien der Prediger auf den Kanzeln käme, so würde dies hiermit ernstlich bei höchster Strafe und Ungnade untersagt, auf daß sie gute Bescheidenheit gebrauchen, was Aufstand erregen könne, meiden, alles aber zur Erbauung der Kirche anwenden möchten." Auf diese Eröffnung beriethen sich die Geistlichen eine kurze Zeit in einem Nebenzimmer, dann erwiederten sie, indem der obengenannte Gedicke das Wort führte: „Sie wären einig, daß Niemand als Gott Herrschaft über die Gewissen habe; die zugestandene Fortdauer ihrer Religionsfreiheit sei ihnen erwünscht, doch habe sich der Kurfürst als Prinz durch einen schriftlichen Revers verbindlich gemacht, bei der lutherischen Lehre zu bleiben, er möchte also sein Versprechen halten." Diesem Einwand entgegnete der Kanzler: „Der Kurfürst habe

freilich ein solches schriftliches Versprechen ausgestellt, aber er sei jetzt eines andern überzeugt. In Gottes Sachen wären alle Reverse ohne Kraft und ungültig. Sein Urgroßvater, Joachim II., und dessen Bruder hätten sogar durch einen Eidschwur zugesagt, katholisch zu bleiben, und wären doch ihrer Ehre und Treue unbeschadet lutherisch geworden. Folglich erachte auch er sich nicht verbunden, bei dem ehemaligen Reverse zu bleiben.“ Wie hätten wohl die Geistlichen gegen diese Thatsache, welche sie selbst zu ihrem evangelischen Glaubensbekenntniß historisch berechtigte, einen begründeten Einwand erheben können? Es hatte sich ja zu jener Zeit nicht um die Einführung des Lutherthums, sondern um Abstellung der bisherigen Mißbräuche in der Kirche, um eine Reformation, gehandelt, eine Reformation, die auf Freiheit des Gewissens sich gründete, aber keine neue Abgeschlossenheit, kein neues protestantisches Papstthum wollte. Wenn übrigens der erste Revers kein festes Band sein durfte, wie konnte man es vernünftigerweise vom zweiten verlangen, da ihn kein Grundvertrag nothwendig mit der Stellung des Regenten verknüpfte?

Ueber die rechtsgemäße Befugniß des Fürsten zu dem bedeutungsvollen Schritt kann wohl von keiner Seite her ein Zweifel erhoben werden, aber es fragt sich: war er politisch weise? Betrachten wir die unmittelbaren Folgen, so müssen wir mit „nein“ antworten, denn manche Stürme wurden durch ihn erregt, ja er konnte in einem der großen Mehrheit nach lutherischen Lande als ein entschiedener politischer Mißgriff erscheinen. Doch es schien nur so. In der That folgte Johann Sigismund, ich will nicht sagen, aus vollem Bewußtsein, sondern vielmehr aus einem gewissen Instincte der Idee des geistigen Fortschrittes, welche sich bisher mit mehr oder minderer Klarheit in allen Fürsten des hohenzollernschen Stammes ausgesprochen hatte, indem er dem täglich mehr Ueberhand nehmenden fanatischen Orthodoxismus der lutherischen Geistlichkeit ernst, aber doch milde entgegentrat, und sich der Partei zuwandte, welche damals unstreitig der ursprünglichen Richtung der Reformation treuer geblieben war als jene. So sicherte der Kurfürst dem brandenburgischen Staate das Recht und die Fähigkeit, die Idee der Reformation in Deutschland zu vertreten und das Haupt der evangelischen Partei zu werden.

Beunruhigend war der Eindruck, den die Nachricht von dem Uebertritt Johann Sigismunds zur reformirten Lehre auf seine Unterthanen machte; allgemein sprach sich die Unzufriedenheit, man kann wohl sagen, der Widerwille dagegen aus, selbst seine Familie und sein Hof mißbilligten ihn zum Theil, denn seine Gemalin nebst ihren Töchtern blieb lutherisch, während seine Söhne mit wenigen höhern Beamten seinem Beispiele folgten. Mehrere Male überreichten die Landstände die unehrerbietigsten Beschwerden dagegen. Sie sprachen darin von Vorenthalten der Steuern, Verfall des landesherrlichen Patronatsrechts und dergleichen mehr, wenn der Kurfürst nicht zurückträte. Gegen alle diese Stürme blieb Johann Sigismund fest, und ließ sich, ein löbliches Zeugniß für seinen Verstand und sein Herz, weder zu Gewaltthätigkeiten, noch zu unversönlichen Aeußerungen hinreißen.

Trotz aller Milde und wahrhaft christlicher Toleranz des Fürsten mochten sich weder die Geistlichen, noch das von ihnen aufgehetzte Volk so bald zur Ruhe geben; jene donnerten ärger als jemals gegen die Reformirten, diese übten wohl auch mitunter Gewaltthätigkeiten gegen ihre Feinde aus. So entstand in Berlin ein heftiger Aufstand, als während der Abwesenheit Johann Sigismunds der von ihm eingesetzte Statthalter, Herzog Johann Georg von Jägerndorf, Bilder, Crucifixe, Altäre und allen übrigen Schmuck gegen die Zeit des Osterfestes aus der Domkirche fortschaffen ließ. Peter Stuler, der 1615
Kaplan an der Petrikirche, erhob sich mit ausschweifender Heftigkeit von der Kanzel herab gegen diese Maßregel, und als sich das Gerücht verbreitete, man wolle sich der Person des kühnen Kanzelredners bemächtigen, stürmte ein Haufe von Bürgern, die sich durch den Genuß des damals sehr starken Bieres noch mehr erhitzt hatten, mit so hastiger Wuth nach dem Hause des reformirten Hofpredigers Füßel, daß dieser sich nur durch schnelle Flucht über die Dächer seiner Nachbarn retten konnte. Zwar eilte der Statthalter, als er von diesem Unfug Nachricht erhielt, an der Spitze seiner Trabanten zur Stillung des Lärmens herbei, doch gelang ihm dies nicht so bald; ja er selbst ward durch einen Steinwurf an dem Schenkel ziemlich hart verwundet. Bald jedoch legte sich der Aufstand von selbst, nachdem sich die erhitzten Köpfe abgekühlt hatten, und sehr klug ahndete der Kurfürst das Geschehene nicht härter, als es die unumgängliche Nothwendigkeit zur Aufrechthaltung der polizeilichen Ordnung erforderte;

nur der Prediger Stuler wurde, und dies erst, um jeden Schein einer Parteilichkeit zu vermeiden, nach einem vom leipziger Schöppenstuhl eingeholten Gutachten, aus den brandenburgischen Staaten verwiesen.

1617 Unter solchen Umständen konnte das Jubelfest der Reformation nur mit sehr gemischten Empfindungen gefeiert werden, doch es fand eine Feier statt, an welcher auch der Kurfürst, da er Luthers Verdienste hinlänglich anerkannte, lebhaften Antheil nahm.

Während die religiösen Fragen die Gemüther der märkischen Unterthanen in lebhafte Bewegung setzten, war an die Stelle der für die Länge unausführbaren gemeinschaftlichen Verwaltung in den clevischen Ländern eine praktischere Ausgleichung der beiderseitigen Interessen getreten. Nach dem Tode des Markgrafen Ernst hatte der Kurprinz Georg Wilhelm die Statthalterschaft übernommen. Er sowohl als der Pfalzgraf wohnten in Düsseldorf, aber letzterer, in jeder Beziehung seinem Gegner überlegen, zwang denselben, und bald darauf auch die brandenburgische Besatzung, die Stadt zu verlassen. Wolfgang Wilhelm konnte hierbei um so kühner auftreten, da die Spanier, seine neuen Glaubensgenossen ihm Hilfe zugesagt hatten. Sie rückten wirklich unter dem berühmten Spinola in das Herzogthum Jülich ein und besetzten mehrere Städte desselben. Nun ließen auch die Holländer, damit ihre Feinde nicht während des Waffenstillstandes ein so wichtiges Land gewännen, einen Theil des clevischen Gebietes nebst der Herrschaft Ravenstein besetzen. Der Ausbruch eines allgemeinen Krieges schien unvermeidlich, da legten sich Frankreich und England noch einmal begütigend dazwischen. Unter
1614 ihrer Vermittelung ward der Vergleich von Xanten abgeschlossen, in welchem man die ganze Erbschaft in zwei Theile zerlegte, und die Bestimmung darüber dem Loose anheim stellte. Auf Brandenburg fielen das Herzogthum Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein, Pfalz Neuburg dagegen erhielt die Herzogthümer Jülich und Berg. So war zwischen den beiden possidirenden Fürstenhäusern der Streit fürs erste geschlichtet, aber weder die Spanier noch Holländer zogen ihre Truppen aus den von ihnen besetzten Orten zurück, und so ward dies Land zum Schauplatze eines schweren in der Zukunft drohenden Krieges bestimmt: doch begann dieser Krieg nicht an den Ufern des Rheins, noch im Herzen Deutschlands zwischen der Ligue und

der Union, sondern ganz unerwartet in dem slavischen Böhmen, dem fernen östlichen Grenzlande.

Als jener verhängnißvolle Streit in dem östreichisch-habsburgischen Hause ausbrach, welcher den Kaiser Rudolf II. seiner Kronen beraubte, da wetteiferten die streitenden Parteien miteinander die Protestanten durch Zusicherung der Religionsfreiheit, wie sie unter dem aufgeklärten Maximilian II. stattgefunden hatte, für sich zu gewinnen. Während Mathias die Oestreicher durch solche Bewilligungen in seiner Capitulationsresolution von ihrem rechtmäßigen Herrn entfernt hielt, fesselte Rudolf II. die auch schon wankenden 1609
Böhmen durch den berühmten Majestätsbrief wieder an seine Herr- 19. Mrz.
schaft. Drei Viertheile der Einwohner des Landes bekannten sich 11. Juli
zur evangelischen Lehre. Mit welcher Furcht mußten diese also in die Zukunft blicken, als Erzherzog Ferdinand von Steiermark als Adoptivsohn des Kaiser Mathias und mit Zustimmung des ganzen habsburgischen Hauses zum König von Böhmen designirt wurde. Frei- 1617
lich gaben die Stände nur unter ausdrücklicher Gewährleistung ihrer 9. Juni
Vorrechte, und demnach auch ihrer religiösen Freiheit ihre Stimmen zur Wahl des Erzherzogs, doch konnte das Wort des Jesuitenzöglings unmöglich alle Besorgnisse heben. Kaum war die Wahl geschehen, so erhob die katholische Partei ihr Haupt; man sprach von der bevorstehenden Ausrottung der Ketzerei. Die Absetzung des Grafen von Thurn vom Burggrafenamt auf Karlstein, das Niederreißen der von utraquistischen Gemeinden ihrer Berechtigung gemäß neu- 1618
gebauten Kirchen, die verläumderischen Berichte der Statthalter, be- Fbr.
sonders des Martiniz und Slawata, an den Kaiser entflammten die gereizten Böhmen zur Wuth. Die gewaltthätige Rache an den beiden genannten Hauptfeinden des Protestantismus in Böhmen fachte das Kriegsfeuer zum hellen Ausbruch an; der Kaiser und seine Bundesgenossen rüsteten, doch auch die Union machte sich mit so unerwartetem Eifer zum Kampfe fertig, daß Mathias den Weg der Unterhandlungen wieder betrat. Zu schwere Thaten waren gegen die Protestanten geschehen, als daß nicht auch die Trägsten aus ihrer bisherigen verderblichen Sorglosigkeit erwacht wären. Zu diesen gehörte Johann Sigismund nicht, er war ein vorsichtiger und thätiger Fürst; daher nahm er, obgleich für ihn damals keine unmittelbare Gefahr zu befürchten stand, geeignete Maßregeln zum

Schutz seiner Länder. Er schärfte durch ein neues Mandat den schon früher gegebenen Befehl, daß kein brandenburgischer Unterthan ohne
1618 besondere Erlaubniß in fremde Kriegsdienste treten, sondern im
Juli. Gegentheil sich mit Waffen und der sonst ihm gebührenden Rüstung jeden Augenblick des Aufrufs zum Dienst des Vaterlandes bereit halten sollte. Dieser Aufruf erscholl auch, als die Feindseligkeiten zwischen den Kaiserlichen unter Bouquoi und Dampierre und den Böhmen unter Thurn wirklich begonnen hatten. Die Greuelscenen, durch welche gleich zu Anfang die kriegführenden Parteien ihre Wuth gegeneinander bekundeten, machte die Abwehr eines möglichen Angriffs um so dringender. Daher forderte der Kurfürst auch, zufolge seines Grundsatzes: ostende bellum, ut pacem habeas seine Unterthanen zu den möglichst größten Anstrengungen auf, ein Begehren, dessen Erfüllung er um so sicherer erwartete, als Brandenburg
1618 seit mehr als hundert Jahren von allen Uebeln und Lasten des Krie-
Oktbr. ges befreit geblieben war. Aber hierin sah er sich zu seinem großen Schmerz getäuscht, denn eben der lange Frieden hatte seine Unterthanen so verweichlicht, die Trägheit sie so schlaff gemacht, daß sie aus Furcht vor der nothwendigen Anstrengung lieber die Augen gegen die allen gemeinsam drohende Gefahr schlossen. Daher hielt ihnen der Kurfürst in einem zweiten Rescript das Schimpfliche und Gefahrvolle einer solchen Gesinnung mit den kräftigsten Ausdrücken vor, wies darauf hin, wie mehr als türkisch und barbarisch gegen die Ueberwältigten verfahren sei, daß es sich jetzt nicht einmal mehr um die Freiheit des Gewissens, sondern um die Vertheidigung von Haus und Hof, von Weib und Kind handelte, und bedrohte diejenigen mit ernstlichen Strafen, welche sich nicht zu der durch den Lehndienst pflichtmäßig auferlegten Rüstung vorbereiten würden. Sehr nöthig war es aber zu ganz außerordentlichen Anstrengungen aufzufordern, da die gewöhnlichen Mittel für die damaligen Umstände durchaus nicht ausreichten, was der Kurfürst schon beim Ausbruch
1609 des jülichschen Erbstreites zu seinem großen Leidwesen erfahren hatte. Als des Erzherzogs Leopold Versuch sich in Besitz des streitigen Landes zu setzen, von ihm die Aufstellung einer Kriegsmacht forderte, erboten sich die neumärkischen Stände nur tausend Mann Fußvolk auf ein Jahr zu unterhalten; und als man nach der Vertreibung der kaiserlichen Bevollmächtigten aus Jülich einen Einfall ins Branden-

burgische von Böhmen her befürchtete, so verstanden sich die Städte 1610
zu höchstens 2000 Fußknechten auf drei Monate, wobei die Offiziere noch außerdem von dem Kurfürsten gestellt werden sollten. So karg waren die Stände in ihren Bewilligungen, daß Johann Sigismund sowohl im In- als im Auslande unter den drückendsten Bedingungen Geld leihen mußte, von dem mitunter weder Capital noch Zinsen während seiner Herrschaft zurückgezahlt werden konnten [1]). Unter andern mußte der Kurprinz als Statthalter in Cleve die berüchtigte hoofeiserſche Anleihe bei holländischen Kaufleuten unter Gewährleistung der 1614
Generalstaaten machen, deren Betrag in wenigen Jahrzehenten bis auf mehrere Millionen anwuchs. Die Stände mochten wohl in sich einen Entschuldigungsgrund für ihre unpatriotische Weigerung gegen unabwendbare Lasten darin finden, daß sie sich zu den geforderten Opfern bereit erklärten, wenn Johann Sigismund die calvinischen Lehrer von ihren öffentlichen Stellungen entfernte, eine Zumuthung, welche der edle Fürst auf die Gefahr hin ganz verlassen dazustehen, mit großem Unwillen zurückwies.

Aus jener Kargheit der Geldspenden entsprang aber für das Land außer den allgemeineren religiösen und politischen Nachtheilen noch ein ganz besonderes drückendes Uebel, die sogenannten garbenden Knechte [2]) d. h. Söldner, welche der Kurfürst aus Mangel an Mitteln aus seinem Dienste entlassen mußte, und die nun in Gemeinschaft mit allem andern schlechten Gesindel umherzogen und nicht nur das Land durch Bettelei belästigten, sondern auch wohl durch Plünderung, Brand und Mord unsicher machten, und so dem allgemeinen Wohl unberechenbaren Schaden zufügten.

Den größten Theil des Jahres 1618 brachte der Kurfürst in Preußen zu, um bei dem bevorstehenden Hintritt des blödsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich jedem Eingriff in seine Rechte entgegenzutreten; daher ging auch der Besitz des Landes, als jener starb, 1618
ohne Schwierigkeit auf ihn über, doch sollte er sich der ungeduldig 28. Aug.
ersehnten Erwerbung nicht lange erfreuen. Zwar stand er noch in seinem kräftigsten Lebensalter, und war ein Mann von gesundem,

1) S. Buchholz Geschichte der Kurmark Brandenburg III. 573.

2) Garbe bedeutet so viel als ein Haufe von Söldnern, welche aber für den Augenblick aus dem Dienste ihres Soldherrn entlassen sind.

kräftigem Körperbau, aber dennoch hatte ihm die Vorsehung sein Ziel schon gesteckt. Noch vor dem Ablauf des Jahres lähmte ihn, während er sich in Königsberg mit den Angelegenheiten des Herzogthums Preußen beschäftigte ein Schlagfluß; dieser Umstand bestärkte ihn in dem schon früher gefaßten Vorsatz die Regierung der Mark seinem ältesten Sohne, Georg Wilhelm zu übergeben. Den Vorsatz führte er in dem folgenden Jahre aus. Vom 22. November 1619 ist die Urkunde darüber ausgestellt; wenige Wochen nachher wie-
1619 23. Dbc. derholte sich das Uebel, und raffte ihn mitten in seiner Familie im 47. Jahre seines Lebens dahin.

Unter ihm hatte sich die Ausdehnung des brandenburgischen Staates um mehr als das doppelte von dem, was sie unter seinem Vater betrug, fast um das vierfache der ursprünglichen Erwerbung des hohenzollernschen Hauses vergrößert. Zu Friedrichs I. Zeiten, dessen fränkische Besitzungen sich auf 120 Quadratmeilen beliefen, betrug das Kurfürstenthum ungefähr 380; ebenfalls in runden Summen angegeben unter Friedrich II. nach Zurückkauf der Neumark 570, steigerte sich hierauf durch Albrecht Achilles auf 600, unter Joachim I. auf 640, und endlich unter Joachim Friedrich bis auf 670; die Gesammtmasse der Besitzungen Johann Sigismunds aber wird zum Betrage von 1440 Quadratmeilen angegeben.

Der Zustand der Märker unter ihm war minder befriedigend, als in dem Laufe des vergangenen Jahrhunderts, doch lag dies nicht sowohl in seiner Regierung, welche nach Möglichkeit die Interessen der Unterthanen berücksichtigte, als vielmehr an den Zeitverhältnissen selbst. Das übrige Deutschland durch die nähere Berührung mit seinen durch die große Umwälzung des Verkehrs höher entwickelten Nachbarn im Westen und Süden, lebhaft angeregt schritt in allen Zweigen der Betriebsamkeit rascher fort, während Brandenburg noch auf dem frühern Standpunkt beharrte, und daher weit hinter den andern zurückblieb. Bald hatte man hier wenig Erzeugnisse mehr ins Ausland zu senden. Den ganzen Verdienst, welchen der Handel noch erzeugte [1]), rissen die Kaufleute aus Frankfurt am Main, Hamburg und Augsburg an sich, denn sie versorgten die Mark mit ihren Waaren, und zogen dadurch das wenige noch vor-

1) S. Gallus Gesch. d. Mark Brandenburg III. S. 279 u. folg.

handene bare Geld aus dem Lande. Ueberdies litt der Handel in unsern Gegenden an einem Uebel, welches im Laufe des dreißigjährigen Krieges ihn immer mehr niederdrückte, nämlich an der Verbreitung schlechter Geldsorten. Eine Menge von Menschen, nach dem damaligen Sprachgebrauch Kipper und Wipper[1]) genannt, beschäftigten sich damit die guten Geldsorten dem Umlauf zu entziehen, und nur die schlechteren, vielleicht beschnittenen für denselben zurückzulassen, und es ist leicht zu begreifen, wie neben den übrigen Uebelständen dem Handel in der Mark hierdurch auf eine sehr empfindliche Weise geschadet werden mußte.

Da gegen das Ende dieser Regierung die Erwerbung des Herzogthums Preußen fällt, so werden wir hier den Lauf der Erzählung etwas unterbrechen müssen, um einen Blick auf die Geschichte des für die Entwickelung des ganzen Staates so unendlich wichtigen Landes zu werfen[2]).

Die Küsten Preußens waren den Alten schon weit früher als die innern Theile Germaniens bekannt, denn sie wurden durch den schon im grauen Alterthum hochgeschätzten Bernstein in diese fernen Gegenden gerufen. Der kühne Massilier Pytheas langte zur Zeit Alexanders des Großen von Britannien aus, wo er die Kunde vom Bernsteinlande erhielt, wirklich nach langer Küstenfahrt daselbst an, und brachte die erste bestimmtere Nachricht von diesem fernen, bisher nur durch fabelhafte Erzählung bekannten Lande zurück. Wahrscheinlich bewohnten damals germanische Völker das ganze Land, erst Ptolomäus um
nennt uns die Weichsel als Grenze Sarmatiens, doch finden sich auch 150
noch zu seiner Zeit Gothen weit hin auf dem östlichen Ufer dieses Stromes. Die Veneder werden uns schon früh als Mitbewerber um den Besitz dieses Erdstriches genannt, aber erst zur Zeit der großen Bewegung im sechsten Jahrhundert, wo die Slaven bis an die Elbe und zum Theil noch über sie hinaus drangen, wurde auch Preußen von diesen Volksstämmen dichter besetzt. Wie sich nun nachher das Volk der Preußen an der Küste der Ostsee gebildet, ist in tiefes Dunkel gehüllt. Von ihnen hören wir zum ersten Male um das Jahr 1000; damals bezeichnete man dem heiligen Adelbert das

---

1) Kippen kann heißen: besehen, auswählen, auch wohl beschneiden; wippen deutet wohl nur auf die Waage.

2) S. J. Voigt's Geschichte Preußens.

Volk jenes Landes unter jenem Namen, der vielleicht nur Nachbar
um der Russen bedeuten sollte. Anfangs hatten die Bekehrungsversuche
1190 sehr geringen Erfolg; zuerst gelangen sie in Livland, doch nicht
ohne das Wort des Herrn durch das Schwert zu unterstützen, denn
die Ansiedler in diesem Lande konnten nur durch wiederholte Kreuzzüge vor der Vernichtung geschützt werden, und sahen sich erst dann
um vollkommen sicher gestellt, als der Orden des Ritterdienstes Christi
1200 oder der Schwert-Brüder mit mächtigem Arm ihre Vertheidigung
übernahm. Von da an hatte auch das Bekehrungswerk einen schnelleren Fortgang.

1206 Konrad von Masovien, ein tyrannischer und feiger Wüstling, der Herrscher im Nordwesten Polens, hatte einen langen, blutigen Kampf mit den heidnischen Preußen zu bestehen; das einzig sichere Mittel ihn zu beendigen sah er in der Bekehrung seiner kriegerischen Nachbarn. Eifrig beförderte er daher dieselbe, als der für den Dienst Christi begeisterte Cisterzienser-Mönch Christian die göttliche Lehre unter seinen heidnischen Feinden predigte, und viele von ihnen ihrem alten Glauben abtrünnig machte. Doch obwohl Christian einen so großen Erfolg in dem heiligen Werke hatte, daß der Papst
1214 Innocenz III. ihn zum Bischof von Preußen ernannte, so war doch das Christenthum nicht fest genug eingewurzelt, um jedem Sturme zu trotzen. Nicht nur in Preußen selbst ward die junge Kirche mit ihren Anhängern vernichtet, sondern auch das kulmer Land und das ganze Gebiet Konrads bis tief in Masovien hinein, wurde ein Opfer des gereizten Fanatismus.

Anfangs suchte der Herzog seine wilden Gegner durch Geschenke zu beschwichtigen; doch als dies nichts mehr half, sondern nur ihre Beutelust vermehrte, ja sogar einige Kreuzzüge ohne erwünschten Erfolg geblieben waren, so griff er endlich auf Anrathen des Bischofs Christian zu einem wirksameren Mittel, nämlich er stiftete
1225 einen dem livländischen ähnlichen Orden der Brüder des Ritterdienstes Christi in Preußen. Das Ordenskleid dieser Ritter, ein weißer Mantel, trug wie das der Schwertbrüder in Livland ein rothes Schwert, doch zur Unterscheidung von diesen noch einen Stern. Aus der Mitte der ersten Ritter ward einer, Namens Bruno, vom Bischofe Christian zum ersten Meister erhoben. Der Herzog Konrad verlieh dem Orden zum einstweiligen Unterhalt ein Gut in Cujavien,

ließ ihm die Burg Dobrin an der Grenze Masoviens bauen, und verhieß ihm die Hälfte aller Eroberungen in Preußen. Auf diese Weise begann die Unterwerfung des Landes.

So viel wir von dem Kulturzustande der Preußen wissen, was freilich sehr wenig und sehr unzuverlässig ist, da der Bericht von ihren auf dem christlichen Standpunkt stehenden Gegnern herrührt: so befanden sie sich etwa auf der Stufe der Germanen zu Tacitus Zeit, aber natürlich hatten sie auch ihre ganz besondern, von andern Völkern abweichenden Institutionen. Eigenthümlich waren ihre Gesetze zur Erhaltung ehelicher Zucht und Einigkeit. Verletzte z. B. die Frau die Pflicht gegen ihren Mann, so ward sie mit Steinen am Halse in den Dörfern umhergetrieben, bis der Ausspruch des Griwen oder Oberpriesters der Landschaft sie von dieser beschimpfenden Strafe befreite. Der Besitz mehrerer Weiber war dem Manne erlaubt; doch wenn er außer ihnen noch mit einer Jungfrau verbotenen Umgang pflegte, so ward er den Hunden vorgeworfen; auch wurden Ehebruch und Verletzung des jungfräulichen Schamgefühls wohl mit dem Feuertode bestraft. Dagegen durfte der Mann sich kranker Frauen, Kinder, Geschwister und Gesinde durch den Feuertod entledigen, so wie, wenn er hinsiechte, sich selbst verbrennen. Ebenso erlaubte das Gesetz, gebrechliche und blinde Söhne zu ertränken oder sonst umzubringen, die Töchter aber bis auf eine, welche das Geschlecht fortpflanzen könnte, zu tödten. Sonst erforderte jeder Mord Blutrache. Des Ermordeten Freunde hatten über den Mörder volle Gewalt, nur ihre Verzeihung konnte ihn retten. Nicht milder waren die Gesetze der Preußen gegen den Diebstahl; das erste und zweite Mal ward der Verbrecher mit Ruthen und Knitteln geschlagen, für das dritte Vergehen jedoch den Hunden vorgeworfen.

Die Preußen galten in den früheren Zeiten für ein friedliches Volk; später erscheinen sie kriegerisch und sehr gefährlich für ihre Nachbarn, die Polen, was wohl schließen läßt, daß sie von diesen erst zu Feindseligkeiten gereizt worden sind. An der Spitze der Wehrmänner in den einzelnen Landschaften, deren es eilf gab, stand ein Stammoberhaupt, Reik genannt: mitunter ward auch ein gemeinsamer Oberfeldherr gewählt. Ihre Waffen waren anfangs Keulen und Schleudern, zum Nahkampf Streithammer und Streitart, Schwerter wurden erst durch die Polen ins Land gebracht;

noch später lernten sie Schild, Lanze und Armbrust kennen, doch wahrscheinlich noch vor der Ankunft der Ordensritter. Auf barbarische Weise, indem sie einen Gefangenen durchbohrten, und das Fließen des Blutes beobachteten, suchten sie ein Orakel für den Ausgang des bevorstehenden Kampfes. Barbarischer noch war die Behandlung der Gefangenen nach dem Siege; einen der Vornehmsten, den das Loos dazu bestimmte, setzten sie in voller Kriegsrüstung zu Roß auf hoch aufgethürmte Holzstöße, und verbrannten ihn zu Ehren ihrer Götter. Den Krieg führten sie mehr durch Hinterhalt und plötzlichen Ueberfall als in offnem Felde; auch erbauten sie Burgen, auf natürlichen oder aufgeschütteten Anhöhen, welche sie durch Wall, Gräben und Pallisaden geschickt zu schützen verstanden.

Löbliche Seiten an den Preußen waren ihre Thätigkeit und ihre Ausdauer. Sie zogen auf ihrem nicht allzu günstigen Boden nicht nur Getreide, sondern auch Früchte aller Art; später trieben sie überdies noch mit großem Erfolge die Viehzucht. Auf Fischfang und Schifffarth war ein großer Theil von ihnen schon durch die Lage des Landes angewiesen. Im Winter, wenn die Schifffahrt nicht mehr ging, verwendeten selbst die Männer die Zeit, welche nicht die Jagd in Anspruch nahm, mit ihren Frauen zu Arbeiten in Flachs und Wolle, Arbeiten, welche also Schafzucht und Flachsbau voraussetzen; überhaupt galt Trägheit bei ihnen als ein Schimpf, nur das Alter war von der Arbeit befreit. Diese Auffassung des Lebens unterscheidet sie von den germanischen Völkern, bei denen die Thätigkeit des Mannes sich nur auf Jagd und Krieg beschränkte, weibliche Arbeit dagegen weit größere Schande als Müßigang brachte. Ueberhaupt scheinen häusliche Tugenden in dem Character der Preußen gelegen zu haben, denn sie trennten sich sehr schwer selbst nach dem Tode von dem Andenken ihrer Lieben, und hielten dasselbe lange durch Trauerfeierlichkeiten fest. Ganz natürlich leiteten solche Gefühle sie zu Vorstellungen von einem jenseitigen Fortbestehen, doch konnten diese wie bei allen dem Naturzustande noch nahen Völkern nur, aus ihren eigenen Lebensverhältnissen entnommen, sehr sinnlich sein, dem Wesen einer Naturreligion gemäß. Ihr Gottesdienst ward von einer zahlreichen Priesterschaft geleitet, an deren Spitze der Griwe oder Oberpriester in jeder Landschaft aller Wahrscheinlichkeit nach stand. Er war der Verkünder und Versöhner des göttlichen

Willens, daher stand er in seinem Ansehen noch über dem Reik. Aus der Mitte der Priester wurde der Griwe von diesen selbst gewählt, immer ein bejährter Mann; sein Ausspruch galt als unfehlbar, er weihte die übrigen Priester in ihr Amt ein. Neben diesen Griwen fand bei den Preußen wie bei den Germanen auch der Glaube an wahrsagende Frauen statt, welche einen mächtigen Einfluß im Volke hatten; doch mußten diese Prophetinnen, wie die Priester in strenger Keuschheit und Sittenreinheit wandeln, denn sonst war wie bei den alten Galliern der Feuertod ihr Loos. Der Gottesdienst führte viele religiöse Feste mit sich, von denen die meisten in heiterer Lust mit Freudenmahlen und fröhlichen Trinkgelagen gefeiert wurden.

Dies ungefähr war der Zustand des Volkes, als der Herzog Konrad und der Bischof Christian den Verein der Brüder des Ritterdienstes Christi bildeten, und bald darauf den deutschen Ritterorden, der seit der Belagerung von Akkon im Morgenlande blühte, 1190
jenem zur Unterstützung herbeirief. Wie der Johanniterorden, so war auch dieser aus einer mildthätigen Anstalt, einem Hospital für arme deutsche Pilger entstanden. Herzog Friedrich von Schwaben, Kaiser Barbarossa's Sohn, stiftete aus diesem Verein von Deutschen einen neuen Ritterorden zur Vertheidigung der Sache Christi und der Kirche; er gab ihm im Allgemeinen die Gesetze und die Einrichtungen der Johanniter und Tempelherren. Die Jungfrau Maria sollte Schutz- und Schirmherrin der neuen Ordensmänner sein, daher ihr Name „Ritter unsrer lieben Frauen oder Brüder des Hospitals unsrer lieben Frauen der Deutschen zu Jerusalem.“ Nachdem die Bestätigung des Papstes und des deutschen Königs erfolgt war, trat der Orden durch die Einweihung von vierzig Rittern ins Leben. Ihr Ordenskleid war ein weißer Mantel mit einem schwarzen Kreuze, ihre ihnen vom Papst und dem römischen Könige vorgeschriebene Pflicht ritterlicher Dienst zum Schutz und zur Vertheidigung des heiligen Landes, unablässiger Kampf gegen die Feinde Christi, Beschirmung der Kirche und ihrer Diener, mildreiche Hilfe der Wittwen und Waisen so wie Pflege der Kranken und Leidenden. Ein Meister des Ordens sollte zur Obhut über Ehre, Ordnung und Zucht stets an seiner Spitze stehen; als der erste ward der durch Frömmigkeit und Tapferkeit ausgezeichnete Heinrich Walpot von Bassenheim gewählt.

In den ersten Jahrzehnten stand der deutsche Orden gegen seine beiden schon lange Zeit mächtigen Brüder im Morgenlande zurück,
1210 erst unter dem vierten Meister, dem berühmten Herrmann von Salza erhob er sich mit ihnen zu gleicher Höhe, und bald darauf legte er den Grund zu einer Macht, welche die der andern Ritterorden weit überragen sollte. Zahlreich wuchsen seine Besitzungen in Oestreich, im Salzburgischen, in Thüringen und am Rhein an; Kaiser Otto IV. noch mehr aber Friedrich II., der persönliche Freund Herrmanns von Salza, erhöhte seine Macht, ja letzterer gewährte dem Hochmeister des deutschen Ordens, die Auszeichnung, daß er an dem kaiserlichen Hofe als Mitglied der Familie aufgenommen werden sollte. Herrmann von Salza sah mit Bekümmerniß, daß weder von den abendländischen Christen, deren Begeisterung für die Glaubenskämpfe fast ganz erkaltet war, noch von den in sich durch Zwietracht zerrissenen morgenländischen Streitern für das Kreuz auf längere Dauer die Erhaltung des heiligen Landes zu hoffen war; eine Reise
1224 nach Deutschland im Auftrage des Kaisers um die Fürsten des Reichs zur Theilnahme am Kreuzzuge zu gewinnen, hatte ihn von ersterem, sein langer Aufenthalt im Orient vom andern hinlänglich überzeugt; daher dachte er ernstlich an eine Uebersiedelung des Ordens nach Deutschland. Unter diesen Umständen kam ihm die Aufforderung des Herzogs Konrad und des Bischofs Christian sehr gelegen, die ihrer Seits auf den Großmeister, den der Kaiser durch Ertheilung der Reichsfürstenwürde und der Papst durch andre große Gunstbezeugungen ausgezeichnet hatten, das unbedingteste Vertrauen setzten.
1226 Der Herzog bot dem Orden das kulmer Land und das Gebiet von Löbau zum Besitz für die Hilfe an. Er fand den Hochmeister seinen Wünschen geneigt. Der Kaiser, nach der damaligen Vorstellung der Quell aller gesetzlichen Macht, bestätigte urkundlich des Herzogs Schenkung, so wie das Eigenthumsrecht des Ordens an allen zukünftigen Eroberungen in Preußen, noch dazu frei von allen Dienstlasten und Steuerpflichten, mit den ausgedehntesten Rechten und Freiheiten, zwar gewissermaßen als Reichslehn jedoch mit völliger Landeshoheit, namentlich frei von jedem Unterthänigkeitsverhältniß gegen Polen. Zwei Jahre später erschien eine bedeutende Anzahl Ritter, unter ihnen der bisherige Deutschmeister und jetzt zum ersten Landmeister ernannte Hermann Balk nebst Marschall und Komthuren und

einem bedeutenden Gefolge in Preußen. Die Brüder in Dobrin vereinigten sich bald darauf mit den neuen Ankömmlingen, welchen in der Ueberzeugung von dem großen Nutzen ihres Beistandes nicht nur Herzog Konrad sondern auch der Bischof Günther von Masovien und der Herzog Suantepolc von Pommern große Gunst durch Bewilligung von Landgebiet und Vorrechten in ihren Herrschaften bewiesen. Herrlich hatten sie auch ihre Tapferkeit schon in der Vertheidigung des Landes gegen einzelne feindliche Heereshaufen erprobt, doch zum Angriff waren sie noch nicht zahlreich genug, bis der Papst Gregor IX. nach seiner Aussöhnung mit dem Kaiser in den Gebieten von Magdeburg, Bremen, in Polen, Pommern, Mähren, Sorabien,
Holstein und Gothland das Kreuz gegen die Preußen predigen ließ, 1230
damit sich die Ungläubigen nicht länger rühmen könnten den Namen Gottes ungestraft zu befeinden. Dessenungeachtet sammelten sich die Kreuzfahrer nur langsam, weil die Geistlichen selbst eifersüchtig auf das Anwachsen des Ordens waren; doch die Ritter schritten mächtig auf ihrer Bahn vorwärts, indem sie sich längs des Flußlaufes der
Weichsel in festen Orten ansetzten. Bald erstanden die Burgen Thorn, 1232
Kulm, Marienwerder. Von den benachbarten und selbst ferneren Fürsten, wie dem Herzog Heinrich von Breslau unterstützt, mit einem Heerhaufen von 20,000 Mann besiegten die Brüder zuerst die Po-
mesanier und zerstörten das Heiligthum ihrer Landschaft an den 1234
Ufern der Sorge.

Nach dem Siege zogen die meisten Kämpfer wieder nach Hause, zwischen dem Orden aber, dem Bischof Christian und dem Herzog von Masovien entstanden Mißhelligkeiten. Die Verschmelzung der beiden Orden, der Brüder von Dobrin und der deutschen Ritter, wozu der
Papst seine Zustimmung gegeben hatte, war die hauptsächliche Ver- 1235
anlassung dazu gewesen, da Konrad von Masovien nicht geneigt war in die Vereinigung des Landes um Dobrin mit den Besitzungen des deutschen Ordens zu willigen. Ein mächtiger Helfer im Streite war der Markgraf von Meißen; mit seiner Hilfe eroberten die Brüder
östlich von Pomesanien die Landschaft Pogesanien zwischen dem El- 1236
bing und der Passarge, und bauten zum Schutz ihrer Eroberung die
bald so wichtige Stadt Elbing. 1237

Der Landmeister Herrmann Balk, der bisher so glorreich gefochten und die ersten festen Schritte zur Eroberung gethan hatte, zeigte

sich auch umsichtig in der Behandlung der Unterworfenen. Die Neubekehrten, denn natürlich handelte es sich bei diesem Kriege um den Sieg der Religion, wurden mit nachsichtsvoller Klugheit nicht nur in ihrem Eigenthum, sondern auch in ihren religiösen Vorurtheilen, die sie immer wieder zu ihren alten Gewohnheiten zurückführten, geschont. Man erzwang nicht unmittelbar nach der Unterwerfung noch durch Gewaltmittel die Annahme der Taufe, nur langsam schritt man vorwärts, in der richtigen Ueberzeugung, daß das herrschende Christenthum nach und nach am besten seine siegende Gewalt über die neuen Unterthanen verbreiten würde.

Aber nicht alle Gefährten des edlen Landmeisters dachten so weise und milde. Als er nach Livland gezogen war, um die Vereinigung der Schwertbrüder mit seinem Orden zu betreiben, ließ sich sein Stellvertreter Hermann von Altenburg, ein streng frommer aber deshalb auch mit unversöhnlichem Haß gegen alles Heidnische erfüllter Mann, in seinem fanatischen Eifer unter anderm so weit hinreißen, daß er ein ganzes Dorf, wo man den alten Göt-
1237 tern geopfert nebst seinen Bewohnern mit Feuer und Schwert vertilgte. Da schnoben alle unterworfenen Preußen nach Rache, und wer konnte es ihnen verdenken, wenn sie sich gegen eine Religion, die auf so blutigem Wege von ihren Bekennern verbreitet wurde, mit der Wuth der Verzweiflung vertheidigten. Zu derselben Zeit erhob auch Herzog Suantepolc gegen den Orden seine Waffen, denn er fürchtete, da jetzt von einer Vereinigung der Brüder in Livland und Preußen die Rede war, daß der mächtige, auf deutsche Kolonisation gegründete Ritterstaat für ihn selbst gefährlich werden könnte. Den Herzog Wladislaw von Großpolen und den Herzog Kasimir von Cujavien, Konrads von Masovien Sohn, wußte er mit derselben Besorgniß zu erfüllen, und in einen Bund mit sich gegen den Orden zu verflechten. So ward letzterer von gewaltigem Kriegsgetümmel rings umstürmt.

Unterdessen war es Hermann von Balk gelungen, den von dem Bischof von Riga bedrückten Orden der Schwertbrüder wirklich mit dem seinigen zu verschmelzen, und die Bestätigung des Papstes unter gewissen Bedingungen zu erhalten; er selbst, nun auch zum Landmeister von Livland ernannt, war nur durch blutige, aber endlich siegreiche Kämpfe mit den Russen, so wie durch manche Händel mit

dem König Waldemar von Dänemark, so lange zurückgehalten worden. Seine Rückkehr stellte den Frieden wieder her. Nicht nur die 1238
Preußen wurden durch seine Milde und Schonung beruhigt, sondern auch die Leiden, welche eine schwere Pestkrankheit über das Land verhängt hatte, durch Umsicht und treue Sorgfalt des Landmeisters schnell gemildert. Ueberdies begünstigte ihn das Glück, denn die äußeren Feinde wurden durch Zwietracht miteinander unschädlich; so sah sich daher der Orden bald wieder nach allen Seiten nicht nur gesichert, sondern sogar mehr als je befestigt. Der um die junge Pflanzung in Preußen so hoch verdiente Mann starb schon kurze Zeit darauf, wenige Wochen vor seinem großen Obergebietiger; der 1239
Nachfolger des letztern, Landgraf Konrad von Thüringen, trennte wieder die Landmeisterwürden in Preußen und Livland.

Der neue Landmeister in Preußen, Heinrich von Wida, fand die Ritter in heißem Kampfe um Warmien, das Nachbarland von Pogesanien im Osten; nur Balga, die Hauptfeste, widerstand noch, auch sie fiel und ward nun zu einer der Hauptburgen des Ordens eingerichtet. Einige Jahre darauf starb Christian. Nun wurde Preußen in vier Bisthümer getheilt; diese Diöcesen waren Kulm, Pome- 1243
sanien, Ermland, die vierte sollte die noch nicht eroberten Landschaften, Samland, Schalauen und den größern Theil Nadrauens umschließen. Nach langen wechselnden Kämpfen mit den Eingebornen und gegen die benachbarten Fürsten, namentlich mit dem Herzog Suantepolc, hatte man sich endlich in den Besitz Ermlands, Natangens und des Barterlandes, d. h. alles Gebietes bis an die Angerap, gesetzt, und diese Eroberungen gegen die immer wieder ausbrechenden Befreiungsversuche durch Burgen gesichert. Da fiel plötzlich nach langem, heldenmüthigem Kampfe und manchem schweren Verluste der Gegner den Preußen in den bis jetzt von den Eroberern betretenen Landestheilen der Muth; sie beugten sich hilflos unter das ihnen gebotene Joch, nur um Frieden und Sicherheit ihrer Existenz zu gewinnen. Die Vermittelung des päpstlichen Legaten rettete sie vor dem härteren Drucke der durch den blutigen Widerstand schwer gegen sie erbitterten Ordensmänner. Die Friedensbedingungen lau- 1249
teten: Jeder, der sich zum Christenthum bekennt, genießt persönliche Freiheit, und darf Eigenthum erwerben und besitzen. Unbewegliches Besitzthum vererbt in gerader Linie oder in Ermangelung von Söh-

nen und Töchtern in der Seitenlinie bis auf männliche Geschwisterkinder, und fällt, wenn auch diese fehlen, an den Orden als Lehnsherrn zurück. Der Verkauf, so wie jede andere Veräußerung, steht jedem frei, jedoch nur in so fern, als der Verkäufer dem Orden eine angemessene Bürgschaft stellt, daß er nach dem Verkaufe nicht zu den Heiden oder des Ordens Feinden übergehen werde. Ueber das bewegliche Vermögen steht einem jeden freie Verfügung zu, geschieht dies nicht, so fällt es an den Orden. Vermächtnisse an beweglichem oder unbeweglichem Eigenthum an Kirchen oder geistliche Personen sind nur unter der Bedingung gestattet, daß unbewegliches Gut binnen Jahresfrist wieder verkauft wird, und nur der Verkaufspreis den Kirchen oder geistlichen Personen zukommt; widrigenfalls verbleibt dem Orden das Recht den Grundbesitz einzuziehen. (Bei solchen Verkäufen behielt sich der Orden das Recht des Vorkaufs um gleichen Preis vor, eine sehr weise Maßregel, weil er sich dadurch vor dem sonst überall im Mittelalter herrschenden Uebel, daß so große Massen von Grundbesitz in die todte Hand der Kirche und Geistlichkeit übergehen konnten, bewahrte). Ferner in rechtlichen Verhältnissen genießt jeder freie Mann, so lange er dem Glauben getreu bleibt, das gesetzliche Recht vor geistlichen und weltlichen Richtern; die Neubekehrten edlen Stammes dürfen mit dem Ehrengürtel des wehrhaften Kriegers geschmückt werden. In weltlichen Angelegenheiten ist auf den Wunsch der Neubekehrten auch die Gerichtsbarkeit der Polen mit Ausnahme der Probe des glühenden Eisens u. a. m. gestattet. Die Gebräuche des Heidenthums, besonders die heidnische Sitte der Beerdigung oder Verbrennung der Todten mit ihrem Gesinde, ihren Pferden u. s. w. dürfen nicht mehr statt finden, sondern in allem sollen die Vorschriften und Sitten der christlichen Kirche genau beobachtet werden; demnach sind auch Ehen nur mit einer Frau in den erlaubten Graden geduldet. Die Kinder der Neubekehrten müssen sämmtlich zu einer bestimmten Zeit durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft aufgenommen werden. Die Pomesanier, Warmier, Natanger verpflichten sich bis zu einer gewissen Zeit in ihren Landschaften eine bestimmte Anzahl Kirchen zu erbauen und diese nach christlichem Gebrauche mit allem Nothwendigen zum Gottesdienste einzurichten; der Orden dagegen übernimmt es, die Kirchen und ihre Geistlichen mit dem nöthigen Unterhalte zu versorgen.

Endlich geloben die Neubekehrten dem Orden stete Treue und Gehorsam, versprechen ihm den Zehnten jährlich bereitwillig in seine Scheuern zu liefern, und verheißen ihm bewaffnete Hilfe auf seinen Heerfahrten in geziemender Rüstung nach Verhältniß ihres Vermögens.

So war der erste Abschnitt des großen Eroberungskampfes von dem Orden glücklich beendet worden; es war ein fester Fuß gefaßt, die Preußen selbst hatten an der Vertheidigung ihrer Freiheit verzweifelt, die Ritter schon auf dem rechtlichen Grund und Boden von Verträgen ihre Herrschaft aufgebaut.

Von der Stiftung an hatte der Orden seiner Natur nach eine eigenthümliche, zweideutige Stellung. Zwar befand er sich als Landesherr gegen das römische Reich in einem ziemlich unabhängigen Verhältniß, doch desto schlimmer gestaltete sich seine Lage gegen Rom und die von Rom aus eingesetzte hohe Geistlichkeit, deren Einfluß dem Orden um so drückender war, da er sich selbst als eine geistliche Körperschaft betrachtete. Nach der schon erwähnten Eintheilung Preußens in Sprengel hatten die Ritter in jedem derselben ein Drittheil des Landesgebiets nach freier Auswahl den Bischöfen überlassen; in diesem übten die hohen Geistlichen vollständig die landesherrlichen Rechte aus; aber mit den als unabhängige Fürsten mitten in dem Ordensgebiete Hingestellten konnte die Gelegenheit zu Streitigkeiten gar nicht fehlen. In diesem Falle mußte der Einfluß, welchen die Geistlichkeit damals überall auf die weltliche Macht ausübte, hier doppelt drückend werden, und wenig half es dem Orden, wenn er die Bischofstühle im Lande aus den Gliedern seines Bundes zu besetzen strebte, da die Kirchenfürsten damals, in welchen Beziehungen sie auch vor ihrer Wahl gestanden hatten, doch immer später nur die Interessen Roms und der hohen Geistlichkeit, deren Glieder sie waren, verfolgten. So geschah es auch hier, wo noch manche besondere Umstände den Eingriff und den Tadel der Geistlichkeit rechtfertigten.

Schon der Bischof Christian hatte seine Stimme wider den Orden erhoben; bald ertönten die Beschuldigungen der preußischen Geistlichkeit noch lauter vor dem Papst Alexander IV. Den Rittern 1258
wurde Uebertretung der Ordensregeln, gottlose Versäumniß in der Belehrung der Neubekehrten, knechtische Behandlung der Unterthanen, Schutz der größten Frevel und Verbrechen, namentlich aber

Unzucht und Ehebruch, gewiß auch großentheils mit Recht vorgeworfen. Es wird stets der menschlichen Natur zuwider bleiben, daß ein Verein von kräftigen, zur Führung des Schwertes und zur Herrschaft bestimmten Männern sich aus den Banden der Gesellschaft, der Ehe und Familie lösen, und seine Kraft allein der Tugend und dem Wohle der Menschheit weihen will. Wenn dieselbe Verpflichtung schon bei den Klosterbrüdern, deren einziges Geschäft die Sorge für ihr eignes und ihrer Mitchristen Seelenheil sein sollte, die gräßlichsten Auswüchse der menschlichen Natur erzeugte, wie vielmehr mußte dies in dem Orden der waffenführenden, den wildesten Stürmen des Lebens geweihten, kriegerischen Mönche der Fall sein. Sie durften nicht wählig bei der Aufnahme neuer Mitglieder sein, denn sie bedurften tapferer Arme und Herzen, um in dem blutigen Eroberungskampfe der Ueberzahl der oft besiegten Gegner nicht doch endlich zu unterliegen. Wie viel schuldbeladene Herzen werden sich da nicht mit dem Ordensmantel bedeckt, wie viele selbst ihre ferneren Frevelthaten damit geschirmt haben?

Der Widerstand der Geistlichkeit in Preußen gegen den Orden war noch energischer geworden, seitdem der Papst Innocenz IV. in der Person des Verwesers in dem Bisthum Lübek, Albert, einen
1244 Erzbischof für Preußen aufgestellt hatte. Diese Würde setzte ihn gleichsam über den Orden; was die Bischöfe nicht vermocht hatten, das konnte er als höchster Bevollmächtigter des Papstes weit eher wagen. Hinlängliche Gelegenheit zum Streit war es, daß des Erzbischofs Machtkreis ganz unbestimmt blieb, was ihn, einen ehrgeizigen und zu hierarchischer Anmaßung geneigten Mann, um so eher zu starken Eingriffen in die Rechte des Ordens veranlaßte.
1251 Doch selbst sein Beschützer, Papst Innocenz, schritt endlich auf die Klage des Landmeisters nachdrücklich ein, entband ihn nicht nur seiner Vollmacht als Legat, sondern verbot ihm fortan sich in Preußen und Livland in die Einsetzung der Landesbischöfe zu mischen. Seinerseits ward auch der Orden ernstlich zur Achtung der dem Erzbischof zustehenden Rechte, so wie zur Ehrerbietung gegen seine amtliche Würde ermahnt; beide Theile sollten in freundschaftlichem Verein darnach trachten, die Preußen durch erträgliche und ehrenvolle Anerbietungen zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Zu gleicher Zeit war der Erzbischof Albrecht für den Fall der Erledi-

gung zum Nachfolger in dem Bisthum Riga ernannt, dies zur erzbischöflichen Metropolis für die baltischen Länder bestimmt, und auch die Oberaufsicht über die preußischen Bisthümer damit verknüpft; doch gerade hierdurch wurde für die Zukunft der Same zu neuen Zwistigkeiten ausgestreut.

Um diese Zeit kam es zu einer vollständigen Versöhnung des Ordens mit dem Herzoge Suantepolc von Pommern und dem Herzoge Casimir von Cujavien; auch gelang es der Tapferkeit und dem umsichtigen Verfahren der Ordensritter noch einen dritten sehr wichtigen Feind, den mächtigen Fürsten der Lithauer, Mindowe, nicht nur zum 1252
Frieden, sondern sogar zur Annahme des Christenthums zu zwingen, wofür er dadurch belohnt wurde, daß man ihm durch den Bischof von Kulm auf der Ebene von Nowogrodeck die Königskrone aufs Haupt setzen ließ. Von da an verbreitete sich der christliche Glaube, obgleich manche Rückfälle eintraten, auch in Lithauen.

Durch diese glücklichen Umstände ermuthigt, dachte der Orden auf Erweiterung seiner Eroberungen. Samland, das Gebiet um Königsberg, zwischen dem Pregel und dem kurischen Haf, von der Ostsee bis zur Deime, war jetzt das nächste Ziel des Ordens. Der Kreuzzug eines tapfern und mächtigen christlichen Fürsten, des Königs Ottokar von Böhmen, erleichterte die Ausführung des neuen Er- 1254
oberungsplans; Samland ward unterworfen, und wenigstens dem äußern Bekenntnisse nach seine Bevölkerung dem Christenthum zugewandt. Von diesem kannte sie freilich nichts weiter als die Taufe, es war für sie eine bloße Form ohne alle Bedeutung, sie gab ihnen keinen Ersatz für die Götter ihrer Väter, ihre uralten Heiligthümer, ihre heitern Feste, an die sie nun nicht mehr denken durften, wenn sie sich nicht den furchtbarsten Grausamkeiten aussetzen wollten. Dazu kamen die Frevel mancher übermüthigen Sieger an den neuen Unterthanen, daher war es nicht zu verwundern, daß die Neubekehrten den Bruch des mächtigen Lithauerfürsten Mindowe mit dem Orden benutzten, um ihre religiöse und politische Freiheit wieder zu gewinnen. In einer blutigen Schlacht an der Durbe ward der Meister 1261
von Livland, Burchard von Hornhausen, dem auch aus Preußen eine bedeutende Anzahl von Rittern zu Hilfe gezogen war, geschlagen. Da erhoben sich die Preußen mit neuem Muth. Königsberg, die neuerbaute Burg, ward mit aller Macht bestürmt, aber mit sieg-

reicher Tapferkeit vertheidigt; doch eine frevelhafte Grausamkeit machte den Aufstand allgemein. Edle aus Natangen und Ermland erschienen bei dem Vogt Walrad Mirabilis auf der Burg Langenberg an dem frischen Haf, mit der Bitte um Erlaß des Pflugkorns, weil die schweren Frohnen und Scharwerke ihnen eine sorgsame Bebauung des Ackers unmöglich machten. Bei dem Gastmale, zu welchem der Vogt die Versammelten einlud, verlöschten plötzlich die Lichter, und es entstand im Gemach ein wilder Tumult. Als die Burgdiener auf den Ruf des Vogts die Kerzen wieder anzündeten, fand man das Gewand desselben von Schwertstichen zerfetzt, sein Panzer hatte ihn vor Verwundung geschützt. „Welche Strafe," rief er voll Ingrimm aus, „hat der Frevler unter euch verdient, der so gottlos die Hand an seinen Herrn gelegt hat!" „Den Feuertod," riefen Alle. Doch keine Untersuchung ward angestellt, sondern Walrad entließ die Versammlung, nachdem er sie für den Bescheid auf ihr Gesuch zu einem zweiten Mahle nach seiner Burg geladen hatte. Kaum aber waren die Gäste versammelt, so ward das Gebäude, in welchem sie sich befanden, von allen Seiten in Brand gesetzt, so daß kein einziger dem schrecklichen Tode in den Flammen entkam.

Ein so schändlicher, grausamer Verrath mußte das glimmende Feuer der Empörung zur hellsten Flamme anfachen; doch nicht nur mit wildem Ungestüm, auch mit Vorsicht und List ward der Befreiungsplan entworfen. Im tiefsten Geheimniß verabredet, brach an einem einzigen Tage der Aufstand gegen die Unterdrücker aus; alles, was deutsch, was christlich war, fiel ein Opfer der verhaltenen, durch die vielfach verübten Frevel gerechtfertigten Wuth. Mehrmals wurden die Ordensritter geschlagen, und als in offenem Felde kein Widerstand mehr möglich war, die Burgen von den racheschnaubenden Feinden umlagert. In dieser dringenden Noth ergriff man das letzte Mittel, welches noch übrig war, um dem Untergange zu entgehen, man ließ einen Kreuzzug predigen; aber freilich konnte in jenen Zeiten auch eine Kreuzpredigt nur eine schwache Hoffnung geben. Die Begeisterung für diese angeblich in Christi Namen geführten Kämpfe war erloschen, denn zu sehr hatte man den Namen des Heilandes durch Mord und Frevel jeder Art in diesen heiligen Kriegen befleckt, der hohe himmlische Lohn, durch den man zur Aufopferung aller irdischen Habe bewegen wollte, erschien mehr als zweifelhaft, seitdem

es klar geworden, zu welchen Zwecken die geweihten Waffen benutzt, wie verwerflich oft selbst die waren, welche sich für das ewige Heil der mit dem unschuldigen Blut Bedeckten verbürgten. Dennoch kam diesmal eine nicht geringe Schar, selbst vom fernen Rhein, unter Begleitung des Hochmeisters Anno von Sangershausen nebst einer Anzahl von Ordensrittern zusammen, und langte am Anfang des Jahres 1263 noch mitten im Winter auf dem blutigen Schauplatz des Krieges an. Die Hilfe zu rechter Zeit änderte die Lage des Ordens, die Feinde wurden geschlagen, Königsberg wieder befreit. Doch der Muth der Feinde war dadurch noch nicht gebrochen, immer neue Haufen stürmten heran, umlagerten die Burgen, zerstörten die Städte, ja bald hatte es das Ansehen, als ob der Orden für immer vernichtet werden sollte, denn auch der Herzog Mistwin von Pommern griff die bedrängten Ritter vom Westen her an. In der Zeit der höchsten Noth erschien der König Ottokar zum zweiten 1267
Mal als Kämpfer für den seinem Untergang nahen Orden, obgleich nicht mit dem glänzenden Erfolge wie bei seinem ersten Zuge. Der überaus nasse und weiche Winter schützte die Preußen vor dem tiefern Eindringen des mächtigen Heeres in ihr Land. Der einzige Vortheil, den man durch die kostspielige Unternehmung erreichte, war der Wiederaufbau der zerstörten Stadt Marienwerder unter dem Schutze des Königs von Böhmen. Für die Geschichte der brandenburgischen Herrscher ist noch zu bemerken, daß der Markgraf Otto von Brandenburg nach Natangen hinaufzog, um die schon früher von ihm erbaute, aber von den Preußen vernichtete Feste Brandenburg wieder von neuem zu errichten. Otto war stets ein eifriger Vertheidiger des Ordens gewesen; schon an den früheren Kämpfen Ottokars hatte er lebhaften Antheil genommen; auch diesmal verrichteten die brandenburgischen Scharen ihres kriegerischen Ruhmes würdige Thaten.

Der geringe Erfolg dieser großen Anstrengungen hatte den Muth der Preußen in ihrem verzweifelten Kampfe um alles, was ihnen lieb und theuer war, mächtig gestählt, daher tobte der Kampf wilder als je; von beiden Seiten wurden gräßliche Grausamkeiten verübt, wie es in Kriegen zu geschehen pflegt, wo es sich um die Religion und die Freiheit handelt. Das ganze flache Land war in den Händen der Preußen, nur auf den Burgen erhielten sich die Ritter

kümmerlich gegen die unablässigen Angriffe ihrer mächtigen Feinde, von Tag zu Tage schwand die Zahl der Vertheidiger. Da erhob sich plötzlich der Orden mit frischer Kraft unter dem neuen Land-
1271 meister Dietrich von Gatersleben durch den tapfern Ordensmarschall Konrad von Thierberg, dessen Muth und kriegerische Geschicklichkeit nicht nur seine Brüder von dem Untergange rettete, sondern sie auch bald durch neue Eroberungen zu größerem Ansehen als je erhob. Sieg folgte auf Sieg, namentlich seit nach der Abdankung Dietrichs
1273 der Marschall Konrad von Thierberg Nachfolger im Landmeisterthum geworden war. In vielen blutigen Schlachten wurden die Häuptlinge der Preußen besiegt und vernichtet, bald sogar jede Spur eines Aufstandes in den bisher schon unterworfenen Landschaften unterdrückt. Mächtige Burgen, vor allen die Sanct-Marienburg an den Ufern der Rogat, später die wichtigste von allen, wurden an den bedrohten Punkten des Landes errichtet, aber daneben auch nicht die wahren Interessen des Landes, so wie seiner Herren, vernachlässigt. Der kluge Landmeister rief neue Ansiedler in die verwüsteten Gebiete, gewann die Unterworfenen durch Geschenke und Begünstigungen, hielt sie zum Gewerbfleiß, zum Ackerbau an, und rief durch die Beförderung jeder Art des bürgerlichen Verkehrs Wohlstand und Segen wieder in das Land zurück.

Kaum hatte sich der Orden von seinen Verlusten erholt, so dachte er auch schon auf Unterwerfung des letzten Restes seiner heidnischen
1275 Gegner. In einem Jahr voll heißen Kampfes ward die Landschaft Nadrauen, d. h. das Land zwischen der Deime und der Memel bis
1276 an den Pregel, erobert, bald folgte auch das benachbarte Schalauen, welches östlich von Nadrauen sich gegen Samaiten und Lithauen hin erstreckt. Auch gegen die Sudauer, sie wohnten südlich von den eben genannten Landschaften, erhob Konrad von Thierberg schon das
1279 Schwert, aber er starb, bevor er die Eroberung vollenden konnte. Das angefangene Werk wurde von dem zweiten Landmeister nach ihm, dem ritterlichen Mangold von Sternberg, glücklich vollendet. Vom Jahre 1281 begann dieser Kampf um das letzte Gebiet, welches die Preußen noch von ihrem ehemaligen freien Lande besaßen; in drei blutigen Kriegsjahren wurde auch hier endlich die langver-
1283 theidigte Freiheit vernichtet.

Drei und funfzig Jahre hatte der Kampf um die Eroberung ge-

dauert, zwanzig Jahre der Orden ringen müssen, um die Empörungen in den nach dem glänzenden Beginn leicht eroberten Landschaften wieder zu dämpfen. Acht Hochmeister hatten während dieser Zeit an der Spitze des Ordens gestanden, vierzehn Landmeister, denn selten nur erschien bis dahin ein Hochmeister in dem Lande, das Schwert der Eroberung und der Rache gegen die unglücklichen Preußen geschwungen; das Ziel, nach welchem der Orden so lange gestrebt hatte, war jetzt erreicht, aber freilich auf eine furchtbare Weise, denn viele Tausende von Leichen deckten die blutgetränkten Gefilde, die Bekehrung war an manchen Stellen zu einer Ausrottung geworden.

Viel war gewonnen, daß die Kriegsstürme jetzt auf dem Gebiete Preußens selbst ruhten; durch Verleihungen von Gütern wurden der Ackerbau und die Landeskultur gefördert, und besonders aus Deutschland zahlreiche Ansiedler herangezogen, durch welche man zu jener Zeit die benachbarten Slavenländer bevölkert und angebaut hatte. Germanische Sitten und Vorstellungen von Freiheit wurden auch hier dadurch nach und nach verbreitet. Dies war besonders in den Städten der Fall, namentlich in solchen, die an dem Meere oder an schiffbaren Flüssen lagen, wie Elbing und Königsberg, welche sich des Handels bemächtigten, und vermittelst des in ihrem Schooße erzeugten Reichthums, wie dies zu derselben Zeit in einem großen Theile Deutschlands geschah, eine feste Grundlage zu einer ehrenvollen Selbständigkeit legten. Auch die Residenzen der Bischöfe wuchsen zu wichtigen Orten heran, indem unter den das Land schützenden Burgen die Marienburg sich immer ehrfurchtgebietender und prächtiger erhob.

Während der Kämpfe mit den Lithauern und den Bewohnern von Samaiten, welches großentheils unterworfen wurde, verlor der Orden durch den Untergang der Christenherrschaft im Orient seine ursprünglichen Besitzungen; doch dies kann man als ein Glück für seine Macht ansehen, denn er wurde nun gezwungen die dort so lange vergeblich gemachten Anstrengungen aufzugeben, und seine ganze Kraft dem neuen Lande zuzuwenden, wo er sich ein herrliches, ihm allein zustehendes Fürstenthum errungen hatte. Der Anspannung aller Kräfte aber bedurfte es, das schöne, jetzt ganz erworbene Besitzthum zu behaupten, denn der Geist der Unzufriedenheit und die Lust zur Empörung waren in den Unterworfenen, da sie durch die Verpflichtung zu den fortdauernden Zügen nach Lithauen und Samaiten stärker als

die nur zur Landwehr verpflichteten Deutschen bedrückt wurden, immer noch nicht erstickt. Leicht konnten sie an den mächtigen Nachbarn, den Pommern, den Markgrafen von Brandenburg und den Polen eine starke Unterstützung finden; außerdem gebot das nahe Aussterben des Stammes der Herzöge von Hinterpommern in der Person Mistwins die ganze Aufmerksamkeit der Ritter, da die Markgrafen von Brandenburg ihr Auge auf das ihnen als Lehen zugesprochene Land richteten, und eine solche Vermehrung des Besitzes der schon sehr mächtigen Nachbarn natürlich der eigenen Herrschaft Gefahr drohte. Dem Orden war es ungemein wichtig für die Befestigung seiner Herrschaft in Preußen, sich bei einer in Pommern eintretenden Aenderung in Besitz des westlichen Ufers der Weichsel, des sogenannten Pomerellen, zu setzen. Schon hatte er ein kleines Gebiet um die Stadt
276 Mewe in früheren Zeiten durch einen Vertrag mit dem Herzog Sambor gewonnen, nun war Aussicht zu großer Erweiterung dieses Er-
295 werbes. Nach dem Tode Mistwins brach wirklich ein sehr verwickelter Kampf um seine Verlassenschaft aus. Der Herzog von Vorpommern, die Markgrafen von Brandenburg, der Herzog von Großpolen, Primislav II., der sich die Königskrone aufsetzte, stritten mit großer Heftigkeit um dasselbe. Der König fiel im Kampf gegen die Markgrafen; an seine Stelle trat der König Wladislaw Lokietek, sein Vetter, im Streite mit dem Tochtersohn des gefallenen Primislaw, dem Könige Wenceslaw von Böhmen. Letzterer behauptete sich, während die Markgrafen Dirschau, Schwez, Neuenburg, Tuchel, Polnow, Schlawe und Rügenwalde eroberten. Als er bald darauf starb, erhob sich Wladislaw Lokietek wieder; die Markgrafen Johann und Waldemar belagerten nun die Stadt Danzig, um ihre Besitzungen noch weiter auszudehnen. Dies war der Augenblick, wo der Orden den ersten festen Schritt zur Ausführung seines Planes that. Von dem Könige von Polen zum Beistand aufgefordert, sendete er eine starke Mannschaft in die Stadt, die er, obgleich die brandenburgischen Truppen bald zurückgingen, immer mehr und mehr verstärkte. Als die Ritter sich mächtig genug glaubten, überwältigten sie die polnische Besatzung, und nahmen die Stadt, bis ihnen eine Entschädigung von 100,000 Scheck Groschen gezahlt wurde, in Besitz. Der Landmeister Heinrich von Plötzke ging noch weiter; er unterhandelte

mit dem Könige Wladislaw Lotietek um alle seine Rechte an den pommerellischen Besitzungen.

Um diese Zeit kam der Hochmeister Sigfried von Feuchtwangen persönlich nach Preußen, um für immer dort seinen Wohnsitz auf- 1309
zuschlagen. Die Streitigkeiten mit Brandenburg wurden durch einen Vergleich beendet; im folgenden Jahre ward zu Stolpe ein definitiver 1310
Vertrag zwischen dem Markgrafen Waldemar und dem Orden abgeschlossen, in welchem jener auf das jenseits Stolpe liegende Gebiet von Danzig, Dirschau und Schwetz gegen eine Summe von 10,000 Mark Silber verzichtete.

Bei dieser wichtigen Epoche in der Geschichte des Ordens wollen wir einen Augenblick verweilen, um zu sehen, wie sich die Verhältnisse desselben nun gestaltet hatten. Der Kaiser hatte ihm nicht nur die Herrschaft und die oberste Verwaltung in dem Gebiete der Preußen, sondern sogar das Eigenthumsrecht über den Grund und Boden zugesprochen. So waren also die Unglücklichen nach germanischen Rechtsgrundsätzen der Knechtschaft verfallen; welche nur durch den Eintritt in die christliche Kirche gemildert wurde, diese Milderung genoß aber natürlich jedes Individuum nur so lange, als es dem Christenthum treu blieb. Im Vertrage vom Jahr 1249 hatte der Orden den Neubekehrten den rechtlichen Gebrauch ihres Besitzes zuerkannt, indem er ihnen ihre Güter, wenn sie in der Treue und dem Gehorsam verharrten, nicht zu Lehen, sondern als Allodium, als wirkliches Eigenthum überließ. Die wiederholten Empörungen gestalteten alles anders. Als Sieger schrieb der Orden den von Neuem Unterworfenen seine Gesetze in voller Willkür vor. Selbst die Vornehmeren waren, da sie durch Aufruhr und Abfall vom Glauben die ihnen bisher gestatteten Vorrechte zertrümmert hatten, wie die Gemeinen derselben Unfreiheit verfallen. Es war nach der Aufhebung jenes Vertrages ein Umsturz jedes rechtlichen Zustandes, eine Auflösung aller alten Verhältnisse eingetreten. Das Machtgebot des Ordens ohne alle Einschränkung war Gesetz, nur wo deutsche Ansiedler sich befanden, namentlich in den Städten, bestanden noch die vertragsgemäßen, befriedigenderen Zustände; hierher retteten sich die letzten Reste der Freiheit. Für die übrige große Masse des Volks entwickelte sich nach und nach die fest bestimmte Gestalt der neuen Verfassung.

die nur zur Landwehr verpflichteten Deutschen bedrückt wurden, immer noch nicht erstickt. Leicht konnten sie an den mächtigen Nachbarn, den Pommern, den Markgrafen von Brandenburg und den Polen eine starke Unterstützung finden; außerdem gebot das nahe Aussterben des Stammes der Herzöge von Hinterpommern in der Person Mistwins die ganze Aufmerksamkeit der Ritter, da die Markgrafen von Brandenburg ihr Auge auf das ihnen als Lehen zugesprochene Land richteten, und eine solche Vermehrung des Besitzes der schon sehr mächtigen Nachbarn natürlich der eigenen Herrschaft Gefahr drohte. Dem Orden war es ungemein wichtig für die Befestigung seiner Herrschaft in Preußen, sich bei einer in Pommern eintretenden Aenderung in Besitz des westlichen Ufers der Weichsel, des sogenannten Pommerellen, zu setzen. Schon hatte er ein kleines Gebiet um die Stadt
1276 Mewe in früheren Zeiten durch einen Vertrag mit dem Herzog Sambor gewonnen, nun war Aussicht zu großer Erweiterung dieses Er-
1295 werbes. Nach dem Tode Mistwins brach wirklich ein sehr verwickelter Kampf um seine Verlassenschaft aus. Der Herzog von Vorpommern, die Markgrafen von Brandenburg, der Herzog von Großpolen, Primislav II., der sich die Königskrone aufsetzte, stritten mit
1296 großer Heftigkeit um dasselbe. Der König fiel im Kampf gegen die Markgrafen; an seine Stelle trat der König Wladislaw Lokietek, sein Vetter, im Streite mit dem Tochtersohn des gefallenen Primislaw,
1300 dem Könige Wenceslaw von Böhmen. Letzterer behauptete sich, während die Markgrafen Dirschau, Schwez, Neuenburg, Tuchel, Polnow,
1305 Schlawe und Rügenwalde eroberten. Als er bald darauf starb, erhob sich Wladislaw Lokietek wieder; die Markgrafen Johann und Waldemar belagerten nun die Stadt Danzig, um ihre Besitzungen
1307 noch weiter auszudehnen. Dies war der Augenblick, wo der Orden den ersten festen Schritt zur Ausführung seines Planes that. Von dem Könige von Polen zum Beistand aufgefordert, sendete er eine starke Mannschaft in die Stadt, die er, obgleich die brandenburgischen Truppen bald zurückgingen, immer mehr und mehr verstärkte. Als die Ritter sich mächtig genug glaubten, überwältigten sie die polnische Besatzung, und nahmen die Stadt, bis ihnen eine Entschä-
1308 digung von 100,000 Schock Groschen gezahlt wurde, in Besitz. Der Landmeister Heinrich von Plötzke ging noch weiter; er unterhandelte

mit dem Könige Wladislaw Lotietek um alle seine Rechte an den pommerellischen Besitzungen.

Um diese Zeit kam der Hochmeister Sigfried von Feuchtwangen persönlich nach Preußen, um für immer dort seinen Wohnsitz auf- 1309
zuschlagen. Die Streitigkeiten mit Brandenburg wurden durch einen Vergleich beendet; im folgenden Jahre ward zu Stolpe ein definitiver 1310
Vertrag zwischen dem Markgrafen Waldemar und dem Orden abgeschlossen, in welchem jener auf das jenseits Stolpe liegende Gebiet von Danzig, Dirschau und Schwetz gegen eine Summe von 10,000 Mark Silber verzichtete.

Bei dieser wichtigen Epoche in der Geschichte des Ordens wollen wir einen Augenblick verweilen, um zu sehen, wie sich die Verhältnisse desselben nun gestaltet hatten. Der Kaiser hatte ihm nicht nur die Herrschaft und die oberste Verwaltung in dem Gebiete der Preußen, sondern sogar das Eigenthumsrecht über den Grund und Boden zugesprochen. So waren also die Unglücklichen nach germanischen Rechtsgrundsätzen der Knechtschaft verfallen; welche nur durch den Eintritt in die christliche Kirche gemildert wurde, diese Milderung genoß aber natürlich jedes Individuum nur so lange, als es dem Christenthum treu blieb. Im Vertrage vom Jahr 1249 hatte der Orden den Neubekehrten den rechtlichen Gebrauch ihres Besitzes zuerkannt, indem er ihnen ihre Güter, wenn sie in der Treue und dem Gehorsam verharrten, nicht zu Lehen, sondern als Allodium, als wirkliches Eigenthum überließ. Die wiederholten Empörungen gestalteten alles anders. Als Sieger schrieb der Orden den von Neuem Unterworfenen seine Gesetze in voller Willkür vor. Selbst die Vornehmeren waren, da sie durch Aufruhr und Abfall vom Glauben die ihnen bisher gestatteten Vorrechte zertrümmert hatten, wie die Gemeinen derselben Unfreiheit verfallen. Es war nach der Aufhebung jenes Vertrages ein Umsturz jedes rechtlichen Zustandes, eine Auflösung aller alten Verhältnisse eingetreten. Das Machtgebot des Ordens ohne alle Einschränkung war Gesetz, nur wo deutsche Ansiedler sich befanden, namentlich in den Städten, bestanden noch die vertragsgemäßen, befriedigenderen Zustände; hierher retteten sich die letzten Reste der Freiheit. Für die übrige große Masse des Volks entwickelte sich nach und nach die fest bestimmte Gestalt der neuen Verfassung.

die nur zur Landwehr verpflichteten Deutschen bedrückt wurden, immer noch nicht erstickt. Leicht konnten sie an den mächtigen Nachbarn, den Pommern, den Markgrafen von Brandenburg und den Polen eine starke Unterstützung finden; außerdem gebot das nahe Aussterben des Stammes der Herzöge von Hinterpommern in der Person Mistwins die ganze Aufmerksamkeit der Ritter, da die Markgrafen von Brandenburg ihr Auge auf das ihnen als Lehen zugesprochene Land richteten, und eine solche Vermehrung des Besitzes der schon sehr mächtigen Nachbarn natürlich der eigenen Herrschaft Gefahr drohte. Dem Orden war es ungemein wichtig für die Befestigung seiner Herrschaft in Preußen, sich bei einer in Pommern eintretenden Aenderung in Besitz des westlichen Ufers der Weichsel, des sogenannten Pommerellen, zu setzen. Schon hatte er ein kleines Gebiet um die Stadt
1270 Mewe in früheren Zeiten durch einen Vertrag mit dem Herzog Sambor gewonnen, nun war Aussicht zu großer Erweiterung dieses Er-
1295 werbes. Nach dem Tode Mistwins brach wirklich ein sehr verwickelter Kampf um seine Verlassenschaft aus. Der Herzog von Vorpommern, die Markgrafen von Brandenburg, der Herzog von Großpolen, Primislav II., der sich die Königskrone aufsetzte, stritten mit
1296 großer Heftigkeit um dasselbe. Der König fiel im Kampf gegen die Markgrafen; an seine Stelle trat der König Wladislaw Lokietek, sein Vetter, im Streite mit dem Tochtersohn des gefallenen Primislaw,
1300 dem Könige Wenceslaw von Böhmen. Letzterer behauptete sich, während die Markgrafen Dirschau, Schwez, Neuenburg, Tuchel, Polnow,
1305 Schlawe und Rügenwalde eroberten. Als er bald darauf starb, erhob sich Wladislaw Lokietek wieder; die Markgrafen Johann und Waldemar belagerten nun die Stadt Danzig, um ihre Besitzungen
1307 noch weiter auszudehnen. Dies war der Augenblick, wo der Orden den ersten festen Schritt zur Ausführung seines Planes that. Von dem Könige von Polen zum Beistand aufgefordert, sendete er eine starke Mannschaft in die Stadt, die er, obgleich die brandenburgischen Truppen bald zurückgingen, immer mehr und mehr verstärkte. Als die Ritter sich mächtig genug glaubten, überwältigten sie die polnische Besatzung, und nahmen die Stadt, bis ihnen eine Entschä-
1308 digung von 100,000 Schock Groschen gezahlt wurde, in Besitz. Der Landmeister Heinrich von Plötzke ging noch weiter; er unterhandelte

mit dem Könige Wladislaw Lotietek um alle seine Rechte an den pommerellischen Besitzungen.

Um diese Zeit kam der Hochmeister Sigfried von Feuchtwangen persönlich nach Preußen, um für immer dort seinen Wohnsitz auf- 1309
zuschlagen. Die Streitigkeiten mit Brandenburg wurden durch einen Vergleich beendet; im folgenden Jahre ward zu Stolpe ein definitiver 1310
Vertrag zwischen dem Markgrafen Waldemar und dem Orden abgeschlossen, in welchem jener auf das jenseits Stolpe liegende Gebiet von Danzig, Dirschau und Schwetz gegen eine Summe von 10,000 Mark Silber verzichtete.

Bei dieser wichtigen Epoche in der Geschichte des Ordens wollen wir einen Augenblick verweilen, um zu sehen, wie sich die Verhältnisse desselben nun gestaltet hatten. Der Kaiser hatte ihm nicht nur die Herrschaft und die oberste Verwaltung in dem Gebiete der Preußen, sondern sogar das Eigenthumsrecht über den Grund und Boden zugesprochen. So waren also die Unglücklichen nach germanischen Rechtsgrundsätzen der Knechtschaft verfallen; welche nur durch den Eintritt in die christliche Kirche gemildert wurde, diese Milderung genoß aber natürlich jedes Individuum nur so lange, als es dem Christenthum treu blieb. Im Vertrage vom Jahr 1249 hatte der Orden den Neubekehrten den rechtlichen Gebrauch ihres Besitzes zuerkannt, indem er ihnen ihre Güter, wenn sie in der Treue und dem Gehorsam verharrten, nicht zu Lehen, sondern als Allodium, als wirkliches Eigenthum überließ. Die wiederholten Empörungen gestalteten alles anders. Als Sieger schrieb der Orden den von Neuem Unterworfenen seine Gesetze in voller Willkür vor. Selbst die Vornehmeren waren, da sie durch Aufruhr und Abfall vom Glauben die ihnen bisher gestatteten Vorrechte zertrümmert hatten, wie die Gemeinen derselben Unfreiheit verfallen. Es war nach der Aufhebung jenes Vertrages ein Umsturz jedes rechtlichen Zustandes, eine Auflösung aller alten Verhältnisse eingetreten. Das Machtgebot des Ordens ohne alle Einschränkung war Gesetz, nur wo deutsche Ansiedler sich befanden, namentlich in den Städten, bestanden noch die vertragsgemäßen, befriedigenderen Zustände; hierher retteten sich die letzten Reste der Freiheit. Für die übrige große Masse des Volks entwickelte sich nach und nach die fest bestimmte Gestalt der neuen Verfassung.

Herr und Eigenthümer des Landes war eigentlich nicht der deutsche Orden, sondern die römische Kirche. Ausdrücklich hatte Papst Innocenz IV. das Eigenthumsrecht dem Apostel Petrus, jedoch bei ewigem Besitz des deutschen Ordens, vorbehalten; der Papst ertheilte dem Hochmeister unter dem Symbol des Ringes die Belehnung mit Preußen, wofür der Orden der römischen Kirche jährlich einen gewissen Zins als Zeichen der Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit des apostolischen Stuhles entrichten mußte. Zwar gerieth die Belehnungsformel in späteren Zeiten, wo der Hochmeister seinen Wohnsitz in Preußen genommen hatte, in Vergessenheit, doch an dem Lehnzins, der römische Kammerzins genannt, hielt die Kurie für alle Zeiten fest; daher war in dieser Beziehung der Orden immer Vasall des römischen Stuhles, obgleich in der Praxis wegen der großen Entfernung sein Lehnverhältniß so weit zurücktrat, daß er ganz unabhängig in allen Verhältnissen verfügte.

In dem Hochmeister, an der Spitze des General-Kapitels, wurzelte also praktisch genommen die souveraine Macht des Ordens; sein Einfluß wurde von dem Augenblick, wo er seinen Sitz nach Marienburg verlegte, um so entscheidender. Als seine Stellvertreter für die sämmtlichen Ordensbesitzungen in Deutschland nebst Italien, in Livland und Preußen, sehen wir drei Landmeister; sie wurden von dem Hochmeister und dem General-Kapitel gewählt, waren von ihnen zur Ausführung ihrer Befehle hingestellt, und nur ihnen für die Anwendung ihrer Amtsgewalt verantwortlich. Sobald der Hochmeister selbst anwesend war, hörte die Macht des Landmeisters auf, sonst erschien er als nächste oberste Landesbehörde, der sowohl die Glieder des Ordens als dessen Unterthanen zum strengsten Gehorsam verpflichtet waren. Er hatte keinen festen Sitz, reiste, wenigstens in Begleitung eines Ordensritters und eines Kaplans, im Lande umher, und lud, im Falle wichtige Dinge vorfielen, die Komthure und angesehensten Ritter der nächsten Ordenshäuser zur Berathung zu sich ein. In keiner bedeutenden Angelegenheit durfte der Landmeister ohne den Rath der vornehmsten Ordensbeamten handeln; betraf es sehr wichtige Dinge, so mußte er sämmtliche Komthure und Vögte, mitunter wohl auch die Landesbischöfe, berufen. Mit einem Worte, in den Händen des Landmeisters lag die ganze Landesverwaltung, doch unter Mitwirkung des Ordens; wenigstens

einmal im Jahr, am Tage der Kreuzerhöhung, mußte er in dem General-Kapitel sämmtlicher Komthure und der übrigen Ordensbeamten die Landesangelegenheiten mit denselben besprechen, und sich Rechnung über die Verwaltung der einzelnen Distrikte ablegen lassen. Dabei lag ihm die Führung des Krieges, die Vertheidigung und Bewahrung des Landes ob; er war der Feldherr, doch konnte er den Marschall oder einen Komthur an seinen Platz stellen. Von der Zeit an, wo der Großmeister seinen Wohnsitz in der Marienburg aufschlug, hörte die Landmeisterwürde auf. Heinrich von Plötzke, der sie zuletzt bekleidet hatte, wurde zum Großkomthur ernannt. Von jetzt an erscheint der Großkomthur als erster Würdenträger, als Stellvertreter des Großmeisters im Fall seiner Abwesenheit oder Behinderung. Der zweite, der Ordensmarschall, war verpflichtet, für die Einzelheiten des Kriegswesens zu sorgen, auch wohl als Stellvertreter des Landmeisters die Oberanführung zu übernehmen. Außerdem gab es noch drei Großwürdenträger in dem Orden, den Ordensspittler, den Ordenstrappier und den Ordenstreßler oder Schatzmeister, von denen der erste die Krankenpflege, der zweite die Bekleidung, der dritte, wie sein Name schon andeutet, die finanziellen Verhältnisse des Ordens und dessen Glieder unter seiner Aufsicht hatte. Diese fünf hohen Gebietiger bildeten eine Art von Staatsrath.

Zu jeder Burg gehörte ein gewisser Landesdistrict zur Verwaltung; in der Burg befehligte ein Komthur, unter ihm standen mehr oder weniger Ordensritter. Da die Distrikte unter einander nicht gleich waren, so war auch das Ansehen der Komthure selbst sehr verschieden, namentlich stand der von Kulm in höherem Ansehen; er führte den Namen Landeskomthur. In den Händen des Komthurs lag die ganze Verwaltung und Jurisdiction; daß er zugleich der Kriegshauptmann seines Distriktes war, versteht sich natürlich von selbst. Auf Burgen, wo kein Convent statt fand, geboten Vögte; doch sind diese nicht mit den Vögten, welche zu Zeiten des Eroberungskampfes über neuerworbene Provinzen gesetzt wurden, zu verwechseln.

Die Einkünfte des Ordens bestanden außer den gewöhnlichen der Landesherrn aus dem Zehnten in allem besetzten, nicht zehntenfreien Eigenthum; auch kam hier zu den Regalien ein höchst wichtiges und einträgliches, die Bernsteinfischerei; daher könnte es wunderbar er-

scheinen, namentlich bei der strengen Einfachheit des Lebens in den Conventen, daß der Orden immer über Mangel und Armuth klagte; doch gingen in den ersten Zeiten diese Einkünfte wegen des nie aufhörenden Kampfes und der daraus folgenden Verheerungen des Landes nur sehr spärlich ein; erst in dem vierzehnten Jahrhundert erhob sich der Orden nach Beendigung der Kämpfe um seine Existenz zu großer Wohlhabenheit.

Unter den Bewohnern Preußens, welche die Herrschaft des Ordens anerkannten, müssen zwei Klassen von einander unterschieden werden, nämlich die freien deutschen Einzöglinge, und die freiwillig oder durch Zwang unterworfenen Preußen. Den deutschen Einzöglingen verkaufte der Orden die Ländereien nach der sogenannten kulmischen Handfeste als vollkommnes Besitzthum mit dem vollständigen Rechte der weitern Veräußerung und des Wiederverkaufs an andere; der Orden selbst nannte diesen Besitz Allodium. Doch zwei Beschränkungen sehen wir die kulmischen Allodien unterworfen; sie waren mit Zinsleistung und Lehnsdienst für den Landesherrn belastet, durften im Fall der Veräußerung immer zunächst nur dem Orden übergeben werden. Wer vierzig und mehr Hufen Landes besaß, blieb zum Kriegsdienst mit vollen Waffen nebst zwei reisigen Knechten pflichtig; bei geringerem Besitz war natürlich auch die Dienstpflicht geringer. Dazu kam die Zehntenleistung. Aus diesen Landbesitzern gingen die deutschen Ordensvasallen hervor, jene auf ihren Herrenburgen hausenden Edlen, welche später den vornehmen und reichen Stand der Landesritterschaft bildeten. Sie bauten ihre Burgen zur Sicherheit für sich und ihre Habe; gern genehmigte dies der Orden, denn sie sicherten ja hierdurch das Land.

Außer den ritterlichen Besitzern großer Ländereien sehen wir aber noch freie deutsche Bauern über Preußen sich ausbreiten. Aehnlich wie in der Mark Brandenburg hatte man deutsche Anwohner hierhergerufen, und ihnen Vergünstigungen ertheilt, damit sie das entvölkerte, verödete Land durch ihre Betriebsamkeit wieder zur Blüthe emporbrächten. Gegen Zins und Zehnten sicherte ihnen der Orden Freiheit und Schutz wider jeden Angriff zu, ja erlaubte ihnen wohl mitunter zu ihrer Vertheidigung und Sicherung in dem Bezirke ihres Dorfes eine Burg zu bauen; zu *Kriegszügen* durfte sie kein Gebietiger des Ordens zwingen. Gegründet wurden diese Dörfer wie

in der Mark durch Unternehmer, welche in der Folge als Schultheißen den Rechtsvorstand derselben bildeten. Durch diesen deutschen Bauerstand wurden nicht nur reges gewerbliches Leben, sondern auch deutsche Sitte, Sprache, Gesetze und Volksthümlichkeit über das ganze Land hin verbreitet.

Was die alten Bewohner des Landes betrifft, so sollten auch unter ihnen die aus der Edelklasse entsprossenen Neubekehrten ihren Besitz als Allodium behalten, und zwar mit nicht höherer Belastung als die deutschen Einzöglinge zu tragen hätten. „Aus Dankbarkeit für die ihnen vom Orden gewährte Freiheit und Gunst," hieß es in dem Vertrage von 1249, verpflichteten sie sich und ihre Nachkommen zur Einlieferung des Zehnten in die Scheuern des Ordens. Der einzige Unterschied zwischen den Deutschen und ihnen bestand darin, daß sie an allen Heerfahrten des Ordens in geziemender Rüstung und in einer nach ihren Vermögensumständen guten Bewaffnung Theil nehmen sollten, wogegen die Deutschen der kulmischen Handfeste zufolge nach der Eroberung Pomesaniens nur zum Landwehrdienste gezwungen waren.

Die Abtrünnigkeit und Empörung beraubte die Preußen dieser Vortheile. Edle eben sowol als Gemeine verloren durch sie ihre Rechte, und verfielen in Knechtschaft; nur, wer aus edlem Stamm geboren, seine Freiheit und Edel-Würde nicht durch Abfall verwirkt hatte, behielt sie auch ferner nebst einem freien Besitzthum von solchem Umfange, daß er davon leben konnte. Wer aus dem Stande der Gemeinen sich zum Orden und der Kirche wandte, dessen Besitzthum belegte man mit Diensten und Leistungen an den Orden nach der im Lande bisher schon beachteten Gewohnheit. Mitunter wurden besondere Verdienste der Eingebornen gegen den Orden mit Edel-Würde und Freiheit belohnt. Es zerfielen daher die Neubekehrten in zwei gesonderte Klassen, die freien Gutsbesitzer unter verschiedenen Modificationen und die unfreien, dienstpflichtigen Unterthanen.

Die letztere Klasse bildeten alle die, welche theils unter dem Namen von Bauern oder Dorfbewohnern, theils als Hintersassen, Leute und Untersassen bezeichnet werden. Die Bauern und Dorfbewohner genossen als Glieder einer Dorfgemeine gewisse Dorfrechte; die Leute, Hintersassen und Untersassen waren Gutsunterthanen eines Gutsherrn, dessen Gerichten meist unmittelbar untergeben, bald zerstreut auf

einzelnen Gutshöfen, bald in Dörfern, ohne jedoch zur Dorfgemeine zu gehören und unter dem Schulzen zu stehen. Sie, unter denen nicht wenige zur Strafe für den Abfall zu gemeiner Knechtschaft verdammte Edle, bildeten die Gesammtmasse der Bevölkerung Preußens; diese Gesammtmasse war mit Grund und Boden zu unbeschränktem Besitz und Eigenthum dem Orden verfallen. Er sah sich durch das Recht des Schwertes als alleinigen, obersten Herrn und Eigenthümer des gesammten ländlichen Besitzes an, und weil es ihm als Herr und Eigenthümer frei stand, über Grund und Boden der Unterworfenen nach freier Willkühr zu verfügen, so legte er ihnen verschiedene Verpflichtungen, Leistungen und Lasten auf. Häufig wies der Orden einzelne Dörfer, Höfe und Güter mit allen ihren Verpflichtungen verdienten Preußen aus edlem Stamme als Belohnung an. So entstand ein Unterschied zwischen unmittelbaren und mittelbaren Gutsunterthanen, für welche der Orden natürlich der Oberlehnsherr verblieb.

Der preußische Bauer konnte nie ein selbsteigenes Besitzthum haben, daher ward ihm auch nie die Scholle, auf der er lebte, mit urkundlicher Verbriefung verschrieben, sondern nur gelassen oder aus freier Hand verliehen. In Diensten und Leistungen fand zwischen den Gutsbauern des Ordens und den mittelbaren im Wesentlichen kein Unterschied statt; beide leisteten von ihrem Besitz einen Zehnten, vom Haken [1]) einen Scheffel Weizen. Auf dem Bauernstande lasteten hier wie überall die sogenannten bäuerlichen Dienste; sie bestanden vornehmlich im Heuschlagen, Getreidemähen, Austen, Holzfällen, Fuhrdiensten u. s. w. Ueberdies war der hintersässige Bauer zu allen Diensten und Leistungen verpflichtet, die außer seinem Gutsherrn noch der Orden von ihm forderte, z. B. Wachdienst, namentlich aber Kriegsdienst. Der gesammte preußische Bauernstand war kriegspflichtig *sowohl zur Landwehr* wie zu Kriegszügen ins Ausland; er bildete im Ordensheere den Kern des Fußvolks; auch beim Burgenbau und bei Bewahrung der Landesgrenzen leisteten die Bauern Frohndienste, so wie die nöthigen Frohnfuhren. Es lasteten auf diesem Stande, wie damals fast überall, mehr als auf jedem andern

1) Haken heißt eigentlich Pflug, dann ein Stück Acker, welches in einem Tage umpflügt werden kann; an einigen Orten rechnet man zwei Haken auf die Hufe.

die Mühen und Beschwerden des Lebens, doch in einem Punkte war er vielleicht besser daran als seine Mitknechte an andern Orten, er scheint wenigstens von Zinsleistung in der Regel frei gewesen zu sein. Ueberhaupt war der preußische Bauer noch nicht vollkommen in die Leibeigenschaft hinabgedrückt, noch nicht ganz an die Scholle gebunden. Wie der Orden seinen Bauern sich in dem Besitze eines Gutsherrn niederzulassen gestattete, so konnte auch der Hintersasse eines Gutsherrn auf das unmittelbare Besitzthum des Ordens, oder auch selbst in die bischöflichen Gebiete übergehen, doch scheint, was auch der Billigkeit gemäß ist, ein gewisses Löse- oder Abkaufsgeld in solchen Fällen gefordert worden zu sein. Außerdem gab es keine große Lokkung wie anderswo zum Uebertritt auf den Grund und Boden der Prälaten, da sie dieselben Verpflichtuugen wie der Orden auflegten.

Der Orden war als Landesherr auch oberster Richter in Preußen, nur er konnte das Jurisdictionsrecht, welches nicht unmittelbar an dem Grund und Boden haftete, verleihen. Das gerichtliche Verfahren selbst für die Gutsbauern des Ordens sowohl als für die Leute und Hintersassen des belehnten Gutsherrn stützte sich auf den polnischen Gerichtsgebrauch; in Händeln zwischen deutschen und preußischen Bauern richtete nicht der Dorfschultheiß, sondern der Landvogt oder der nächste Komthur.

Hiernach sehen wir, daß der preußische Bauer nicht mehr belastet war als anderswo, und doch erschien ihm die Herrschaft des Ordens so beschwerlich. Einen wirklichen Druck übten nur die Kriegsdienste aus, zu denen die alten Preußen besonders verpflichtet waren, und welche fast nimmer ruhten, so wie die Zwangsdienste beim Burgenbau, wenn die Heerfahrten nicht die Kräfte in Anspruch nahmen; dazu kam noch das Ungewohnte und Schmachvolle der fremden Herrschaft, welche nie, da sie das sittliche Gefühl des Ueberwundenen verletzt, Zufriedenheit in seiner Brust keimen lassen wird.

Ein freieres, befriedigteres Dasein genossen die Städte in Preußen. Hierher hatte sich deutsche Freiheit und Selbständigkeit gerettet, wie überall, wo slavische Bewohner von mächtigen Eroberern unterdrückt worden waren. Sie entwickelten sich mit wenigen Abweichungen wie überall. Ein Unternehmer kaufte Grund und Boden, zog Bürger heran, ward Schultheiß, sorgte für Ummauerung und Umwehrung, und stand an der Spitze der Gerichtsbarkeit; nur

in größeren Städten war ein Schultheiß und ein Stadtrichter, in manchen Städten vertrat der Stadtrichter auch die Stelle des Schultheißen. Bei der Gründung gewöhnlich, manchmal auch nachher wurde den Städten kulmisches, magdeburgisches oder lübisches Recht verliehen. Schöppen, auch Consuln und Richter genannt, fanden unter dem Vorsitze des Schultheißen oder Stadtrichters das Urtheil über die deutschen Bewohner; die Preußen und Polen, welche in dem Umkreise der Stadt wohnten, standen unter der Gerichtsbarkeit des nächsten Komthurs, des Vogts der Landschaft oder des Bischofs. Die Gerichtseinkünfte fielen nach der Analogie der deutschen Städte dem Ordenshause, dem Schultheißen und der Stadt zu.

Auch adlige Mitglieder befanden sich in der Bürgerschaft, und dies mehr als bei andern, auf slavischen Boden gegründeten Städten, weil während der blutigen Aufstände viele der adligen deutschen Einzöglinge die Stadt als Zufluchtsort gewählt, und sich als Bürger hatten aufnehmen lassen. Dagegen war die Anzahl preußischer Abkömmlinge in den Städten nur gering, theils wegen ihres Widerwillens gegen das städtische Leben, theils auch, weil sie nach den Grundsätzen des deutschen Rechtes kein städtisches Gewerbe treiben durften. Stärker jedoch als andere deutsche Landesherrn griff der Orden in die Eigenthumsrechte der Bürger seiner Städte ein, denn obgleich jeder über Haus, Hof und Erbe frei verfügen konnte, so wurde doch stets bei der Gründung festgestellt, daß kein Bauplatz, Haus oder Hof an Klöster verschenkt, verkauft oder sonst verliehen werden durfte, ohne ausdrückliche Zustimmung der Landesherrschaft. Auch durfte ohne Genehmigung des Ordens kein neues Kloster erbaut werden, woher es kam, daß sich die Klöster in den Städten Preußens weder bedeutend vermehren, noch auch besonders bereichern, überhaupt das Mönchthum sich nie zu höherem Einfluß emporschwingen konnte.

Wie überall waren die Städte in Preußen Pflanzschulen für Gewerbe und Handel. Anfänglich zwar erscheint der Ackerbau als Hauptbeschäftigung der Bürger in den neuen Niederlassungen, bald jedoch bildeten sich Innungen zu lebhafterem Geschäftsbetrieb; Städte wie Elbing, Königsberg, Memel eiferten bald dem Beispiele ihrer westlichen Schwester Danzig nach, und erhoben sich auf diesem

Gebiete zu hoher Bedeutsamkeit. Eifrig sorgten die Landmeister dafür, alle Beschränkungen und Hindernisse des Handels wegzuräumen, bald wurde er auch, namentlich nach Polen hin sehr lebhaft und einträglich. Größere Schwierigkeiten machte in den ersten Zeiten der Seehandel, denn wenig ältere Verbindungen fanden sich vor, überdies war die Ostsee seit alten Zeiten von Seeräubern gefährdet worden. Von dem Augenblick an, wo der Orden sich in Preußen festsetzte, bemühte man sich die Sicherheit der Schifffahrt zu befördern, indem man dem Strandrecht und andern hemmenden Gebräuchen entgegen arbeitete. Elbing, die blühende Tochterstadt Lübeks, mit dieser Fürstin des nordischen Handels in fortdauernder Verbindung, verbreitete durch sie den Handel der Hanse über Preußen und Livland. Elbing war die erste Stadt in Preußen, welche sich diesem mächtigen Bunde anschloß, der bis nach Novgorod hinauf die Küsten der Ostsee mit gemeinsamen Interessen umschloß. Das eigenthümliche Naturerzeugniß der preußischen Küste, welches schon seit dem grauen Alterthum so sehr gesucht war, und damals in lebhaftem Verkehr besonders in den Orient ging, legte den ersten Grund zu dem bald so ungemein blühenden Handel. Bald erhob sich auch Königsberg als mächtige Nebenbuhlerin nebst den andern preußischen Städten, doch wurden sie erst später für den Welthandel bedeutend, denn der Verkehr mit den nordischen Staaten und mit Wisby stand damals noch in seinem Beginn.

So erblühte Preußen nach den langen verheerenden Kriegsstürmen lebhafter und frischer als je; das Christenthum und die deutsche Kultur durchdrangen immer tiefer die menschlichen Verhältnisse, sie spendeten allen Bewohnern des Landes den so reich aus ihnen sprießenden Segen. Wohlthätig wirkte die Nähe der Großmeister auf die Entwickelung des Landes, es schien, als wenn durch sie das Werk der Versöhnung lebhafter als früher gefördert wurde.

Noch mehrmals wiederholten sich im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts Kreuzfahrten zu Gunsten des deutschen Ordens namentlich gegen die Lithauer, welche als Heiden noch immer im schärfsten Gegensatz den deutschen Gebietern gegenüberstanden, und auch gewiß nicht ohne Grund, ehrgeizige Pläne gegen ihre Selbstständigkeit fürchteten. Besonders heftig wurde der Kampf, als König Wladislaw von Polen sich mit dem König Gedimin, der den Orden und den

1325 Papst durch sein Versprechen, Christ zu werden, listig getäuscht hatte, gegen die deutschen Ritter verband. Wladislaw hatte die Tochter des Lithauers geheirathet, aber mehr noch als die Verwandtschaft trieb ihn die Eifersucht auf die Macht des Ordens in diesen blutigen Krieg. Er wurde mit aller Wuth eines Religionskrieges von Seiten der heidnischen Lithauer geführt, welche bis in die Mark
1326 Brandenburg verheerend, sengend und brennend hineinstürmten. Die Frevel der Heiden in den von ihnen verheerten christlichen Ländern riefen einen Kreuzzug hervor, an dessen Spitze sich der mächtige König von Böhmen, Johann aus der luxemburger Familie, stellte. Reichlich wurde den Polen und ihren heidnischen Verbündeten Mord und Verheerung vergolten, ja die Kreuzfahrer gaben auf diesem Rachezuge einen Beweis, daß sie an Raubgier und Mordsucht den Heiden keinesweges nachstånden. Das Gebiet der Polen litt hierbei nicht weniger als das ihrer Glaubensgenossen. Dies machte den Papst, weil er Polen begünstigte, und außerdem wegen der Verweigerung des Peterpfennigs zürnte, den Orden zum heftigen Feinde. Jo-
1331 hann XXII. sprach den Bannfluch über denselben aus, der jedoch sich wenig um den Zorn des Papstes kümmerte, sondern von Neuem mit dem König Johann gemeinschaftlich das Gebiet des Königs von Polen grausam verheerte, und nach manchem wachsenden Erfolge durch die Eroberung von Kujavien den Nachfolger Wladislaws, König Kasimir zu einem Frieden zwang, in welchem letzterer auf
1335 Pommerellen feierlich Verzicht leistete, und dasselbe auf die Weise, wie ehemals das kulmer Land geschenkt worden war, dem Orden überließ.

Siegreich dehnte der Orden seine Macht im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts noch über manches feindliche Gebiet aus, denn die Lithauer, wie tapfer sie auch kämpften, konnten doch auf die Länge den planmäßigen, wohlgeleiteten und tapfer ausgeführten Angriffen der Ordensritter nicht widerstehen; doch gegen das Ende
1377 des Jahrhunderts erhob sich als erster unter den Stammfürsten dieses kriegerischen Landes Jagello, ein gefährlicher Charakter, voll Schlauheit und Tücke, von der Vorsehung zum Rächer seiner Landsleute an dem Orden für so manche Gewaltthat erkoren.

Um diese Zeit entwickelte sich übrigens mit ungemeiner Regsamkeit das Leben der preußischen Städte, denn nun waren sie eng mit

der Hanse verbunden. Eifrig nahmen sie Theil an den Tagefahrten, und unterhielten im Interesse der gemeinsamen Sache den genauesten Zusammenhang mit ihren Verbündeten. Gern ließ sie der Orden gewähren, denn er sah ein, daß des Landes Kraft durch die Macht und den Reichthum der Städte mächtig anwüchse; ja selbst, als sie auf eigne Hand im Bunde mit der Hanse den König Waldemar bekriegten, that er nichts um sie zu hindern, sondern suchte sie vielmehr bei dem zürnenden Könige zu entschuldigen.

Während sich die Städte zu immer höherer Blüthe und Macht erhoben, nahte der Orden selbst dem Wendepunkt seiner Größe. Jagello, der unversöhnliche Feind des Ordens ward für ihn um so furchtbarer, als er durch die Hand der Tochter Ludwigs des Großen, Hedwig, und den Ruf des Volkes auf den polnischen Thron 1386
stieg; aber so mächtig war zu jener Zeit der Orden, daß er der mehr als verdoppelten Macht des ränkevollen Königs nicht nur eine Zeit lang trotzte, sondern sogar noch Samaiten unterwarf. Alle Empörungsversuche so wie Jagellos, oder wie er als Christ hieß, Wladislaws II. Ränke wurden mit glücklichem Erfolge niedergekämpft, und dennoch hatte der Orden noch so wenig seine Kräfte erschöpft, daß er die Neumark für eine Summe von mehr als hunderttausend ungarische Goldgulden erwerben konnte.

Die im Ganzen friedliche Herrschaft des Großmeisters Konrad von Jungningen kann man als das goldne Zeitalter des deutschen Ritterordens ansehen, denn jede Spur der früheren Verheerungen war verschwunden, das ganze Land mit blühenden Städten und Dörfern bedeckt. Aber der Wohlstand des Landes, die Macht, der Reichthum des Ordens wirkten nachtheilig auf Zucht und Sitte, durch die er so mächtig geworden war. Konnte das schwarze Kreuz auf dem weißen Mantel, welchen der junge Ritter mit demüthigem Kusse bei der Aufnahme aus des Priesters Hand empfing, auch alle sinnlichen Regungen des jugendlichen Gemüthes, alle Keime menschlicher Leidenschaften ersticken, und wirklich auch sein Leben der Tugend, der Entbehrung, der Aufopferung für seine Mitchristen weihen? Nur spärliche Kost, ein schlechtes Gewand, ein harter Strohsack nebst wollener Decke zum Lager wurden ihm für die höchsten Opfer des Lebens geboten. Schon am frühen Morgen, ja wohl mitten in der Nacht riefen die Glocken den Ritter von seinem ärm-

lichen Lager in die dämmernde Kirche, um sich mit frommen Gesange zu seinem heiligen Berufe zu stärken. Konnten so strenge Gesetze, denen wohl nie ganz gewissenhaft nachgelebt worden war, in den Zeiten des Ueberflusses noch einige Geltung haben, in Zeiten, wo die furchtbarste Sittenverderbniß selbst alle Convente, der von dem irdischen Leben so streng geschiedenen Klosterleute durchdrungen hatte? Nicht nur gab es in Marienburg unter den Augen des geistlichen Oberherrn ein öffentliches Freudenhaus, sondern Frauenraub und Entführung waren so gewöhnliche Verbrechen, daß der Orden ausdrücklich dagegen Gesetze verkündete, ja noch schlimmere, unnatürliche Verbrechen, wie leider nur zu häufig in den Conventen, nicht selten unter den deutschen Rittern vorkamen.

Dieser innere Verfall des Ordens, das Verschwinden des Heiligenscheines, der ihn lange umgab, wirkte nachtheilig auf seine Macht über die Bewohner von Preußen, deren Selbstgefühl natürlich durch die Zeiten des Friedens, wo man seines mächtigen Armes nicht bedurfte, nur noch erhöht wurde. Adel und Städte des Landes, wenn auch nicht als Landstände mit Stimmberechtigung anerkannt, hatten doch schon eine bedeutsame Stellung eingenommen;
1407 sie hatten es schon einmal gewagt dem Hochmeister die Entrichtung einer Abgabe zu verweigern. Sie waren hierin nicht dem Zwange, sondern nur den Bitten des sanftmüthigen Konrad von Jungningen, sich noch drei Jahre der Last zu unterziehen, gewichen. Der landsässige Adel betrachtete sich als eine besondere Körperschaft, ähnlich den Gilden und Zünften der Städte; zuweilen wurde er in dringenden Verhältnissen zur Mitbürgschaft für die Verträge des Ordens aufgefordert, jedenfalls aber war er für die Landesangelegenheiten, da er aus seiner Mitte Richter, Schöppen und Beisitzer des Landtages stellte, von hoher Bedeutsamkeit. Der Orden gab seine Zustimmung, daß sich aus der Mitte des Landesadels ein Verein, der Eidechsen-
1398 bund bildete, zu dem Zwecke, jedem Mitgliede mit „Leib und Gut in allen nothhaften und ehrlichen Sachen ohne Falschheit, Verrath und Arglist gegen jedermann mit Ausnahme der Landesherrschaft treu und ehrlich beizustehen.“ Doch freilich kommen solche Vereine des Adels und der Städte selbst ohne jene für die Obrigkeit schützende Klauseln in den deutschen Reichsländern an manchen Orten vor.

Mit dem Tode Konrads von Jungningen, den übrigens die Rit- 1407
terbrüder tadelten, weil er sich eher zum Vorsteher eines Klosters, 30. Mrz.
als zum Fürsten eines Ritterstaates geeignet habe, sank das Ansehen des Ordens mit schnellem Schritte von der glänzenden Höhe herab. Es wird erzählt, der Hochmeister habe auf seinem Sterbebett einige von den Gebietigern zu sich gerufen, und sie davor gewarnt, seinen Bruder, einen heftigen, kriegsdurstigen Mann zu wählen, vielleicht ein Märchen, welchem die bald darauf folgenden entsetzlichen Unfälle des Ordens später Glauben bereitet haben, denn der Krieg, der als Ursache alles Unheils gelten kann, der Krieg zwischen dem Orden und dem Könige von Polen, ward nicht durch Ulrich von Jungningen veranlaßt.

Anfangs herrschte ein anscheinend freundliches Verhältniß zwischen dem neuen Großmeister und dem Könige Wladislaw nebst seinem Bruder Witold, oder Alexander, welchem Jagello das Großfürstenthum Lithauen, jedoch mit Vorbehalt der Oberherrlichkeit bei seiner Thronbesteigung hatte abtreten müssen. Man suchte sich über alle bisher streitigen Punkte zu einigen, doch die Zusammenkunft der Machthaber führte nicht zur Ausgleichung derselben. Auch der Plan des Hochmeisters, Witold besonders zu gewinnen und sein Interesse von dem seines Bruders zu trennen, mißlang; denn beide beneideten den Orden um seine Größe, und waren wenigstens in dem Streben ihn zu vernichten vollkommen einträchtig. Auf ihre Anreizung empörten sich die Samaiten; sie hatten ihnen Hilfe versprochen, Witolds Botschafter hatte man sogar den Aufstand geschäftig verbreiten sehen. Da rüstete sich Ulrich gegen Lithauen, und erklärte, als der polnische Gesandte dies eine Feindseligkeit gegen seinen Herrn nannte, auch
König Wladislaw den Krieg. Raschheit konnte Vortheil gewähren, 1409
da beide Gegner nicht so schnell den Ausbruch des Kampfes erwartet, und sich daher nicht vollständig gerüstet hatten. Mit zahlreichen in Deutschland geworbenen Söldnerscharen drangen die Ordensfeldherrn in das Land von Dobrin ein, brachen die Burgen, und eroberten es. Auch das Gebiet des Herzogs Johann von Masovien, der stets mit dem Könige verbunden dem Orden feindselig gewesen war, wurde von den Ordenstruppen verheert; da sich diese aber mit der Belagerung der einzelnen Burgen aufhielten anstatt bis ins Herz des feindlichen Landes einzudringen, so gewann der Feind Zeit

sich zu rüsten. Mit ansehnlicher Streitmacht zog er nach Bromberg, welches nebst andern festen Städten in die Hände der Ritter gefallen war; hier traf er auf das Ordensheer. Noch kam es nicht zum entscheidenden Kampfe; Gesandte aus Böhmen verkündeten dem Hochmeister, daß ihr König den Streit vermitteln wollte, und Wladislaw schon die Vermittelung angenommen habe. Dies Anerbieten führte zu einem Waffenstillstand, welcher bis zum Johannisfeste des folgenden Jahres währen sollte; während der Zeit wollte man beiderseits die Beschwerden dem Könige Wenzel vorlegen, sich seinem schiedsrichterlichen Spruch fügen. Hiermit war es Wladislaw schwerlich ernst; nur Zeit wollte er zur besseren Kriegsrüstung gewinnen, denn auf sein gutes Recht konnte er sich schwerlich verlassen. Der königliche Spruch lautete, Wladislaw sollte dem Orden das Samaitenland zu ewigen Zeiten übergeben und abtreten, seinen Ansprüchen auf Dresen, das von jeher zur Neumark gehört, auf ewig entsagen, und sich den Titel eines Herzogs von Pommern nicht mehr anmaßen, der Orden dagegen das Land Dobrin nebst den übrigen Eroberungen dem König zurückstellen.

Was Wladislaw gewollt, war unterdessen geschehen. Nebst seinen sechzigtausend Polen folgten ihm zwei und vierzigtausend Litthauer und Russen, vierzigtausend Tartaren; außer diesen zogen noch die furchtbarste von allen seinen Streitmassen, ein und zwanzigtausend Söldner aus Deutschland herbei um unter seinen Fahnen zu fechten. Mit dieser für die damalige Zeiten unerhörten Kriegsmacht brach der König von Plock auf, und zog gegen die Drewenz. Auch der Hochmeister hatte sich zu dem schweren Kampfe mit Sorgfalt gerüstet, aber trotz aller Anstrengungen sein Heer nur auf drei und achtzigtausend Streiter gebracht; er baute auf die gerechte Sache und die höhere Kriegsgeschicklichkeit seiner Truppen. Außerdem hatte ihm der König von Ungarn seine ganze Macht zum Beistand angeboten, und so wenigstens für die Zukunft eine wichtige Verstärkung zugesichert. Pommerellen war dem tapfern Komthur von Schwez, Grafen Heinrich von Plauen, die Neumark einem andern wackern Ritter Michael Küchmeister von Sternberg zum Schutz anvertraut.

An den Ufern der Drewenz bei Tannenberg trafen beide Heere
1410 aufeinander; furchtbar wüthete die Schlacht, die Tartaren, die Li-
14. Juli. thauer und nach hartem Kampfe selbst die Polen wichen, schon lie-

ßen die Deutschen ihre Siegeshymnen erschallen. Jagello hatte, anfangs von Angst niedergedrückt, in der Ferne geweilt, jetzt kam er vergebens mit seinen Leibscharen herbei; die Anwesenheit des Fürsten, da er selbst zagte, konnte den sinkenden Muth seiner Treuen nicht beleben. Doch anders Witold. Er, welcher mit unermüdlichem Eifer sich den Sorgen des Oberfeldherrn unterzog, führte in diesem verhängnißvollen Augenblick die noch frischen Söldner ins Gefecht. Da wendete sich das Geschick des Tages; selbst die geschlagenen Lithauer und Polen sammelten sich und drangen mit erneutem Muthe vor. Bald wandte sich die Bedrängniß auf Seiten des Ordens. Der Hochmeister hatte alle seine Truppen der schnellen Entscheidung wegen in die Schlacht geführt; obgleich Sieger, waren sie in dem hartnäckigen Kampf ermattet, und mußten es jetzt mit frischen Truppen aufnehmen; feiger Verrath vollendete das Verderben, und so wendete sich der Sieg auf die Seite des Königs. Nach und nach sanken die tapfersten Ritter und Gebietiger in dem ungleichen Kampfe, den Ausschlag gab der Fall des Ordensmeisters selbst. Aufgelöst und zersprengt flohen die Scharen, welche das Blutbad noch überlebt hatten, und die Streitmacht des stolzen Ordens war vernichtet. So zerschmetterte ein Tag die Grundfesten eines Staats, welcher sich in beinahe zweihundert Jahren fast durch ununterbrochene Siege zu einer solchen Höhe emporgeschwungen hatte, daß alle benachbarten Könige mit Besorgniß auf ihn blickten, alle ihn gegen die Schläge des Schicksals gesichert hielten.

Die Großwürdenträger des Ordens waren mit dem Großmeister blutend in den Staub gesunken, die meisten Komthure, nebst ihnen sechshundert Ritterbrüder und vierzigtausend Kämpfer des Ordensheeres deckten das blutige Schlachtfeld; wenig nützte es dem Orden, daß der furchtbare Kampf seinem unritterlichen Gegner sechzigtausend Streiter gekostet hatte, neue Scharen strömten auf die Nachricht des so entscheidenden Sieges aus Lust nach Raub und Verheerung herbei, denn Preußen schien jedem Angreifer jetzt eine leicht zu erringende Beute. Auch öffneten sich fast ohne Widerstand dem alten Feinde des Landes die Thore der Burgen und Städte, um durch schleunige Huldigung den Zorn des neuen Herrn abzuwenden, aber immer war der Orden noch nicht vernichtet, so lange die Marienburg selbst der Macht der Feinde trotzte. Hierher war zwei Tage nach

der Schlacht der Komthur von Schwez, der tapfere Graf Heinrich von Plauen, zur Rettung des Ordens mit allem, was er an streitbarer Mannschaft hatte sammeln können, geeilt; eilig raffte er alle Vorräthe aus der Stadt und der Umgegend zur Versorgung der Burg zusammen, die Stadt selbst, damit dem Feinde nicht der Angriff auf die Burg erleichtert wurde, mußten die Bürger mit Hab und Gut räumen, die leeren Häuser den Flammen übergeben. Bald mehrte sich die Zahl der Vertheidiger der Burg durch Versprengte und Zuzug aus dem von den Polen noch unberührten Theile des Landes; mit Geschütz und Schießbedarf war die Burg reichlich versehen.

Nachdem Wladislaw vier Tage seinen Sieg ungenutzt gelassen hatte, rückte er gegen die Marienburg vor; er verkündete Gnade allen, welche ihm gutwillig huldigen würden, Tod und Verderben den Ungehorsamen. Da unterwarf sich alles, nur die Ordensburgen Schlochau, Schwez, Danzig, Rheden, Balza, Brandenburg und Königsberg hielten sich außer der Marienburg noch gegen die Wuth ihrer Bezwinger. Mit aller Macht wurde die Hauptordensburg belagert, doch mit der entschlossensten Tapferkeit vertheidigt; endlich beugte der Hunger die Kraft der muthigen Vertheidiger. Große Anerbietungen machte der tapfere Befehlshaber dem Könige, doch dieser verwarf sie, weil er in Kurzem alles zu besitzen wähnte. Bald genug traf den Uebermuth die gerechte Rache. Eine verheerende Ruhr begann unter den Belagerungstruppen zu wüthen, zu gleicher Zeit erscholl die Nachricht, daß endlich nach zehnwöchentlicher, entsetzlicher Noth die langersehnte Hilfe wirklich nahte. Von Ungarn her war der König Sigmund in Polen eingedrungen; bei Königsberg stand ein starkes Ordensheer unter der Führung des Landmarschalls von Livland, dem täglich die streitbaren Männer des östlichen Landes zuströmten, und starke Söldnerhaufen zogen aus der Neumark gegen die Polen heran. Diese unwillkommenen Nachrichten schreckten den König; schnell hob er die Belagerung auf und wich zurück, doch blieben alle Burgen im kulmer Lande von seinem Volke besetzt.

Kaum sah man sich von den wilden Feinden befreit, so schritt man zu einer neuen Hochmeisterwahl; sie fiel, was wohl nicht zu verwundern war, auf den hochherzigen Vertheidiger der Marienburg,

den Grafen Heinrich von Plauen. Der neue Oberherr des Ordens eilte die Burgen des kulmer Landes dem Feinde zu entreißen, hatte auch Stuhm und Marienwerder schon genommen, und wendete sich gegen Thorn, da bot ihm der König von Polen seinen Glückwunsch zu seiner Erhebung und den Antrag zu einem ehrenvollen Frieden. Der Friede von Thorn gab dem Orden alle Eroberungen 1411
in Preußen wieder, auch Samaiten sollte nach Jagellos und Vitolds Tode an ihn zurückfallen, doch die Macht, der Reichthum und der Glanz des Ordens, die Meinung von seiner Unüberwindlichkeit war dahin. Die Ordensburgen standen leer und ausgeplündert, beschädigt, ihres Wehrzeuges beraubt, es fehlte Geld für die Söldner, für die nothwendigsten Bedürfnisse, und dazu forderte der König von Polen hunderttausend Schock böhmische Groschen als Lösegeld für die Gefangeuen. In dieser Noth mußte der Hochmeister eine allgemeine Steuer auf das ganze Land legen, die um so drückender auf den Unterthanen lastete, als eine ungewöhnliche Theuerung aller Bodenerzeugnisse in diesem Jahre schon die Erhaltung des nackten Lebens erschwerte. So hart die Steuer jeden traf, ward sie doch geleistet, nur Danzig weigerte sich. Die stolze Stadt, damals in der höchsten Blüthe ihres Reichthums, kühn durch ihre Verbindung mit der mächtigen Hanse, hielt die Noth der Landesherrschaft für die beste Gelegenheit, sich von der unangenehmen Unterthanenpflicht zu lösen, doch zwang sie diesmal noch der Orden durch strenge Maßregeln zur Unterwerfung. Die Noth, welche nur eine natürliche Folge des unglücklichen Krieges war, wurde dem Hochmeister, weil er aus gerechtem Mißtrauen gegen die Versprechungen Jagellos seine Rüstungen noch nicht eingestellt hatte, ungerechter Weise allein zugeschrieben. Von allen Seiten hörte man Klagen über den harten Sinn des Oberherrn; des Ordens Gebietiger selbst, durch die stolze Selbständigkeit des Meisters verletzt, stimmten laut in die gemeinsamen Beschuldigungen ein, und gingen endlich so weit, daß sie ihn seines Amtes förmlich entsetzten. In wie kurzer Zeit waren die wich- 1413
tigen Dienste, durch welche er den sinkenden Staat vom Sturze gerettet hatte, in Vergessenheit gerathen!

Nicht die Vorsteher hatten die traurige Lage des Ordens verschuldet, dieser selbst war in seinem innersten Wesen gebrochen, das Band, welches bisher ihn mit dem Lande eng umschlungen hatte, ge-

lockert, ja fast ganz gelöst. Da rettete denn auch nicht mehr der sonst löbliche Gedanke eines freieren und innigeren Vereines zwischen Herrscher und Beherrschten. Man beschloß, der Hochmeister sollte künftig auf seiner Hofburg nebst den Ordensbrüdern zehn Männer aus dem Landesadel nebst zehn aus den fünf großen Städten Danzig, Elbing, Thorn, Kulm und Königsberg von dem Rathe und
1416 der Gemeine erwählten Abgeordneten zu den Berathungen über das gemeine Wohl, namentlich in Betreff der Steuern und Abgaben hinzuziehen; aber diese Bewilligung hob den Zwiespalt nicht auf, sondern machte ihn vielmehr noch lauter und offener, auch scheinen diese landständischen Berathungen nicht sogleich zur praktischen Ausübung gekommen zu sein. Ungern mochte der Orden seine Souverainität beschränken; erst als wiederholte Unglücksfälle in den Kriegen mit
1430 den Polen und Hussiten seine letzten Kräfte erschöpft hatten, verstand er sich dazu in eine regelmäßige ständische Vertretung zu willigen. Der große Landesrath, bestehend aus sechs Gebietigern des Ordens, sechs Gliedern der hohen Geistlichkeit, sechs der Landesritterschaft, und sechs aus der Bürgerschaft unter dem Vorsitz des Hochmeisters sollten sich jährlich einmal zur Berathung über das Wohl des Landes versammeln, ohne die Zustimmung dieses großen Rathes dem Lande keine Beschwerung auferlegt werden. Zugleich wurde jeder für seine Person unter die Obhut eines unparteiischen Gerichts gestellt. Aber weit entfernt Einigkeit wieder zurückzuführen, diente diese neue Einrichtung nur dazu den Bruch unheilbar zu machen. Vergebens bemühte sich der mildgesinnte Hochmeister Paul von Rußdorf die von Tag zu Tag immer willkührlicher schaltenden hohen Gebietiger zur Mäßigung und Nachgiebigkeit den Forderungen des Landes gegenüber zu bewegen, er selbst glaubte nach einer stürmischen Berathung in der Marienburg sich durch die Flucht vor Beleidigungen sichern zu müssen. Da faßten Land und Städte in Elbing den Beschluß in einen Bund wider Gewalt und Unrecht zum Schutz für Leib und Gut zusammen zu treten. Der Hochmeister Paul von Rußdorf nebst neun und dreißig Gebietigern wichen dem
1440 Zwange der Nothwendigkeit, und ertheilten dem Bunde ihre Bestätigung, die übrigen erklärten sich mit lauter Stimme gegen ihn, einige suchten sogar, jedoch ohne Erfolg, durch Gewaltthat an ein-

zelnen Mitgliedern desselben vom Widerstande gegen den Orden abzuschrecken.

Unter solchen Umständen mußte der Eidechsenbund, welcher schon seit langen Jahren zum Schutz des Landes gegen den Orden sich gebildet hatte, von ganz besonderer Wichtigkeit werden; immer geschäftiger ward er jetzt in seinen für die Landesherrschaft gefährlichen Umtrieben.

Dem preußischen Bunde, der die Tendenz des Eidechsenbundes durch die Theilnahme der Städte zur gemeinsamen des ganzen Landes gemacht hatte, gelang es schnell genug die Macht des Ordens vollständig zu untergraben. Es half nichts, daß die Hochmeister, ja selbst der päpstliche Stuhl ihn als der heiligen Kirche zuwider darzustellen und abzuschaffen suchten, die Mitglieder hielten in eben dem Maße um so fester zusammen, als sich ihre Gegner laut über sie erklärten. Mit kühnem Muthe erwiderte der Sprecher des Bundes, Herr Hans von Ziegenberg: „Unser Bund ist von dem Volke in den Städten mit dem Jawort der Höchsten von Geburt im Lande gesetzt, darum ist unser Bund im Rechte gemacht, und ein solches Recht kann man billig vollführen, erhalten und beschirmen. Wir aber dünken uns nicht schlechter zu sein als die schweizer Bauern. Vor allen haben wir Ritter ein Recht zu solchem Bunde, denn alle Ritterschaft ist gesetzt um zweierlei: Ungerechtigkeit auszutreiben und Rettung zu vollbringen. Darauf zielt auch unser Bund, darum ist er mit Recht gemacht.“ Lebhaft regte sich auch der Orden; er ließ kein Mittel unversucht um den Bund zu vernichten, oder wenigstens zu trennen, doch immer höher erhob er sein Haupt; in der Ueberzeugung von seinem guten Recht wandte er sich an den Kaiser, und schrieb unterdessen, um sich gegen jede Gewalt zu behaupten, eigenmächtig Steuern aus. Gegen seine Erwartung erkannte der Kaiser in der ihm vorgelegten Streitsache, daß der von der Ritterschaft und den Städten geschlossene Bund nicht billig gemacht und daher unkräftig und nichtig sei.

Dieser Spruch, fern den Muth der Verbündeten niederzuschlagen, trieb sie zu dem leidenschaftlichen Entschluß dem König Kasimir die Herrschaft über Preußen anzubieten. Der Sohn Jagellos stand natürlich nicht an der Bedrängten Schutzherr und König sein zu wollen, aber 1454
das Land wartete nicht einmal diesen Schutz ab, sondern dachte selbst auf Krieg gegen seine bisherigen Gebieter. Ueberall, namentlich in

den Städten, die zu jener Zeit so gern die Waffen ergriffen, wenn es sich darum handelte die Macht ihrer Herrn zu brechen, vor allen in Danzig war man geschäftig den Orden niederzudrückeu, was der reichen Stadt wohl gelang, denn von ihrem Gelde waren viele Söldner geworben. Bald blieben dem Orden im westlichen Preußen nur die Burgen von Konitz, Stuhm und Marienburg. Auch vor dieser wehten bald die Banner Danzigs an der Spitze von sechstausend Söldnern; zahlreiche Scharen von Polen und böhmischen Lanzknechten strömten herbei; die oberste Leitung der Belagerung führte der Stimmführer des Landes, der vom König Kasimir ernannte Gubernator Preußens Hans von Baisen. Die Belagerung versprach keinen großen Erfolg, denn die Verbündeten wurden zwieträchtig wegen der Geldbeisteuer, die Söldner murrten über die säumige Zahlung, es zeigte sich Mißtrauen zwischen ihnen und den Polen, ja einige aus ihrer Mitte gingen zum Orden über, doch hofften die Belagerer auf die Bewegungen des Hauptheeres. Mit vierzigtausend Mann zog der König Kasimir gegen Konitz, um durch die Eroberung dieser Feste den Rittern alle Hilfe aus Deutschland abzuschneiden. Nur achttausend Mann konnte ihnen der Orden aus seinen Leuten nebst mehrern edlen Kriegsgästen entgegenstellen, daher sahen die Polen so übermüthig auf die geringe Zahl ihrer Gegner, daß sie dieselben von ihren Fuhrleuten mit den Peitschen wegjagen lassen wollten, aber wie oft schon solcher Hochmuth durch tiefe Schmach bestraft
1454 wurde, so auch hier; bis zur Vernichtung geschlagen, ihres Lagers
17. Sbr. und Gepäckes beraubt entfloh das feindliche Heer von Konitz bis nach Nessau an der Weichsel. Zwei Tage nach der Schlacht hob der Gubernator von Preußen die Belagerung der Marienburg mit solcher Hast auf, daß er nicht einmal alles Geschütz mit sich nahm.

Zwar hatten die Waffen des Ordens noch einmal gesiegt, aber seine Sache stand darum noch nicht besser, denn die Geldnoth stieg täglich höher, und ohne Hilfe der Söldner war jeder fernere Widerstand bei dem Abfall der Preußen unmöglich; daher sah er sich zu dem traurigen und entehrenden Schritte gezwungen durch eine feierlich ausgestellte Urkunde den Hauptleuten alle Schlösser, Städte, Länder und Güter in Preußen zu verschreiben, wenn er sie nicht bis zur Fastnacht des folgenden Jahres bezahlt hätte. Die einzige Hoffnung des Ordens bestand darin, daß auch seine Gegner, die

Eidverbündeten wegen ihrer Uneinigkeit durch einen fast gleichen Mangel an Mitteln gedrückt wurden. Nicht wenige wendeten sich von der Sache des Bundes ab, namentlich im östlichen Theil des 1455
Landes, wo Königsberg durch seine Neigung für den alten rechtmäßigen Herrn mit einem rühmlichen Beispiel voranschritt. Doch im Westen ging die Macht des Ordens ihrem Grabe entgegen. Obwohl der Kaiser ungern ein so wichtiges deutsches Land dem Könige von Polen hingab, so war er doch viel zu matt und ohnmächtig um etwas Wesentliches für den Orden zu thun. Er beschränkte sich damit, den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg als Friedensvermittler zum Könige zu senden, doch blieb diese Sendung ohne Erfolg. Dagegen machte König Kasimir den immer noch unbezahlten Söldnern so große Anerbietungen, daß sie endlich auf den ehrlosen Handel eingingen. Noch einmal, wiewohl nur auf kurze Zeit, ward dem Orden der Kern seiner Macht erhalten, indem viele deutsche Fürsten die Soldtruppenführer durch ernste Abmahnungsschreiben von der wirklichen Ausführung eines so entehrenden Schrittes abzuhalten suchten; noch einmal ließen sie sich durch das Versprechen von Geldsendungen aus Livland zu einigem Aufschub bewegen, aber ein Jahr später geschah das schmähliche dennoch, das **Ordenshaupthaus und alle andere von den Söldnern besetzten Burgen und Städte** wurden von ihnen an den König Kasimir für 436,000 Gulden verkauft. Vergebens suchten einige Gebietiger, 1456
namentlich der tapfere Heinrich Reuß von Plauen durch heldenmüthige Anstrengungen eine bessere Wendung des Geschicks hervorzurufen, es war nicht mehr möglich den Sturz des Ordens aufzuhalten; König Kasimir nahte sich mit einem Heere der verrathenen 1457
Marienburg, und hielt bald darauf seinen feierlichen Einzug. 6. Jan.

Noch neun Jahre währte hiernach der blutige Krieg; noch konnte der Orden seine ehemalige Größe nicht vergessen, als aber seine letzten Besitzungen in Pommerellen, Mewe, Stargardt und Konitz dahin waren, da ließ er sich endlich durch Vermittelung des päpstlichen Gesandten zu dem nachtheiligen Frieden von **Thorn** be- 1466 16.
wegen. Der Orden verzichtete auf Pommerellen, Kulm, Michelau, Okt.
Marienburg, Elbing, Christburg und Stuhm nebst ihren Gebieten und dem Oberlehnsrecht über das Bisthum Ermland; dagegen behielt er Ostpreußen und Pomesanien, doch nur als Lehn der

Krone Polen; der Hochmeister ward polnischer Reichsfürst, demnach verpflichtet, spätestens sechs Monate nach seiner Wahl dem Könige von Polen den Huldigungseid zu leisten, und ohne seine Einwilligung keinen Krieg gegen christliche Fürsten zu unternehmen. Preußen und Polen sollten von nun an ein Geschlecht, ein Volk bilden, die Ordensglieder zur Hälfte aus eingeborenen Polen, und aus dieser zur Hälfte die Gebietiger bestehen, wogegen der König von Polen versprach die ihm von dem Hochmeister vorgeschlagenen Ordensgebietiger in seinen Reichsrath aufzunehmen. Von diesem Augenblick an hatte der Orden aufgehört ein deutscher Orden zu sein; der bisherige nur schwach mit dem deutschen Reiche verknüpfte Staat war ein Lehn von Polen geworden, verpflichtet zur Huldigung und zum Kriegsdienst, dereinst einmal zum Rückfall an das slavische Reich, dem es doch eigentlich nie entsprossen, noch im Innern zugewandt gewesen war, ausersehen. Man könnte darüber trauern, wenn man sich den Orden der Idee seiner Stiftung gemäß mit ächt ritterlicher Hoheit im Dienst der heiligen Jungfrau als Schützer des Christenthums, der Wahrheit des Lichts vorstellt; aber dies war er, wenn er es je gewesen, wenigstens in der letzten Zeit nicht mehr; von dem Augenblick an, wo der Kampf um die höchste Idee, die Religion, aus der er entsprang, seine Kraft nicht mehr leitete, von dem Augenblick an mußte er seinem innern Wesen nach zerfallen, und mit dieser innern Nothwendigkeit des Verfalls sich auch seinen äußern Sturz bereiten. Eine Oligarchie wie die eines Rittermönchvereins hatte von nun an gar keine innere Nothwendigkeit des Bestehens mehr, es war durch ihn und mit ihm jede Möglichkeit einer weitern Entwickelung undenkbar, so daß die mündig gewordenen Unterthanen natürlich die ganz erstorbene Form der Herrschaft von sich abwerfen mußten. Adel und Vollbürger repräsentirten von nun an das preußische Volk, sie nahmen an sich, was ihnen der Entwickelung der Zeit nach gebührte. Wir dürfen daher dasselbe ebensowenig beklagen, wenn wir die allerdings ehrwürdige Erscheinung des deutschen Ritterordens in Preußen absterben sehen, als die Menschheit, daß dem Ritterthum überhaupt, nachdem seine ideale Richtung dahin war, der Untergang durch weit minder poetische Richtungen des praktischen Lebens bereitet werden mußte.

Noch länger als ein halbes Jahrhundert schalteten Hochmeister über den geschwächten, zu Boden getretenen Orden; vergebens bemühten sich einige statt des Königs von Polen wenigstens den deutschen Kaiser zum Herrn zu erhalten, sie konnten die Herrschaft ihrer damals noch starken Lehnsherrn nicht abschütteln. Aber schwer büßten die Ueberwinder ihren Sieg. Derselbe Krieg, der Preußen die polnische Lehnsherrlichkeit auferlegte, schuf in Polen die Einrichtung einer Landes- oder vielmehr Adels-Vertretung durch die Landboten, gab bei den durch den Krieg immer steigenden Bedürfnissen der Krone den König in die Willkührgewalt dieser dem Gemeinwohle feindlichen Aristokratie, und stürzte das Volk in das entsetzliche Geschick seine politische Selbständigkeit zu verlieren.

Dagegen war dem besiegten Preußen eine frohe Zukunft vorbehalten, denn aus der Asche des Ordens erhob sich der Keim zu einem mächtigen Staate. Zwar blieb Albrecht von Brandenburg, nachdem er vom König Sigismund I. das Ordensgebiet als 1525
weltliches Herzogthum zu Lehen genommen hatte, ein polnischer Vasall, doch ward eben dadurch der Anfall des Landes an das Kurhaus, die Vereinigung mit einem Staate vorbereitet, welcher dereinst als eine der Großmächte Europas zu glänzen bestimmt war.

Georg Wilhelm. 1619—1640.

Es begann jetzt eine traurige Zeit für den brandenburgischen Staat, eine Zeit des Elends und der Erniedrigung, doch freilich theilt er alle diese Uebel fast mit dem ganzen Deutschland, indem sie als unausweichbare Folgen der damaligen politischen Verhältnisse erscheinen. Sehr häufig hat man dem Fürsten, noch öfter seinem Minister die Schuld des grenzenlosen Unglücks beigemessen, beides gewiß mit großem Unrecht, denn zu keiner andern Zeit hätte wohl die Schwäche Georg Wilhelms, noch, wenn man daran glauben will, die verrätherische Hinneigung Schwarzenbergs zu den Interessen der Feinde Brandenburgs, eine so traurige Wendung hervorgerufen, wogegen sich anderseits kaum behaupten läßt, daß selbst die kraftvollste Regierung den Uebeln, welche über das Land hereinbrachen, ganz hätte vorbeugen können. Brandenburg war durch seine Lage übler als irgend ein Staat in Deutschland daran. Im fernen Westen die clevischen Besitzungen gegen die Interessen des pfälzischen Hauses,

die Spanier und den Kaiser zu vertheidigen, sich im Besitz Preußens zwischen den um die Herrschaft im Norden streitenden Mächten, Schweden und Polen, zu behaupten, den Anfall Pommers zu sichern, Brandenburg in der Mitte der von allen Seiten her Krieg führenden Parteien zu schützen, war eine Aufgabe, welche bei den unzureichenden Mitteln selbst der vollendeteste Politiker schwer gelöst hätte. Wenn man erwägt, wie gering die Kriegsmacht Johann Sigismunds, wie beschränkt seine Geldmittel waren, so wird man begreiflich finden, daß sein Nachfolger einen so furchtbaren Krieg, wo es sich um die ganze Existenz handelte, so viel als möglich durch Neutralität zu vermeiden suchte; hatte diese doch Joachim II. unter ähnlichen Verhältnissen vor großem Schaden bewahrt, ohne daß er durch ein ehrfurchtgebietendes Heer die Gegner des protestantischen Glaubens dazu zwang. Man wird den großen Kurfürsten als Gegenbeweis anführen; aber einerseits war Friedrich Wilhelm ein Fürst von selten hoher Kraft und Begabtheit, und dann dürfen wir uns auch nicht verhelen, daß zu seiner Zeit der fast dreißigjährige Kampf die Leidenschaften abgekühlt, die Kräfte erschöpft, die Siegeshoffnungen gemindert, die Sehnsucht nach Frieden allgemein gemacht hatte; daß endlich in den Völkern das Bewußtsein erwacht war, es gäbe noch etwas Schlimmeres als Geldopfer zum Unterhalt eines stehenden Heeres, und Nachgiebigkeit in ihren dem Landesherrn die Hände bindenden Privilegien, nämlich das mit Schande und Schmach verbundene Elend, von Fremden beraubt und zu Boden getreten zu werden. Da konnte eher schon ein kräftiger Character, durch die vieljährige böse Erfahrung belehrt und unterstützt, eine wirksamere Politik ergreifen. Bei allem dem bleibt es gewiß, daß Georg Wilhelm ein schwacher, höchst mittelmäßig begabter Fürst war, dessen Trägheit und Characterlosigkeit manches Unheil sehr vergrößert haben, in welches damals die brandenburgischen Länder durch die Zeitverhältnisse gestürzt wurden.

Georg Wilhelm war 1595 geboren. Er genoß eine sorgfältige Erziehung, und ward schon früh, wie wir aus der Regierungsgeschichte seines Vaters wissen, in das große politische Treiben der damaligen Zeit eingeführt, indem man ihn in seinem achtzehnten Jahre
1613 als Statthalter in die clevischen Länder schickte. Hier ward mit ihm der Graf von Schwarzenberg bekannt; er war der Sohn eines

kaiserlichen Feldherrn, anfangs selbst in kaiserlichem Kriegsdienste, später Rath des Herzogs von Jülich, und als Landstand an das Interesse des Herzogthums gebunden [1]). Anerkannt war Schwarzenberg ein Mann von großen Talenten, und da er sich von Anfang an für Brandenburg verwandte, so ward er schon von Johann Sigismund zum Oberkammerherrn und kurfürstlichen Geheimrath er- 1610
nannt, und ihm bei dieser Gelegenheit Entschädigung versprochen, wenn der Pfalzgraf von Neuburg ihm aus Mißfallen über die Annahme dieser Dienste die Verwaltung der Aemter Jülich und Düren entziehen sollte. Georg Wilhelm schätzte die Dienste, welche Schwarzenberg hier der brandenburgischen Sache geleistet hatte, so hoch, daß er ihm nicht genug Dankbarkeit, nicht genug Vertrauen dafür erweisen zu können glaubte; deswegen, und weil der Graf durch die Spanier vielen Verlust an seinen Gütern im Clevischen erlitten hatte, schlug er ihn auch zum Heermeister des Johanniterordens vor. Bald war Schwarzenberg nicht mehr auf die Verwaltung am Rhein beschränkt, sondern stand an der Spitze der ganzen Regierung, indem sein Herr das unbedingteste Vertrauen auf seine Talente und seine Redlichkeit setzte. Lange Zeit ist dieser Minister als der schwärzeste Verräther an seinem Fürsten und an den Interessen Brandenburgs geschildert worden [2]); man hat ihn beschuldigt, er habe den Fürsten nebst seinem Lande an Oestreich verkauft, dem Kurprinzen nach dem Leben gestellt, ja selbst nach dem Kurhute gestrebt. Kein Wunder ist es, daß ein großer Theil der Zeitgenossen, daß mit ihnen die Nachwelt so über diesen Mann geurtheilt hat, der, selbst katholisch, das Bündniß mit der katholischen Partei auf das Angelegentlichste empfahl, für dessen Genesung der Kaiser fromme Gelübde ablegte. Wer die politischen Verhältnisse jener Zeit allein von dem Standpunkte aus betrachtet, daß er in dem Kaiser den entschiedenen Gegner aller protestantischen Staaten, in jedem Feinde des Kaisers für die Interessen derselben einen treuen Helfer und Beschützer sieht, wird die Politik, welche Brandenburg zur Anhänglichkeit an Ferdinand III. mahnte, stets als einen Verrath ansehen müssen. Aber er-

1) v. Orlich, Gesch. des preuß. Staats im siebzehnten Jahrh. u. s. w.

2) Cosmar, Beiträge zur Untersuchung der gegen den brand. Geheimen-Rath Grafen von Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen.

wägt man, daß Georg Wilhelm durch Preußen an Polen, durch die clevischen Länder wegen der Belehnung an den Kaiser geknüpft war, wie kann man es ihm unbedingt zum Verbrechen machen, wenn er sich nicht der pfälzischen, dänischen, schwedischen Partei oder der Union anschloß. Nahm doch der König Gustav Adolph ohne Weiteres Pillau ein, und schaltete in dem brandenburgischen Preußen wie in einem eroberten Lande, während die Dänen fast ärger wie erklärte Feinde an den Grenzen des Kurfürstenthums hauseten. Daher kann man bei unbefangenem Urtheil schwerlich als Verrath ansehen, daß Schwarzenberg den Ständen von einem Bündniß mit Dä-
1626 nemark und Schweden abrieth. „Was die Dänen betreffe," sagt er
31. Juli in dem Bericht an dieselben, „so scheine es schimpflich den Bund desjenigen zu suchen, der so vielen Schaden gethan, und es noch ärger machen würde, wenn er erst die Direction erhalte; von seinen Feinden hart gedrägt, könnte er leicht Frieden machen (was auch später eintraf), und den Kurfürsten Preis geben. Auch sei er zu fern; ehe er bei Gefahren zur Rettung herbeikäme, könne alles geschehen sein. Es würde Acht vom Kaiser erfolgen, und der Kurfürst um Land und Leute, das Volk um seinen angebornen Erbherrn kommen. Durch Verbindung mit Dänemark mache man sich auch die Polen zu Feinden; das zur Defensive des Landes geworbene Kriegsvolk sei viel zu wenig, und Niemand wolle es bezahlen. Der König gebe zwar vor, er wolle Religion und Freiheit beschützen, aber seit dreiviertel Jahren habe man noch keinen Nutzen davon gesehen. Schlüge sich aber der Kurfürst zum Kaiser, doch mit Freiheit der Religion und des Gewissens, so würde man nicht ohne Rath und Hilfe sein. Seine Vorfahren hätten sich immer an das Haus Oestreich gehalten, und wären dadurch in Aufnahme gekommen. Es gehe denen wohl, die S. K. M. partes favirten, dürften sich vor keiner Acht fürchten; in den jülichschen Angelegenheiten und wegen Preußen wären gute Commoditäten zu erwarten, weil der Kaiser bei Polen viel vermöge, das wegen des Einfalls der Schweden in Preußen erbittert sei. Das Bündniß mit den Staaten habe seit etlichen Jahren keinen Nutzen, sondern nur Ereignisse bewirkt, und nur, wenn der Kaiser es treu meine, werde man zum ruhigen Besitz kommen." So viel vorläufig zur richtigen Beurtheilung der Politik Schwarzenbergs unter den damaligen Verhältnissen.

Im Anfang des Jahres 1620 begleitete Schwarzenberg den Kur-
fürsten nach Preußen. Hier hatten sich für letzteren Schwierigkeiten
erhoben, indem die verwittwete Kurfürstin, Herzog Albert Friedrichs
Tochter, ihren jüngern Sohn Joachim Sigmund zum Besitze Preu-
ßens verhelfen wollte. Der Plan scheiterte jedoch und in dem fol-
genden Jahre empfing Georg Wilhelm in Warschau die feierliche
Belehnung. 1621

Unterdessen war seine Stellung zum Kaiser durch seine Verwandt- 18. Aug.
schaft mit Friedrich V. von der Pfalz, dessen Schwester seit 1616
mit ihm vermält war, ziemlich schwierig geworden. Nachdem Fried-
rich trotz vielfältiger Warnung den ihn von den Böhmen angebote- 1619
nen Thron angenommen hatte, sah er gegen sich den Erzherzog 27. Aug.
Ferdinand, welcher um dieselbe Zeit zum Kaiser erwählt wurde, 28.
und den Herzog Maximilian von Baiern an der Spitze der Liga. Aug.
Beide wurden durch päpstliche, spanische und lothringische Hilfe un-
terstützt; ja sogar Frankreich, welches die Uebermacht Oestreichs nicht
mehr fürchten zu dürfen glaubte, hatte dem Kaiser Unterstützung zu-
gesagt, während Jacob von England seinen Schwiegersohn fast ohne
Beistand ließ, die Union sich auflöste, und Sachsen eine fast feind-
liche Stellung gegen den reformirten König der Böhmen annahm.
Nicht Schwarzenberg allein, sondern das ganze Geheimrathscolle-
gium erklärte sich gegen die Unterstützung Friedrichs, da unter den
obwaltenden Umständen kein Erfolg für sein Unternehmen zu hoffen
sei. Die Schlacht auf dem weißen Berge bestätigte nur zu bald die 1620
Richtigkeit dieses Urtheils. Jetzt suchte Friedrichs Gemalin, bald auch 8. Nbr.
der flüchtige König selbst Zuflucht bei dem Schwager; sie wurden von
den Räthen, denn der Kurfürst selbst befand sich damals in Preu-
ßen, sehr ungern aufgenommen, und ihnen, da die Königin wegen
ihrer schon sehr vorgerückten Schwangerschaft nicht weiter reisen
konnte, in Küstrin, später in dem Schlosse zu Berlin ein Aufenthalt
angewiesen. Nicht nur über die Kosten der Unterhaltung erhob man
brandenburgischer Seits schwere Klagen, sondern man fürchtete auch
die Mißbilligung des Kaisers, welche dieser bald sehr nachdrück-
lich gegen den Kurfürsten äußerte. Der unglückliche König verließ
daher bald seinen Zufluchtsort, und begab sich später nach Holland,
wohin ihm seine Gemalin folgte. Ein furchtbares Blutgericht ward 1621
über die vornehmsten Urheber seiner Wahl gehalten, ihn selbst nebst 22. Jan.

seinen Anhängern, unter andern den Oheim des Kurfürsten, Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, traf die ungesetzlich ausgesprochene Acht des erzürnten Kaisers.

Während diese Familienverhältnisse Georg Wilhelm in unangenehme Berührungen mit dem Kaiser setzten, brachte ihn die Vermä-
1620 lung seiner älteren Schwester mit König Gustav Adolph von Schwe-
25. Nbr. den in eine Spannung mit Polen, weil Schweden seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in stetem Kriege mit diesem Lande lag, und der junge König bald nach der damals vollzogenen Vermälung in Livland einfiel. Es nutzte dem Kurfürsten wenig, daß Verlobung und Vermälung ganz gegen seinen Willen, unter der Begünstigung seiner Mutter, durch die raschen Schritte Gustav Adolphs fast erzwungen wurden, man hielt ihn dennoch für schuldig. Nicht weniger fühlten sich einige Jahre später der König von Polen und der Kaiser verletzt, als Georg Wilhelm seine jüngere Schwester Katharina mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, einem Freunde der Türken und Mitbewerber um die Krone Ungarns,
1626 vermälte.

Unterdessen hatte der Kaiser vollkommen über Friedrich von der Pfalz und seine ritterlichen Vertheidiger triumphirt. Als Siegesbeute trug Herzog Maximilian von Baiern, ohne dessen Beistand Ferdinand schwerlich sein Ziel erreicht hätte, die Oberpfalz und die Kurwürde des unglücklichen Opfers eines ohnmächtigen Ehrgeizes davon. Vergebens suchte jetzt der Kurfürst von Sachsen die nothwendigen Folgen seiner engherzigen und kurzsichtigen Politik zu hem-
1623 men, er ward auf einem Kurfürstentage überstimmt; auch Georg
Jan. Wilhelms Widerspruch half nichts, ja selbst seine wohlbegründete Protestation gegen die Einziehung Jägerndorfs blieb unberücksichtigt. Mit Recht bestritt er die Gültigkeit dieser Einziehung, da der Kurfürst Joachim Friedrich das durch Kauf an das markgräfliche Haus gelangte Herzogthum nur zur Abfindung seinem jüngern Sohne Johann Georg und dessen männlichen Nachkommen mit Vorbehalt des Rückfalls an die Kurlinie übergeben hatte; aber trotz aller Klagen wurde der Graf Karl von Lichtenstein mit Jägerndorf förmlich belehnt.

Wenn Georg Wilhelm wähnte, durch Nachgiebigkeit und Fernhalten von entschiedenen Schritten alle Parteien zu befriedigen, so

irrte er gänzlich, denn keine Zeit war weniger als die des dreißigjährigen Krieges zur Neutralität geeignet, namentlich nicht für Brandenburg, welches so unglücklich zwischen die kriegführenden Mächte geworfen war, daß es mit der Neutralität durchaus auf allen Seiten anstoßen mußte. Wie traurig sich dies für das Land schon in den ersten Jahren des Krieges erwies, erfahren wir aus einem vertraulichen Schreiben Schwarzenbergs an den Kanzler Pruckmann: 1626
„Der Kurfürst," heißt es darin, „sei bei ihm gewesen, und habe 22. Juli
sehr traurig gesagt: Wenn dies Wesen lange dauert, so muß ich gar infirm werden; denn ich gräme mich sehr, daß mir meine Lande also verderben, und ich so geringe geachtet und verhönt werde, und habe keinen, der mir rathen will, was ich thun und vor Resolution nehmen könne. Meine Räthe sollten es billig thun, auch habe ich oft deliberiren lassen, aber es ist nichts geschlossen, als, daß ich bin zur Geduld verwiesen und der Besserung getröstet worden. Sonderlich hat man eine große Hoffnung von den Schweden gemacht, und nimmt mir jetzt Pillau; und das solle Freundschaft sein und die gemeine Sache befördern heißen! Was helfen mir Freunde, wenn sie mir das thun, was ich von meinen ärgsten Feinden erwarten sollte. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich soll alle meine Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt verlieren. Sitze ich so stille, und sehe meinem Unglücke so zu, was wird man von mir sagen? Hingegen, da ich mich noch wehre, und thue, was ich kann, so habe ich doch nicht solchen Schimpf, und glaube nicht, daß der Kaiser es mit mir werde ärger machen, als dieser. Und weil er bis Dato gegen mich nichts gethan, so muß ich doch dann Gnade und alles Gute hoffen, wenn ich mich zu ihm schlage, so gut ich könnte, dem Kaiser helfen und seines Schutzes begehren würde. Mit allen Räthen sollte ich billig reden, aber sie sind so sehr auf deren Seite, die mich despotisiren, und aufs äußerste ruiniren, daß ich darüber mehr erzürnt und betrübt, als getröstet, und zu einer Resolution schlüssig werden könnte. Als z. B. ich weiß, daß der von Knesebeck noch gestern an der Tafel die Einnahme von Pillau entschuldigt und gemeint habe, es würde mir zu hohem Lobe gereichen, da ich dies alles über mich ergehen ließe und leiden würde, welches vielen Beisitzenden höhnisch vorkommen, und über diese neue Art des Lobes sich nicht wenig verwunderten. Hiobs Geduld werde geprie-

sen, weil er von Gott heimgesucht; die sich aber von Menschen veriren, braviren und mit Stillsitzen das Ihrige nehmen lassen, die wird kein Historienschreiber loben können. Alle Welt müßte mich für eine feige Memme halten, da ich so ganz stille sitzen sollte. Besser mit Ehren gestorben, als mit Schande gelebt. Ich habe nur einen Sohn; bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst, da ich mich beim Kaiser halten werde. Also sehe ich nichts anders, als ich werde mich zum Kaiser schlagen müssen, in der Zeit, da ich noch etwas habe. Denn je länger es ansteht, je mehr Dänemark und Schweden um sich greifen, und wenn ich dann alles quitt bin, und sie meine Lande in ihrer Gewalt haben werden, was soll ich dann thun?"

Hier hören wir Georg Wilhelm seine eigene Ansicht entwickeln, wenn sie nicht etwa ein Spiegel der Politik des Vertrauten war, denn überhaupt scheint Schwarzenberg um diese Zeit einen überwiegenden Einfluß auf seinen Herrn gewonnen zu haben. Die Richtachtung, welche Gustav Adolph allerdings gegen seinen Schwager an den Tag legte, machte natürlich letzterem die eifrig schwedischgesinnten Räthe verdächtig. So äußert sich einer der vornehmsten, von dem selbst Schwarzenberg mit Achtung spricht, Levin von Knesebeck, in einem Schreiben folgendermaßen an seinen Herrn: „Ich habe mir nun von einiger Zeit her bedenken lassen, daß ich nicht mehr bei E. K. D. dieselbe gnädigste Affection und dasselbe Vertrauen vermerken könne; denn wenn ich mit E. K. D. also reden darf, dünket mich, daß ichs ansehe E. K. D. Gesicht; und daß es nicht ist gegen mich wie vor der Zeit. Ferner haben der Herr Heermeister mir deutlich zu verstehen gegeben, daß die ganze Welt sage, ich wäre gut schwedisch."

1627 25. April

Dies konnte also damals schon als ein Vorwurf gelten, gegen den sich Knesebeck durch die Erwiederung wahrt, seine Politik sei stets dahin gerichtet gewesen zu verhüten, daß die kurfürstlichen Staaten nicht ganz in einer Partei Hände, sie heiße nun „kaiserisch oder königisch," gerathen. Aber freilich war die Art, wie Gustav Adolph in Preußen auftrat, nicht sehr freundschaftlich, denn, wenn es auch die Nothwendigkeit entschuldigen konnte, daß er sich der Festung Pillau, weil sie ihm bei seiner Unternehmung gegen Polen höchst gefährlich im Rücken lag, sogleich bemächtigte, so war doch

die Beschlagnahme der Zölle in dieser Stadt ein rücksichtsloses Verfahren gegen den Landesherrn, zumal da dieser sein Schwager war.

Nun forderte, um die Verlegenheit Georg Wilhelms auf den Gipfel zu treiben, auch der König Sigismund Hilfstruppen gegen die Schweden; der Kurfürst sah sich daher gezwungen, zu diesem Zweck einen Landtag zu berufen. Anfangs erklärten sich die Stände neutral, als aber Gustav Adolph neue Truppen heranzog, versprachen sie 20,000 Mann aufzubringen und die Grenzen zu vertheidigen. Gustav Adolphs energisches Verfahren wies den Kurfürsten bald wieder in seine Neutralität zurück. Der König hielt Schwarzenberg, und nicht mit Unrecht, für den Urheber der neuen Richtung in der brandenburgischen Politik. Von seinem Standpunkt aus, als Feind Polens und des Katholicismus, mußte er natürlich dieselbe von Grund aus verdammen, und so erklärte er in seiner derben Sprache den preußischen Abgeordneten: „Man solle den Kurfürsten vor dem Grafen warnen, denn der verkaufe dessen Gewissen dem Kaiser und dem Könige von Polen, und heuchle mit den Papisten; er mache dem Kurfürsten bei dem Kaiser und den Königen von Polen und Dänemark u. s. w. und bei seinen eignen Unterthanen ein böses Gerücht. Die Preußen sollten deshalb den Grafen fenestriren oder ihm den Hals entzwei schlagen." Als Georg Wilhelm seinen Minister durch den Burggrafen von Dohna bei dem Könige entschuldigen ließ, antwortete dieser: „Was er von dem Grafen geredet, sei wahr. Könnte er mit seinem Schwager selbst sprechen, so wolle er ihm alles nach der Ordnung erzählen, was Schwarzenberg gethan, wie er ihn um Jülich und Cleve gebracht, und auch um das Herzogthum Preußen bringen werde."

Während Georg Wilhelm hier in eine so verhängnißvolle Stellung zwischen zwei mächtigen, kriegführenden Monarchen gerieth, waren die Protestanten unter den Streichen der Heere des Kaisers und der Liga vollkommen erlegen. Graf Mansfeld hatte sich nach 1626
der Schlacht an der dessauer Elbbrücke in eiliger Flucht vor Wal- 6. Mai
lenstein zurückgezogen, König Christian war bei Lutter am Barenberge von Tilly in einer entscheidenden Schlacht geschlagen worden; 27.
ersterer starb nach fruchtlosem Versuch, den Fürsten von Siebenbür- Aug.
gen, Bethlen Gabor, zu nachdrücklicherem Kampfe gegen Oestreich
zu bewegen, bei Zara in Dalmatien, letzterer suchte sich inner- 30. Nbr.

halb der Grenzen seines Staates vor den siegreichen Gegnern zu schützen.

Bis hieher hatte die Liga mit ihrer Streitmacht und ihrem siegreichen Feldherrn die Hauptrolle in diesem großen Drama gespielt; von nun an trat Albrecht von Wallenstein in den Vordergrund. Soldat der Fortuna, wie Mansfeld, hatte er dessen System, ein Heer aus nichts zu schaffen und zu erhalten, in großartigem Sinne ausgebildet. Gemäß seinem berühmten Wort: „Nicht 20,000, aber wohl 50,000 Mann kann ich erhalten,“ stand er an der Spitze eines furchtbaren Heeres, und hatte, frei von jeder kümmerlichen Sorge für den Unterhalt desselben, noch außerdem königliche Schätze für sich aus der Kriegsbeute errungen; aber Freund sowohl als Feind mußte die Last dieses Heeres tragen, dessen Feldherr mit despotischer Gewalt über die Hilfsquellen eines jeglichen Territoriums, wo er immer weilte, gebot. So von allen unabhängig, war er ein von Freund und Feind gleich gefürchteter Kriegsfürst. Von der Verfolgung Mansfelds zurückgekehrt, zogen seine Truppen gegen die Küsten der Ostsee. Die brandenburgischen Länder befanden sich in einem vollkommen schutzlosen Zustande. Es waren zwar einige Festungen vorhanden, aber es fehlte an Munition, Besatzung, kurz an allem, was zur Vertheidigung nöthig war, die Unterthanen weigerten sich zu solchen Zwecken zu steuern, denn es fehlte an Vertrauen auf die Regierung, besonders an Gemeingeist. Wenn die Gefahr für den Augenblick verschwunden war, so glaubte man für immer befreit zu sein, und widersetzte sich jeder Zumuthung eines Opfers. Als die mansfeldischen Truppen und die Dänen von den Kaiserlichen aus Brandenburg vertrieben worden waren, hatte General Tilly den Kurfürsten aufgefordert, die Pässe seines Landes zu besetzen, weil er es sonst seiner Sicherheit wegen selbst thun müsse. Dies war um so nöthiger, da es mit der Mannszucht in dem ligistischen Heere sehr übel stand; ja man war nicht sicher vor Meuterei, daß einzelne Regimenter sich gegen den Willen der höheren Offiziere irgend einer der Festungen bemächtigten und mit Gewalt darin behaupteten. Trotz der immer zunehmenden Gefahr waren die Märker zu keiner Anstrengung zu bringen; sie mußten daher den Druck doppelt empfinden, als Wallenstein mit seinen Schaaren in dem Lande waltete. Es ist bekannt, wie wenig Ferdinand über seinen Generalissimus vermochte, daher half denn auch alle Ver-

wendung gegen ihn an dem kaiserlichen Hofe sehr wenig. Dessenungeachtet versuchte Georg Wilhelm von hier aus sich Schutz und Gerechtigkeit zu verschaffen. Er sendete den Grafen Schwarzenberg als Bevollmächtigten nach Wien. Erlösung der Mark von dem Druck 1628 des wallensteinschen Heeres, Rückgabe des Fürstenthums Jägerndorf Aug. an den Markgrafen Ernst, den Sohn des geächteten Johann Georg, Nachlaß der schon seit den Zeiten des Kurfürsten Johann Georg rückständigen Reichs- und Kreissteuern, welche damals von Ferdinand II. dringend eingefordert wurden, Genehmigung des vorläufigen Theilungsvertrags der jülichschen Erblande zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg, zuletzt Entschädigung des Pfalzgrafen Friedrich — dies war der Inhalt seiner Instructionen.

Schwarzenberg ward in Wien sehr zuvorkommend aufgenommen, er erhielt von den einflußreichsten Männern die Versicherung das brandenburgische Gesuch zu unterstützen, doch merkte er bald, daß man ihn nur mit Versprechungen hinhielt. Hierbei bewies er sich dem Anschein nach sehr uneigennützig, indem er es lieber unterließ eine seinem Vater gegebene Anweisung auf die kaiserlichen Kassen geltend zu machen, um nicht dadurch den Angelegenheiten seines Herrn hinderlich zu werden; doch wissen wir dies freilich nur aus des Grafen eigenen Berichten. Der Erfolg der ganzen Botschaft war äußerst gering; die Steuern konnte man nicht erlassen, da der kaiserliche Hof selbst sich in der größten Geldnoth befand, das Herzogthum Jägerndorf schon einmal dem Fürsten von Lichtenstein überwiesen, und zur Entschädigung desselben nichts vorhanden war. Man vertröstete den Kurfürsten mit der Anwartschaft auf Pommern. Für den Pfalzgrafen beschränkte sich der Kaiser auf ein freilich sehr erfolgloses Empfehlungsschreiben an Baiern. Auch in der jülichschen Sache konnte der Graf kein offizielles Einschreiten des kaiserlichen Hofes auswirken; unter der Hand zeigten die Räthe desselben dem Grafen an, der Kaiser werde es „conniviren," wenn der Kurfürst sich mit Neuburg vergliche, nur unter seiner Autorität könne dies Sachsens wegen nicht geschehen. Sachsen stände in großem Ansehen zu Wien; wenn dieses nicht wäre, würde Brandenburg vollkommen Befriedigung erhalten. Man spiegle Sachsen die jülichschen Lande nur immer vor, um es in Zaum zu halten, damit es sich betrage und füge,

wie man es hier gern habe. Der Kaiser selbst entließ in der Abschiedsaudienz den Grafen sehr gnädig.

Diesen Mangel an Erfolg darf man weder einem Verrath Schwarzenbergs, noch dem bösen Willen Ferdinands gegen Brandenburg zuschreiben; der Kaiser war trotz aller Siege in seinen Mitteln äußerst beschränkt, und durfte die Interessen, selbst seiner wärmsten Anhänger, wenn sie Macht besaßen, nicht im geringsten verletzen, wenn er nicht für immer ihren Beistand verlieren wollte. Ebenso wenig kann man den Kaiser der Treulosigkeit beschuldigen, wenn dem Minister bei seiner Zurückkunft schon wieder neue Klagen über Bedrückung von den friedländischen Truppen entgegenschallten. Wie willkührlich Wallenstein in allen Reichslanden, sowohl katholischer als protestantischer Stände, gewaltet hatte, lehren die Klagen über ihn auf dem regensburger Kurfürstentag, so wie seine spätere Geschichte. In solchen Dingen wurden von dem Generalissimus, auf dem ganz allein die Bürde der Erhaltung des Heeres lastete, sehr selten die kaiserlichen Befehle beachtet.

Schwarzenbergs Rath, sich dem Kaiser anzuschließen, war vielleicht sehr vortheilhaft, nur hätte der Kurfürst es gleich und ganz
1629 thun müssen. Dies war auch des Grafen Meinung. „Hätten I.
Juni K. D.," äußerte er gegen den Geheimrath von Knesebeck, „sowohl in der Mark als in Preußen im Anfang Resolution fassen, bei der kaiserlichen und polnischen Macht stehen, und mit bestem Vermögen eintreten wollen, als die Könige von Dänemark und Schweden einfielen, und S. K. D. das ihrige nahmen, so würde S. K. D. Reputation davon wenig Schaden und gar keine Gefahr gehabt haben. Jetzt aber werden S. K. D. von allen Seiten despectirt, und Dero Lande verdorben. Gott behüte vor dem ärgsten, nämlich vor der gänzlichen Verlierung dieser Lande, denn durch diese Neutralität, wie mir im Haag der Fridericus oder König von Böhmen gesagt, sind E. K. D. keines Freund, und daher ist jedermann ihm Unfreund."

Um diese Zeit suchten Brandenburg und Pfalz, um endlich die
1621 Spanier und Holländer, welche seit dem Ablauf des zwölfjährigen Waffenstillstandes sich mit eifersüchtigern Blicken als je betrachteten, aus den jülichschen Erbländern zu entfernen, durch einen Vergleich sich wirklich zu Herrn ihres Besitzes zu machen. Als Vermittler

schlug der Prinz von Oranien vor: „Brandenburg sollte Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein, das übrige, Jülich und Berg dagegen Pfalz-Neuburg erhalten." Diesen Antrag nahm auch der neuburgsche Gesandte ad referendum, erklärte jedoch bereits am folgenden Tage: „der Kurfürst habe seinem Herrn unmittelbar geschrieben, daß er sich mit Berg, Mark und Ravensberg begnügen wolle." Die Sache verhielt sich wirklich so, denn dem Gutachten eines ravensbergischen Beamten zufolge waren Berg, Mark und Ravensberg, weil sie am rechten Rheinufer beieinander lägen, wenn auch minder einträglich, doch für den Kurfürsten als nützlicher dargestellt worden. Pfalz-Neuburg ging von dem Anerbieten Georg Wilhelms nicht mehr ab, und Schwarzenberg konnte es nur in dem auf 25 Jahre 1629
gültigen Vergleich dahin bringen, daß seinem Herrn zur Tilgung ei- 19. Mrz.
ner Schuld aus den gesammten Erblanden 300,000 Thaler zugewiesen, die Einkünfte von Cleve und Berg aber unter beide Fürsten gleich getheilt würden; übrigens sollte der Pfalzgraf das Recht haben ein Jahr lang Berg statt Cleve zu wählen. Als sich der Pfalzgraf wirklich für das größere und fruchtbarere Cleve entschied, weigerten sich die Holländer ein so wichtiges Grenzland dem Bundesgenossen der Spanier auszuliefern. Darüber zerschlug sich der ganze Vertrag, und veranlaßte einen neuen, nach welchem der Kurfürst Cleve und Berg behalten, dagegen Ravensberg mit Neuburg theilen sollte. Auch dieser kam nicht zur Ausführung. Die kriegführenden Mächte, deren Entfernung allein bei diesen Unterhandlungen beabsichtigt worden war, räumten das Gebiet ihrer Verbündeten nicht.

Auf diesen Vertrag stützt sich am entschiedensten die Anklage gegen Schwarzenberg als Verräther der Interessen seines Fürsten, nicht nur, weil er nachtheilig war, sondern dem Minister die Schenkung eines bergischen Kirchspiels von Pfalz-Neuburg eintrug; doch finden wir zu häufig in jener Zeit Beispiele von Belohnungen der Art für den Abschluß von diplomatischen Verhandlungen, als daß wir den Verrath dadurch begründet sehen könnten.

Unterdessen hatte Oestreich in glänzendem Siegeslaufe alle seine Feinde vor sich niedergeworfen. Der Graf von Mansfeld war nicht mehr, der König von Dänemark, Christian V., mußte Schutz auf seinen Inseln suchen; Wallenstein bemächtigte sich Holsteins und Schles-

1627 wigs, und drang in Jütland ein. An der Spitze von 100,000 Mann stand der kaiserliche Generalissimus jetzt als Herrscher in Norddeutschland da; jeder Widerstand schien unmöglich, wo ein Protestant ihn noch versuchte, da war vollständige Vernichtung die unausbleibliche Folge. Von den eingezogenen Besitzungen der Geächteten suchte der Kaiser gegen den Feldherrn, den man auf andere Weise nicht befriedigen konnte, seine Verpflichtungen zu lösen. Von der Zeit seiner
1625 Bestallung als General-Oberst-Feldhauptmann hatte er von seiner
25. Juli ihm monatlich auf 6000 Gulden ausgesetzten Besoldung bis zum Ende des Jahrs 1627 noch nichts bezahlt erhalten, daher gab man ihm auf seinen Wunsch abschläglich das Herzogthum Sagan als Lehen, und machte ihn zum Reichsfürsten. Nun suchte der ehrgeizige Krieger das Herzogthum Mecklenburg zu erhalten. Die beiden Herzöge hatten sich den Unwillen des Kaisers durch den Vorschub, den sie den Königen von Dänemark und Schweden geleistet, zugezogen, jetzt traf sie die Reichsacht; sie wurden ihrer Länder entsetzt, und der
1629 Juni Herzog von Friedland mit denselben belehnt.

Nun sollte auch eine Seemacht gegründet werden, um Dänemark und Schweden im Zaum zu halten, dem Handel der Niederlande nach dem Osten hin den Todesstoß zu geben. Die Ernennung Wallensteins zum General des oceanisch-baltischen Meeres kün-
1628 digte dies große Unternehmen an. Sogleich verlegte dieser sein Haupt-
21. April quartier von Mecklenburg, welches er als sichern Besitz ansah und daher schonen wollte, nach Pommern. Hier regierte Bogislaw XIV., der letzte aus dem alten slavischen Herzogstamm, ein schwacher Fürst, ebenso wenig als Georg Wilhelm geeignet sein Land in dieser sturmvollen Zeit zu schützen. Er hatte schon den Durchzug schwedischer Truppen durch sein Gebiet leiden müssen, jetzt traf ihn ein härteres Geschick. Gegen Ende des Jahres 1627 rückten Wallensteins Truppen in sein Land ein, anfangs unter strenger Mannszucht, indem ein Vertrag die Verpflegung regelte, doch bald litt auch Pommern alle die Uebel, welche Brandenburg in so reichlichem Maße durch die friedländischen Truppen erfuhr. Nur Stettin, als Wohnsitz des Herzogs, sollte nicht mit Truppen belästigt werden, mußte aber doch funfzigtausend Thaler für diese Befreiung erlegen. Auch Stralsund suchte sich von der Einquartierung loszukaufen, weigerte sich aber dafür die Summe von 150,000 Thaler zu zahlen. Stralsund war eine Han-

festadt, ihrem Range nach die sechste im Bunde, reich durch den Handel, frei durch sichere Lage, denn von einer Seite schützte sie das Meer, von der andern undurchdringlicher Sumpf. Schon längst fast ganz unabhängig von den Landesfürsten, wollte sie sich auch jetzt nicht fügen. So kam es zu Feindseligkeiten. Es begann jener 1628
denkwürdige Kampf einer muthigen Stadt, welche allein in ganz Febr.
Deutschland gegen den Kaiser ihre Selbständigkeit zu behaupten und dem Feldherrn zu trotzen wagte, vor dessen unwiderstehlicher Kraft sich bisher alles gebeugt hatte. Gustav Adolph, den die Stralsunder von ihrer Lage in Kenntniß setzten, schickte ihnen Pulver, der König von Dänemark vier Fahnen Fußvolk. Dies erhöhte den Muth der wackern Bürger. Bekannt ist es, wie Wallenstein im äußersten Zorn über den unerwarteten Widerstand sich gegen einen Abgeordneten der Stadt vermaß: „selbst, wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es doch herunter." Die Drohung des furchtbaren Mannes machte die äußersten Anstrengungen nothwendig, und da die Stralsunder den Dänen nicht recht trauten, so schlossen sie zum Schutz des Hafens und der Stadt ein Bündniß auf fünfundzwanzig Jahr mit dem König von Schweden, der ihnen auch sogleich sechshundert Mann zu Hilfe sendete. Durch Wallensteins persönliche Ankunft wurde der Andrang der Belagerer heißer, die Gefahr für die Stadt stündlich größer. Da der feindliche Feldherr gedroht hatte, er wolle nicht das Kind im Mutterleibe verschonen, so schaffte man Frauen und Kinder nach Schweden hinüber. Der Magistrat war zum Unterhandeln geneigt, doch die Bürgerschaft wollte ohne Theilnahme der Dänen und Schweden nichts thun; auch hob bald die Ankunft von vierhundert Dänen und zweitausend Schweden dergestalt den schon sinkenden Muth der Belagerer, daß sie kühner als je den Angriffen widerstanden, und Wallenstein, von der Unmöglichkeit eines Erfolgs überzeugt, seine Truppen zurückzog, nachdem er zwölftausend Mann von denselben verloren hatte. Aber dies 1628
war auch der einzige Triumph der Protestanten in Deutschland, überall Aug.
sonst waren sie überwältigt, überall ließen sie dem Kaiser freies Feld für seine ihrer Religion Vernichtung drohenden Pläne. Dänemark, ihre letzte Stütze, trat vom Kriegsschauplatz mit dem Frieden von Lübek ab, froh durch das Aufgeben seiner Bundesgenossen die Rückgabe seiner verlornen Provinzen erkaufen zu können. 1629 Mai

Mit unerhörter Grausamkeit hatten die kaiserlichen Bevollmächtigten in den Erblanden ihres Herrn die protestantische Religion vernichtet. Schon nach dem Siege über den Pfalzgrafen war dies in Böhmen und Mähren geschehen, später traf Schlesien dasselbe Loos. Karl von Lichtenstein, Herzog von Jägerndorf, der als kaiserlicher Statthalter in Böhmen das traurige Werk mit so entschiedenem Erfolge ausgeführt hatte, begann auch hier seine schreckliche Arbeit. Verlust des Vermögens war die geringste Strafe für die Hartnäckigen, welche der Bekehrung widerstanden; Mißhandlungen, Martern, Todesstrafe wurden reichlich verhängt, denn jeder Protestant erschien als Anhänger Mansfelds, als Verräther an dem Kaiser. Die lichtensteinischen Dragoner, unter dem Namen der Seligmacher bekannt, erwarben bei jenen entsetzlichen Gewaltthaten sich das Verdienst die grausamsten Henker eines blinden Fanatismus zu sein. Durch die unerhörtesten Grausamkeiten zwang man gleichsam zum Hohne die Gemeinden Reverse zu unterzeichnen, daß sie ungezwungen und ungedrungen, freiwillig zur katholischen Religion zurückgetreten seien, denn der Kaiser selbst, muß man zu seiner Ehrenrettung sagen, wollte solche Gräuel nicht, doch war er in der Hand von Fanatikern oder selbstsüchtigen Heuchlern.

Bisher hatte Ferdinand nur in seinen Erblanden mit voller Willkühr geschaltet, jetzt traf ein ähnliches Loos alle protestantischen Reichsstände. Es erschien das längst verbreitete Restitutionsedict, welches verordnete, daß alle von den Protestanten seit dem passauer Vertrage eingezogenen Bisthümer, Prälaturen und Pfründen wieder herausgegeben, und nur die Bekenner des ungeänderten augsburgischen Glaubensbekenntnisses als Theilnehmer an dem Religionsfrieden angesehen werden sollten. Auch durfte jeder katholische Fürst seine Unterthanen zur Annahme seines Bekenntnisses zwingen. Reichsacht traf nicht nur die Widersetzlichen, ja sogar die in der Ausführung Säumigen, und die kaiserlichen Heere schritten unverzüglich zur Ausführung des unerhörten Edictes. Brandenburg allein hätte bei strenger Ausführung durch dasselbe seine drei märkischen Bisthümer nebst dem von Kamin verlieren müssen, außer daß es bei dem Erzstifte Magdeburg betheiligt war; in Deutschland überhaupt waren zwei Erzstifter, zwölf Hochstifter nebst unzähligen Klöstern den Protestanten entrissen worden. Starr vor Schrecken schwie-

gen alle protestantischen Stände, nur eine Stadt, Magdeburg, wie ehemals in den Zeiten des Interims, widerstand auch jetzt dem vernichtenden Machtgebote. Wallenstein wollte den Bürgern eine kaiserliche Besatzung aufdringen, oder für den Erlaß derselben 150,000 Gulden, die er nach der ersten Weigerung bis auf 300,000 steigerte, erheben; doch war er nach siebenmonatlicher Belagerung auch mit 1629 Spt.
50,000 Gulden zufrieden. Dafür mußte es Halberstadt entgelten. Mit Tilly vereint, überwältigte er die Stadt, und führte das Restitutionsedict an ihr aus. Dasselbe Schicksal hätte wohl nach und nach das ganze protestantische Deutschland getroffen, da zeigten sich zum ersten Male Spuren der Uneinigkeit unter den Katholiken, und der Protestantismus war gerettet.

Maximilian von Baiern und die Liga sahen durch des Kaisers dictatorisch gebietenden Feldherrn sich selbst herabgedrückt; sie suchten ein Verständniß mit Richelieu, welcher nach dem Siege über die politisch für Frankreichs Einheit gefährlichen Hugenotten die Nothwendigkeit, die Protestanten in Deutschland nicht von dem Kaiser unterdrücken zu lassen, einsah, und deshalb den König von Schweden zu einem Bündnisse für seinen Zweck aufforderte. Der schlauen Politik des Kardinals gelang es, dem Könige von Schweden durch die Vermittelung eines sechsjährigen Waffenstillstandes mit Polen die Hand zum Kriege gegen den Kaiser frei zu machen, gegen den letzterer außer der Besorgniß für die protestantische Religion manche besondere Beschwerde hatte. Unter andern hatte Ferdinand ganz offen die Polen durch seine Truppen gegen Gustav Adolph unterstützt. Daher kam ihm die Gelegenheit zur Vergeltung erwünscht, doch der Hauptbeweggrund seines kühnen Auftretens lag ohne Zweifel in dem Drange, die religiöse Freiheit seiner Glaubensbrüder zu vertheidigen, denn fern davon, Fanatiker zu sein, war er eifrig in seinem Glauben, und brauchte ihn nicht, wie damals meistens geschah, nur zum Stützpunkt eigensüchtiger Politik. Dabei aber blieb er ein Mensch, und hatte menschliche Leidenschaften. Sein Herz schwoll ihm von hoher Ruhmbegier, er fühlte in sich die Fähigkeit zu siegen und zu herrschen; so schuf er sich denn einen Wirkungskreis, den das Glück, der stete Begleiter der wahrhaften Helden, über sein Erwarten ausdehnte. Er zahlte hierbei den Zoll der Sterblichen, er ließ sich von ihm blenden, doch ehe er noch ganz von der glänzen-

den Bahn des Rechtes und der Tugend abgelenkt wurde, rettete ihm ein schöner Tod den Ruhm eines Märtyrers für die Freiheit.

Am 25sten Juni 1630 landete der Held an der pommerschen Küste wenige Tage vor der Eröffnung des Kurfürstentages von Regensburg. Hierher war Ferdinand II. mit großen Erwartungen gekommen. Unbedingte Unterwerfung der Protestanten, verehrungsvolles Hingeben von den katholischen Ständen, die Wahl seines Sohnes zum Nachfolger im Reiche hoffte er mit Gewißheit; doch wie wurde er enttäuscht? Zwar wagten die Protestanten nicht den Gegnern kühn ihren Widerspruch entgegenzusetzen, doch bald faßten sie wieder Muth, als ihre katholischen Mitstände mit dem lautesten Unwillen die Gewaltherrschaft des kaiserlichen Feldherrn verdammten. Maximilian von Baiern selbst war der heftigste Ankläger. „Die Substanz," äußerten die Kurfürsten, „und alle Kräfte des Reichs müßten zergehen, wenn die unleidlichen Drangsale der Soldatesca noch länger mit solcher Acerbität fortdauern sollten. Statt des Gottesdienstes haben Schande und Laster, die bei den alten frommen Deutschen nicht bekannt gewesen, überhand genommen; die Jugend wachse in einem ruchlosen, verderbten Wesen auf, und die liebe Posterität stehe in nicht geringer Gefahr. Im Zeitlichen sei die Harmonie des Oberhauptes und der Glieder zerrüttet, der uralte Glanz nur noch dem Namen nach vorhanden. Die Hauptsäulen des Reichs, die Kurfürsten, müßten sich den Kriegscommandanten unterwerfen, und stillschweigend über sich und ihre Lande Schmach und Drangsale ergehen lassen. Die andern Fürsten und Stände würden gar nicht mehr geachtet. Wie die armen Unterthanen mit Schlägen und Streichen tractirt, Frauen und Jungfrauen geschändet, auch viele dabei gar todt geschlagen und hingerichtet würden, das sollte auch ein Stein unerbarmt nicht hören können."

Die Beschuldigungen, wie hart sie auch klangen, waren großentheils nur allzuwahr. Nun wurden von den verschiedenen Ständen die Kriegsschäden berechnet. Vor allen trat hier Brandenburg hervor; es konnte allein an Contributionen und Landesbeschädigungen auf 20 Millionen Gulden, eine für damalige Zeiten unermeßliche Summe, angeben. Verhältnißmäßig berechneten die anderen ihre Kriegsschäden nicht geringer, daher war alles zu Wallensteins Sturz verschworen. Der Erzbischof von Mainz hatte schon vor der Zu-

sammenkunft dem Kaiser geschrieben, wenn er nicht den Dictator imperii verabschieden würde, so dürfte der ganze Convent fruchtlos ablaufen. Dazu ließ der staatskluge Richelieu den bigotten Kaiser durch den schlauen Pater Joseph, einen Capuziner, zu demselben Zweck bearbeiten. So von allen Seiten bestürmt, mußte Ferdinand, wie sehr er sich auch dagegen sträubte, doch endlich nachgeben, „ungern und ohne Gutheißen," wie er sich ausdrückte, „und mit Protestation, an allem hieraus entspringenden Unheil vor Gott und der Welt unschuldig zu sein." Zugleich willigte er in eine Verminderung der Kriegsmacht; von der großen wallensteinschen Armee blieben nur 39,000 Mann unter Waffen, während die Liga ihre 30,000 wohlgeübte Soldaten behielt.

Der Kaiser sah mit banger Erwartung auf Wallenstein; doch der stolze Mann, sei es daß er den Gestirnen folgte, oder mit seinem alles durchdringenden Verstande die nahe Umgestaltung der Dinge voraussah, hatte diesmal beschlossen, nachzugeben. Er antwortete mit dem Ton des gekränkten Gefühls, aber ehrerbietig, und gehorchte. Seine Zurückgezogenheit in Prag war, wo möglich noch glänzender als seine Stellung im Kriege, der Kaiser vermochte an Aufwand nicht mit ihm zu wetteifern. Das ungeheure Opfer hatte Ferdinand hauptsächlich gebracht um die Wahl seines Sohnes zum römischen König durchzusetzen, doch zu seinem Erstaunen und Verdruß sah er sich auch hierin getäuscht. Die sächsischen und brandenburgischen Gesandten entschuldigten sich mit dem Mangel an Instruction, die katholischen Kurfürsten fanden es bedenklich, ja unschicklich von den kaiserlichen Truppen gleichsam umringt zur Wahl zu schreiten; sie stimmten dafür sich nach Frankfurt zu begeben um eine freie Wahl halten zu können. Bald hatte der Kaiser noch mehr Grund seine Nachgiebigkeit zu bereuen. Seit mehreren Jahren war 1627
zwischen Frankreich und Oestreich um Mantua gestritten worden, jetzt mußte der Kaiser, an Kriegsmacht geschwächt, den Schützling Frankreichs als Herzog von Mantua dulden; fast zu derselben Zeit 1630
erscholl auch die Nachricht von dem eiligen Rückzuge seiner Truppen aus Pommern und Mecklenburg. Gustav Adolph war zwar nur mit 15,000 Mann gelandet, aber es waren Schweden, seine ihm mit Leib und Leben ergebne Unterthanen, seit vielen Jahren an alle Beschwerden des Krieges und die strengste Mannszucht gewöhnt, ein

vortrefflicher Gegensatz gegen die damaligen Raubscharen, die nur da fochten, wo sie Beute und Zügellosigkeit lockte. Anfangs verspottete man sogar die Schweden wegen ihres nüchternen Lebens, und schalt sie „Hungerleider“, doch diese Hungerleider zeigten sich bald als die furchtbarsten Krieger. Auch der Kaiser, der anfangs auf die Nachricht seiner Landung spöttisch geäußert hatte: „da haben wir halt a Feindl mehr“, kam bald von seinem Irrthum zurück.

1630 Juli. Gustav Adolph erschien mit seinem Heere vor Stettin. Der Herzog Bogislaw XIV., ein schwacher Fürst, wich dem Drange der Umstände. Mit Zustimmung seiner Landstände schloß er ein Bündniß mit dem schwedischen Monarchen. Pommern sollte bei dem deutschen Reiche, im Fall des unbeerbten Todes Herzog Bogislaws so lange in den Händen der Schweden bleiben, bis der Kurfürst von Brandenburg, der eventuelle Erbe des Landes, sich denselben angeschlossen hätte. Bald war des Königs Heer auf 30,000 Mann theils durch Verstärkung aus Schweden, theils durch Ueberläufer angewachsen. In Mecklenburg kehrten die vertriebenen Fürsten und mit ihnen die verbannte protestantische Religion wieder zurück. Im Anfange des folgenden Jahres kam nach langen Unterhandlungen 1631 13. Jan. ein Bündniß Frankreichs mit Schweden zu Stande. Von deutschen Ständen erklärten sich hierauf auch der Landgraf Ludwig Wilhelm von Hessen-Kassel, die Herzöge von Sachsen-Weimar und die Stadt Magdeburg für den König.

Unterdessen hausten die kaiserlichen und ligistischen Truppen in der Mark Brandenburg, auch Sachsen sah sich bedroht. Dennoch waren die beiden Kurfürsten gar nicht geneigt sich dem König von Schweden anzuschließen, namentlich Georg Wilhelm, weil er jetzt außer seinen früheren Beschwerden wegen Preußen noch für Pommern zu fürchten begann; andrerseits wollten sie sich auch nicht den harten Bedingungen des Kaisers fügen. Aus diesem Grunde war ihnen der Einbruch der Schweden in Deutschland willkommen, weil er ihnen im äußersten Falle immer einen Stützpunkt zum Widerstande gegen den Kaiser bot. Der Kurfürst von Sachsen faßte sogar den Gedanken eine dritte Partei zwischen dem Kaiser und den Schweden zu errichten. Zu diesem Zweck schrieb er eine Zusammenkunft der protestantischen Stände nach Leipzig aus, und veranlaßte sie zu dem Beschlusse einer gemeinsamen Rüstung, ein Schritt der

natürlich vom Kaiser sehr übel gedeutet wurde. Georg Wilhelm hatte sich so weit ermannt, daß er rücksichtlich der zügellosen Plünderungen und Gewaltthaten der kaiserlichen Armee Gewalt mit Gewalt zu vertreiben befahl, doch konnte er sich gegen die großen Massen nicht schützen. Da erschien Gustav Adolph an der brandenburgischen Grenze. 8000 Kaiserliche hatten sich nach Frankfurt hineingeworfen; die Stadt wurde von den Schweden mit Sturm genom- 1631
men, und kein Mann geschont, weil Tilly bei der Eroberung Neu- April
brandenburgs 2000 Mann Schweden gegen alles Kriegsrecht hatte niederhauen lassen. Erst nach großen Anstrengungen konnte Gustav Adolph der Plünderungssucht seiner Soldaten Einhalt thun.

Jetzt nahte für den Kurfürsten von Brandenburg die Stunde der Entscheidung, wo er sich entweder für den Kaiser oder seinen Schwager den König von Schweden erklären mußte. Seine bisherige Politik, seine Ueberzeugung ließ ihn noch immer von jenem mehr Heil auf die Dauer erwarten, als von dem letzteren, dessen Interessen den seinigen in so vielen Punkten gerade entgegenliefen; aber der König war nun Herr seiner Länder, und den siegreichen schwedischen Truppen Widerstand leisten zu wollen, konnte dem Kurfürsten gar nicht einfallen. Gustav Adolph erschien nach der Eroberung von Landsberg vor Berlin. Seine Ankunft gab der starken Partei am brandenburgischen Hofe, welche für Schweden und eine kühne Vertheidigung der protestantischen Interessen waren, wieder neuen Muth. Die Gemalin des Kurfürsten nebst ihrer Mutter, der verwittweten Pfalzgräfin, waren eifrige Anhänger derselben, auch in dem Geheimrathskollegium so wie unter den vornehmsten kurfürstlichen Dienern stimmten viele für den Anschluß an Gustav Adolph. Unter letztern ist besonders der bekannte Oberst von Burgsdorf anzuführen, einer der Hauptgegner Schwarzenbergs, ein Mann, von dessen Fähigkeiten wir freilich keinen sehr vortheilhaften Begriff erhalten, wenn wir hören, daß er sich rühmte wohl achtzehn Quart Wein bei der kurfürstlichen Mittagstafel, oft ein Quart in einem Zuge ausgetrunken, und dadurch manches schöne Gut errungen zu haben. Welche Zeit, wo solche Talente von Fürsten so belohnt wurden? — Schwarzenberg hatte vom König zu fürchten, weil dieser ihn als den Urheber der Politik Georg Wilhelms ansah, daher wich er dem Zusammentreffen aus und ging in Aufträgen seines Herrn nach

Westphalen und Holland. Um so eher besiegte Gustav Adolph jeden Widerstand. Die Unterredung der Fürsten fand in der köpnicker Haide statt, wo der König von Schweden mit vier Kanonen und einer starken militärischen Bedeckung erschien. Letzterer verlangte nur, daß ihm Spandau und Küstrin eingeräumt würden, um im Falle eines Unglücks von Magdeburg, an dessen Entsatz ihm alles lag, sich den Rücken zu decken. So wenig dies erscheint, so sah er doch ein, daß er viel von Georg Wilhelm, die Aenderung seiner ganzen Politik, ja möglicher Weise seinen Untergang forderte. „Ich kann es meinem Schwager nicht verdenken, sagte er daher zu seiner Umgebung, daß er traurig wird, es sind gefährliche Dinge die ich verlange, aber doch nicht zu meinem, sondern zu seinem und seines Landes Besten. Ich will Magdeburg entsetzen. Will mir niemand beistehen, so gehe ich zurück, und biete dem Kaiser einen Vergleich an, den er gern eingehen wird, aber am jüngsten Tage werdet ihr angeklagt werden, daß ihr nichts bei dem Evangelium habt thun wollen; denn ist Magdeburg weg, und ich ziehe davon, so seht zu, wie es euch gehn wird.“ Dies war unläugbar, und der Kurfürst, welcher, so schwach er war, doch das Heil seiner Unterthanen nicht bloßstellen wollte, gab endlich seine Zustimmung zu dem Verlangen, doch unter der Bedingung, daß die schwedische Besatzung unver-
1631 züglich nach dem Entsatze Magdeburgs wieder zurückgezogen wer-
4. Mai. den sollte.

Nun rückte Gustav Adolph gegen die Elbe vor. Vergebens begehrte er vom Kurfürsten von Sachsen die Einräumung Wittenbergs um einen freien Paß über den Strom zu haben, doch rückte er dessenungeachtet vor, als die Nachricht von dem Falle Magdeburgs in seinem Lager anlangte. Tilly hatte bei der Annäherung des Königs die Belagerung aufheben wollen, doch der kühne Pappenheim war für den Versuch eines Sturmes, und zwar gegen die Gewohnheit, um durch Ueberraschung zu siegen, bei Tage. Das Unternehmen glückte. Alle Gräuel des Kriges wurden an der unglücklichen Stadt erschöpft, sie bot nur noch einen rauchenden Schutthaufen dar, von 35,000 Einwohnern blieben nicht mehr als 5000 übrig. So sehr hatten Fanatismus und rohe Kriegswuth das menschliche Gefühl abgestumpft, daß Pappenheim in seinem Berichte dieser Gräuelscenen an den Kaiser bedauerte, „dero kaiserliches Frauenzimmer nicht selbst

zu Zuschauern gehabt und von ihnen den Ritterdank erhalten zu haben!" —

Nun blieb für den König von Schweden, wenn er nicht alles aufgeben wollte, nur übrig mit dem größten Nachdruck zu handeln. Mit zahlreichem Geschütz erschien er vor Berlin, und zwang so seinen Schwager ihm Spandau ganz einzuräumen, den freien Durchzug bei Küstrin, und monatlich 30,000 Thaler Subsidien zu gewähren. Zu diesem Zweck, so wie zur Besetzung der beiden andern brandenburgischen Festungen, Driesen und Peitz mußten die brandenburgischen Stände monatlich 60,000 Thaler bezahlen, eine Summe, die bei der Erschöpfung des Landes sehr schwer aufzubringen war, da man oft auf weiten Strecken kein Dorf mehr sah.

Außer der großen Last quälte den Kurfürsten noch die Furcht vor dem Kaiser, der schon sehr unzufrieden mit den leipziger Beschlüssen gewesen war, und jetzt seinen Unwillen über das schwedische Bündniß nicht verhelte. Um zu verhindern, daß auch Sachsen endlich sich von dem Könige gewinnen ließe, rückte Tilly auf Befehl des Kaisers in das Land ein, aber gerade diese Bewegung bestimmte den Kurfürsten sich rücksichtslos den Schweden in die Arme zu werfen. Gustav Adolph brach von der Altmark, wo er bisher gegen die Kaiserlichen gefochten hatte, auf, ging bei Wittenberg über die Elbe, und vereinigte sich bei Düben mit der sächsischen Armee unter der Anführung des Feldmarschalls Arnim. Hier ward ein Kriegsrath gehalten, welchem die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg beiwohnten. Da Leipzig schon in Tillys Hände gefallen war, so drang der Kurfürst von Sachsen ungeduldig auf Entscheidung, obwohl der König ihn daran erinnerte, daß zwei Kurhüte bei diesem Wagniß auf dem Spiele ständen. Das Heer der Verbündeten bestand aus 15,000 Mann Schweden und eben so viel Sachsen, Tilly führte 32,000 Mann in den Kampf. Gustav Adolph rückte von Düben aus auf Leipzig zu, hier griff ihn Pappenheim gegen den Willen Tillys an. Bald war die Schlacht allgemein; die 1631
Sachsen wurden nebst ihrem Kurfürsten zum großen Theil in wilder 17. Spt.
Flucht weit vom Schlachtfelde versprengt, doch der König mit dem Reste ihrer Truppen hielt nicht nur den Angriff der Feinde aus, sondern ging bald zum Angriff über. Nach einem hartnäckigen Kampfe erklärte sich der Sieg vollständig für die Schweden; das

kaiserliche Heer ward zersprengt, es ließ 6000 Todte, 100 Fahnen auf dem blutgetränkten Schlachtfelde zurück. Die Schweden hatten nur 700, die Sachsen jedoch 2000 Mann verloren.

Diese einzige Schlacht gestaltete das Schicksal Deutschlands, ja man kann sagen die politische Lage Europas um. Eilf Jahre ununterbrochenen Sieges waren für den Kaiser, für die katholische Partei ausgelöscht, denn die Protestanten, durch die Unmäßigkeit der Gegner von ihrer Gefahr überzeugt, ergriffen jetzt mit Begeisterung die rettende Hand, gewannen im Bunde mit dem Starken wieder das Vertrauen auf den Sieg der guten Sache. Bis an den Rhein führte den König sein glänzender Triumphzug, während die Sachsen ohne bedeutenden Widerstand zu finden, Böhmen eroberten. Hier nahm auch Georg Wilhelm Antheil an dem Kriege, denn brandenburgische Völker unter Burgsdorf rückten mit in Schlesien ein um die kaiserliche Macht zu brechen; doch war ihre Zahl sowie überhaupt ihr Antheil an dem Kriege nur sehr gering.

Als Wallenstein auf des Kaisers dringende Bitten wieder den Oberbefehl übernommen und für ihn, dessen Residenz selbst nach
1632 Tilly's Fall und der Eroberung Baierns von den Feinden bedroht
10. April wurde, ein neues Heer geschaffen hatte, da mußten sich die brandenburgischen Truppen mit den sächsischen aus Schlesien zurückziehen; ja die beiden Kurfürstenthümer geriethen durch Wallensteins Marsch von Nürnberg durch Thüringen in die äußerste Gefahr, von der sie nur die schnelle Hilfe des Königs von Schweden befreite. Die
1632 Schlacht bei Lützen rettete ihre Länder vor der Rache der Kaiser-
6. Novbr. lichen, aber der Tod des großen Königs raubte den beiden schwankenden Fürsten die stützende Hand, welche sie an die gemeinsame protestantische Sache gefesselt hatte. Unmittelbar nach seinem Tode entstanden Mißhelligkeiten zwischen den Schweden und den sächsisch-brandenburgischen Truppen; während des Jahres 1633 verloren die Verbündeten ihre Eroberungen in Schlesien und Böhmen. Schon drangen die wallensteinischen Truppen in die Mark verwüstend ein, eroberten Frankfurt und Landsberg, ja streiften bis gegen die pommersche Grenze und bis vor Berlin. Der Kurfürst flüchtete sich vor den Feinden nach der Altmark; alles schien verloren, da zwangen die Fortschritte Bernhards von Weimar in Baiern den siegreichen kaiserlichen Feldherrn sich nach dem Süden Deutschlands zu

wenden. Er kam nicht über Böhmen hinaus; des Verraths an den 1634
Kaiser beschuldigt fiel er durch Meuchelmord in Eger. Durch die Febr.
Schlacht bei Nördlingen geriethen die Protestanten von Neuem an 1634
den Rand des Verderbens, doch der Kanzler Oxenstjerna, welcher Spr.
kurze Zeit nach dem Tode seines tapfern Königs durch das Bündniß zu Heilbronn die vier obern Kreise des Reichs unter seiner Direction vereinigt hatte, verzweifelte auch jetzt nicht. Frankreich trat
offen den heilbronner Verbündeten bei, und unterstützte sie mit Geld 1634
und Truppen. Während hier auswärtige Katholiken die Hand zur Nbr.
Vertheidigung des Protestantismus in Deutschland reichten, schloß der streng lutherische Kurfürst Johann Georg von Sachsen, die Präliminarien eines Friedens mit dem Kaiser zu Pirna, wenige Monate darauf definitiv den Separatfrieden zu Prag ab. Durch 1635
diesen gerieth Georg Wilhelm in eine sehr große Verlegenheit. Die 10. Mai
Schweden waren seit der nördlinger Schlacht im Nachtheil, Sachsen selbst jetzt gegen sie feindlich gekehrt, so mußte er natürlich fürchten sein Land zum zweiten Male als den Schauplatz des Krieges, und sich als schwedischen Verbündeten grausamer als je behandelt zu sehen. Auf der andern Seite hatten ihn die Schweden in den Händen. Pommern war in ihrer Gewalt, und Bogislaw XIV. nahte sich seinem Ende; außerdem unterhandelte man wegen einer Vermälung der jungen Königin von Schweden mit dem Kurprinzen. Da aber diese Unterhandlungen fruchtlos hingezogen wurden, ja immer deutlicher hervortrat, daß Pommern als Kriegsentschädigung von Schweden begehrt wurde, so entschied sich endlich Georg Wilhelm zum Anschluß an den prager Separatfrieden. Durch 1635
ihn wurde zwar Magdeburg dem sächsischen Prinzen August auf Le- Juli
benszeit zugesagt, der ehemalige Administrator Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg mit einem Jahrgelde abgefunden, auch im Allgemeinen die Sache der beeinträchtigten Protestanten mit Stillschweigen übergangen, doch blieben wenigstens die eingezogenen Kirchengüter noch vierzig Jahre in dem Zustande, wie sie am 12. November 1627 gewesen waren und unter dieser Form wahrscheinlich für immer gerettet. Da Sachsen von dem Bündniß mit den Schweden sich zurückgezogen hatte, so konnte man dies Georg Wilhelm um so weniger verdenken, da die Angelegenheiten Preußens, so wie des Herzogthums Pommern die brandenburgischen Interessen von den

durch Freund und Feind entnervt und zur Wüste gemacht worden sei, wie so viele Offiziere unterhalten würden, und herrlich lebten, ohne die Mannschaft zu haben, welche sie wirklich haben sollten, und wofür sie den Sold in großen Summen zögen, indessen die Soldaten und Unteroffiziere sich erbärmlich behelfen müßten, fortliefen oder verhungerten. Die Zügellosigkeit der kurfürstlichen Reiter wäre so groß, daß kein Pferd, keine Kuh, kein Ochse, kein Mensch vor denselben gesichert sei, und daher der Ackerbau in den besten Gegenden nicht betrieben würde, noch betrieben werden könnte. Geschäfte und Nahrung hörten auf, Städte, Flecken und Dörfer ständen wüst, und auf viele Meilen weit finde man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Katze. Dessenungeachtet würde die schwere und volle Contribution eingetrieben, und durch militairischen Zwang erpreßt. Man habe in den Städten die Häuser, Aecker, Gärten, Wiesen und Weinberge dem Bürger genommen, und sie den Offizieren gegeben, welche doch von der Contribution frei wären, und solche dagegen andern aufgebürdet, wodurch dann die noch vorhandenen Bürger gedrungen worden zu entlaufen. Berlin habe 1638 und 1639 monatlich zum Unterhalt der kurfürstlichen Völker bald 3000, bald 2700, bald 1800, bald 2100, und gegenwärtig 1350 Thaler, Cöln aber nach Verhältniß seit zwei Jahren noch halb mal so viel zur kurfürstlichen Tafel und zum Hofstaat beigetragen, und dabei doch noch die Altstadt Brandenburg, Bernau und die niederbarnimsche Ritterschaft übertragen müssen. Die Schweden hätten durch den Obersten von Debitz, nachdem die kurfürstlichen Obersten und Völker die vornehmsten Pässe zu Landsberg, Frankfurt, Fürstenwalde und auf der neuen Mühle, ohne allen Widerstand in größter Unordnung verlassen, die Residenz überfallen, viele arme Leute gemacht, und fast jedermann von allen Mitteln gebracht. Ueberdies wären die hiesigen Kauf-, Handels- und Fuhrleute, als sie neulich von Leipzig zurückreisen wollten, geplündert worden, wodurch sie um Hab und Gut gekommen wären. Die Rathsdörfer lägen in der Asche; die rathhäuslichen Bedienten, die Kirchen- und Schullehrer könnten nicht besoldet werden; kurz die beiden Städte Berlin und Cöln wären durch Brand Raub und Bedrückungen in die äußerste Armuth gerathen.. Viel hätten geeilt durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, die übrigen seien im Begriff mit Weib und Kind ihre

Wohnungen zu verlassen und ins bitterste Elend zu gehen [1])." Dazu waren fast alle Schulen und Gymnasien in der Mark so gänzlich aufgelöst, daß für das kommende Geschlecht eine höchst traurige Zukunft bevorstand, und obgleich die Stände dies einsahen, vermochten sie doch nichts zur Abhilfe zu thun.

Trotz alles Elendes hatte sich der Hang zum Sinnengenuß, zu Ausschweifungen, wie es wohl in solchen Zeiten der Verzweiflung zu gehen pflegt, unter den Märkern eher vermehrt als vermindert. Bei Hochzeits- Kindtaufs- und Leichenschmäusen wurde mehr verpraßt, als jahrelange Einkünfte eintrugen. Auch andere stehende Festtage beging man verschwenderisch, wie Martini und Fastnacht, wo nicht allein der Hof, sondern auch die Zünfte und Gewerke in den Städten mit Maskeraden in Saus und Braus ihre Zeit und Mittel vergeudeten. Von der Religion kannte man nur noch die Form; man ging wohl noch in die Kirche, scheute sich aber nicht nach der Predigt an dem heiligen Orte selbst alle möglichen Possen aufführen zu sehen. Ja die Geistlichen selbst waren so entartet, daß sie mit ihren Beichtkindern um die Wette sich der wildesten Ausschweifung im Trunke ergaben. Alles sittliche Gefühl war gänzlich geschwunden.

Merkwürdig sind die Klagen über Modesucht, daß man „alle vier Wochen neue Façons und Muster wähle," deren närrische und seltsame Erfindungen gar nicht zu beschreiben wären, so wie über die Verkehrtheit des schönen Geschlechts [2]). „Unsere Weiber, heißt es in einer Schilderung der damaligen Zeit, können ihren Vorwitz in dieser Vanität nicht genug büßen, sogar, daß sie mit der natürlichen Gestalt und Farbe, so ihnen Gott der Schöpfer gegeben hat, nicht zufrieden sein, sondern, damit sie weißer und schöner angesehen werden mögen, waschen sie sich mit gemischten und wohlriechenden Wassern, schminken und streichen sich an mit Farben, streuen poudre de Cypre ins Haar, und tragen hohe Sturmhauben auf dem Kopfe, nicht anders, als wenn sie alles, was ihnen vorkommt,

---

1) König, Beschreibung von Berlin, Th. I.

2) Aus einer Schilderung, die der Kanzler von dem Borne dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm gleich nach Antritt seiner Regierung entwarf; bei König, a. a. O. S. 231. Es scheint, als ob dies Bild doch mit etwas grellen Farben dargestellt ist.

niederreißen wollten. Es seien auch unsre Weibsbilder hoc perverso seculo so delikat und verzärtelt worden, daß sie, zumal diejenigen, so vor andern etwas sein wollen, damit sie ihren Wollüsten nichts abbrechen und sich mit keiner Mühe beladen, sondern nur die ganze Zeit zur Pracht und Schmückung ihres Leibes anwenden mögen, es vor eine Schande und Unehre achten, ihre Kinder an ihren eigenen Brüsten (die ihnen doch Gott und die Natur dazu gegeben) zu säugen und mit ihrer eigenen Milch aufzuziehen, sondern dazu oftmals leichtfertige und unzüchtige Bälge mit großen Kosten conduciren, und denselbigen die lieben Kinder, welche sie mit großen Schmerzen geboren, zu lactiren geben, aller natürlichen Liebe und Pflicht vergessend." Ferner klagt der Berichterstatter: „daß sie die Hauswirthschaft vernachlässigten, ihre häusliche Nahrung, worinnen sie doch von Gott ihren Männern zu Gehilfen gesetzt worden, zurücksetzten, und sich für glücklich schätzten, wenn sie ihre Zeit in Müßiggang und Spiel, in Wollust und in Ueppigkeit zubringen könnten. Darüber erweckten sie ihren Männern so großes Herzeleid, daß, wenn diese Frieden haben wollten, sie zur Erfüllung ihrer Weiber-Begierden und Lüste alles dasjenige, was sie mit ihrem sauern Schweiße erworben hätten zu ihrer Pracht und Hoffarth anwenden müßten, und sich dadurch nebst ihren Kindern in die äußerste Armuth stürzten. Aber es geschieht denselbigen nicht Unrecht, nachdem sie sich des Regiments Gewalt und Herrschaft, so ihnen Gott der Allmächtige über die Weiber verliehen, ganz verziehen, und sich ex luxurie et mollitie den Weibsbildern zu leibeignen Knechten und Sclaven ergeben, sogar, daß sie auch ohne derselbigen Rath und Consens nichts thun oder vornehmen dürfen; wie dann, was nicht von den geringsten Corruptelen unsers seculi, daß den Weibern so große Gewalt und Macht eingeräumet, und wider die Gewohnheiten unser löblichen Voraltern in den Caressen, so heutiges Tages von unsern weiblichen Courtisanen und Cavalieren gebraucht werden, ihnen oftmals der Titul einer Königin und Göttin gegeben, ja Hand und Fuß geküsset wird, welches vor eine große Galanterie und Geschicklichkeit gehalten wird."

Eine allgemeine Unsitte war trotz dieser Galanterie immer noch das übermäßige Trinken. An der kurfürstlichen Tafel selbst, denn Georg Wilhelm zeichnete sich als sehr starker Trinker aus, ward so über alles Maß und Ziel darin geschwelgt, daß der bekannte Günst-

ling Georg Wilhelms, Oberst von Burgsdorf, ein Feind des Grafen von Schwarzenberg, an der Tafel des mäßigern Nachfolgers äußerte: „Gnädigster Herr, ich weiß nicht, wie Sie leben. Bei ihrem Herrn Vater ging es viel lustiger her; da hat man tapfer herumgetrunken, und da war auch dann und wann ein Schloß oder Dorf mit Trinken zu gewinnen, und ich weiß mich wohl noch der Zeit zu erinnern, in welcher ich achtzehn Maß Wein bei einer Mahlzeit habe getrunken.“ Die Bürger ihrerseits ahmten dieses Beispiel des Hofes getreulich nach. Es läßt sich leicht ermessen, daß ein solcher Hang zum Luxus und zur Ausschweifung, verbunden mit den unerhörten Forderungen des endlosen Krieges ihren Wohlstand gänzlich erschöpfen mußte.

Doch nicht alle Länder des Kurfürsten befanden sich in diesem traurigem Zustande. Während die Mark von allen Kriegsleiden niedergedrückt wurde, erholte sich Peußen seit dem Waffenstillstande zwi- 1635
schen den Polen und Schweden, da letztere bei der Erneuerung desselben auf sechs und zwanzig Jahre das Land räumten, überraschend schnell. Handel und Wandel blühten lebhaft auf, und erzeugten eine Wohlhabenheit, die auch dem Fürsten zu Gute kam, der mit seinem Lehnsherrn, dem König Wladislaw vereint die Stände zu bisher nicht erhörten Bewilligungen nöthigte.

Auch in den jülichschen Ländern hatte es Schwarzenberg durch unablässige Bemühung so weit gebracht, daß die Spanier und Holländer die von ihnen besetzten Ortschaften verließen, und Brandenburg so dem düsseldorfer Vertrage gemäß den Besitz von Cleve und Mark allein, Ravensberg gemeinschaftlich mit Pfalz-Neuburg erhielt. Nun hatte sich freilich der Kurfürst in mehreren Verträgen verpflichtet, den Holländern zur Unterhaltung der Besatzungen in Wesel, Emmerich und Rhees jährlich 180,000 Gulden zu bezahlen, so daß ihm wahrscheinlich nur wenig von den Einkünften dieser Länder, die auch durch den langen Krieg viel gelitten hatten, übrig blieb, doch kehrte nach und nach der Frieden mit seinen Segnungen, der Ordnung und dem Wohlstande zurück, und ließ so wenigstens für die Zukunft eine fröhlichere Hoffnung.

Der Kurfürst hatte die letzten Jahre seines Lebens in Königsberg fern vom Kriegsschauplatze verlebt. Hier starb er am 1. December 1640 noch in dem frischesten Mannesalter an den Folgen eines Beinschadens, den er zu wenig beachtet hatte.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst [1]). 1640—1688.

Die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms bis zum westphälischen Frieden — 1648.

Mit dem großen Kurfürsten gelangen wir endlich zu dem Zeitpunkt der vaterländischen Geschichte, wo die Idee der geistigen Freiheit, welche sich in dem Hause der Hohenzollern von Anfang an als bewegendes Prinzip ihrer Handlungen gezeigt hatte, aber noch nicht nach allen Seiten hin zum Durchbruch gekommen war, mit einem Male im klaren Bewußtsein ihrer selbst hervortrat. Es kann uns nicht wundern, wenn der große Regent hierüber in Streit mit dem historischen Rechte gerieth, denn dieses hat sich bis jetzt noch jedem Fortschritte des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der Religion und der Politik entgegengesetzt; es kann uns auch nicht wundern, wenn er zunächst nur seinen Geist als das Leitende und Ordnende im Staate gelten lassen wollte, und daher nach Unumschränktheit strebte, denn sein Absolutismus war nicht jener katholische der spanischen Monarchen, sondern der echt protestantische, wo der Fürst alles kann, weil er nur die vernünftigen Forderungen seiner Zeit in That setzen will. Ein solcher Absolutismus war stets der nothwendige Durchgangspunkt zu einer alle Unterthanen als geistig berechtigte Staatsbürger anerkennenden Verfassung.

Friedrich Wilhelm, dessen schöpferischer Genius den brandenburgischen Staat aus seinem Zustand der Schwäche und Erniedrigung emporriß, und zu einer europäischen Macht erhob, war unter den
1620 drohenden Stürmen des dreißigjährigen Krieges in Berlin geboren.
16. Fbr. Sein Vater befand sich damals in Königsberg, auch waren die übrigen Mitglieder der kurfürstlichen Familie in der Mark zurückgeblieben, wo man bei einer sehr großen Hofhaltung so wenig Mittel hatte, daß die Taufe wegen Mangel an Geld mehrere Monate auf-

1) v. Orlich, Gesch. des preußischen Staates im siebzehnten Jahrh. mit besonderer Beziehung auf das Leben Friedrich Wilhelms u. s. w.; und Stenzel, a. a. O. Th. II.

geschoben werden mußte, ein Zeichen, daß schon vor dem Einbruche der Kriegsverheerungen die Finanzverwaltung ziemlich nachlässig gewesen sein muß. Bis zum fünften Jahre blieb der junge Prinz in den Händen seiner Mutter, dann ward er der Leitung des ehemaligen Hofmeisters seines Vaters, Johann von der Borch übergeben, und bald mit seiner Schwester Hedwig Sophie nach Küstrin gesandt, als die Dänen an den Grenzen der Mark hausten. Georg Wilhelm 1627
wollte die ganze kurfürstliche Familie nebst ihrem Hofstaat dorthin verlegen, um durch den engeren Raum die Möglichkeit so vieler fürstlichen Besuche, wie man bisher gehabt hatte, abzuschneiden, doch erklärten sich die Geheimräthe gegen diesen Vorschlag, weil die Gegenwart des Hofes die Residenz vor Plünderung und Einquartierung schütze. Der Aufwand war wirklich für die damals so beschränkten Mittel ungemein groß, denn, da alle Hof- und Staatsbeamte, ja auch die Landstände, wenn sie in Berlin zusammenkamen, bei Hofe gespeist wurden, so tafelte man zu Zeiten daselbst an hundert Tischen. Vergeblich eiferte Schwarzenberg gegen die unerschwinglichen Ausgaben, und war deshalb, so wie seiner Abneigung gegen die herumreisenden pfälzischen Fürsten wegen, von denen er wohl unter dem Titel der Bettelprinzen sprach, weil sie an dem Tische seines Herrn ihren Unterhalt suchten, bei den Damen des kurfürstlichen Hauses nicht eben beliebt.

Still verfloß des Prinzen Jugendzeit in Küstrin. Statt seines früheren Hofmeisters war hier seit 1629 Johann Friedrich Kalkuhn, genannt von Leuchtmar, den wir später unter der Regierung des großen Kurfürsten als Staatsmann in wichtigen Angelegenheiten beschäftigt sehen, eingetreten; den eigentlichen Unterricht ertheilte ihm der Geheimsecretair Müller. Nähere Nachrichten darüber fehlen, doch war Erziehung und Unterricht recht sorgfältig. Von rauschenden Vergnügungen fern, denn schon die immer zunehmende Beschränktheit der Mittel verhinderte bald jedes Ueberschreiten des Maßes, bereitete er sich zu seinem künftigen großen Berufe vor; das einzige Vergnügen, welches er häufiger genoß, war die Jagd, aber nur in dem Grade, als sie zur Stärkung des Körpers und zur Befestigung seiner Gesundheit dienlich war. Um diese Zeit fällt auch der angebliche Mordanschlag gegen Friedrich Wilhelm. Es ward nämlich ein mit einem Dolch bewaffneter junger Mensch von ungefähr achtzehn

Jahren unter dem Bette des jungen Prinzen entdeckt. Noch in späteren Jahren soll der Kurfürst öfter seinen Freunden den Vorfall so erzählt haben; da jedoch von keiner Untersuchung darüber verlautet, so erscheint die ganze Sache etwas zweifelhaft.

Als sich Georg Wilhelm mit Gustav Adolph verbündet hatte, verließ der Kurprinz seinen bisherigen Wohnort, und hielt sich eine
1631 Zeit lang in Berlin auf. Eilf Jahr alt besuchte er seine Tante Maria Eleonora, die Königin von Schweden in Wolgast, ein Jahr später den Herzog Bogislaw von Pommern in seiner Residenz Stettin. Hier blieb er längere Zeit und lernte so das Land, welches
1632 nach dem Tode des schon kränkelnden Herzogs an sein Haus fallen sollte, näher kennen. Erst im Anfange des Jahres 1634 kehrte er nach Berlin zurück, weil damals der Aufenthalt daselbst sicherer war als in Pommern.

Jetzt sollte der junge Kurprinz im Auslande seine Bildung vollenden. Er ging unter Begleitung seines Hofmeisters und Lehrers, denen auf des Prinzen Wunsch sich noch der Kammerjunker Werner von Schulenburg anschloß, nach Leiden, wo er sich mit dem Studium alles dessen, was für einen Fürsten wissenswerth erschien, ernstlich beschäftigte. Von den alten Sprachen kannte er die lateinische vollkommen, von neuern sprach er die französische, holländische und
1635 polnische geläufig. Ein Jahr darauf sehen wir ihn in Arnheim eine Zeit lang seinen kleinen Hof halten. Von hier aus besuchte er seine Tante Elisabeth, die Gemalin Friedrichs V. Bei dieser Gelegenheit entspann sich ein Liebesverhältniß zwischen ihm und der Prinzessin Ludovike Hollandine, welches eine Zeit lang seinen Vater sehr beunruhigte, da ihm Schwarzenberg die Verbindung mit einer Prinzessin aus dem pfälzischen Hause als ein sicheres Mittel, den Kaiser für immer von sich abzuwenden, vorstellte. Auch in dem Haag lebte der Kurprinz eine Zeit, doch erschien ihm das üppige Leben daselbst so gefährlich, daß er den glänzenden Aufenthalt verließ, und vor den Verführungen der reichen Residenz sich in das Feldlager des holländischen Heeres vor Breda flüchtete. Hier lernte er unter Fried-
1637 rich Heinrich von Oranien, der sich nach einer Belagerung von vier Monaten der für unüberwindlich gehaltenen Festung bemächtigte, praktisch den Krieg. Durch den Umgang mit dem berühmten Tromp erhielt er Bekanntschaft mit dem Seewesen, und da gerade zu der

Zeit im Haag die lebhaftesten Unterhandlungen mit Frankreich ge-
pflogen wurden, so ward er bei seinem zweiten Aufenthalt in dieser 16$\frac{37}{38}$
Residenz in das Treiben der europäischen Politik eingeweiht.

In den kurfürstlichen Ländern am Rhein war Friedrich Wilhelm beliebt. Schon im Jahre 1636 baten die clevischen Stände den Kurfürsten, seinem Sohne die Statthalterschaft daselbst zu verleihen. Georg Wilhelm lehnte mit milden Worten das Gesuch ab, weil er in so bedrängten Zeiten seinen Sohn nicht so weit von sich lassen wolle. Doch wiederholten die Stände mehreremals ihre Bitte, indem sie vorstellten, daß der Prinz als ein regierendes, fürstliches, neutrales Haupt ihnen helfen könne, eine Vorstellung, welche auch
der Prinz von Oranien lebhaft unterstützte. Auf diese Zumuthung 1637
antwortete der Kurfürst etwas gereizt, und wünschte nun um so ent- 22. Spt.
schiedener des Sohnes Rückkehr, da er fürchtete, daß derselbe gegen seinen Willen heirathen, und sich in der Statthalterschaft von Cleve behaupten würde. Auch Schwarzenberg schrieb an den Kurprinzen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, indem er sich bemühte, ihm die Besorgniß vor einem ihm unangenehmen Aufenthalte und einer erzwungenen Ehe zu nehmen. Seinerseits versicherte der Prinz dem Vater die vollkommenste Ergebenheit, doch machte er Einstellungen gegen seine Rückkehr, weil er gern seiner Ausbildung wegen noch in Holland bleiben wolle, die Reise übrigens zu der Zeit sehr schwierig, das Reisegeld kaum zusammenzubringen sei. Da aber eine pestartige Krankheit am Rhein ausbrach, so erhielt er den entschiedenen Befehl zur Reise, welche er im April 1638 endlich antrat.

So langte denn Friedrich Wilhelm nach einer Abwesenheit von
vier Jahren wieder in Berlin an. Als er einige Tage nach seiner 1638
Ankunft nebst seinem Vater einem grosten Feste bei Schwarzenberg 8. Juni
beiwohnte, befiel ihn plötzlich während des Mittagsmahles ein starkes Unwohlsein, aus welchem sich eine heftige Krankheit entwickelte. Dies hat wohl die Erzählung von einem Vergiftungsversuch durch Schwarzenberg veranlaßt, doch sprechen die noch vorhandenen Krankheitsberichte des Arztes gegen die Wahrheit der Beschuldigung [1]). Als Friedrich Wilhelm genesen war, begab er sich nach Preußen zu seinem Vater. Aus Königsberg richtete er mehrmals das Gesuch an

1) Cosmar a. a. O. S. 263.

Schwarzenberg, er möchte bei dem Kurfürsten seine Rückkehr nach Cleve bevorworten. Dies that auch der Heermeister, jedoch ohne Erfolg, ja ohne genügende Resolution, bis endlich Georg Wilhelm in einem eigenhändigen Schreiben seinem Minister mittheilte,
1639 daß man von Wien aus sich gegen die Rückkehr des Prinzen ins Clevische erklärt habe, aus der doppelten Furcht, es möchte der Kurerbe in das Haus Pfalz hineinheirathen, und als Schützling des Prinzen von Oranien und der Generalstaaten von dem Interesse des Reiches abgezogen werden. Gern sähe es der Kaiser, wenn der junge Prinz an dem Hofe in Wien leben würde, und mangle es an Mitteln, so wolle der Kaiser mit Vergnügen das Nöthige zuschießen. Dagegen erklärte sich jedoch Schwarzenberg, weil ein solcher Schritt nicht nur in der kurfürstlichen Familie, sondern auch bei den Generalstaaten die größte Mißbilligung finden würde [1]). Unter diesen Umständen war es bei der bisherigen Politik Brandenburgs unmöglich dem Wunsche des Kurprinzen zu willfahren. Georg Wilhelm hatte jetzt einmal seine Hoffnung auf treues Ausharren bei dem Hause Oestreich gesetzt, und er konnte auch, da Ferdinand III. bei weitem weniger fanatisch dem Katholicismus ergeben war, weit eher von ihm Berücksichtigung seiner Interessen bei mäßigen Forderungen in Beziehung auf die religiösen Verhältnisse erwarten als von den Schweden, denen er sich bei seiner eigenen Hilflosigkeit im Falle eines Bruches mit dem kaiserlichen Hofe wieder ganz in die Arme hätte werfen müssen.

Die Erfahrung, daß die Ansichten des Thronfolgers sich oft plötzlich ändern, wenn der Thronwechsel wirklich eintritt, bestätigte sich zum Theil auch hier, denn Friedrich Wilhelm verband sich nicht mit dem pfälzischen Hause, noch schloß er sich unbedingt den Generalstaaten an, sondern folgte, wie wir bald sehen werden, einer vorsichtigen Politik, die im Ganzen von der seines Vaters oder vielmehr Schwarzenbergs nur wenig abwich, außer daß er, und dies war

1) Schon der Umstand beweist, außer vielen andern, daß Schwarzenberg durchaus nicht in der nahen Verbindung mit dem Kaiserhause stand, wie man sonst angenommen hat, denn sonst würde er nicht vom Kurfürsten die Befürchtungen des wiener Hofes erfahren, sondern gewiß unmittelbar darüber Bericht erhalten, vor allem aber nicht gegen den Aufenthalt des Kurprinzen in Wien gestimmt haben.

das Wesentlichste von allem, wie es der Minister gewollt hatte, entschieden und kräftig auftrat. Er behielt seine freundliche Stellung zum Kaiserhofe bei, schloß aber einen Waffenstillstand mit Schweden, weil für den Augenblick keine Hoffnung vorhanden war, durch kriegerische Operationen das Herzogthum Pommern, um welches sich sein Vater mit Ferdinand III. zur Offensive verbunden hatte, wieder zu gewinnen. Nichts destoweniger sorgte er für eine hinreichende Vertheidigung des Landes, ein Ziel, welches auch Schwarzenberg immer vor Augen gehabt hatte, wobei er wegen der Unentschlossenheit Georg Wilhelms auf vielen Widerstand bei den Ständen gestoßen war.

Der junge Fürst befand sich in einer sehr schwierigen Stellung. Die Mark war verwüstet, und was noch nach den vieljährigen Leiden und Anstrengungen übrig blieb, bei den immer drohenden Feindseligkeiten, ein unsicherer Besitz. Die Truppen, deren Anzahl zur Abwehr eines ernsten Angriffs nicht hinreichte, waren schlecht besoldet und noch schlechter disciplinirt; sie kosteten viel und leisteten wenig, denn die Obersten hielten nicht die von ihnen angegebene Anzahl Soldaten, sondern ließen Werbegeld und Unterhaltung lieber in ihre eigenen Kassen fließen. Außerdem fehlte es an Einheit in den Operationen, daher war von einer kriegerischen Stellung für den Augenblick nichts zu hoffen. Nicht so übel stand es mit Preußen. Schon seit längerer Zeit von den Kriegsübeln befreit, hatte sich das Herzogthum erholt, und bot sogar, wie wir früher gesehen, dem Fürsten jetzt mehr Hilfsquellen als je zuvor, aber freilich nicht genug, um alles Versäumte wieder einzuholen. Auch Cleve war nicht mehr Kriegsschauplatz, jedoch durfte der Landesherr für den Augenblick auf wenig Beistand von daher rechnen, weil die holländischen Garnisonen in den Festungen die Einkünfte des Landes bis jetzt noch für sich in Anspruch nahmen.

Friedrich Wilhelm ersuchte den Grafen Schwarzenberg von Königsberg aus die Statthalterschaft der Mark noch ferner über sich zu nehmen, und ihm sonst mit seinem Rathe die „unerträgliche" Regierungslast erleichtern zu helfen; doch zeigte sich von vorn herein in dem Verhältniß des Kurfürsten zu seinem Diener eine gewisse Spannung, ein Mißtrauen, welches auf einen baldigen Austritt des letzteren aus dem Staatsdienst hindeutete. Der Kurfürst ließ durch

außerordentliche Bevollmächtigte in allen märkischen Festungen die Garnisonen in Eid und Pflicht nehmen, von denen Schwarzenberg, der keine besondere Instruction dazu hatte, nur durch Handschlag und deutliche Bejahung den Eid hatte erneuen lassen. Auch erließ er unmittelbar aus Königsberg an Burgsdorf und Trotta, die Kommandanten von Küstrin und Peitz, ein Rescript, nach welchem diese keine kaiserliche Besatzungen aufnehmen sollten, es möchte ihnen von Jemandem, wer es auch sei, zugemuthet werden, weil im prager Frieden klar ausgedrückt sei, daß jedem Fürsten frei stehe, seine Festungen mit seinem Volke allein zu besetzen. Dies konnte doch nur auf Schwarzenberg gehen.

In dem Rescript schien ein indirecter Angriff auf Schwarzenberg verborgen zu sein; er fühlte sich auch einigermaßen gekränkt, doch störte dies das Verhältniß zwischen ihm und dem Kurfürsten nicht weiter, sondern als Statthalter übte er nach wie vor seine Amtsverrichtungen aus, ohne durch fernere Eingriffe verletzt zu werden; es würde aber wohl mit der Zeit eine wesentliche Veränderung erfolgt sein, wenn er nicht schon wenige Monate nach seinem fürst-
1641 lichen Freunde gestorben wäre. Ein Aufstand unter den Soldaten
14. Mrz. des von rochowschen Regiments in Spandau, wohin sich der Statthalter seit George Wilhelms Dahintritt zurückgezogen hatte, nebst andern gleichzeitig eintreffenden, unangenehmen Nachrichten waren die Ursache seines schnellen Todes gewesen. Die verabsäumte Zahlung des Soldes hatte diese Meuterei veranlaßt; Schwarzenberg befriedigte die Aufrührer aus seinen eignen Mitteln. Ueberhaupt scheint der größte Theil der im Brandenburgischen garnisonirenden Truppen in einer schlechten Verfassung, die Gesinnung der Führer nicht die beste gewesen zu sein; auch faßte Friedrich Wilhelm den Beschluß den größten Theil derselben zu verabschieden. Er hatte hierzu einen zwiefachen Grund, denn erstens waren die Truppen undisciplinirt, zu ernstlichen Unternehmungen nicht genügend, und zweitens schon bei ihrer Aushebung im Jahre 1637 zum Angriff auf Pommern halb dem Interesse des Staates entfremdet, indem sie zugleich der Kaiser für sich in Eid und Pflicht hatte nehmen lassen. Aus diesem Grunde weigerte sich auch der Oberst von Rochow dem Befehl zu gehorchen. Er erklärte sich zwar willig vom Kommando der Festung Spandau auf einseitigen Befehl Friedrichs Wil-

helms abzudanken, aber nicht vom Regiment, denn dies wäre des Kaisers; wolle es aber der Kurfürst mit Gewalt nehmen, so müsse er es geschehen lassen. Uebrigens war es den Obersten nicht zu verdenken, daß sie sich auf den Kaiser beriefen, als ihnen der Kurfürst ihre Capitulationen nicht verlängerte, und doch mußte dieser so handeln, wenn er in Zukunft selbst Herr in seinen Staaten werden wollte. Rochow ließ sich durch seinen Unwillen zu verrätherisch klingenden Drohungen, wie z. B. er wolle die Festung Spandau lieber in die Luft sprengen, und zu dem Kaiser übergehen, hinreißen, doch setzte der Kurfürst dessenungeachtet seinen Befehl durch. Rochow nebst den Obersten Kraft und Goldacker, die sich in demselben Falle befanden, verließen die Mark; sie begaben sich, heißt es, in den Dienst des Kaisers, ohne daß dieser eine ernste Klage gegen den neuen Kurfürsten seiner Schützlinge halber erhob. An die Stelle der aufgelösten Regimenter bildete dieser drei neue nebst einem Regiment Leibgarde, insgesammt wenig mehr als 3000 Mann [1]); sie machte die Grundlage jenes tapfern Heeres aus, mit welchem er später seinem Staate eine welthistorische Stellung erfocht.

Der Tod des Statthalters riß Friedrich Wilhelm aus einer großen Verlegenheit. Wenn dieser seinen Diener auch nicht für einen Staatsverräther hielt, ja seine Maßregeln vielleicht im Allgemeinen nicht geradezu tadelte, so war ihm doch manches, wie wir schon gesehen haben, zuwider, selbst der überwiegende Einfluß, den bisher Schwarzenberg rücksichtlich der politischen Stellung Brandenburgs ausgeübt hatte. Die Mißverständnisse zwischen ihm und seinem Vater hatten ihn verhindert, den Standpunkt des hochgestiegenen Dieners zu überschauen, daher mußte er vorsichtig zu Werke gehen, wenn er ihn entfernen wollte. Eine übereilte Maßregel hätte, im Falle der Statthalter wirklich ein Verräther war, leicht unter den damaligen Umständen zum Verlust des ganzen Landes führen können. Kaum war er gestorben, so wurden auf des Kurfürsten Befehl seine Papiere versiegelt, theils um sich über mögliche geheime Verhandlungen mit fremden Mächten ins Klare zu setzen, theils auch wegen einiger Klagen über Erpressung und andern unrechtmäßigen Erwerb; denn wenn auch nicht Verräther, war Schwarzenberg doch nicht von

---

1) S. hierüber Stenzel a. a. O. Th. II.

Habsucht und Eigennutz frei zu sprechen, und hatte sich selbst auf Kosten des Landes mitunter bereichert. Außerdem befand er sich im Besitz von kurfürstlichen Blanquets, was allein schon eine Beschlagnahme seiner Papiere rechtfertigte.

Es erhob sich aber um den Nachlaß des Verstorbenen ein förmlicher Criminalprozeß, gegen den vergebens sein Sohn bei dem Kaiser Einspruch einlegte, da sogar die kaiserliche Verwendung den Kurfürsten nicht bewegen konnte, den Lauf des Gesetzes zu hemmen. Erst nach dem Friedensschluß erhielt der junge Graf für seine in den kurfürstlichen Staaten gelegenen Besitzungen, mit Ausnahme der Herrschaft Neustadt und deren fünf Kirchspiele, die damals sehr bedeutende Summe von 300,000 Thalern.

Unmittelbar nach dem Tode seines Vaters hatte Friedrich Wilhelm einige Staatsmänner von der schwedisch gesinnten Partei, Gerhard Rumelian von Kalkuhn, den Bruder seines Erziehers,
1641 Sigismund von Götze, und bald darauf Samuel von Winterfeld in den geheimen Rath berufen, und so eine Annäherung an Schweden vorbereitet. Diese ward noch bei Lebzeiten Schwarzenbergs, und vielleicht auf seine Veranlassung, um den jungen Fürsten in Spannung mit der nordischen Macht zu erhalten, durch einen unzeitigen Angriff brandenburgischer Truppen gehindert. Von Peitz aus scheuchte der Rittmeister Strauß die Schweden aus ihren Winterquartieren in der Lausitz auf, während der Oberst Goldacker verheerend bis nach Stettin streifte. Zur Vergeltung dafür plünderte und brannte der schwedische General Stalhanß bis in die Umgegend von Berlin. Ja Berlin selbst ward so bedroht, daß der Kommandant
1641 Kracht es für nöthig hielt die Vorstädte abzubrennen. Auf die Nach-
Jan. richt von diesen Vorfällen erließ der Kurfürst ein strenges Verbot jeder Feindseligkeit gegen die Schweden, bestrafte den Urheber des Angriffs mit dem Tode, setzte gefangene schwedische Offiziere in Freiheit, und hielt so die beleidigten Gegner von einer ernstlicheren Ahndung des unbesonnenen Angriffs zurück. Auch wurde Konrad von Burgsdorf, ein entschiedener Schwedenfreund, der sich bei der Auflösung und Neugestaltung der brandenburgischen Truppen das Vertrauen Friedrich Wilhelms erworben hatte, zum Kommandanten aller Festungen im Lande und bald darauf zum Oberkammerherrn ernannt. Er ward der Günstling des jungen Kurfürsten, wie er es

trotz seiner großen Feindschaft mit Schwarzenberg bei dem Vater desselben gewesen war.

Obgleich Preußen nicht durch Krieg bedroht wurde, so fanden sich doch daselbst nicht geringe Hindernisse zu beseitigen. Immer noch war hier der Fürst theils durch die Stände, theils durch die Regimentsräthe sehr beschränkt. Adel und Städte standen feindlich gegenüber, indem ersterer dem letztern die unverhältnißmäßig größere Last der bewilligten Steuern aufbürden, und wo möglich noch das Recht der Mitberathung auf den Landtagen entreißen wollte. An der Spitze der Städte stand Königsberg. Georg Wilhelm hatte absichtlich die Spaltung zwischen dem Adel und den Städten erhalten, um bald in diesen ein Gegengewicht gegen den ersteren zu haben, bald wiederum, mit jenem vereint, die Freiheiten der letzteren einzuschränken. Als ihm dies bei den kleineren Städten durch ihre Trennung von Königsberg gelungen war, griff er mit Beistand des Adels auch die Vorrechte dieses mächtigen Hauptes an. Er nahm ihr das Recht Willküren zu entwerfen und Steuern zur Befestigung und zum Unterhalt der städtischen Truppen zu erheben; zuletzt berief er die Städte überhaupt gar nicht mehr zum Landtage. Dennoch waren diese weit mehr gegen den Adel als gegen den Kurfürsten aufgebracht und erklärten, sie würden sich den Bestimmungen der beiden andern Stände hinsichtlich der Landesordnung und der Polizeigesetze nicht fügen. Die Königsberger protestirten sogar in einer Druckschrift, und gingen in ihrem Eifer so weit, daß sie ihrerseits dem Adel die bisher ihm zustehenden Rechte über seine Bauern auf seinen Gütern streitig machten. Die Regimentsräthe, ganz in dem Interesse des im Innern seiner Macht bedrohten Adels, erhoben gegen die Stadt einen fiscalischen Prozeß, in welchem sie ihrerseits an den Kurfürsten in der Ueberzeugung appellirte, daß er in dieser Sache eher ihr beistehen als durch Parteinahme für den Adel die Krone Polen zum Richter über sich selbst machen würde. So befand sich Friedrich Wilhelm hier zu Anfang seiner Regierung mitten in dem Kampfe zweier feindlichen Parteien, und da außerdem trotz aller Bemühungen bei Lebzeiten Georg Wilhelms die Belehnung mit Preußen für den Sohn nicht erlangt worden war, dazu der König sowohl als viele polnische Großen sich so unzufrieden über seine ersten Schritte zeigten, daß entweder ein entschiedener Einspruch, oder doch wenig-

stens eine Belehnung unter sehr drückenden Bedingungen zu befürchten stand, so hatte der junge Kurfürst alle Vorsicht anzuwenden, um glücklich über diese schwierige Angelegenheit hinwegzukommen. Seine Lage war so drückend, daß er sich beim Könige und Reichstage der Polen wegen seiner ersten Schritte in Preußen förmlich damit entschuldigen mußte, er habe sich weder den herzoglichen Titel, noch die Verwaltung angemaßt, sondern nur Kenntniß von dem genommen, was von den Regimentsräthen bisher geschehen wäre. Endlich kam es zur Belehnung, doch unter sehr ungünstigen Bedingungen. Wie kränkend mußte es für ihn, den Reformirten, sein, keine unkatholische Secte außer den Anhängern der augsburger Confession dulden zu dürfen? Eben so schimpflich und noch lästiger war die Bestimmung, daß der Kurfürst über die Festungen Pillau und Memel nur von dem Könige bestätigte Befehlshaber setzen, in gefährlichen Zeiten sogar königliche Commissarien zulassen mußte; daß er in Streitsachen des Adels die Appellationen an den König nicht hindern, unter keinem Vorwande ohne königliche Genehmigung Parteilosigkeit mit den Feinden der Republik eingehen durfte. Hierzu kam die jährlich auf 30,000 Gulden festgestellte ordentliche Hilfe, als außerordentliche auf Landtagsbeschluß die doppelte Summe. Trotz aller dieser Opfer würde der Abschluß noch nicht erfolgt sein, wenn Friedrich Wilhelm nicht dem Könige jährlich 100,000 Gulden aus den Seezöllen versprochen hätte.

1641 17. Oct. Der Kurfürst mußte persönlich in Warschau erscheinen, weil sein Vater nur ausnahmsweise die Belehnung durch Gesandte empfangen habe. Er leistete kniend vor dem Könige den Eid der Treue, und setzte sich dann zur Seite desselben nieder. Aber der Argwohn der Polen war durch seine Zusicherung noch nicht beschwichtigt, denn als er unter verschiedenen Vorwänden Gesandte nach Stockholm geschickt hatte, um über seine Vermälung mit der Königin Christina zu unterhandeln, so mußte er dem Könige Wladislaw eine förmliche Versicherung ausstellen, ihn, wenn etwas der Art angeregt werden sollte, vorher davon zu benachrichtigen; ja der polnische Gesandte erklärte den Regimentsräthen geradezu, daß der Kurfürst durch einen solchen Schritt den Bund zwischen Polen und Preußen auflösen würde. So weit ging zu Anfang dieser Regierung die Vormundschaft Polens über den bald souverainen Herzog von Preußen.

Von Seiten des polnischen Hofes that man entschiedene Schritte, um sich den jungen Fürsten enger zu verbinden. Friedrich Wilhelm sollte sich mit der Tochter König Wladislaws, seine älteste Schwester mit dem Prinzen Casimir vermälen. Diesem Vorschlage, welcher seine Pläne mit Schweden durchkreuzte, entging der Kurfürst sehr gewandt, indem er dem damit beauftragten Grafen von Dönhof erwiederte: „So lange ich ein Land nicht in Frieden regieren kann, darf ich mich nach keiner andern Geliebten als dem Degen umsehen."

Unterdessen war Friedrich Wilhelm in den Unterhandlungen mit
Schweden nicht müßig gewesen. Es ward ein Waffenstillstand auf zwei 1641
Jahre abgeschlossen, während dessen jeder Theil behalten sollte, was 24. Juli
er besaß, die Schweden also freilich auch Pommern, in der Mark die Städte Driesen, Landsberg, Crossen, Frankfurt, Gardelegen mit den dazu gehörigen Kreisen; nur den Schweden zur Abwehr eines Angriffes, nicht aber ihren Feinden sollte der Durchzug durch die Mark gestattet sein. Friedrich Wilhelm zögerte mit der Bestätigung bis ins folgende Jahr, denn der Vertrag war hart, aber besser als
ein hoffnungsloser Kriegszustand. Zur Versicherung seiner aufrichtig 1642
freundlichen Gesinnung gegen die Schweden hatte er, als der Erzherzog 10. Jan.
Leopold aus dem Braunschweigischen gegen sie heranrückte, die werbener Schanze schleifen lassen, um ihm keinen festen Anhaltpunkt zu 1641
überliefern. Dadurch erhielt er auch später einige Ermäßigung der 12. Spt.
großen Lasten für sein Land, welche 140,000 Thaler für den jährlichen Unterhalt der schwedischen Garnisonen betrugen. Wie lästig auch im- 1643
mer der Vertrag sein mußte, so war er doch zur glücklichen Stunde abgeschlossen, da der berühmte Torstenson damals seine kurze aber glänzende Laufbahn begann. Welches Loos wäre für Brandenburg gefallen, wenn es damals sich noch unter den Feinden Schwedens befunden hätte! Dagegen wurden sogar beim Ausbruch des dänischen Krieges die Städte Frankfurt, Crossen, Züllichau und Gardelegen zur Vergeltung für das treue Festhalten an der Neutralität 1644
geräumt.

Die Aussöhnung mit Schweden brachte den Kurfürsten auch in ein freundschaftliches Verhältniß zu Frankreich. Durch die Vermittelung dieser Macht bewirkte er die Räumung eines Theils der clevischen Länder von Seiten der Hessen. Auch hier benutzte er mit
Umsicht und Schnelligkeit den günstigen Augenblick. Drei Regimen- 1645

ter wurden zur Besatzung angeworben; überhaupt verstärkte er seine Truppen in kurzer Zeit bis auf 8000 Mann. Trotz aller dieser Maßregeln wendete er die Beschuldigungen des Kaisers, als begünstige er die Schweden, mit der Nothwendigkeit, dem Drange der Verhältnisse weichen zu müssen, von sich ab, denn er verstand es im hohen Grade bei allen Unterhandlungen sich so unbestimmter Ausdrücke zu bedienen, daß seine Schritte niemals gesetzwidrig erschienen. Dies darf aber nicht als Beweis eines Mangels an Moralität angesehen werden, sondern vielmehr als die nothwendige Folge der trügerischen Politik jener Zeit, welche zu der traurigen Wahl nöthigte, entweder zu überlisten oder sich überlisten zu lassen. Der niedrigste Egoismus leitete die Schritte der Kabinette, aus welchen das Gefühl für Recht und Ehre gänzlich geschwunden schien. Keiner machte sich ein Gewissen daraus, den Feind zu suchen, sobald es ihm Vortheil brachte, den Freund zu verlassen, wenn die Treue ein Opfer verlangte, ja selbst die Religion war kein zuverlässiges Band mehr, sie diente wie alles andre nur noch zum Mittel der meistens ganz niedrig eigennützigen Zwecke.

Auf dem Kriegsschauplatze hatte sich das Glück seit einiger Zeit
1641 wunderbar gewendet. Seit dem Tode Baners zeigten sich Spuren
10. Mai der Auflösung aller Kriegszucht in dem schwedischen Heere, während
1639 auch an dem Rhein nach Bernhards von Weimar Tode der Sieg
8. Juli nicht mehr wie früher seine Scharen, die jetzt französischen Führern
folgten, begleitete. Da sendete der Reichskanzler Oxenstjerna in dem
1641 Feldmarschall Torstenson einen würdigen Nachfolger Baners, den
größten Feldherrn der Schweden nach ihrem großen Könige. Nachdem er den Norden Deutschlands den Kaiserlichen wieder entrissen
1642 hatte, zerschmetterte er ihre Haufen bei Breitenfeld; Böhmen, Mäh-
23. Oct. ren wurden seine Beute, bis vor Wien schwärmten die leichten schwe-
1642 dischen Truppen. Dagegen erschien der Tod des Kardinals Riche-
4. Dec. lieu als ein harter Schlag, bis sein Nachfolger Mazarin im Namen
der Königin Mutter und des unmündigen Ludwig XIV. das Beharren Frankreichs in der seither befolgten Politik verkündete, und dem Marschall Guebriant neue Verstärkungen sendete. Doch der Tod des geschickten Feldherrn und die darauf folgende, für das französische
1643 Heer so unglückliche Schlacht bei Tuttlingen entriß den Verbündeten
24. Nov. alle bisher errungenen Vortheile, da überdies kurze Zeit darauf die

Bewegung Christians IV. gegen Schweden den siegreichen Feldherrn des letztern aus den Erbstaaten des Kaisers zurückrief. Bald aber waren Holstein und Schleswig in seinen Händen, nur der gelinde Winter rettete die Inseln; daher hatte Torstenson freie Hand, die kaiserlichen Hilfstruppen unter Gallas durch ganz Deutschland hin- 1644
durch zu jagen und auf dieser wilden Flucht gänzlich aufzureiben. Ein zweites kaiserliches Heer ward in Böhmen bei Jankowitz von 1645
dem unwiderstehlichen Sieger in den Staub gestreckt, und da zu der- 24. Fbr.
selben Zeit Ragotzy, der Fürst von Siebenbürgen, gegen die mährische Grenze vordrang, Ferdinand III. in seiner Hofburg zu Wien aufscheuchte, während in Westen Türenne und Condé ihre Heldenlaufbahn gegen die Heere des Hauses Habsburg begannen: so war zu hoffen, daß jetzt die kaiserliche Partei die stolzen Hoffnungen aufgeben, und den Protestanten ihre wohlbegründeten Rechte nicht ferner bestreiten würde. Daher nahm man die schon seit 1641 begonnenen allgemeinen Friedensunterhandlungen an den durch die hamburger Präliminarien dazu bestimmten Orten, Münster und Osnabrück, mit neuem Eifer wieder auf. Auch der Kurfürst Friedrich Wilhelm sandte mehrere Diplomaten unter dem Vorsitz des Grafen Johann zu Sain-Wittgenstein und Hohenstein dahin ab. Trotz alles 1645
Glanzes gelang es dem Botschafter hier, wo ungeachtet des so ernsten Berufes, der erschöpften Welt den heiß ersehnten Frieden zurückzugeben, Jahre mit eitlem Convenienzstreite hingebracht wurden, erst nach langen Bemühungen und harten Kämpfen die der Stellung seines Herrn gebührenden Ehrenbezeugungen zu erhalten. Es handelte sich nämlich unter andern noch nichtigeren Fragen lange Zeit darum, ob auch die kurfürstlichen Gesandten Excellenz angeredet werden sollten oder nicht. Nach Beseitigung dieser Titelstreitigkeiten schloß sich Brandenburg anfangs ganz dem Kaiser an, weil nur durch ihn der Besitz von Pommern zu hoffen war; aber trotz aller Bemühungen des redlichen und edelmüthigen Grafen von Trautmannsdorf, welcher die Gründe Friedrich Wilhelms wohl zu schätzen verstand, daß nicht nur das Kurfürstenthum seine Vormauer und Verbindungslinie mit Preußen verlöre, sondern auch, ein noch höheres Interesse, Deutschland selbst bei möglichen, ja wahrscheinlichen Fehden der nordischen Kronen untereinander in große Gefahr gerathen könnte, war doch diese Fürsprache, so wie die der französischen, holländischen und

dänischen Botschafter vergebens. Für so nothwendig zu seiner politischen Existenz hielt Friedrich Wilhelm das Ostseeland, daß er dem Grafen von Trautmannsdorf 100,000 Thaler versprach, wenn er es ihm retten könnte. Ehrlich genug wies jener das Geld zurück, weil er nicht im Stande wäre, das Verlangen des Kurfürsten zu erfüllen; dennoch erhielt er ihm wenigstens einen Theil. Endlich willigte Friedrich Wilhelm in die Abtretung Vorpommerns mit Einschluß von Stettin, verlangte aber zur Entschädigung das Erzstift Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Minden, Osnabrück, nebst den Fürstenthümern Glogau, Sagan und Jauer, allerdings das Zwanzigfache von dem, worauf er verzichtete. Doch solche Forderungen erschollen von allen Seiten; man verfuhr bei diesen politischen Verhandlungen wie auf den Jahrmärkten. Das übertriebene Begehren des Kurfürsten hemmte so sehr den Lauf der Unterhandlungen mit Schweden, daß ein förmlicher Bruch drohte, und nur die Botschafter Frankreichs und der Generalstaaten das gestörte Einverständniß wieder herstellten. Dagegen zeigte sich die Königin Christina weit mäßiger in ihren Wünschen selbst als ihre Bevollmächtigten. Obgleich die kaiserlichen Gesandten ihr ganz Pommern unter ihres Herrn Gewährleistung anboten, so begab sie sich gern der Hälfte, um das Uebrige mit brandenburgischer Zustimmung zu erhalten, besonders da es ihr nicht entging, daß die Pommern weit besser brandenburgisch als schwedisch gesinnt waren. Doch nun erhob sich ein neuer Streit über die Oder, indem der Kurfürst mit dem lebhaftesten Unwillen erklärte, er würde das rechte Oderufer in Ewigkeit nicht aufgeben. Nur erst, als die Schweden, nachdem schon mehreremale das Friedenswerk ganz dadurch ins Stocken gerathen war, entschieden drohten, für immer die Unterhandlungen abzubrechen, wenn man brandenburgischer Seits nicht binnen drei Tagen auf die verlangten Bedingungen einginge, überließ der Kurfürst endlich auf die Vermittelung des französischen Gesandten, Grafen d'Avaux, das ganze Vorpommern nebst Rügen, von Hinterpommern Stettin, Garz, Damm, Golnow, die Insel Wollin und das frische Haf mit allen Mündungen an die Schweden, wogegen er den Rest von Hinterpommern, das Bisthum Kamin und die Commendegüter des Johanniterordens in Vorpommern behielt.

Jetzt waren Schweden und Frankreich eifrig bemüht, für Brandenburg eine möglichst große Entschädigung zu erhalten, während

Oestreich, von mehreren kleinen Staaten unterstützt, der Vergrößerung des Kurfürsten entgegenarbeitete. Jene jedoch drangen durch; der Kaiser ertheilte nicht nur dem Kurhause die Anwartschaft auf das lang ersehnte Erzstift Magdeburg, sondern überließ auch demselben sogleich die Bisthümer Kamin und Halberstadt. Obwohl dies nach den Angaben der Gegner Brandenburgs schon das Drei- bis Vierfache des Aufgegebenen betrug, so war Friedrich Wilhelm doch nicht damit zufrieden. Er forderte noch das Bisthum Minden, und trotz des lebhaften Widerspruchs von Seiten Braunschweigs, ja gegen die ernsthaftesten Anstrengungen der kaiserlichen Gesandten, welche von den Gegnern Brandenburgs durch bedeutende Summen gewonnen waren, setzte er seine Forderung durch. Bei dieser Gelegenheit war er zur rechten Zeit freigebig, indem er auf d'Avaux's Rath den schwedischen Gesandten, Johann Oxenstjerna und Salvius, ersterem 25,000, letzterem 20,000 Thaler für ihre Unterstützung bieten ließ.

Nach diesen diplomatischen Siegen dachte Friedrich Wilhelm auch daran, die Ansprüche seines Hauses auf das Herzogthum Jägerndorf geltend zu machen, doch erhoben hiergegen die kaiserlichen Botschaf- 1641
ter ihre Stimme, und klagten über die Unersättlichkeit des Kurfür- Mrz.
sten, da sie ihm nur deshalb ihre Zustimmung zu seinen großen Forderungen gegeben, um ihn von diesem gefährlichen, das ganze Friedenswerk störenden Punkte abzulenken. Daher mußte er ihn auch fallen lassen.

Bei dem lebhaften Drange, seine Staaten zu vermehren und zu verbessern, vergaß Friedrich Wilhelm keinen Augenblick die kluge Erwägung der Mittel, durch die er seine Zwecke erreichen konnte. Als wegen der Berechtigung protestantischer Unterthanen ihren katholischen Landesherren gegenüber ein neuer eigentlicher Religionskrieg auszubrechen drohte, da bot der Kaiser ihm nicht nur ganz Pommern, sondern auch die ihm schon zugesprochenen vier Bisthümer, wenn er das Kriegsoberstenamt und das Directorium im niedersäch- 1647
sischen und westphälischen Kreise annähme; doch er erkannte zu ge- Nbr.
nau die Lage der Dinge, als daß er sich in ein so gefährliches Spiel eingelassen, und einen geringeren, aber sichern Besitz für eine gefahrbringende, glänzende Aussicht aufgegeben hätte. Die Siege Türenne's und Wrangels zwangen die Gegenpartei zu größerer Nachgiebigkeit.

In allen Streitigkeiten über Religion hatte der Kurfürst seinen Gesandten das Prinzip gleicher Rechte für die Reformirten mit den anderen Confessionen in ihren Instructionen als Grundlage aller Unterhandlung gestellt. Hier trafen sie auf große Schwierigkeiten, und dies weit mehr bei ihren Glaubensverwandten, den Lutheranern, als bei den Katholiken; Unterstützung dagegen fanden sie, wie es zu erwarten stand, bei den calvinischen Verbündeten, den Generalstaaten. Friedrich Wilhelm behauptete sich mit Mund und Herzen für die augsburgische Confession zu bekennen, und verlangte daher auch für sich die Rechte derselben, wollte sich, wie der Ausdruck lautet, kein neues jus erbetteln; er drang schon damals darauf, daß seine Gesandten durchgehends das Wort evangelisch ohne Parteinamen in ihren Verhandlungen gebrauchten. So wurden denn besonders durch sein energisches Dazwischentreten beiden protestantischen Parteien völlig gleiche Rechte unter dem gemeinschaftlichen Namen der augsburgischen Confessionsverwandten gestattet. Die Schweden zeigten sich in dieser Angelegenheit aufgeklärter als die deutschen Lutheraner, indem sie auf die ungestümen Forderungen Sachsens die Reformirten von dem Religionsfrieden auszuschließen erklärten, daß, wer an dem Kriege Theil genommen habe, auch Theil am Frieden haben müsse.

Am 24sten October 1648 wurden endlich die langwierigen Verhandlungen des Friedens von Münster und Osnabrück abgeschlossen.

Noch während der Friedensunterhandlungen hatte sich Friedrich Wilhelm mit der ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien, einer durch Geist und Liebenswürdigkeit sowohl als
1646 durch Schönheit ausgezeichneten Prinzessin vermält. Den von Gustav
7. Dec. Adolph für ihn entworfenen Plan, seine Cousine, die Königin von Schweden, zu heirathen, hatte er zeitig aufgegeben. Es boten sich zu viele Schwierigkeiten dar. Des Kurfürsten Besitzungen in Deutschland waren zu ausgedehnt und politisch zu wichtig, als daß Schweden so unbedingt das Hauptland hätte werden sollen, anderseits hätte es wohl nie der Stolz der Schweden ertragen, ein Nebenland Brandenburgs zu werden; auch liefen die Interessen beider Staaten zu jener Zeit gerade zu sehr gegeneinander. Dazu kam die Eigenthümlichkeit der Königin in Erwägung. Christine war eine hochbegabte, geistreiche Fürstin, aber dabei schroff und eigenwillig; wie hätte sich ein solcher Character mit

einem so selbständigen, an Gehorsam gewöhnten Mann, als Friedrich Wilhelm war, wohl irgend paaren lassen?

Vom westphälischen Frieden bis zum Frieden von Oliva — 1660.

Der Abschluß des westphälischen Friedens setzte den Kurfürsten noch nicht sogleich in vollständigen Besitz seiner alten, so wie der ihm zuerkannten neuen Länder. Noch hielten schwedische, holländische, ja selbst kaiserliche Truppen einen bedeutenden Theil seines Staates besetzt. Zwar übergaben ihm bald die Kaiserlichen die Festung Hamm, 1648
kurze Zeit darauf die Schweden das Mindensche und Halberstädtische, doch zeigten sich letztere weit schwieriger bei der Herausgabe von Hinterpommern, so wie die Holländer im Clevischen. Mit Schweden handelte es sich noch immer um einen Grenzvertrag in Hinterpommern. Friedrich Wilhelm, der nie einen Fußbreit Land herausgab, ohne durch die äußerste Noth dazu gezwungen zu werden, wollte nach dem Wortsinn des Friedensschlusses nur die Städte Stettin und Wollin, nicht die zu ihnen gehörigen Aemter auf dem rechten Oderufer abtreten; doch stieß er auf zu mächtige und zu hartnäckige Gegner. Obgleich er den Kaiser veranlaßte, den Schweden die Belehnung mit Pommern zu verweigern, bis sie den brandenburgischen Antheil geräumt hätten, so mußte er dennoch von seinem Begehren abstehen, und sogar noch von der auf dem Lande haftenden Schuld im Betrage von mehr als einer halben Million Gulden über vier Fünftheile auf seinen Antheil nehmen, wogegen die Königin ihm die von ihr in Hinterpommern angelegten Zölle überließ. Die Belehnung sollte gemeinschaftlich stattfinden. Nun erst verstanden sich die Schweden zur Herausgabe des Landes, aber vergebens trug Fried- 1653
rich Wilhelm auf Entschädigung für das fünfjährige Zurückhalten Juni
seines rechtmäßigen Besitzthums an. Länger noch dauerte es, ehe er in den unverkürzten Besitz der clevischen Länder kam. Der Grund hiervon war die sogenannte hoofeisersche Schuld. Georg Wilhelm hatte als Statthalter im Clevischen von holländischen Kaufleuten 100,000 Thaler zu sieben Prozent geborgt, für deren Wieder- 1614
bezahlung nebst den Zinsen von den Generalstaaten Gewähr geleistet worden war. Die Spezialobligation darüber ist vom 1sten März 1617 an Hoofeiser ausgestellt. Weder Capital noch Zinsen wur-

den bezahlt. Nun trat die Besetzung des Landes durch die beiden feindlichen Parteien ein, wobei sich die Verhältnisse so verwickelten, daß man von beiden Seiten im Vorschuß zu sein behauptete; darüber ward natürlich die Tilgung der Schuld so lange verschoben, bis sie nach den Rechnungen der Holländer ins Unermeßliche stieg. Da die Generalstaaten in jener Zeit wie auf jeden Anhänger des Hauses Oranien, so auch auf den Kurfürsten von Brandenburg mit Eifersucht hinsahen, so waren sie um so weniger zu einer billigen Auseinandersetzung bereit. Sie behielten die Festungen Wesel, Gennep, Emmerich, Rhees in ihren Händen, und legten auf verschiedene Zölle der Maas bis auf Weiteres Beschlag. Erst dreißig Jahr nach Beendigung des Krieges im Frieden von Nimwegen erhielt Friedrich Wilhelm wegen der großen, der Republik geleisteten Dienste und der
1678 ihm rückständigen Subsidiengelder Festungen und Zölle wieder zurück.

Neben diesen langwierigen Unterhandlungen mit Holland, war man vor dem Schluß des dreißigjährigen Krieges auch in einen lebhaften Streit mit Pfalz-Neuburg der clevischen Länder wegen gerathen, hauptsächlich deshalb, weil Wolfgang Wilhelm, wie alle Proselyten, seinen religiösen Eifer durch Unterdrückung der Protestanten zu bethätigen suchte. Der Kurfürst erklärte bei dieser Gelegenheit, daß sich sein Vater zu dem düsseldorfer Vertrage habe verleiten lassen, Schwarzenberg von Pfalz-Neuburg bestochen worden sei. Die Gemüther erhitzten sich, und es wäre vielleicht hier, während alles sich nach dem Frieden sehnte, zu einem neuen Kriege gekommen, wenn
1647 Holland nicht vermittelnd eingeschritten wäre. Der düsseldorfer Pro-
8. April visional-Vergleich wurde auf fünf und zwanzig Jahre verlängert,
1649 und hiernach, so wie in dem bald darauf folgenden clevischen Ver-
20. Mai trage schließlich festgestellt, daß dem Kurfürsten Cleve, Mark und Ravenstein, dem Pfalzgrafen von Neuburg Jülich und Berg, nebst der flandrischen Herrschaft Wienenthal und Breskeland zufallen, beide Häuser in dem Ausschreibeamt des westphälischen Kreises abwechseln sollten; für die Religion ward 1612 als Normaljahr angesetzt. Da aber der westphälische Frieden im Allgemeinen das für die Protestanten weit ungünstigere Jahr 1624 als solches bestimmt hatte, sah Wolfgang Wilhelm darin eine Veranlassung, die Protestanten in seinem Lande so hart zu bedrängen, daß viele von ihnen die Auswanderung dem religiösen Zwange vorzogen. Vergebens that der Kur-

fürst Einspruch, und machte bemerklich, daß der besondere Vertrag durch den allgemeineren nicht aufgehoben werden könnte, daher versuchte er, ob sich durch Drohung mit den Waffen etwas ausrichten ließ. Er befahl den Generalen Sparr und Goldstein mit acht und vierzig Compagnien zu Pferde und achtzig Compagnien zu Fuß gegen Neu- 1651
burg anzurücken, weil der Pfalzgraf den Vertrag gebrochen, ohne welchen dem Kurhause Brandenburg die ganze clevische Erbschaft ex jure primogeniturae allein zustände. Der Pfalzgraf seinerseits rief den von den Franzosen aus seinen Staaten vertriebenen Herzog von Lothringen, der mit seinem Heere nomadisch herumzog, und sich dem Meistbietenden verdingte, zu seiner Vertheidigung herbei. Alles war zum Kampfe bereit, da erschienen kaiserliche Bevollmächtigte mit bestimmten Befehlen ihres Herrn, und veranlaßten den Pfalzgrafen 1651
zu einem friedlichen Vergleiche. Der Vertrag von 1647 ward zu 11. Oct.
Grunde gelegt; für die Religion wurde festgesetzt, daß der Kaiser durch den Bischof von Münster und den Herzog August von Braunschweig, denen Brandenburg den Fürsten August zu Anhalt und den Grafen Ludwig Heinrich von Nassau, Pfalz-Neuburg aber die Bischöfe von Osnabrück und Paderborn zutheilen könnten, entscheiden lassen sollte, ob der Religionspunkt nach dem westphälischen Frieden oder nach ihrem besondern Vergleich festzustellen sei. Der Stimmenmenmehrheit wurde die Entscheidung zugesprochen, inzwischen alles in den vorigen Stand gesetzt.

Die Commission löste ihre schwierige Aufgabe nicht, denn lange noch blieb der Zustand der clevischen Länder drohend und kriegerisch, bis endlich nach Verlauf von funfzehn Jahren ein definitiver Erbvergleich in Cleve zu Stande kam. Hiernach behielt der Kurfürst 1666
das Herzogthum Cleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg, 19. Spt.
Neuburg die Herzogthümer Jülich und Berg nebst der Herrschaften Wienenthal und Breskeland. Auch Ravenstein erhielt letzteres für eine Summe von 160,000 Thaler mit der Bedingung des Rückfalls 1671
beim Aussterben des männlichen Stammes; über die Religion einigte man sich durch einen besonderen Vergleich.

Als ein wichtiges Ereigniß dieser Zeit kann der Besuch gelten, den der Kurfürst dem Kaiser in Prag abstattete. Damals reisten die Fürsten noch mit einem großen Gefolge, denn 280 Pferde waren nöthig um den ganzen Zug fortzuschaffen. Der Kaiser, welcher bei

1652 Lebzeiten die Wahl seines Sohnes zum römischen König wünschte, war äußerst zuvorkommend, und versprach seinem Gast auch alle nöthigen Maßregeln zu nehmen, um ihn in Besitz der ihm zustehenden Länder zu setzen, namentlich aber den Schweden nicht eher Belehnung oder Sitz und Stimme auf dem Reichstage zu ertheilen, bis sie Hinterpommern vollständig geräumt hätten.

Während Friedrich Wilhelm mit so unermüdlichen Anstrengungen die Rechte seines Hauses nach außen hin verfolgte, daß diese alle seine Kräfte in Anspruch zu nehmen schienen, ließ er in dem Innern des Landes Macht- und Reichthum aus dem gänzlich erschöpft scheinenden Boden emporsteigen. Er bietet uns eine seltene, ja wir können sagen einzige Erscheinung dar. Viele Fürsten und Staatsmänner hat es gegeben, welche die zerstreuten Mittel einer an sich starken Nationalität schnell zusammenfaßten, und durch ihre Concentrirung dann Bewundernswürdiges leisteten, aber wenige, die dem großen Kurfürsten gleich, in so kurzer Zeit aus Ländern, denen Zusammenhang, Einheit, Selbstständigkeit, Cultur, Erwerbmittel fehlten, einen Staat zu schaffen verstanden, der trotz der Bande der Lehnbarkeit, welche ihn noch der Form nach an das deutsche Reich schlossen, schon unter den europäischen Reichen etwas zu gelten begann. In sieben Jahren nach dem westphälischen Frieden, denn von ihm an können wir erst den jungen Fürsten als Herrn in seinen Staaten ansehen, durfte er mit den Mitteln eines Landes, welches wenige Zeit vorher nicht das kleinste feindliche Streifcorps von sich abzuhalten vermochte, mit Schweden verbunden einen Angriff auf seinen mächtigen Lehnsherrn, den König von Polen, wagen, und ihm die Souverainität über das preußische Herzogthum abdringen. Mit welchen Zaubermitteln er Schwäche in Kraft, Armuth in Wohlhabenheit umwandelte, werden wir später sehen, wo wir über seine Verwaltung im Innern des Landes berichten wollen.

Kaum war Friedrich Wilhelm in den ruhigen Besitz seiner Länder eingetreten, so suchte er sich Einfluß auf die europäische Politik zu verschaffen; er hatte mit seinem durchdringenden Blicke richtig bemerkt, daß auf diesem Felde der Mann leicht dafür gilt, wofür er sich ausgiebt, und daß die Meinung sehr oft über die Wirklichkeit siegt. Er schickte Gesandte nach London, Paris, Wien und Warschau, und ließ sie mit Würde und Glanz auftreten, obwohl

sie mitunter nicht wußten, womit sie in wenigen Tagen ihre nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten sollten. So gelang es ihm mit Geschick zu täuschen. Man fing an seine Freundschaft zu suchen, und er seinerseits war unermüdlich Bündnisse zu schließen und wieder zu lösen, wie es der Augenblick erheischte, denn seine fragliche Stellung verlangte es, und den Geboten der Moral gehorchte damals kein Kabinet; der Ehrliche hätte allein dagestanden, und sich seine eigene Grube gegraben.

Der kurze Krieg Englands mit der Republick Holland machte den Kurfürsten seiner westphälischen Provinzen wegen einen Augenblick besorgt, doch ward der Friede zwischen den beiden Seemächten durch den Protektor bald wiederhergestellt. Gefährlicher wurde der Streit zwischen Polen und Schweden. Als Christina im launenhaften Ueberdruß der Herrschaft das Scepter Schwedens ihrem Vetter Karl Gustav übergeben wollte, widersetzte sich dieser Verfügung der 1654
König von Polen, Johann Casimir. Er, der zweite Sohn König Sigismunds, welcher aus ehrgeizigem Drange nach dem polnischen Königsthrone den angestammten verloren, und vergebens die Waffen gegen Karl IX. und seinen tapfern Sohn versucht hatte, glaubte jetzt das Recht seines Vaters geltend machen zu müssen. Doch Karl Gustav war nicht der Mann sich durch Drohungen schrecken zu lassen. Im Feldlager aufgewachsen, gebildet unter den Fahnen der großen schwedischen Helden, unerschütterlich in Unfällen, unermüdlich selbst im höchsten Glück, schnell wie der Blitz in allen Unternehmungen, und kühn bis zur Verwegenheit, wenn es den Sieg galt, konnte ihm nichts Gelegeneres geboten werden, als ein gerechter Anlaß zum Kriege, und wenn auch seine Finanzen durch Christinens regellose Verwaltung erschöpft waren, so blieben doch dem damals so ausgedehnten und mächtigen schwedischen Reiche Mittel genug um den Kampf gegen Polen zu führen, denn so wie ihr König, brannten auch die Söhne der Helden, welche im dreißigjährigen Kriege mit Ruhm ihre Stirne umkränzt hatten, im Kampfe gegen die ihnen lange verhaßten Polen neue Lorbeeren zu erringen. Und wer war der Gegner des gewaltigen Kriegsfürsten? der sanfte und schwache Johann Casimir, den nur der Ehrgeiz seiner männlich kräftigen und klugen Gemalin in das blutige Feld trieb. Unpassend auf jeden Fall war die Zeit zum Kampfe mit Schweden gewählt, da nicht nur das

Unglück der polnischen Waffen gegen die Tartaren und Russen das Ansehen der Republik verringert hatte, sondern auch die Parteiungen in dem ehrgeizigen und selbstsüchtigen Adel den Einfluß des Königs auf die Leitung der Staatsangelegenheiten von Tag zu Tag mehr herabdrückten, und so natürlich die Kraft des Staates selbst schwächten. Daher mußte der Einspruch Johann Casimirs bei dem schwedischen Thronwechsel höchst bedenklich erscheinen. Schon Christina ließ dem Könige auf seine Protestation erwiedern, ihr Vetter würde mit dreißig tausend Zeugen beweisen, daß er legitimer König von Schweden sei. Dieser war auch kaum auf den Thron gestiegen, so bereitete er sich schon zum Kriege mit allem Eifer vor. Eben so umsichtig als tapfer hielt er den Beistand Brandenburgs in dieser Angelegenheit für äußerst wichtig, und versuchte ihn durch glänzende Anerbieten zu gewinnen. Durch seinen Gesandten, den Grafen von Schlippenbach verlangte er zwar die Auslieferung der preußischen Häfen Pillau und Memel, bot aber dafür nicht nur Befreiung von der polnischen Lehnsherrschaft, sondern auch überdies bedeutende Entschädigung auf Kosten Polens an. Der Kurfürst wäre geneigt gewesen, auf eine solche Verbindung einzugehen, wenn nicht schwere Bedenklichkeiten bei der Sache gewaltet hätten. Erstens war er darüber besorgt, was der Kaiser, was die übrigen Mächte Europas zu einer Zerstückelung Polens sagen würden; und gesetzt den Fall, sie wäre geglückt, wer verbürgte ihm, daß der kühne Schwedenkönig nach einer so ungeheuren Verstärkung seiner Macht nicht den Verbündeten später ebenso wie den Feind behandelte? — Hatte er doch schon während des deutschen Krieges im Fall eines Wiederausbruchs der Feindseligkeiten zwischen Polen und Schweden für Preußen, wonach die Schweden, wie nach der ganzen Ostseeküste, ihre begehrlichen Hände ausstreckten, nicht mit Unrecht gefürchtet. Aber eine Verbindung mit Polen war um nichts weniger gefährlich. Ward die Republik besiegt, so blieb er rücksichtslos ihrem Feinde Preis gegeben, ja, nach der damaligen Politik war es nicht unwahrscheinlich, daß diese im Falle eines unglücklichen Erfolgs mit Preußen den Frieden erkaufen mochte. Daher beschloß der Kurfürst Karl Gustavs Absichten, so wie die Stimmung Polens und der übrigen europäischen Mächte auszuforschen, dadurch Zeit zu gewinnen, und unterdeß sich kräftig zu rüsten, damit er als Mittelmacht ehrfurchtgebietend zwi-

schen den kriegführenden Parteien dastehen könnte, unter den damaligen Umständen gewiß der besonnenste Plan. Eifrig ließ er durch den General Derfflinger[1]) werben, und schickte 38 Geschütze nebst Kriegsbedarf aus der Mark nach Preußen. Zu gleicher Zeit beor- 1654
derte er Gesandte nach Wien, Paris, Kopenhagen, Stockholm, London und dem Haag, nach den letzteren Orten besonders, um sich im Falle eines Angriffs Hilfe auszubedingen, da ihm sein richtiger politischer Blick sagte, daß weder Holland noch England mit günstigem Auge eine einzige Macht im baltischen Meere würden herrschen sehen. Deshalb lehnte er unter höflichen Formen das Verlangen des Königs rücksichtlich der preußischen Häfen ab, versprach jedoch auch die Polen von diesen aus nichts Feindliches gegen Schweden unternehmen zu lassen, und bot sich mit den 8000 Mann, die in Preußen standen, zur Vereinigung gegen die Fortschritte der Moskowiter in Lithauen an. Bis ins folgende Jahr zogen sich die Unterhandlungen 1655
hin. Der Kurfürst schützte immer gegen die Forderung eines förmlichen Bündnisses sein Lehensband vor, erklärte dann freilich auch seine Verbindung mit Polen für gelöst, doch nur in dem Grade, daß er parteilos bleiben, die festen Plätze an den Flüssen besetzen, und den Schweden den Durchzug (den er nicht hindern konnte) frei lassen wollte. Im Falle die Polen dies übel aufnähmen, sollte Karl Gustav ihn schützen, und nicht eher Frieden schließen, bis der Kurfürst Genugthuung erhalten hätte. Dazu verlangte er Samaiten, Ermland, einen Theil Lithauens und die Souverainität über Preußen mit der Bedingung des Rückfalls an Schweden nach dem Aussterben des hohenzollerschen Hauses. Dagegen versprach er dem Könige seine Stimme zur Kaiserwahl nach dem Hinscheiden Ferdinands III. Natürlich verwarf Karl Gustav seinerseits diese Forderungen, durch welche Friedrich Wilhelm ohne alle Gefahr die unermeßlichsten Vortheile erhalten hätte, und verlangte wenigstens, daß dieser ihm unter allen Umständen 8000 Mann Hilfstruppen stellte, wofür er ihm Ermland und die Souverainität von Preußen anbot. Da dies dem Kö-

1) Derfflingers Abkunft ist zweifelhaft, nur sicher, daß er von ganz armen Eltern stammt. Er soll von diesen zum Schneiderhandwerk bestimmt, nach andern wirklich Schneider gewesen sein. Aus Noth ward er Reiter bei den Sachsen, focht später unter Gustav Adolph, der ihn zum Obersten ernannte, und ging nach dem Frieden in brandenburgische Dienste, wo er 1695, 89 Jahr alt, als Feldmarschall starb.

nige nicht genügte, so zerschlugen sich darüber fürs Erste alle Unterhandlungen. Polen befand sich in einer entsetzlichen Verwirrung, denn wie immer, fehlte es hier an Einheit. Während die Großpolen von Friedrich Wilhelm Schutz gegen die Schweden erbaten, die Lithauer ihn sogar zu ihrem König machen wollten, ersuchte ihn Johann Casimir um Vermittelung bei den Schweden, aber unter so unangemessenen Anträgen, daß er sie gar nicht einmal mittheilen mochte. In seiner Rathlosigkeit wandte sich der König von Polen um Beistand an den Kaiser, an die deutschen Fürsten, an die Könige von Spanien und Frankreich, an die Ungarn und die Kosaken, an den Papst, ja sogar an den Sultan; dem Kurfürsten, wenn er ihm beistehen wollte, machte er Hoffnung auf Vorpommern, was freilich damals erst den übermächtigen Schweden entrissen werden mußte.

Indessen drang der schwedische Marschall Wittenberg mit 17,000 Mann durch Pommern und die Neumark in Großpolen ein; die polnische Armee, anstatt zu schlagen, unterhandelte, ergab sich den Schwe-
1655 den, und in wenigen Tagen war das ganze Land in den Händen
Juli der Sieger. Um diese Zeit segelte Karl Gustav mit 15,000 Mann frischen Truppen von Schweden aus. Nach seiner Vereinigung mit Wittenberg eroberte er Warschau. Erschreckt durch den raschen Siegeslauf der Feinde entfloh der unglückliche König aus seiner Hauptstadt, und suchte, als er bei Czarnowo vergebens auch im offnen Felde das Glück der Waffen versucht hatte, außerhalb seiner Staaten in dem seiner Familie vom Kaiser verpfändeten Fürstenthum Oppeln eine sichere Zuflucht. Auch Lithauen ging verloren, indem die dort stehenden Truppen, als die schwedischen Befehlshaber nahten, sich unter der Bedingung, daß Besitz und Religion geschützt würden, kapitulirten. Durch diese unerwartet glücklichen Erfolge stieg die Verlegenheit des Kurfürsten von Tage zu Tage. Die Holländer, seine einzigen Bundesgenossen, schickten weder Truppen, noch zahlten sie Subsidien, weil sie meinten, er halte es heimlich mit dem Könige von Schweden. Noch immer wünschte dieser, obwohl er seiner jetzt nicht mehr so wie früher bedurfte, den Beistand des Kurfürsten; aber er verlangte Memel und Pillau, wofür er ein Stück von Lithauen bot. Friedrich Wilhelm, nach seiner eigenthümlichen Weise unterhandelte unablässig; vielleicht hoffte er auf das Umschlagen des Kriegsglücks, doch diese Hoffnung täuschte, denn immer weiter drang der siegreiche

Held in Polen vor. So mußte er stufenweise seine Forderungen herabstimmen, zuletzt wollte er sogar den König von Schweden statt des Königs von Polen als Lehnsherrn annehmen, doch wurden nun seine Vorschläge sehr kalt aufgenommen.

Während der Verhandlungen hatte der Kurfürst keinen Augenblick seine Rüstung eingestellt. Sein Heer, jetzt 27,000 Mann stark, stand großentheils unter dem Oberbefehl des Generalfeldzeugmeisters von Sparr in Preußen; er selbst war, als Gustav gegen Krakau zog, mit 8000 Mann an die Weichsel gerückt, ohne auf Wittenbergs Abmahnen zu achten. Er versammelte die Stände des königlichen Preußens in Marienburg, und bewegte sie, obgleich mit Mühe, 4000 Mann zur Vertheidigung des Landes zu stellen, und ihm darüber den Oberbefehl zu ertheilen. Auch die Lithauer und Masovier zeigten sich ihm günstig. König Johann Casimir, welcher in der großen Gefahr jeden Halm ergriff um sich vom Untergange zu retten, billigte nicht nur die Schritte des Kurfürsten, sondern bot ihm sogar für die Vertheidigung des polnischen Preußen die Souverainität über das herzogliche mit dem einzigen Vorbehalte des Rückfalls an Polen nach Aussterben des Mannesstammes, ja noch dazu, was freilich unter diesen Umständen wenig bedeuten wollte, sein Erbrecht auf Schweden, Livland als Lehen an.

Jetzt schritt Karl Gustav zu ernstlichen Maßregeln gegen den Kurfürsten. Seine Feldherrn Magnus de la Gardie und Stenbock, drangen, der erste von Lithauen aus gegen die untere Weichsel, der letztere über den Bug nach Thorn vor, wo auch der König selbst erschien, und die bestimmte Erklärung von Friedrich Wilhelm verlangte, 1655
ob er Freund oder Feind der Schweden sei, denn man wisse nur zu Dec.
gut, daß er in ununterbrochener Verbindung mit dem Könige von Polen stehe, und sich mit ihm zur Vertheidigung Preußens verbündet habe. Dabei rückten die schwedischen Truppen immer näher heran. Die meisten von den Brandenburgern besetzten Orte fielen in ihre Hände; bald standen die Sieger wenige Meilen von Königsberg. Von Neuem begannen die Unterhandlungen. Selbst unter diesen ungünstigen Umständen forderte Friedrich Wilhelm Ermland, einen Theil von Samaiten und Lithauen, nebst der Souverainität über Preußen als Preis eines Bündnisses mit den Schweden. Doch dazu war es zu spät, der König wollte jetzt nicht mehr auf so hohe Forderungen

eingehen, und da auch das letzte Mittel, ein Angriff auf die Schweden, völlig mißglückt war, da sah sich der Kurfürst endlich genöthigt,
1656 den Vertrag zu Königsberg abzuschließen, nach welchem er in
17. Jan. dasselbe lehnspflichtige Verhältniß zu Karl Gustav wie früher zu der Krone Polen trat. Dieser Schritt wurde ihm dadurch erleichtert, daß der König Johann Kasimir das Land verlassen, der größte Theil der Polen sich von ihm gewendet hatte, und so das ganze bisher bestehende Lehensband als aufgelöst angesehen werden konnte. Außer der Lehenshoheit mußte der Kurfürst den Schweden den Gebrauch der preußischen Seehäfen, freien Durchzug und 1500 Mann seiner Truppen, deren Unterhalt nach Verlauf der ersten sechs Wochen Schweden übernahm, bewilligen; jedoch erhielt er als Lehen, mit geringen Einschränkungen das so sehnlich erwünschte Bisthum Ermeland.

Während dies Bündniß dem Könige Karl Gustav die Krone Polens zu sichern schien, ja der größte Theil Europas mit Besorgniß auf die im Norden sich bildende furchtbare Macht blickte, war hier ganz unerwartet eine Aenderung der Dinge eingetreten. Schon hatte sich eine Conföderation für den König zur Vertheidigung der Religion und des Vaterlandes gebildet; ein Anhänger der Schweden nach dem andern ward zum Abfall theils verlockt theils gezwungen, und bald gedieh man so weit, dem Könige den Schutz eines starken Heeres zu seiner Rückkehr anbieten zu können. In Manifesten rechtfertigten die polnischen Großen ihre Treulosigkeit gegen die Schweden, weil diese ihr Versprechen gebrochen, Kirchen-, Schlösser- und Reichsgut geplündert, besonders aber den Adel besteuert hätten. Auch Lithauen erhob sich. Der bigotte König zeigte zwar hinlänglich seine Unfähigkeit zum Kampfe mit einem Gegner wie Karl Gustav, indem er sich dabei aufhielt mit großer Feierlichkeit die heilige Jungfrau Maria in der Kathedrale von Lemberg zur Schutzherrin von Polen zu erklären, doch muthige Parteihäupter, jetzt zu einem Zwecke verbunden, handelten für ihn. Edicte zur Erleichterung für die zu Boden getretenen Bauern und für den freiern Gottesdienst der unterdrückten Dissidenten gewannen ihm die Liebe des Volkes.

Karl Gustav ließ sich durch die Wendung des Geschickes nicht entmuthigen, aber wie kurz zuvor ein überraschend günstiger Erfolg alle seine Schritte begleitete, so halfen ihm jetzt nicht einmal mehr

seine Siege. Vergebens schlug er Czarneczki, einen der erfahrensten Feldherrn seines Gegners, trotz seines Sieges verließen ihn nach der Schlacht ganze Scharen seiner polnischen Soldaten; nur sehr wenige blieben zurück. Ein Verlust, den der Markgraf von Baden bei Warka erlitt, erfüllte Johann Casimir und seine Anhänger mit neuem Siegesmuth. Von 3000 Reitern, mit welchen der Markgraf sich zum König von Schweden begeben sollte, konnte er nur 500 nach Warschau hineinretten. Karl Gustav zog von allen Seiten Truppen an sich, doch, da unterdessen auch Friedrich Wilhelm von Polen, Russen und Tartaren bedroht wurde, so ging er selbst nach Preußen. Das Kommando übergab er seinem Bruder, dem Prinzen Adolph Johann und den Generalen Douglas und Wrangel. Letzterer trug einen blutigen aber entscheidenden Sieg über die Polen bei Gnesen davon. Dieser Sieg verhinderte den unverzüglichen Verlust des Landes, doch änderte sich die Gesinnung der Polen so wenig, daß Johann Casimir mit 40,000 Mann gegen Warschau aufbrechen konnte. Die stets zunehmenden Unfälle erbitterten den König von Schweden immer mehr. Ganz seiner sonstigen Handlungsweise zuwider erließ er ein Edict, welches dem Adligen, der ihm den Kopf eines rebellischen Edelmanns überlieferte, die Hälfte der Güter desselben, dem Bauer, der einen solchen Dienst erwiese, die persönliche Freiheit und die Nutznießung des adligen Gutes auf sechs Jahr zusicherte. Das unziemliche Edict 1656 8. Mai
zerstörte den schwedischen Einfluß in Polen vollends.

Alle diese Umstände mußten dem Kurfürsten das strenge Festhalten an dem schwedischen Bündniß höchst bedenklich machen, zumal, wenn man erwägt, daß ihn nur die äußerste Noth in dasselbe getrieben, und er der hauptsächlichsten Vortheile, die ehemals daraus für ihn zu erwarten standen, fast ganz beraubt war. Doch konnte er auf der andern Seite auch eine glänzende Belohnung für seine Hilfe, welche in diesem Augenblick allein den König von Schweden aus seiner Bedrängniß zu retten vermochte, mit um so größerer Sicherheit erwarten. Daher beschloß er sich nicht durch den oberflächlichen Schein der Verhältnisse blenden zu lassen, sondern zur rechten Zeit auch wohl etwas zu wagen, ohne jedoch einen Augenblick seine gewohnte Umsicht zu vergessen. Mit der vollendetsten diplomatischen Gewandheit benutzte er die Verhältnisse. Bei den Generalstaaten gelang es ihm zwar nicht Billigung für alle seine Schritte zu erhalten,

dagegen schloß er ein Vertheidigungsbündniß auf sechs Jahre mit Frankreich. Am geschicktesten benahm er sich mit Polen, denn immer noch wußte er das Vertrauen Johann Casimirs zu bewahren. Als dieser gegen ihn die Ueberzeugung aussprach, er werde sich nicht von Polen trennen, so erwiederte er dem Könige, er wolle der Republik mit seiner ganzen Macht zu Hilfe ziehen, wenn ihm der Kriegsaufwand ersetzt, und er gegen Schweden sichergestellt würde. So gewann er Zeit, um die noch sehr zweifelhaften Ergebnisse abzuwarten, denn, wenn auf der einen Seite der König von Schweden noch immer unbesiegt, wie ein reißender Strom jeden hemmenden Damm niederzustürzen drohte, scharte sich auf der andern ein großes und tapferes Volk um seinen König; ja alles schien den Kurfürsten zu seiner früheren Politik zurückzurufen, selbst der Chan der Tartaren und der Czar der Moskowiter mahnten ihn von seinem Bündnisse mit Schweden ab.

Wie eifrig er nun auch bemüht war, sich überall Hilfsquellen und Beistand zu schaffen, und im Fall der höchsten Noth Auswege zu sichern, so hielt er doch dabei stets die richtige Ansicht fest, daß der sicherste Schutz nur in seiner eigenen Kraft beruhe; das übrige hätte auch ein mittelmäßiger Fürst thun können, durch das letztere bewies er seine wahre Regentengröße. So nach allen Seiten gerüstet und selbständig, sah er mit seinem scharfen Blicke, daß seine Hand die Wageschale des Kampfes hielt, und zugleich, wie nothwendig er in diesem Augenblicke dem König von Schweden wäre; demgemäß richtete er auch seine neuen Forderungen darnach ein. Durch seine Gesandten ließ er Karl Gustav ein engeres Bündniß antragen, aber nur, im Falle Preußen für ein souveraines Herzogthum erklärt, Großpolen ihm zum erblichen Besitz sofort übergeben würde. Auf diese ungeheure Forderung konnte der König nicht eingehen, doch die Instruction der brandenburgischen Gesandten ließ eine bedeutende Ermäßigung derselben zu. Nach monatelangen Verhandlungen kamen
1656 beide Theile endlich zum Abschluß des Bundes zu Marienburg.
25. Juni Beide Theile verbanden sich hier zur Wiederherstellung eines sichern Friedens in Polen, zum Kampfe gegen alle Feinde Schwedens in diesem Lande, mit Ausnahme der Moskowiter und des Herzogs Jacob von Kurland, des Kurfürsten Schwager, und zum Schutze des Herzogthums Preußen. Die Leitung des Krieges, zu welchem der Kurfürst

4000, der König 6000 Mann zu stellen hätten, sollte diesem in Polen, jenem in Preußen zustehen, letzterer ohne Wissen und Willen Karl Gustavs in keinen Vertrag eingehen, und für das laufende Jahr dem Verbündeten mit seiner ganzen Macht Beistand leisten. Zum Ersatz für die Kriegskosten trat der König dem Kurfürsten in geheimen Artikeln die Palatinate Posen und Kalisch, ferner Lencicz und Siradien nebst dem Lande Wielun erblich mit aller Landeshoheit ab; endlich wurden die Bestimmungen des Lehensvertrags in vielen Punkten günstig für den Kurfürsten verändert.

Wenige Tage nach Abschluß des Vertrags fiel Warschau in die Hände Johann Casimirs. Auf die Nachricht von diesem Unfall brachen der König und der Kurfürst gegen den Feind auf. Letzterer suchte im Einverständniß mit jenem durch den französischen Gesandten die Verhandlungen wieder anzuknüpfen, doch die stolze Antwort des Königs von Polen: „Wenn sich der Kurfürst ihm zu Füßen würfe, so wüßte er noch nicht, ob er Gnade finden würde," schnitt allen friedlichen Verkehr ab. Johann Casimir war so erzürnt und so siegesgewiß, daß er „seinen Tartaren die Schweden und Brandenburger zum Frühstück versprach, und dem Kurfürsten ein Gefängniß zudachte, wo er weder Sonne noch Mond erblicken solle." So blieb denn nichts übrig, als die Entscheidung durch die Waffen. Die polnische Armee nahm eine feste Stellung auf dem rechten Weichselufer, Praga hinter sich, zur Rechten von Targowek ein; ihre Front war von zahlreicher schwerer Artillerie vertheidigt[1]). Den rechten Flügel der verbündeten Armee führte der König, den linken, aus Brandenburgern und einigen schwedischen Escadronen bestehend, der Kurfürst; unter ihm befehligte der Generallieutnant von Waldeck die Reiterei, das Fußvolk und das Geschütz der Generalfeldzeugmeister von Sparr. Der General Wrangel eröffnete mit der schwedischen Reiterei am 28. Juli 1656 den Kampf; bald wurde derselbe allgemeiner, zuletzt ließ der König seine ganze schwere Artillerie vorziehen, und eine leb-

1) Die Angabe über die Zahl der Krieger beiderseits schwanken. Nach Puffendorff hatten die Verbündeten 20—25,000, die Polen 40,000 Mann, dagegen streiten viele Angaben; Orlich I. S. 129. giebt die polnische Armee auf 39,000 Mann regelmäßiger Truppen, 20—30,000 Tartaren, und ebenso viel Sensenmänner an, das Total auf 100,000 Mann, die Schweden und Brandenburger auf ungefähr 40,000 wovon etwa 18,000 Mann kurfürstliche Truppen waren.

hafte Kanonade gegen die Erdwerke, welche die Stellung der Polen schützten, eröffnen. Auch der Kurfürst rückte vor, doch kam er noch nicht zum Schlagen. Am folgenden Morgen besichtigten der König und der Kurfürst das feindliche Lager. Da sie sich überzeugten, daß der Feind seine linke Flanke und die Front durch zweckmäßig angelegte Erdwerke sehr gut geschützt hatte, so beschlossen sie seine schwächste Seite, die rechte Flanke anzugreifen. Bisher hatten beide Heeresabtheilungen sehr dicht gedrängt zwischen der Weichsel und dem Walde von Biallolenka gestanden; jetzt rückte der Kurfürst links soweit vor, daß sein erstes Treffen vor, die beiden andern im Walde zu stehen kamen. So war man eher gegen die drohenden Angriffe der Tartaren, und ihre Versuche, dem Heere in den Rücken zu fallen gesichert. Der König unterstützte hierbei den Kurfürsten kräftig. Die von den Polen verlassenen Höhen wurden genommen, und beide, der König wie der Kurfürst ließen das feindliche Lager durch ihr schweres Geschütz beschießen. Der König fand es für gut, mit seiner Infanterie und Artillerie hinter dem Kurfürsten weg durch den Wald zu ziehen, um den linken Flügel einzunehmen, während nun der Kurfürst den rechten bildete. Diese Evolution wurde unter heftigen Angriffen des Feindes langsam aber glücklich ausgeführt. Bei einem dieser Angriffe gerieth der König selbst persönlich in große Gefahr, indem er von dem Leibregiment des Kurfürsten, welches er gerade führte, eine Zeit lang getrennt, sich allein mit dem Rittmeister Trabenfeld gegen sieben Tartaren vertheidigte, und drei mit eigner Hand niederstreckte. Die ganze Schlachtlinie rückte vorwärts und nahm den Feinden viel Terrain.

Am dritten Tage folgte die Entscheidung. Auf Befehl des Königs eröffnete Sparr den Kampf mit dem Angriff auf ein durch viele Verhaue geschütztes und mit Fußvolk stark besetztes Gehölz vor Praga. Ein kleiner Vortheil lockte die Feinde aus ihrem Hinterhalte, worauf sie mit großem Verluste in die Flucht geschlagen wurden. Nun bemächtigte sich der Kurfürst durch einen unerwarteten Angriff der mit feindlichem Geschütz besetzten Höhen. Dieser Erfolg entschied die Schlacht. Das hinter den Höhen stehende Fußvolk ward durch die plötzliche Erscheinung der Brandenburger überrascht; als es sich von der Reiterei und Artillerie verlassen sah, fing es an in Unordnung zu gerathen. Da schmetterte das brandenburgische Geschütz in die

schon verwirrten Massen, während sämmtliche Truppen lebhaft vorrückten. Auf diesen Angriff löste sich die feindliche Schlachtlinie zur Flucht. In wilder Hast drängte alles nach der Weichselbrücke. Vergeblich waren die Anstrengungen Johann Casimirs, die flehenden Bitten der Königin, den Kampf zu erneuern; bald mußten sie, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, auf das linke Weichselufer flüchten. Leicht hätte der Rest des Heeres durch das Geschütz vernichtet werden können, aber die Nachricht, daß sich die Truppen ergeben wollten, so wie die Besorgniß, sie aufs Aeußerste zu treiben, bewegte den Kurfürsten das Feuer einzustellen. Zwölf Geschütze und ein Mortier fielen den Siegern in die Hände; der größte Theil der Infanterie ergab sich. Dies ist die berühmte dreitäge Schlacht von Praga oder Warschau, durch welche Friedrich Wilhelm zuerst sein großes Feldherrntalent bekundete. Durch seine klugen Maßregeln, durch seine Besonnenheit ward dieser merkwürdige Sieg errungen, dessen Folgen auch für ihn, wie er es verdiente, den bedeutendsten Vortheil hervorriefen. Er hatte sich durch ihn das Recht erkauft, in die politische Gemeinschaft der europäischen Mächte mit einzutreten; seine diplomatische Gewandheit vollendete, was sein Heldenarm ruhmvoll begonnen hatte.

Der König Karl Gustav seinerseits hatte dem Ruhme seiner Vorfahren und seines Volkes würdig gekämpft. Ungeachtet aller Schwierigkeiten des theils hügeligen, theils morastigen Bodens, war von ihm bald das Centrum der Polen durchbrochen, ihre Streitmacht getrennt worden. Die Folge davon war die gänzliche Niederlage der Feinde, in welcher diese ihre Fahnen, Pauken und eine große Zahl von Gefangenen einbüßten. Zwar hatten sich die Trümmer des polnischen Heeres unter dem Schutze eines wohlunterhaltenen Feuers aus Warschau in die Stadt geworfen, doch räumte sie Johann Casimir bald nach der Schlacht, und floh nach Lublin. Die Sieger zogen in die Hauptstadt ihrer Feinde ein. Warschau erlitt eine Plünderung; aus den königlichen Palästen, die man nicht verschonte, forderte der Kurfürst Gemälde und andere Bildwerke als Denkmäler des Sieges in seine Heimat.

Karl Gustav, ein ebenso thätiger als umsichtiger Feldherr, wollte seinen Sieg verfolgen, den Gegner gänzlich vernichten; für den Kurfürsten dagegen hätte Johann Casimirs Untergang kaum weniger

Gefahr gebracht, als ein vollständiger Sieg des polnischen Heeres. Durch die Schlacht bei Warschau hatte er die Verpflichtungen des marienburger Vertrages gelöst, jetzt konnte es ihm der König nicht übel deuten, wenn er mit seinen Truppen nach Preußen aufbrach, um dies Land gegen die Lithauer, welche sich unter Gonsiewskis Anführung nach der Schlacht dorthin gewandt hatten, zu vertheidigen. Es bedurfte gar keines Vorwandes, seine Lage war wirklich nicht ohne Gefahr. Nicht nur hatte sich der Kaiser über das schnelle Emporkommen Friedrich Wilhelms sehr beunruhigt, sondern auch Dänemark und Holland waren mit seinem Anschluß an Karl Gustav höchst unzufrieden. Beide fürchteten die Uebermacht Schwedens in der Ostsee. Aehnliche Besorgniß hegte der moscowitische Czar Alexej; er hatte aus Haß gegen Schweden schon Livland mit Krieg überzogen, und verlangte nun zu nicht geringem Erstaunen des Kurfürsten, dieser solle Preußen als einen Theil Lithauens, welches er für sich behalten wolle, von ihm zum Lehen nehmen. Zum Theil blieb es nicht bei bloßen Drohungen, denn der holländische Admiral Obdam erschien mit einer sehr starken Flotte in dem baltischen Meere.

Da war der Kurfürst denn vollauf mit Unterhandlungen beschäftigt. Er schmeichelte den Generalstaaten mit dem Versprechen, den königsberger Vertrag mit Schweden aufzuheben, beschwichtigte Dänemark, und richtete die Blicke beider Mächte auf die ehrgeizigen Pläne des moskowitischen Herrschers. Mit Polen aber, welches durch den Einfall der Russen wieder Hoffnung schöpfte, schien jedes Einverständniß für den Augenblick unmöglich. Die Theilnahme Friedrich Wilhelms an der warschauer Schlacht hatte sie so empört, daß sie sich selbst mit Schweden vertragen hätten, um nur ihn ihrer Rache zu opfern. Daher hielt er es für das Beste, noch bei Schweden auszuharren, bis sich eine günstigere Zeit zum Frieden mit Polen darbieten würde. Dennoch wollte er unter den bisherigen Bedingungen nicht mehr mit Schweden Hand in Hand gehen; deshalb schickte er seinen Vertrauten, den Grafen Otto von Schwerin zu Karl Gustav nach Frauenburg, um eine Abänderung des königsberger Vertrages sich auszubedingen. Auch hier konnte man sich nicht einigen.

Während der Zeit wuchs die Gefahr für die Verbündeten von Tag zu Tage. Der Adel Kleinpolens conföderirte sich. Johann Casimir, jetzt mit der höchsten Begeisterung von seinem Volke aufgenom-

men, zog siegreich in Warschau ein; seine Truppen eroberten Kalisch, schlugen die Schweden und beunruhigten sie in allen ihren Stellungen. Auch Gonsiewski drang mit 20,000 Lithauern und Tataren in Preußen ein, und schlug bei Lyk eine brandenburgisch schwedische Heeresabtheilung von 10,000 Mann. Bis zehn Meilen vor Königsberg ward das Land schrecklich verheert, Dörfer und Städte angezündet, das Vieh fortgetrieben, die Menschen auf das grausamste gemißhandelt, ja als Sclaven fortgeschleppt. Es stand zu fürchten, daß Preußen durch diese Leiden erschreckt, von Brandenburg abfiel. Dazu wurde Pommern von polnisch Preußen, die Neumark von Großpolen aus bedroht. Unter diesen Umständen kamen einige Vortheile, welche die vereinigten Schweden und Brandenburger über die Lithauer davontrugen, sehr gelegen, denn Gonsiewski schloß, ohne die Genehmigung des Königs abzuwarten, einen Waffenstillstand auf drei Monate mit ihnen ab.

Dies war nur eine geringe Hilfe bei der großen drohenden Gefahr. Oestreich und der Czar schlossen sich eng an Polen an, Dänemark rüstete schon zum Kriege, ganz Polen scharte sich begeistert um seinen König. An der Spitze von 40,000 Mann drang dieser die Weichsel hinab bis nach Danzig. Die allerdings gefährliche Lage der Schweden hoben die kurfürstlichen Gesandten mit Uebertreibung hervor, und stimmten danach ihre Forderungen. Nach vielen Verhandlungen einigte man sich zuletzt in dem Vertrage zu Labian. 1656
Durch ihn wurde der Lehnsvertrag von Königsberg nebst den darauf 20. Nbr.
gegründeten Artikeln des königsberger Bündnisses aufgehoben, der Kurfürst mit seinen männlichen Nachkommen in absteigender Linie als souverainer Herzog von Preußen und Ermeland anerkannt. Noch einzelne Bestimmungen über die Ausdehnung der gegenseitig zu leistenden Hilfe, so wie einige geheime Artikel, theilweis über eventuelle Ereignisse, traten beim Abschlusse des Vertrages hinzu [1])

Wenn Karl Gustav gehofft hatte, sich den Kurfürsten unlösbar durch den Vertrag von Labiau zu verbinden, so mußte er bald mit großem Nachtheil seinen Irrthum gewahr werden. Schon drei Tage nach Abschluß des Vertrags that er durch den holländischen Residen-

1) s. v. Ohnesorge, Geschichte des Entwickelungsganges der preußisch-brandenburgischen Monarchie. S. 545.

ten in Danzig zuvorkommende Schritte bei dem Könige von Polen; betheuerte, daß er stets freundlich gegen ihn gesinnt gewesen sei, und an der Wiederherstellung des allgemeinen Friedens gearbeitet habe. Den Schweden überdies glückte nichts mehr. Vergebens warf ihr König einzelne polnische Heeresabtheilungen vor sich nieder, vergebens reichte er dem Fürsten von Siebenbürgen, Georg von Ragoczy die Hand, und bot ihm einen Theil von Polen, der Feinde wuchsen zu viele empor auf allen Seiten, der einzelne Heldenarm genügte nicht mehr in dem gar zu ungleichen Kampfe.

Des Kurfürsten Staaten blieben nicht unverschont in dem wilden Wogen des Krieges. Große Scharen von Polen fielen in die Neumark verheerend ein, und zwangen die Stände dieser Provinz ohne
1656 Wissen des Kurfürsten einen Waffenstillstand auf zwei Monate ab-
12. Dec. zuschließen. Sehr aufgebracht war der Gebieter über diesen Vorfall, doch entfernte er sich deshalb nicht von seinen friedlichen Plänen. Die Aussöhnung mit den Polen wurde dem Kurfürsten durch den
1657 Tod Ferdinands III. sehr erleichtert. Leopold, der Nachfolger dieses
2. April Herrschers in seinen weit ausgedehnten Staaten, mußte für seine Kaiserwahl erst die Kurfürsten für sich zu gewinnen suchen, um so sicherer konnte Friedrich Wilhelm auf sein gewichtiges Fürsprecherwort bei dem Könige von Polen rechnen. Auch hatte sich bei diesem die erste Rachegluth gelegt, die Stimme der Vernunft nach und nach Oberhand gewonnen; er erwägte, daß, wenn er den Kurfürsten mit Gewalt den Schweden in die Arme triebe, vielleicht eine zweite Schlacht von Warschau die Folge davon sein könnte, daher neigte er sich zum Frieden, welcher jetzt nur noch durch das gegenseitige Mißtrauen eine Zeit lang hinausgeschoben wurde. Durch eine Mittheilung der Kurfürstin Mutter an die Königin von Polen ward eine so freundliche Annäherung zwischen beiden Höfen hervorgebracht, daß Johann Casimir dem kurz noch so verhaßten Gegner Hoffnung auf die Krone Polens machte.

Obgleich Friedrich Wilhelm jetzt fest zu einer Versöhnung mit Johann Casimir entschlossen war, so erklärte er doch erst, als Karl Gustav nach Holstein zog, daß er, von Schweden verlassen, seiner Sicherheit wegen mit Polen unterhandeln müsse. Wie empört auch der König von Schweden gegen den Kurfürsten war, so ließ er doch noch nicht seinen Unwillen ganz unverholen ausbrechen, um sich

möglicher Weise noch einen so wichtigen Bundesgenossen zu erhalten. Er äußerte nur: „Friedrich Wilhelm sei zu ängstlich, wolle nichts einsetzen, sich nur immer sicher stellen, und bald helfen, bald nicht. Das sei unerträglich; er hoffe dies zu seiner Zeit vergelten zu können.“ Auch zeigten die schwedischen Truppen beim Durchmarsch durch die Mark schon in der That, daß sie sich nicht mehr als Freunde des Landesherrn betrachteten. Nun schwanden alle ferneren Rücksichten. Die Unterhandlungen um den Frieden begannen unverzüglich durch Vermittelung der Oestreicher, denn diese nahmen jetzt thätigen Antheil am Kriege; aber gleich ihre erste Waffenthat, die Eroberung von Krakau, erzeugte großes Mißtrauen bei den Polen, da die Eroberer die Stadt mit ihren Truppen besetzt hielten. Gerade dieser Umstand war dem Kurfürsten günstig, weil man seiner um so mehr bedurfte; und da auch die Dänen, um sich durch einen Anschluß Friedrich Wilhelms an ihre Sache aus der damaligen großen Bedrängniß zu befreien, so wie die Generalstaaten aus Interesse für sie eine Aussöhnung zwischen Polen und Brandenburg wünschten, so arbeitete man von allen Seiten an dem Abschluß einer Uebereinkunft zwischen den beiden unterhandelnden Mächten. Doch wollten anfangs die Polen durchaus nichts von der Souverainität Preußens wissen; ja man schritt gegenseitig schon wieder zu kriegerischen Drohungen. Da endlich führten die großen Erfolge Karl Gustavs in Dänemark den Abschluß des wichtigen Vertrages zwischen Polen und Brandenburg zu Welau herbei. Friedrich Wilhelm gab alle Eroberungen 1657
zurück, und erhielt dafür Preußen als souveraines Herzogthum, erblich in männlicher Linie mit der Bedingung des Rückfalls an Polen 19. Spt.
im Falle ihres Aussterbens. Dafür verpflichtete er sich zu einem ewigen Bündniß mit Polen, und wenn Krieg ausbräche, zur Stellung von 1500 Mann Fußvolk, wogegen Polen seinerseits im Falle irgend eines Angriffs dem Herzogthum seine Hilfe zusagte. Häfen und Handel waren für beide Theile frei. Für die katholische Religion galten die alten Verträge; es sollte sich jeder ungehindert zu derselben bekennen dürfen. Der Friede wurde unter die Gewährleistung des römischen Königs Leopold, des Königs von Dänemark und der Generalstaaten gestellt. Zu gleicher Zeit schlossen Polen und Preußen, und dies war wohl die Haupttriebfeder zu dem Vergleich gewesen, einen Vertheidigungsbund gegen Schweden auf die Dauer

des Krieges, in Folge dessen der Kurfürst 6000 Mann zu stellen versprach. Der Beitritt zu dem polnisch-österreichischen Bündnisse, so wie der Einschluß in den Frieden mit dem Czar wurde ihm freigestellt.

Wenige Wochen nach dem Abschluß dieses für Brandenburg so unendlich wichtigen Vertrages fand eine Zusammenkunft des Kurfürsten mit dem König von Polen in Bromberg statt. Hier wurde er zwar von Johann Casimir und seiner Gemalin sehr hochachtungsvoll empfangen, doch war die Stimmung der Polen gegen ihn so ungünstig, daß er dem General Sparr den Befehl ertheilte, mit seiner ganzen
1657 Streitmacht vorzurücken, um die Bestätigung des welauer Ver-
6. Nbr. trages zu erzwingen. Zugleich schloß man nachträglich eine besondere Uebereinkunft wegen der Herrschaften Lauenburg und Bütow und der Stadt Elbing; erstere erhielt der Kurfürst erblich mit Vorbehalt des Rückfalls an Polen, letztere auslösbar für Polen gegen 40,000 Gulden, doch war sie zu jener Zeit noch in den Händen der Schweden. In diesem Vertrage zu Bromberg verpflichteten sich auch Polen mit 8000, Preußen mit der Hälfte zu gegenseitigem Beistand, Polen überdies zur Uebergabe der Starostei Droheim als Pfand und zur Zahlung von 120,000 Thalern an den Kurfürsten binnen drei Jahren.

Um die Schweden so lange als möglich zu täuschen, und sich, da er den Polen gar nicht traute, den Rückweg zu den verlassenen Bundesgenossen offen zu halten, schloß Friedrich Wilhelm zum Schein einen Waffenstillstand. Er benachrichtigte Karl Gustav, daß er von ihm verlassen, einen Neutralitätsvertrag eingegangen wäre, und deshalb den Schweden die Häfen von Pillau und Memel, so wie den Durchgang durch Pommern verweigern müsse; doch bot er sich wiederholentlich als Vermittler des Friedens an. Hierüber gerieth der König von Schweden in großen Zorn; ohne Umschweif warf er ihm seine Bundbrüchigkeit vor. Selbst dadurch konnte der Kurfürst nicht aus seiner ruhigen Politik gebracht werden. Obgleich er mit Dänemark und Oestreich Bündnisse zur Vertheidigung seines Landes und zur Eroberung Pommerns zu eben der Zeit abschloß, so entschuldigte er sich bei Karl Gustav mit der Nothwendigkeit, sich vor der äußersten Gefahr zu schützen, und ließ ihn so, während er sich auf seinem neuen politischen Standpunkt sicherte, immer noch auf eine Rückkehr zu seiner Partei hoffen.

Unterdessen war der König von Dänemark in die äußerste Gefahr gerathen. Begünstigt durch einen starken Frost, ging Karl Gustav über die gefrorenen Belte, erschien vor Kopenhagen, und dictirte hier im Angesicht der Hauptstadt seinem Feinde den für Dänemark höchst nachtheiligen Frieden von Rothschild. Er war den Dänen nur 1658
aufgezwungen, sie hofften dadurch ihren Bundesgenossen Zeit zu einem 9. Mrz.
kräftigen Angriff auf die Schweden in Holstein zu geben; dazu wollte sich aber der römische König nicht verstehen; er fürchtete die Veranlassung zu einem Kriege auf dem Gebiete des deutschen Reichs zu geben, und erklärte sich daher gegen jeden Angriff auf die Schweden sowohl in Holstein als in Pommern. Dadurch fühlten sich die Polen sehr beeinträchtigt, besonders da die Oestreicher noch immer keine Miene machten Krakau zu räumen. Auch dem Kurfürsten mußte Oestreichs Politik Argwohn erwecken; Polen war unzuverlässig, Rußland eigennützig auf Erwerb in Polen bedacht, Dänemark zu Grunde gerichtet; da blieb ihm also nichts weiter übrig, als sich selbst aufs kräftigste zu rüsten, und mit den Uebrigen so zu stellen, daß er sich dorthin wenden konnte, wohin ihn sein Vortheil und seine Sicherheit riefen. Als daher die Oestreicher endlich für einen Einfall in Holstein und Pommern stimmten, war seinerseits der Kurfürst dagegen, aus Besorgniß vor Frankreich und einem Reichskriege. Frankreich nicht zu beleidigen, mußte ihm wegen seiner clevischen Besitzungen sehr wichtig sein. Dessenungeachtet trat er bei der Kaiserwahl entschieden gegen Frankreichs Interesse auf die Seite Oestreichs [1]). Ihm, dem umsichtigen Fürsten, mußte es klar sein, daß weder Ludwig XIV. noch auch einer von den Kandidaten Frankreichs die Zügel des Reichs zum Heil Deutschlands führen könnte, daß durch Zurücksetzung des habsburgischen Bewerbers die Verwirrung und Unsicherheit in allen Verhältnissen nur noch größer werden müßte, daher setzte er die Wahl Leopolds im Kurfürstencollegium durch. Vielleicht trieb ihn 1658
außerdem noch die Hoffnung auf den endlichen Erwerb des Herzog- 18. Juli

1) Der geheime Rath von Jena, Gesandter auf dem Wahltage von Frankfurt, war mit der entschiedensten Instruction dafür versehen. In seinem Bericht über die Wahl äußerte er sich unter anderm: „Gestrigen Tages ist Gottlob die Wahl auf Ihro Königl. Maj. in Böhmen, Herrn Leopoldum, gefallen. — Ich habe hier eine warme Schule ausgehalten."

thums Jägerndorf dazu an, doch verwirklichte sich diese nicht. Ohne Einschränkung übrigens hatte er sich nicht dem östreichischen Interesse hingegeben, denn ein Artikel der Wahlcapitulation, auf den auch er gedrungen hatte, enthielt, daß der Kaiser keine Truppen nach Flandern schicken dürfte.

Durch die Wahl Leopolds I. waren die Hoffnungen der Schweden bedeutend gesunken, doch blieb für den Kurfürsten noch immer große Besorgniß, besonders da Karl Gustav nach Osten hin durch den Frieden mit dem Czar freie Hand erhalten hatte. Schon drohte dieser mit einem Zuge nach der Mark, als er sich plötzlich gegen Dänemark wandte, dessen zweideutiges Betragen in der Vollziehung des
1658 rothschilder Friedens einen baldigen Bruch verkündete. Unvorzüg-
Aug. lich segelte er wieder nach Kopenhagen zurück. Hier war schnelle Hilfe nöthig, um nicht den Bundesgenossen durch den raschen Angriff untergehen zu lassen. Der Kurfürst leitete den ganzen Feldzug; unter ihm befehligten die brandenburgischen Generale Sparr und Derfflinger, bei den Oestreichern der berühmte Montecuculi, und an der Spitze der Polen stand Czarneczki, welcher im Laufe des Krieges sich als Feldherr ausgezeichnet hatte. Oestreich und Brandenburg fußten bei ihrem Unternehmen auf rechtlichem Grunde, denn sie als Reichsstände waren durch den westphälischen Frieden zur Unterstützung der deutschen Länder Dänemarks verpflichtet. Dazu erschien noch eine holländische Flotte in der Ostsee; ja selbst Mazarin wollte seinem kriegerischen Bundesgenossen in dem Vernichtungskriege gegen Dänemark keinen Beistand leisten. Die Unternehmungen der Verbündeten waren mit Sieg gekrönt; sie eroberten mehrere Festungen, drängten die Schweden bis in Jütland hinauf, während die holländische
1658 Flotte die schwedische im Sunde schlug. Minder glücklich fochten die Po-
Nbr. len. Sie vermochten ihre Gegner nicht aus dem königlichen Preußen zu vertreiben, im Gegentheil schweiften diese sogar verheerend darüber hinaus. In der Ostsee wurde ebenfalls das Gleichgewicht im Kampfe dadurch hergestellt, daß England, welches für Schweden war, aus Eifersucht gegen die Holländer eine Flotte zur Beobachtung der Er-
1659 eignisse aussandte.
April

So standen die Kräfte wieder im Ganzen gleich, aber die kriegführenden Mächte, Schweden etwa ausgenommen, wollten Frieden, nicht den Krieg, daher mußte sich auch Karl Gustav endlich in den

allgemeinen Wunsch ergeben. Die beiden Seemächte schlossen mit Frankreich das erste sogenannte haager Concert. Sie wollten den Frieden zwischen Dänemark und Schweden auf die Bedingungen des rothschilder Friedens herstellen, mit Ausnahme des Artikels, durch den jede fremde Flotte aus dem baltischen Meere ausgeschlossen war. Dieser Umstand bekundete den Eigennutz der Vermittler, und empörte, nebst den angedrohten Zwangsmitteln, alle kriegführenden Parteien. Noch zwei solcher Concerte wurden abgeschlossen mit der anmaßenden Drohung, jeden, der sich nach vierundzwanzigstündiger Frist nicht unterwerfen wollte, mit vereinter Gewalt dazu zu zwingen. Sogar der 1659
König von Dänemark trotz seiner großen Bedrängniß erklärte sich 14. Aug.
voll edlen Selbstgefühls gegen diese unziemende, wenn auch ihm günstige Einmischung; da läßt sich leicht denken, mit welcher Erbitterung der kühne, unbeugsame Karl Gustav Vorschläge der Art aufnehmen mußte. „Ihr," sagte er zu den holländischen Gesandten, indem er mit der Hand an den Degen schlug, „macht Entwürfe mit eurer Flotte, und ich entscheide sie mit dem Schwerte. Zieht eure Schiffe aus dem Bereiche meiner Festungen zurück, wenn ich sie nicht mit Kanonenschüssen dazu zwingen soll."

Jetzt drangen die Oestreicher in den Kurfürsten mit ihnen vereint die Schweden auch in ihrem Antheil von Pommern anzugreifen. Dies erschien letzterem sehr bedenklich. Ungern erlaubte er sich Feindseligkeiten gegen ein Reichsland, weil er dadurch Frankreich als Bürgen des westphälischen Friedens Gelegenheit zu feindseligem Verfahren geben konnte, auch war er ungewiß, wie die Seemächte einen solchen Schritt ansehen würden, und endlich beunruhigte ihn die Besetzung Pommerns durch die Oestreicher. Wer wußte, was sie beabsichtigten? Wie leicht konnte man, im Falle das schwedische Pommern, dem Versprechen gemäß, übergeben wurde, dann auch die im westphälischen Frieden gewährten Entschädigungen zurückfordern? Doch ohne weitere Anfrage gingen 14,000 Mann Oestreicher von Schlesien aus durch die Neumark nach Pommern. Da schien es dem Kurfürsten nothwendig, seine Truppen von Jütland zurückzuziehen, um nicht den Kaiserlichen die festen Plätze des angegriffenen Landes in die Hände fallen zu lassen. Der größte Theil von Pommern, außer den Städten Stralsund und Stettin, wurde erobert. Die Eifersucht der Oestreicher und Brandenburger rettete den Schweden die-

sen letzten Rest ihres Besitzes, übrigens jedoch gestaltete sich alles
1659 unglücklich für diese. Als nach Richard Cromwells Abdankung die
25. Mai englische Flotte zurückgesegelt war, setzten die Holländer unter dem berühmten Ruyter die Truppen der Verbündeten nach Fühnen hinüber, wo sie 4000 Schweden bei Niborg schlugen, und die Festung nach dem Siege besetzten. Dieser Unfall machte einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des kriegerischen Königs. Nun sah er wohl, daß auch die letzte Hoffnung, alle seine Verluste an seinem verhaßtesten Gegner, dem Könige von Dänemark, dessen Untergang schon so gewiß schien, zu rächen, dahin schwand. Es blieb nichts übrig als durch Unterhandlungen seine Gegner zu trennen. Dies war leicht genug. Jeder hatte seine besondern Interessen, jeder war voll von
7. Nbr. Argwohn gegen den andern, dazu verlangte Frankreich durch den pyrenäischen Frieden jetzt frei von allen Kriegslasten, als Bürge des westphälischen Friedens, die Herausgabe Pommerns, und 40,000 Mann gaben dieser Forderung Nachdruck. Auf Frankreichs mächtigen Beistand gestützt, suchte Karl Gustav noch einmal durch den kühnen Plan einer Eroberung Norwegens sein erstes Glück wieder herzustellen, doch
1660 über diesen Plan starb er in der Blüthe seiner Jahre dahin. So
6. Mrz. groß war die Sehnsucht nach Frieden, daß sogar dieser bedeutsame Umstand nur wenigen Einfluß auf die Bedingungen desselben ausübte, da namentlich Polen um jeden Preis den Frieden wünschte. Gern hätten der König von Dänemark und Friedrich Wilhelm ihre Forderungen höher gespannt, aber England und Holland, vor allen Frankreich geboten den schnellen Abschluß des Friedens. Dieser erfolgte am 1sten Mai 1660 in Oliva zwischen den Polen, dem Kaiser, dem Kurfürsten und den Schweden. Friedrich Wilhelm allein zog wesentliche Vortheile aus dem fünfjährigen Kampfe, denn die Verträge mit Schweden über Preußen wurden aufgehoben, und durch die Bestätigung der von Welau und Bromberg für immer die Souverainität von Preußen dem kurfürstlichen Hause zugesichert. Freilich wollte die souveraine Herrschaft in einem Lande wie Preußen, wo bisher die ständische Gewalt der Regierung fast überall siegreich getrotzt hatte, noch wenig sagen, aber es ließ sich erwarten, daß Friedrich Wilhelm mit seinem großen Herrschertalent anders als die in allen Schritten von ihren Unterthanen gehemmten Könige von Polen in dem Herzogthum auftreten würde. Dies geschah auch wirk-

lich. Sonst ward alles auf den Fuß, wie es vor dem Kriege gewesen war, wieder hergestellt; wechselseitig garantirten sich die Theilnehmer am Frieden die durch denselben begründeten Verhältnisse, und verwiesen alle etwa entstehenden Streitigkeiten auf eine friedliche Ausgleichung durch Bevollmächtigte.

Ein Vortheil, den der Friede zu Oliva dem Kurfürsten sicherte, nämlich der Besitz von Elbing, welches ihm pfandweise von Polen überlassen war, wurde dadurch vereitelt, daß der schwedische Befehlshaber die Stadt den Polen übergab. Lange und dennoch vergebliche Verhandlungen entspannen sich über diesen Punkt; erst unter dem Nachfolger des großen Kurfürsten kam Brandenburg zu dem ihm rechtlich zustehenden Besitz.

Selten wohl bietet ein Krieg von verhältnißmäßig so kurzer Dauer einen größern Wechsel der Verhältnisse dar, als dieser polnisch-schwedische, und keiner von allen Theilnehmern erscheint wechselnder als Friedrich Wilhelm. Vielfach ergossen sich über ihn die Schmähungen der Gegner sowohl als seiner Verbündeten, die er, wie die Dänen, noch bei dem Abschluß des Friedens von Oliva verließ. Bei oberflächlichem Blicke erscheint die Politik des Kurfürsten verwerflich, doch wenn wir unserm Grundsatze gemäß „jede Erscheinung aus ihrer Zeit heraus zu beurtheilen,“ die damaligen Verhältnisse in genauere Erwägung ziehen, wird uns seine Handlungsweise in einem andern Lichte erscheinen. Gewaltsam durch den Ehrgeiz des schwedischen Königs in den Krieg gerissen, blieb ihm bei rechter Schätzung seiner Mittel keine Wahl als Untergang oder Kampf mit seinem Lehnsherrn. Jedoch eben dieses Gebot der Selbsterhaltung, die Pflicht für das Wohl seiner Unterthanen litten es nicht, den stolzen Sieger zum unbeschränkten Gebieter des Nordens, sich zu seinem Sklaven zu machen. Durfte er anderseits Polen wieder auf einen Standpunkt erheben, von welchem herab es seinem ehemaligen Vasallen nach Willkür gebieten konnte? Schon während des Abschlusses der Verträge von Welau und Bromberg hatten die Polen gezeigt, daß nur durch die Noth ihnen jene Zugeständnisse abgedrängt worden waren; erst Friedrich Wilhelms Kriegsscharen erzwangen, was ihm die Diplomatie aus List zugestanden hatte. Jede von den kriegführenden Mächten war geneigt, vereinzelt ihren Frieden zu schließen, jede, wie dies aus den Verhandlungen unter denselben ge-

nügend hervorgeht, bereit mit Aufopferung des Freundes selbst den geringsten Vortheil zu erkaufen; kann man daher dem Kurfürsten, dem schwächsten unter allen, das Befolgen derselben Politik verdenken? Vielmehr gebührt ihm Lob, denn unabhängig von seinem eignen Nutzen suchte er Deutschland vor einem gefährlichen Reichskrieg mit den Franzosen, die leidenden protestantischen Polen vor Gewissenszwang zu schützen. Wenn also der Kurfürst unter allen den Schlangenwindungen der Politik, in den gefährlichsten Lagen weder die Pflichten gegen sein Vaterland, noch die der Menschheit aus den Augen setzte; wenn er bisweilen die Rolle des Fuchses den Gewaltthätigen gegenüber zu spielen gezwungen, darüber nicht die Natur des Königs der Wälder vergaß; wenn es Zeiten gab, wo er im gerechten Unwillen über die Beleidigungen der Gegner die Mähne schüttelte, und die frechen Beleidiger mit seinem zornigen Blick in die Flucht scheuchte; wenn wir ihn im Kabinet wie im Felde, in Rath und That als Schiedsrichter der Fürsten, so wie als Vater seiner Unterthanen, gleich herrlich und erhaben sehen: dann wird uns Niemand das Recht bestreiten, ihm den Nameu des großen Kurfürsten beizulegen.

Friedrich Wilhelms erste Reformen in der Staatsverwaltung.

Da wir zu einem Zeitpunkt gekommen sind, wo Friedrich Wilhelm durch seine scharfsinnige Politik, seine militairische Einsicht, durch die Unerschöpflichkeit in der Auffindung von Hilfsquellen, und durch die weise Anwendung derselben eine feste Stellung unter den Staaten Europas gewonnen hatte, so wird es an der Zeit sein, ein wenig anzuhalten, um genauer die Mittel und Wege kennen zu lernen, deren er sich zur Erreichung seines hohen Zieles bediente.

Wir haben schon gesehen, daß der erste Schritt des Fürsten zur Selbständigkeit in der Schöpfung eines rein brandenburgischen und zwar stehenden Heeres bestand. Bald beliefen sich seine Truppen
1646 auf 8000 Mann; wenige Jahre nachher beim Ausbruch des Streites mit Pfalz-Neuburg war die Zahl schon auf das Doppelte ge-
1651 stiegen. Mit reißender Schnelligkeit steigerte sich die Wehrhaftigkeit des Landes, denn beim Beginn des polnischen Krieges konnte Friedrich Wilhelm mit beinahe 27,000 Mann und 72 Geschützen im Felde

erscheinen. Den damals üblichen Verhältnissen gemäß waren darunter 12,000 Mann Fußvolk, ebensoviel Reiter und 2500 Dragoner. Aus kaiserlichen, schwedischen und holländischen Truppen hatte sich dies Heer nach und nach gebildet; als Ordner desselben sind neben dem großen Kurfürsten die Generale Sparr und Derfflinger zu erwähnen. Ersterer, früher Generalfeldzeugmeister bei den Kaiserlichen, schuf das brandenburgische Geschützwesen, während Derfflinger, der lange Zeit unter den Schweden gefochten hatte, sich um die Reiterei ein großes Verdienst erwarb. Wir müssen aber bemerken, daß nur die äußerste Noth, um nicht fremder Gewalt rücksichtslos hingegeben zu sein, den Kurfürsten zu einer so übermäßigen Anstrengung angetrieben hatte, denn obgleich man kaum ein Drittheil der Truppen nach dem Frieden von Oliva im Felde behielt, so konnte man nicht einmal für diese ohne Schwierigkeit den nöthigen Unterhalt finden. Außer dem bedeutenden Heere kostete auch die Vertheidigung des Landes sehr viel, mehr als in jedem andern Staate, wegen der zerstreuten Lage der Besitzungen. Während Friedrich Wilhelm die Werke von Hamm und Minden verstärkte und ergänzte, durfte er die Befestigung Kolbergs nicht vernachlässigen. Dadurch hatten sich die Ausgaben des Fürsten zu einer bisher nicht gekannten Höhe gesteigert; ja man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß im Jahre 1655 das Heer an Tractament, Servis und Fourage mit der Artillerie und der Generalität gegen eine Million Thaler kostete. Um diese bisher unerhörten Ausgaben zu bestreiten, mußte der Fürst natürlich auf ganz besondere Maßregeln denken, denn wenn wir hören, daß unmittelbar nach der Thronbesteigung die Stände für Bil- 1641
dungsanstalten und Truppen 150,000 Thaler als eine ganz außerordentlich bedeutende Hilfe bewilligten, so läßt sich leicht seine Noth bei der Ausführung seiner großen Pläne ermessen. Ein gewöhnlicher Geist wäre vor den unbesieglich erscheinenden Schwierigkeiten zurückgeschreckt, er dagegen wagte und vollendete das große Werk. Wir wissen, daß zu Anfang seiner Regierung die brandenburgischen Gesandten an den fremden Höfen, wo sie, wenn nicht alle Zwecke verfehlt werden sollten, mit Glanz auftreten mußten, oft für die nächsten Tage wegen der allernothwendigsten Lebensbedürfnisse in Sorgen waren, doch immer ward noch zu rechter Zeit Rath geschafft,

und der Fremde über die Mittel des Fürsten klüglich getäuscht. Durch diesen Schein der Macht gelangte er zur Wirklichkeit.

Gleich zu Anfang seiner Regierung wollte Friedrich Wilhelm eine zweckmäßigere und wirksamere Art der Besteuerung einführen. In der That bewilligten auch die Mittel- und Uckermark, so wie die Grafschaft Ruppin, auf sein Verlangen zur besseren Erreichung des für „die Soldateska" nöthigen Unterhalts und zu andern höchst nöthigen Ausgaben eine durchgehend gleichmäßige Auflage, worauf die erste Accise- und Steuer-Ordnung bekannt gemacht wurde. Alle zum Unterhalt und zur Kleidung nöthigen Dinge sowohl in den unmittelbaren als mittelbaren Städten wurden dieser Besteuerung unterworfen, deren Ertrag in die gemeinschaftliche Kasse der Ritterschaft und Städte kam. Das Wohlthätigste bei dieser neuen Einrichtung war, daß weder Adel noch Geistlichkeit von der Steuer befreit waren. Alle übrigen blieben neben ihr bestehen; später ward sie, wie wir sehen werden, allgemein über das ganze Land verbreitet und ausschließlich zum Unterhalt des Heeres bestimmt.

1643 Zwei Jahre später bewilligten die Stände aller Marken die den Schweden im Waffenstillstand festgesetzte Summe von monatlich 10,000 Thalern nebst 1000 Scheffeln Korns, so wie zur Erhaltung des eigenen Heeres außerdem auf ein Jahr 118,000 Thaler, 10,000 Thaler für Gesandtschaften, und fünf Gulden von jeder Hufe zur Einlösung der verpfändeten Aemter; große Opfer, in der That, doch waren sie nicht umsonst gebracht, da die Stände dafür ein Moratorium auf drei Jahr erhielten, welches in den fortwährend bedrängten Zeiten bis 1654 verlängert werden mußte, wie bedenklich es auch immer dem Kurfürsten erschien den Lauf der Justiz zu verzögern, und die Gläubiger in ihren gerechten Forderungen zu verletzen. In den Zeiten der Noth mußte natürlich der Fürst, um das Unerläßliche zu erhalten, sich so in seinen Verordnungen beschränken lassen. Auch leistete man wirklich unter den damaligen Umständen unerhört viel, denn zwei Jahre später erhob Friedrich Wilhelm von
1645 den Marken 300,000 Thaler nebst der sogenannten doppelten Metze und dem Licent. Wie traurig aber die Lage des Landes war, läßt sich aus dem Zustande Berlins in jener Zeit schließen. Als der Kur-
1643 fürst zum ersten Male hier erschien, lagen Handel und Wandel so darnieder, daß selbst so unbedeutende Gegenstände, wie ein Centner

Colophonium, ¼ Centner Wachs u. s. w., aus Hamburg geholt werden mußten. Das kurfürstliche Gefolge konnte bei den ganz verarmten Bürgern weder Quartier noch Unterhalt finden. Der Hof mußte nach Cüstrin verlegt werden, aber auch hier gebrach es bald überall am Nothwendigsten, und der Kurfürst sah sich in die traurige Verlegenheit gesetzt zur Bestreitung seines Unterhaltes von einzelnen Privatleuten kleine Summen zu borgen. Der Friede rettete nicht mit einem Schlage, denn erst spät räumten die fremden Truppen das erschöpfte Land; daher war die Anstrengung nicht gering, wenn die Stände im Jahre 1653 außer den übrigen laufenden Abgaben für den Zeitraum von 6½ Jahren 560,000 Thaler und die Kriegsmetze bewilligten. Doch konnte Friedrich Wilhelm diese Bewilligungen nur durch Zugeständnisse erlangen, welche für einen so wie er nach Selbständigkeit strebenden Fürsten als schon drückende Opfer erschienen; nämlich er mußte unter anderm versprechen, „in wichtigen Sachen, daran des Landes Gedeihen und Verderb gelegen, ohne der treuen Landstände Vorwissen und Rath nichts zu beschließen noch vorzunehmen, sich auch in keine Verbündnisse, wozu seine Unterthanen oder Landsassen sollten oder müßten gebraucht werden, ohne Rath und Bewilligung gemeiner Landstände einzulassen."

Trotz dieser bestimmten Versicherung fand kein allgemeiner Landtag mehr statt, sondern an dessen Stelle berief man die Stände, d. h. Abgeordnete der Ritterschaft und der Städte, in den einzelnen Marken zur Berathung in Steuer-, Polizei-, Justiz-, Kirchen- und andern Landesangelegenheiten; alle Angelegenheiten des Staates dagegen in Beziehung auf das Ausland blieben diesen Ständen vollkommen fremd; überhaupt wußte der Fürst so leicht bei ihnen seinen Willen durchzusetzen, daß ihr Bewilligungsrecht auch in jenen Dingen nur noch als formell erschien. Nach und nach verlor die Landschaft jede Concurrenz in Gesetzgebung und Verwaltung, und blieb nur noch, sehr bequem für den Fürsten,
ein Credit-Institut zur Gewährleistung der Landesschulden. Einige 1654
Male versuchten es die brandenburgischen Stände sich ohne Beru- u. 1656
fung von Seiten des Kurfürsten zu versammeln, doch scharf rügte dieser ihre Eigenmächtigkeit; später wagten sie es nicht wieder.

Ähnlich wie in der Mark suchte Friedrich Wilhelm auch in sei-

nen andern Ländern die ständische Mitwirkung in Regierungsangelegenheiten zu beschränken; mit mehr oder minderer Anstrengung, mit schnellerem oder langsamerem Erfolge gelang es ihm überall. Entschieden strebte er nach unumschränkter Macht, und wie dies in Zeiten geschieht, wo ein überlegener Geist veralteten Formen gegenübersteht, unbekümmert um den Buchstaben des Rechtes. Der höhere allgemeinere Zweck, den er nie bei seinen Schöpfungen aus den Augen verlor, beruhigte ihn über manche scharfe Eingriffe, über manche durch sie hervorgerufene Härte. Wenn daher auch die Mittel nicht immer ganz gerecht waren, so blieben doch die Folgen, so wie seine Absicht, groß und segensreich.

Wie wenig der Fürst in seinen Plänen Widerstand ertragen konnte, zeigt das Beispiel seines alten Günstlings Burgsdorf. Er soll in Ungnade gefallen sein, weil er sich der Forderung eines beständigen Fonds zur Erhaltung des Heeres auf einer Landtagsversammlung heftig widersetzt hatte. Andere freilich schreiben seinen Sturz dem Einflusse der Gemalin des Kurfürsten zu, welche allerdings an dem rohen und unpassenden Benehmen des alten Schlemmers keinen großen Gefallen finden konnte.

Am aller langwierigsten und lebhaftesten waren die Streitigkeiten Friedrich Wilhelms mit den preußischen Ständen. Seine Festigkeit und Kraft siegte auch hier. Er hatte diese um so mehr nöthig, da Polen sehr gern den Preußen zu jedem Versuche des Widerstandes die Hand bot. Schon zur Zeit des königsberger Vertrages berief er nur eine geringe Anzahl der Abgeordneten, und verlangte, daß sie mit unbeschränkter Vollmacht versehen würden, um sich schnell, in drei Wochen, über die ihnen im Ausschreiben vorgelegten Angelegenheiten zu berathen. Das mit den Schweden damals eingegangene Bündniß berührte er nur obenhin, ohne die Bedingungen mitzutheilen, forderte aber die Einführung der Accise zur Vertheidigung des Landes. Hier fand er großen Widerstand, doch setzte er seine Forderung durch. Als die Accise zu ihrem Zwecke nicht ausreichte, schrieb er nicht nur eine neue Contribution aus, sondern trieb sie auch mit militairischer Strenge sowohl bei den Ständen als auch bei den Bauern ein. Da er mit 20,000 Mann das Land besetzt hielt, so war er gegen jeden Widerstand gesichert, auch stimmten die Stände ihre Sprache so herab, daß sie nur um Abhilfe der immer

mehr überhandnehmenden Gewaltthätigkeiten baten, und an ihre herkömmlichen Rechte erinnerten. Alle späteren Vergleiche mit den benachbarten Mächten wurden ebenfalls ohne vorhergehende Mittheilung an die Stände abgeschlossen. Da der welauer Vertrag die Unterhaltung von 5000 Mann in Preußen verlangte, so konnte die Accise nicht aufhören, vielmehr mußten noch neue Steuern ausgeschrieben werden. Hierüber kam es zu lebhaften Streitigkeiten, vorzüglich im Betreff der im Vertrage erworbenen Souverainität. Der Krieg hatte während der Jahre 1656 und 1657 schrecklich im Lande gewüthet, viele Städte und Dörfer waren verbrannt, an 60,000 Menschen theils erschlagen, theils in Gefangenschaft weggeführt, dennoch wurde nichts von der Steuer nachgelassen. Obgleich der von dem Kurfürsten eingesetzte Statthalter, Fürst Bogislaw Radziwill, die Last der Abgaben zu hoch fand, wurden sie dennoch ohne Schonung von den verarmten Unterthanen eingetrieben, indem drei neue Regimenter zu diesem Zweck in Preußen erschienen.

Der Kurfürst bemühte sich noch vor Abschluß des Friedens die Huldigung als souverainer Herzog vom Lande zu erhalten, doch wollte er, wahrscheinlich um während des Krieges keinen bedenklichen Widerstand hervorzurufen, dies ohne die Stände bewirken, wogegen die Preußen außer der Ständeversammlung auf nichts eingehen mochten. Am widersetzlichsten sowohl in den Huldigungs- als Steuerangelegenheiten zeigte sich die Stadt Königsberg, welche große Lasten getragen hatte, aber der Meinung des Fürsten nach am mindesten von allen bedrückt war; auch der Adel fügte sich nicht. Der Abschluß des Friedens von Oliva verringerte anfangs die Steuern nicht, deshalb wurde die Widersetzlichkeit von der einen, von der andern die Strenge um so größer. Fortwährend wendete der Kurfürst militairische Maßregeln an; ja er verwies den Landräthen mit aller Schärfe, daß sie zusammengekommen wären, um eine Bittschrift an ihn abzufassen, wozu sie doch nicht nur die Befugniß, sondern sogar die Verpflichtung hatten. Sie forderten, freilich unbequem genug für den nach Souverainität strebenden Fürsten, daß die Stände zur Bestätigung ihrer Privilegien und zur Abstellung ihrer Beschwerden berufen würden. Die Oberräthe selbst stimmten ihnen diesmal lebhaft bei; außerdem weigerten sie sich im Frieden die alten drückenden Steuern für das Militair auszuschreiben, weil es schon so weit mit der Ge-

walt gekommen wäre, daß man Adligen sowohl als Bürgerlichen die Dachziegel von ihren Häusern habe nehmen müssen, was doch ganz
1660 unerhört und unglaublich sei.
Spt. Trotz dieser gespannten Lage, trotz der wirklich zu Boden drükkenden Lasten (Königsberg allein hatte schon bis zum April 1661 mehr als eine Million Mark zu den Landesbedürfnissen vorgeschossen) wurden die Befehle des Kurfürsten immer strenger. Dabei versuchte er durch Versprechungen die Mächtigsten zum Eide der Souverainität zu bewegen; doch auch dies ohne Erfolg. Ueber zweihundert Adlige versammelten sich in Königsberg, und beriethen sich mit den Abgeordneten der Städte über die gegen die Eingriffe des Kurfürsten zu nehmenden Maßregeln. Die Königsberger waren bereits durch Hieronymus Rhode, den Schöppenmeister ihrer Stadt, überredet worden, Gesandte an den König von Polen zu schicken, und schon drängte der General von Kalkstein auch in der Versammlung des Adels zu einer ähnlichen Maßregel; doch schreckten die Oberräthe durch die Bemerkung, ein solcher Schritt sei Hochverrath, die Unzufriedenen von einer so gefährlichen Maßregel diesmal noch zurück. Dem Statthalter gelang es den im Allgemeinen günstiger für den Fürsten gestimmten Adel von der Vereinigung mit den Städten abzuhalten. Der Kurfürst verzieh, was bisher geschehen, und berief endlich einen Landtag, auf welchem in seinem Namen der Oberpräsident Otto von Schwerin nebst den vier Oberräthen erschien.
1661 Auch hier ließ Friedrich Wilhelm zur Erhaltung des Heeres, welches
Mai wegen der drohenden politischen Verhältnisse nicht noch mehr verringert werden dürfte, auf eine feststehende Hilfe antragen, damit künftig jeder zu Hause bleiben und seiner Wirthschaft warten könnte. Dadurch hätten die Stände alle ihre Bedeutsamkeit verloren, deshalb behaupteten sie durchaus nicht frei von ihrem Eide zu sein, wenn nicht polnische Bevollmächtigte sie davon entbunden hätten; auch weigerten sie sich durch Anerkennung der Souverainität des Kurfürsten auf die Berufung nach Warschau zu verzichten, im Falle ihre Privilegien angegriffen würden. Rhode und Kalkstein beherrschten die Stimmung des Landtages. Auf ihren Antrieb blieben die Stände dabei, Abgeordnete an den König von Polen schicken zu wollen, und theilten diesen Beschluß dem Kurfürsten mit. Der Inhalt ihrer Botschaft an ihn war, daß sie die Bedingungen des welauer

Vertrags in Rücksicht auf Preußen nicht für verbindlich für die Stände hielten, weil dieselben nicht zugezogen worden wären, daß die Trennung von Polen, mit dem man so lange verbunden gewesen, für das Land nicht nur nachtheilig, sondern unter der eingegangenen Verbindlichkeit der Vertheidigung gegen äußere Feinde sogar äußerst drückend, die Souverainität aber nur dem Mächtigen nützlich, dem Schwachen dagegen, welcher selbst des Schutzherrn bedürfte, verderblich wäre. Daher riethen sie dem Kurfürsten von der Annahme der Souverainität ab, und fügten zur Entschuldigung des späten Einspruchs hinzu, daß sie ihn früher nicht hätten thun können, weil man jeden Versuch einer Versammlung für Hochverrath angesehen habe.

Der Kurfürst, obgleich über die Kühnheit der Stände sehr aufgebracht, widerlegte mit großer Mäßigung ihre Behauptungen, versicherte seinerseits die Bestätigung ihrer Privilegien, und beruhigte sie auch wegen der Landesvertheidigung, indem er seine übrigen Unterthanen in dringenden Fällen hinzu zu ziehen versprach. Während dieser Verhandlungen hatte sich die Oppositionspartei in Verbindung mit dem polnischen Hofe gesetzt, ja Kalkstein und Rhode sollen den König ersucht haben, Truppen nach Preußen zu schicken, um für immer die brandenburgische Souverainität zu beseitigen. Unter so gefährlichen Umständen muß man es als ein Meisterstück der Diplomatie ansehen, daß Hoverbeck, der Gesandte des Kurfürsten in Warschau, vom König eine in weit bestimmteren Ausdrücken als früher abgefaßte Eidesentlassung der Stände erhielt. Dies schlug einigermaßen ihren Widerstand nieder. Da nun die Huldigung selbst nicht mehr zu verweigern war, so suchte man sie wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen. Unter andern sollte der Kurfürst nie ohne der Stände Bewilligung Truppen durch das Land führen, und sogar, wenn ihre Privilegien angegriffen würden, bei der Krone Polen Klage um Abhilfe gestattet sein. So gefährlich war die Stimmung der Preußen, daß der Oberpräsident die Entlassung der Stände für nothwendig hielt. Eine Pest hob den Landtag mehrere Monate auf. Als die Verhandlungen wieder aufgenommen wurden, stellten sie sich in so fern günstiger für den Kurfürsten, als es ihm und seinen Räthen gelungen war, die kleineren Städte, welche sich nicht gern den mitunter willkürlichen Bestimmungen Königsbergs fügen mochten, und

überdies von kurfürstlichen Truppen besetzt waren, für sich zu gewinnen. In Königsberg selbst war eine nicht geringe Partei unter den Innungen günstig für die Souverainität gestimmt. Zwar wußte Rhode, das unerschütterliche Haupt der Opposition, diese aus der Ständeversammlung zu entfernen, doch war das Vorhandensein so befreundeter Elemente unter seinen Widersachern für den Kurfürsten von großer Wichtigkeit. Mit unbeugsamer Festigkeit schritt er, wenn auch die Oberräthe auf dem rauhen Pfade zu wanken begannen, in seinen Plänen rüstig fort. Er beruhigte diejenigen, welche unter Souverainität eine Herrschaft wie die in Frankreich verstanden, wo in Folge der politischen Schritte Richelieus und Mazarins der König über Gut und Blut seiner Unterthanen willkürlich zu schalten begann, aber von der Souverainität selbst wollte er nicht lassen. Deshalb legte er ihnen den Entwurf zu einer neuen Verfassung, jedoch als Landtagsabschied von ihm bereits unterzeichnet und besiegelt vor, in welchem er die Privilegien der Stände in so weit bestätigte, als sie seiner Souverainität nicht entgegen wären. Dies befriedigte sie nicht; sie erwiederten, und zwar ganz treffend, der König von Polen habe dem Kurfürsten nicht mehr überlassen können, als er selbst besessen, aber müde des ewigen Kampfes seien sie bereit, dem Landesherrn eine bedeutende Abfindungssumme zu zahlen, welche dieser natürlich seinerseits zurückwies. In so weit gab er für den Augenblick nach, daß er die bisher unberechtigt erhobene Accise abschaffte. Zum zweiten Male ward der Landtag auf einige Wochen ausgesetzt. Da der Kur-
1662 fürst bei seiner Wiedereröffnung anzeigen konnte, er habe den größ-
Jan. ten Theil des Heeres abgedankt und die Accise aufgegeben, so glaubte er um so gewisser die Huldigung und die Bewilligung einer neuen Abgabe durchzusetzen. Doch vergebens. Der Adel verlangte die Freigebung eines ihrer Deputirten, des älteren Kalkstein, den man seiner Umtriebe wegen festgesetzt hatte; auch Rhode wurde immer kühner, die Bürgerschaft so schwierig, daß Schwerin die Gegenwart des Kurfürsten, um den Sturm zu beschwören, für unumgänglich nöthig hielt. Außerdem erhöhten noch manche andere Punkte die schon bestehende Mißstimmung. So verlangten die Königsberger, daß eine während des Krieges auf städtischem Grund erbaute Schanze am Pregel weggenommen würde, wobei es zwischen ihnen und der Besatzung sogar zu Gewaltthätigkeiten kam; dann traten auch neben den politischen

Beweggründen zum Streite von Neuem religiöse hervor, da die Preußen sehr eifrige Lutheraner waren, noch immer nicht ohne Mißtrauen auf ihren reformirten Landesherrn blicken konnten, und daher in die äußerste Aufregung geriethen, als dieser seinem Souverainitätsrechte zufolge Kirchen für die Reformirten bauen, ihre Prediger als Beamte anstellen wollte. Endlich trieb der Kurfürst durch Einforderung neuer Steuern die immer steigende Unzufriedenheit der Preußen auf die Spitze. Es sollte eine Hufensteuer nebst der Accise eingefordert werden. Erstere fiel fast ausschließlich auf die beiden ersten Stände, letztere auf die Städte. Leicht daher gewann der Kurfürst jene zur Bewilligung der Accise, zu welcher sie wenig beitrugen, indem er versprach, in drei Jahren keine andere Steuer aufzulegen, und behauptete nun, daß sein Hinzutreten zu den Beschlüssen der oberen Stände dieselben für alle verbindlich mache. Dies angebliche Recht, er nannte es die Complanation, folgerte er aus der ihm zustehenden landesfürstlichen Hoheit. Vergebens protestirten die Städte, die Accise ward eingeführt. Der Grundsatz, „getheilte Kraft gebrochene Kraft," bekundete hier seine Wahrheit. Zwar versuchten die Ueberstimmten jedes Mittel des Widerstandes, doch auf die Länge mit ungenügendem Erfolge. Der junge Rhode wurde im Namen der Städte nach Warschau gesendet, um hier Abhilfe ihrer Beschwerden zu suchen; offen ließen die Königsberger erklären, sie wollten eher dem Teufel unterthänig werden, als länger den bisherigen Druck ertragen. 20,000 Gulden boten sie der Königin, welche immer noch alle Staatsintriguen lenkte, um sich der verhaßten Souverainität des Kurfürsten zu entledigen. Es läßt sich denken, daß dergleichen Worte am polnischen Hofe mit großer Freude gehört wurden, besonders, da die Städte, im Falle Beistand erfolgte, den Beitritt der übrigen Stände versicherten; man regte geradezu die Unzufriedenen auf, die Souverainität des Kurfürsten nicht anzuerkennen.

Jetzt war es zum Aeußersten gekommen, schnelles Handeln nothwendig. Der Kurfürst befahl Rhode zu verhaften, und ließ Truppen in die Nähe von Königsberg rücken. Aber auch dies beugte noch nicht den Muth der aufgebrachten Bürger. Nicht nur selbst griffen sie zu den Waffen, sondern ersuchten auch Czarneczki, den Befehlshaber in Ermeland, um Unterstützung an Truppen. Der Statthalter, welcher immer zu mildern Maßregeln gerathen hatte, suchte auch

jetzt noch den Kurfürsten von gefährlichen Gewaltstreichen zurückzuhalten, doch verlangte dieser unablässig die Festnehmung des unruhigen Rädelsführers. Nichts destoweniger schien sie für den Augenblick unmöglich.

Besser ging es in Warschau. Hier bewegte der kurfürstliche Gesandte wirklich den König zu einem Widerrufe des an Rhode erlassenen Schreibens, so wie zur Billigung des bisherigen Verfahrens von brandenburgischer Seite. Trotz dessen war noch nichts gewonnen, so lange Rhode in Königsberg auf freiem Fuße lebte, denn der energische Mann hätte mit der Zeit auch wieder Polen feindseliger stimmen können, aber sich seiner zu bemächtigen war keine Aussicht. Der Fürst Radziwill befand sich in einer traurigen Lage, denn es fehlten ihm alle Mittel, seine Truppen zu besolden, da auch der Adel die Steuern nicht bezahlen wollte, so lange sich die Städte es zu thun weigerten. Daher rieth er dem Kurfürsten dringend, selbst in Königsberg zu erscheinen, weil er überzeugt wäre, daß des Für-
1662 sten erhabene Persönlichkeit jeden Widerstand niederschlagen würde.
Aug. Alle anderweitigen Bemühungen für eine friedliche Uebereinkunft blieben erfolglos, gleich erfolglos des Kurfürsten vermittelnder Vorschlag statt der von ihnen angebotenen Abstandssumme von 300,000 Gulden die Accise nur acht Tage zu dulden und von ihrem Widerspruche gegen die Souverainität abzustehen. Als alle Bemühungen fruchtlos geblieben waren, entschloß sich Friedrich Wilhelm endlich zur Reise
1662 nach Königsberg. Zwei Tage nach seiner Ankunft schon bemächtigte
30. Oct. sich wirklich der Statthalter durch einen schnellen Handstreich der Person des Schöppenmeisters, während der Kurfürst selbst aus dem Schlosse zusah, wie derselbe zum Verhaft abgeführt wurde. Dreitausend Mann nebst vielen Kanonen waren um den Sitz des Fürsten gestellt, sie bedrohten die Stadt im Falle eines Versuchs zur gewaltsamen Befreiung ihres Vertreters mit harter Züchtigung.

Rhode bewahrte in seinem Gefängniß dieselbe Kühnheit, welche er an der Spitze des Volkes gezeigt hatte. Da er sich vor der Specialcommission, welcher sein Prozeß überwiesen wurde, von den Beschuldigungen des Hochverraths nicht genügend reinigen konnte, so wurde er nach Kolberg, von da nach Küstrin, und zuletzt nach Peitz gebracht. Hier soll er, als ihm bei gelegentlicher Anwesenheit des Kurfürsten Jemand gerathen hatte, denselben, weil er sich nicht un-

günstig über ihn geäußert, um Gnade zu bitten, mit eben der Standhaftigkeit wie früher geantwortet haben, er hoffe seine Loslassung von der Gerechtigkeit des Fürsten, und verlange nichts von seiner Gnade. Andere Berichte lauten minder günstig über den patriotischen Märtyrer; sie nennen ihn einen Bankerutirer, der sich durch die Aufhetzung der Bürger und seine Umtriebe mit fremden Mächten aus seiner verzweifelten Lage habe herausziehen wollen. Auch mit den Jesuiten soll er in enger Verbindung gestanden haben; doch sei dem wie es wolle, wenn auch nach den Grundsätzen derselben seine Umtriebe auf einen seinen Ansichten zufolge guten Zweck gezielt haben mögen, so blieben sie doch immer an sich selbst verrätherisch und strafbar.

Wenige Tage nach der Festnehmung Rhodes erkannten die Bürger auf Vermittelung des kurfürstlichen geheimen Rathes von Jena die Souverainität Friedrich Wilhelms über Preußen an. Auch be- 1662
gannen wieder die Verhandlungen mit den Ständen, denen er jetzt 16. Nbr.
bedeutende Zugeständnisse machte. Unter andern versprach er ohne 1663
ihren Rath und ihre Einwilligung wegen des Herzogthums keinen 12. Mrz.
Krieg anzufangen, außer in Fällen der Nothwendigkeit, noch Steuern und Abgaben aufzuerlegen, Beschwerden auf und außer den Landtagen in Angelegenheiten des öffentlichen Wohles willig anzuhören. Alle sechs Jahr sollte die Regierung mit dem kleinen Consilium (den Landräthen) zusammentreten, und der Kurfürst auf deren Gutachten einen Landtag berufen; letzteres war auch für jeden Regierungswechsel bestimmt.

In dem bald darauf folgenden Landtagsabschlusse erklärte der 1663
Kurfürst, da Königsberg in die von den übrigen Ständen bewilligte 1. Mai.
dreijährige Accise nicht gewilligt hätte, so wolle er sich, doch nur für diesmal, seines Complanationsrechtes begeben, wogegen der Herrenstand, die Landräthe und die Ritterschaft, der Adel nebst den kleinen Städten sich verpflichtet hätten, drei Jahre lang jährlich 60,000 Gulden, Königsberg 100,000 Gulden zu geben. Die Duldung der Katholiken und Reformirten gaben die Stände zwar nach, doch sollten für letztere nicht mehr als drei Kirchen erbaut werden dürfen. Zu einer beschränkten Anzahl von Aemtern konnten auch Reformirte zugelassen werden, aber die Stellen der vier Oberräthe, der vier Hauptleute, der Landräthe, der Consistorien und der Academie durften nur mit Lutheranern besetzt werden, dies waren die Hauptpunkte in dem Rezeß.

Endlich trafen die polnischen Commissarien, welche die Preußen von dem der Krone Polen geleisteten Eide entbinden sollten, in Kö-
27. Oct. nigsberg ein. Tages darauf leisteten die Oberräthe und kurfürstlichen Diener, dann die Stände den Eid der Treue. Viele glänzende Festlichkeiten folgten der feierlichen und denkwürdigen Handlung. Durch sie war, wenigstens äußerlich die Souverainität anerkannt, doch war der Argwohn der Unterthanen noch nicht verschwunden, das Maß der Gewalt, welches Friedrich Wilhelm erringen wollte, noch nicht erreicht; noch mancher Gewaltstreich mußte folgen, um den Fürsten in die von ihm erwünschte Stellung zu versetzen. Im Wesentlichen verfuhr er, ohne Rücksicht auf die Rechte der Stände und die von ihm ertheilte Assecuration, als unumschränkter Herr, außer wo ihn gefahrdrohender Widerstand zur Nachgiebigkeit nöthigte, oder seine Klugheit nach Lage der Umstände dazu rieth. Die Steuern genügten nicht zum Unterhalt der Truppen, deren Zahl der Kurfürst nicht weiter vermindern wollte, überhaupt nicht zur Bestreitung der Verwaltungskosten, daher die beständigen Streitigkeiten wegen neuer Zuschüsse, namentlich als die dreijährige Abfindung für die Accise zu Ende ging, und zu gleicher Zeit der Kurfürst bei seinen Rüstungen gegen den Bischof von Münster die Werbung von 1000 Reitern von den preußischen Ständen verlangte. So fest war seine Macht schon gewurzelt, daß er für diesen Krieg, der Preußen gar nichts anging, wenigstens ein
1666 Mrz. doppeltes Kopfgeld erhielt, und drohen durfte, die Accise eigenmächtig zu erheben, wenn sie nicht ferner noch auf zwei Jahr bewilligt würde. In diesem stolzen Ton setzte er seine Forderung durch, während die Stände mit demüthigen Bitten um Abstellung ihrer Beschwerden nahten, und von dem Landesherrn auf seine baldige Ankunft in Preußen damit verwiesen wurden.

Immer höher stiegen die Bedürfnisse des Kurfürsten. Auf einem neuen Landtage forderte er 200,000 Thaler jährlich vom Lande, 100,000 Gulden von der Stadt Königsberg, außerdem 66,000 Thaler Rückstände. Er stieß hierbei auf Schwierigkeiten, doch erlangte er wenigstens von Neuem die Bewilligung der Accise auf zwei Jahre. Noch einmal traten die Stände in diesem Jahre zusammen. Der Kurfürst stellte ihnen vor, daß er außer der Accise monatlich 10,000 Thaler bedürfe, und auch die Rückstände nicht aufgeben könne. Die immer höher gespannten Forderungen erregten Unzufriedenheit an allen

Orten; bald fand sich auch wieder ein Organ dieser Stimmung in der Person des ältesten Sohnes jenes von Kalkstein, der mit Rhode vereint so lange Zeit den Widerstand des Adels geleitet hatte. Christian Ludwig von Kalkstein war in jenen Zeiten nicht im Lande gewesen, und hatte deshalb den Huldigungseid noch nicht geleistet. Er widersprach dreist den freilich verfassungswidrigen Eingriffen des Kurfürsten. Als er nach wiederholten Aufforderungen sich weder zum Eide willig fand, noch auch seine Reden über den Regenten mäßigte, so ward er seiner Aemter entsetzt. Dies trieb ihn zu einer solchen Wuth, daß er mit Pistolen bewaffnet herumging und den Kurfürsten zu erschießen drohte. Da ward er wegen Hochverraths vor Gericht gezogen und zum Tode verurtheilt, doch milderte Friedrich Wilhelm die Strafe bis zu einjähriger Haft und der eidlichen Verpflichtung Preußen nie zu verlassen.

Das energische Verfahren schreckte die Stände in die Grenzen des Gehorsams zurück. Sie bewilligten die Fortdauer des Kopfgeldes so wie auch die Accise auf zwei Jahre, und duldeten es sogar, daß gegen einige lutherische Geistliche, welche sich eines anstößigen Kirchengebets bedient hatten, ein fiskalischer Prozeß eingeleitet wurde. Dennoch aber waren sie noch nicht so eingeschüchtert, daß sie nicht wenigstens über die Höhe der Steuern und ihre Verwendung, überhaupt über die fortgesetzten Eingriffe des Kurfürsten in ihre Rechte laute Klagen geführt hätten. Immer schwieriger wurde es, die Stände zu beherrschen, obgleich den Hauptleuten der Befehl gegeben wurde, alle Mühe anzuwenden, daß nur friedliche Abgeordnete zum 1667
Landtage gewählt würden. Selbst durch diese Maßregel gelang es ihm so wenig eine nachgiebige Ständeversammlung zu erhalten, daß er bei dem hartnäckigen Widerstande schon zur Erhebung einer nicht bewilligten Steuer schreiten wollte, als er die Nachricht erhielt, daß Kalkstein nach Polen entflohen sei, und dem Reichstage eine Klageschrift gegen den Kurfürsten übergeben habe. Dieses Ereigniß rieth zur Mäßigung. In Polen war so eben Michael Koribut zum 1669
König erwählt worden. Von diesem neuen Herrscher, bei dem auch der jüngere Rhode in Gunst stand, erwartete auch Kalkstein Schutz der verletzten Privilegien seines Vaterlandes, doch freilich war ein Mann, der so leidenschaftlich alle Vorschriften der Mäßigung und Pflicht überschritten hatte, nicht geeignet als unparteiischer Ver-

scheidiger gesetzlicher Ansprüche zu gelten. Friedrich Wilhelm forderte von der polnischen Regierung seine Auslieferung. Da man dieselbe wiederholt selbst nach Mittheilung der Prozeßacten Kalksteins verweigerte, so befahl der Kurfürst seinem Residenten in Warschau, Eusebius von Brandt, sich der Person des Flüchtlings zu bemächtigen. Der Gesandte, um einem so gewaltsamen Verfahren aus dem Wege zu gehen, veranlaßte den König den Unruhestifter aus Warschau zu entfernen. Dies geschah, doch mit den Reichstagsdeputirten kehrte Kalkstein in die Hauptstadt wieder zurück. Bald nach seiner Ankunft überreichte er sogar dem Reichstage zwei für den Kurfürsten sehr beleidigende Schriften, in welchen er sich als einen Bevollmächtigten der preußischen Stände ausgab, und um Befreiung des auf seinem Vaterlande lastenden Joches bat. Brandt forderte sogleich im Namen seines Herrn Kalkstein vom Reichstage als einen Fälscher und Verräther zur Auslieferung. Diese Maßregel gab zu einem im höchsten Grade ärgerlichen Auftritt vor dem Senate Gelegenheit, welcher den Zustand der Auflösung des polnischen Reiches in jener Zeit schon hinlänglich bekundet. Als der Kron-Referendarius die Schrift auf Befehl des Königs in der Senatssitzung vorlesen wollte, eilte Kalkstein auf Anreizung des Unterkanzlers selbst die Stufen des Thrones hinauf, und riß dem Kronbeamten die Beschwerdeschrift aus den Händen. Dieser, mit Recht über eine solche Frechheit in Wuth gesetzt, rief seinem Secretair zu Gewalt gegen Kalkstein zu gebrauchen, was jedoch nicht geschah. Nun ward die Schrift dem Unterkanzler überreicht, der sie zwar durchlas, aber die Erklärung abgab, sie gehöre nicht vor den Reichstag, sondern vor das Gericht, wo man dem Kurfürsten sein Recht nicht verweigern würde.

Solcher Frevel an der Gerechtigkeit ließ sich nur durch Kühnheit erwiedern, denn Kalkstein wußte durch neue Ränke den Schein der Wahrheit seinem Vorgeben aufzudrücken; schon rüstete Friedrich Wilhelm, da entschloß sich Brandt, um einen verheerenden Krieg zu vermeiden, zu einer kühnen entscheidenden That. Als Kalkstein, im trotzigen Vertrauen auf den königlichen Schutzbrief in Brandts Hause, nur von einer Person begleitet erschien, ließ ihn der Resident festnehmen, knebeln, und in eine Tapete gewickelt schnell aus der Stadt und über die Grenze nach Preußen schicken. Montgommeri, ein brandenburgischer Hauptmann nebst einigen seiner Reiter, an die sich selbst

mehrere Polen geschlossen hatten, führten den kühnen Streich glücklich aus. Der König von Polen war äußerst aufgebracht über diesen Vorfall, und man hätte gewiß den kurfürstlichen Residenten als Geißel festgehalten, wenn dieser nicht schleunig Warschau unter dem Vorgeben einer Spazierfahrt verlassen hätte. Kalkstein wurde von dem Statthalter, dem Herzog Ernst Bogislaw von Croy, welcher an die Stelle des kürzlich verstorbenen Radziwill getreten war, nach Memel geschickt.

Der König von Polen verlangte von der preußischen Regierung, Kalkstein solle unverzüglich frei nach Warschau zurückgeschickt, der Urheber seiner Entführung als Verletzer des Völkerrechts ausgeliefert werden. Hierzu war der Kurfürst aber durchaus nicht willig. Zwar leugnete er irgend einen Befehl zur Verhaftung gegeben zu haben; doch da er bisher vergebens die Verbrechen des Gefangenen der Republik mitgetheilt habe, so hoffte er, der König würde diejenigen, durch deren Eifer für Recht und Gerechtigkeit jener in seine Hand gerathen wäre, eher durch Gnadenbezeugungen auszeichnen, als mit ungerechter Rache verfolgen. Als man hierauf polnischer Seits drohte keinen brandenburgischen Residenten mehr in Warschau zu dulden, noch einen Gesandten in Berlin zu halten, was einer Kriegserklärung nicht unähnlich sah, so antwortete der Kurfürst in seiner ersten Aufregung, er sei nicht abgeneigt, die ihm in der kalksteinschen Angelegenheit zugefügte Beleidigung mit dem Schwerte zu rächen, doch erwägte er bald ruhiger die Lage der Verhältnisse, die aufgeregte Stimmung der Preußen, Frankreichs drohende Stellung gegen Holland, und die Freundschaft Oestreichs für den König von Polen; kurz, alles rieth zu friedlicher Ausgleichung. Daher suchte er den Groll des Königs Michael zu beschwichtigen. Brandt und Montgommeri wurden öffentlich vor Gericht geladen, beide in contumaciam verdammt, ersterer zum Verlust seiner Ehre und seiner Güter, letzterer sogar zum Tode. Das ganze Rechtsverfahren war jedoch nur eine Spiegelfechterei, denn Montgommeri lebte, reich vom Kurfürsten beschenkt unter dem Scheine der Gefangenschaft ruhig in Kolberg, Brandt als Privatmann in Cleve. Noch nicht zwei Jahre später wurden beide begnadigt, ja Brandt stieg nach und nach 1672
zu den höchsten Ehrenämtern in dem Kurfürstenthum empor. Wenn Friedrich Wilhelm auf diese Weise die Polen beschwichtigte, so wich

er doch in dem eigentlichen Gange der Sache kein Haar breit von seinem ersten Beschlusse ab. Kalkstein ward vor eine besonders dazu ernannte Commission gestellt, und von dieser nach Anwendung der Tortur auf sein Geständniß, daß er Preußen gegen sein eidliches Versprechen verlassen, in Warschau im Namen der Landstände ohne deren Vollmacht und Wissen dem Könige falsche, den Kurfürsten schmähende und zur Feindschaft aufwiegelnde Bittschriften übergeben habe, als Eidbrüchiger, Fälscher und Hochverräther zum Tode mit dem Schwerte und zur Einziehung seiner Güter verurtheilt. Die
1672 Vollstreckung des Urtheils fand in dem Orte seiner Gefangenschaft statt.
8. Nbr. Trotz aller Energie in der kalksteinischen Angelegenheit, konnte Friedrich Wilhelm die sich in gesetzmäßigen Schranken bewegende Opposition noch nicht überwältigen. Jede neue Steuer, und er bedurfte deren zu seinen großen, das Wohl des Landes so wie seine politische Stellung fördernden Absichten, mußte er mit der äußersten Anstrengung erkämpfen. Oft klagt er über die Widersetzlichkeit der Stände in seinen Schreiben an den Statthalter und die Geheimen Räthe, welche ihm meistentheils riethen, dieselben gnädig zu behandeln und nicht durch Mißtrauen zu verletzen, weil die Erfahrung lehre, daß man durch Güte mit ihnen immer am weitesten käme. Dies versuchte er auch so lange es nur immer anging, doch wenn alle gütlichen Versuche fehlschlugen, so pflegte er seinen Zweck öfters zu erreichen, indem er sie trennte, und dann das schon besprochene Complanationsrecht geltend machte.

Es läßt sich leicht begreifen, daß die Stände gegen das ungewöhnliche Gerichtsverfahren in dem kalksteinischen und einigen ähnlichen Kriminalprozessen ihre Protestationen erhoben, doch ohne Erfolg, denn immer offener schritt Friedrich Wilhelm der unbeschränkten Gewalt in Preußen zu. Der Zwiespalt unter ihnen, besonders die Absonderung der Städte verschaffte ihm hier wie in den Finanzangelegenheiten immer den Sieg. So hatte er vor seinem Dahinscheiden noch die große Genugthuung, auch in Preußen durch die Einrich-
1688 tung einer bleibenden Accise die Ausgaben für das dem Staate nun
20. Fbr. unumgänglich nothwendige stehende Heer auf immer gesichert zu se-
1667 hen, ein Ziel, welches er in dem Kurfürstenthum schon weit früher erreicht hatte.

Ueberhaupt setzten die Stände in den übrigen Provinzen dem

Kurfürsten weit weniger Schwierigkeiten entgegen als in Preußen; selbst die fernen clevischen, welche so leicht mächtige Anhaltepunkte finden konnten, fügten sich, freilich nicht ohne Widerspruch, wie es in der Natur der Sache liegt, den Forderungen Friedrich Wilhelms, jedoch ohne jene gewaltsameren Ausbrüche. Noch gehorsamer bezeigten sich die Pommern, obgleich sie durch den schwedischen Krieg härter als alle übrigen brandenburgischen Unterthanen mitgenommen waren; sie ergaben sich in alle Anordnungen, und wir hören nur noch ihr demüthiges Gesuch um Erleichterung der wirklich für sie fast unerschwinglichen Lasten. Gleich nachgiebig waren die Stände des Herzogthums Magdeburg, nur die Stadt selbst weigerte dem Kurfürsten, so wie dem Verweser, Herzog August von Sachsen den Huldigungseid, weil sie auf dem Anspruch, eine freie Reichsstadt zu sein beharrte. Erst lange nach der Regulirung des westphälischen Friedens wurde sie durch Androhung einer Belagerung zur Nachgiebigkeit gezwungen. Von da an fügte sie sich mit den übrigen den Ver- 1666
ordnungen des Kurfürsten, dem sie nach dem Tode des Administra- 1680
tors ohne Widerrede huldigte. Der Geheime Rath von Jena, durch 4. Aug.
dessen Geschicklichkeit Friedrich Wilhelm in Cleve die Stände in ihrer Pflicht erhalten hatte, leitete auch hier die Angelegenheiten seines Herrn mit dem besten Erfolge.

Ehe wir die politische Stellung des großen Kurfürsten in Europa schildern konnten, war es nothwendig zu sehen, wie er in seinen Ländern die souveraine Gewalt erlangte, denn nur dadurch, daß er die Kräfte der getrennten Provinzen in einem Mittelpunkte vereinte, durfte er hoffen diesen neuen Staat in die Reihe der selbständigen Mächte Europas zu erheben. Wir wollen zum Schluß dieses Abschnitts seine Stellung den souverainen Staaten gegenüber betrachten.

Die großen Mächte Europens hatten während des polnisch-schwedischen Krieges den Kurfürsten von Brandenburg achten, den Werth seines Beistandes oder seiner Feindschaft schätzen gelernt. Uebrigens hatte er weit mehr Bewunderung als wahre Freundschaft erworben; Alle, selbst seine Freunde und Bundesgenossen beneideten und beargwohnten ihn, freilich nicht ohne Grund. Oestreich zeigte Kälte und Argwohn, Dänemark entschiedenes Mißtrauen, weil es von ihm im Augenblick der größten Noth seinen erbitterten Feinden überlassen worden war; Schweden fühlte sich im höchsten Grade verletzt, denn

durch des Kurfürsten Abfall war ihm die Frucht seiner Siege entrissen, ja fast der Untergang gedroht worden, und Frankreich, als Schwedens Verbündeter, hatte sich fast entschieden feindlich den brandenburgischen Interessen gezeigt. Am gefährlichsten stand es mit Polen. Diese Macht konnte nicht vergessen, daß sie durch Brandenburgs Bündniß mit Schweden in so große Noth gerathen, Brandenburg auf seine Kosten groß geworden war. Alle bisher gemachten Concessionen sah sie als Opfer der Nothwendigkeit an, sie hätte gewiß nicht angestanden dieselben zurückzunehmen, sobald sich eine gute Gelegenheit dazu fand, und diese schien das Zerwürfniß des Kurfürsten mit den preußischen Ständen zu bieten. Glücklich genug für Friedrich Wilhelm wurden die Polen durch Wahlumtriebe ihrer ehrgeizigen Königin so lebhaft beschäftigt, daß keine Zeit blieb, das Auge auf die preußischen Angelegenheiten zu lenken. Die Königin wünschte einen französischen Prinzen, die Gegenpartei, an deren Spitze der Krongroßfeldherr Lubomirski stand, einen mit Oestreich befreundeten Fürsten auf den polnischen Thron. Mit diplomatischer Schlauheit wußte der Kurfürst beide Parteien zu schonen. Eigentlich neigte er sich mehr dem östreichischen Interesse hin, war jedoch überhaupt jeder Wahl bei Lebzeiten des Königs entgegen. Lubomirski hätte ihn selbst gern zum Könige gemacht, wenn er sich nur hätte entschließen können, wie der Antrag lautete, einige Male die Messe zu hören. Dagegen sträubte sich Friedrich Wilhelms ächt religiöses Gemüth, doch ließ er der Partei des Kronfeldherrn einige Hoffnung, daß er dem Kurprinzen Karl Emil, einem vielversprechenden Fürsten die Erlaubniß nicht versagen würde eine Tochter des Kaisers zu heirathen und auf den polnischen Thron zu steigen; gewiß nicht in ernster Absicht, sondern nur um sich die Gunst der antifranzösischen Partei zu erhalten.

Sehr zweideutig war Friedrich Wilhelms Stellung zu Holland. Obgleich Brandenburg seit vielen Jahren in freundschaftlichem Verhältnisse zur Republik gestanden hatte, und beide Staaten auch durch gemeinsame äußere Interessen zusammengehalten wurden, so war doch in der letzten Zeit, wegen der nahen Verwandschaft des Kurfürsten mit dem Prinzen von Oranien die damals herrschende republikanische Partei der Brüder de Witt sehr argwöhnisch und lau gegen ihn geworden. Dagegen fand Friedrich Wilhelm nach dem Frieden von

Oliva einen neuen Bundesgenossen in Karl II., dem Könige von England, jedoch hatte er bald Gelegenheit zu erfahren, wie wenig man auf diesen leichtsinnigen Fürsten vertrauen konnte. Einen Augenblick schien der Erfolg glänzend; es ward ein Schutzbündniß und Handelstractat mit England abgeschlossen, und der brandenburgische Unterhändler an dem englischen Hofe, Fürst Moritz von Nassau, 1661
empfing bei seiner Abschiedsaudienz aus den Händen des Königs die Insignien des Hosenbandordens für seinen Herrn. Damit endeten aber auch die Vortheile des ganzen Bündnisses.

Alle diese politischen Verhältnisse wurden bald darauf durch das glänzende Auftreten des jungen Königs von Frankreich als Selbstherrscher mehr oder minder umgestaltet.

Brandenburg als europäische Macht; des großen Kurfürsten Widerstand gegen Ludwig XIV. und seine Siege über die Schweden bis zum Frieden von St. Germain — 1679.

Hundert Jahre hatte in Frankreich die Gährung, welche die Reformation hier wie überall im Gebiete der Religion und Politik aufgeregt hatte, gedauert. Dem Katholicismus war es nicht gelungen, die unbedingte Herrschaft zu erringen, denn wenn auch Heinrich IV. zu ihm übertrat, Richelieu den Hugenotten ihre drohende politische Stellung in Frankreich entriß, so waren doch beide in ihrem Herzen nur dem Glauben feind, welcher der Macht des Herrschers hemmend entgegentrat, und gönnten einem jeden die Freiheit des Gewissens. Durch die freie Entwickelung des Geistes, die Ludwig XIV. mit so glänzendem Erfolge beförderte, stieg Frankreich überraschend schnell zu jener schwindelnden Höhe, auf welcher es sich erhielt, so lange sein Monarch dem ersten Prinzip treu blieb.

Als Mazarin starb, war Frankreich in Europa mächtig, ruhig im 1661 9.
Innern. Adel und Corporationen waren theils schon durch Richelieu Mrz.
gedemüthigt, ihre letzte Gewalt in dem Kriege der Fronde gebrochen, aber die große Kraft des nun vereinigten Volkes lag noch ihm selbst unbewußt und unbekannt im Schlummer, und wartete auf die Hand, die es zur Thatkraft und Größe wecken sollte. Da erhob sich plötzlich der junge König aus dem Taumel der Hoffeste, in welchem ihn so lange der Kardinal erhalten hatte, und lenkte sein thatendur-

stiges Volk auf die Bahn der Ehre und des Ruhms. Er besaß das wichtige Talent große Männer an sich zu ziehen, und sie zu herrlichen Thaten zu begeistern. Colbert, Louvois, Türenne, Condé und jene glänzende Reihe von hohen Geistern, denen Frankreich die goldene Zeit seiner Literatur verdankt, fühlten ihre Kraft sich verdoppeln, da das Auge ihres erhabenen Königs auf ihnen ruhte; er war der Magnet, der alles Edle und Große an sich zog, und was ein Herrscher sein muß, der wahre Centralpunkt der Kraft seines ganzen Volks; daher der erstaunenswerthe Glanz, zu dem sich Frankreich in wenigen Jahren unter ihm erhob. Vor einem solchen Fürsten mußten natürlich die letzten Reste jener Widersetzlichkeit des Adels und der Parlamenter verschwinden, in seiner Herrschergröße war das Recht des Absolutismus wohl begründet. Er that für Frankreich, was der große Kurfürst für seine Staaten, doch freilich hatte er über unendlich größere Mittel zu gebieten, und weit weniger Schwierigkeiten zu bekämpfen, als dieser, der alles nur seiner eigenen Kraft verdankte.

Kaum hatte Ludwig aus der Hand des sterbenden Kardinals Mazarin die Zügel der Regierung übernommen, so zeigten sich die Spuren seines Herrschergeistes in den politischen Verhältnissen Europas. Er unterstützte den hochmüthigen Ton seiner Diplomaten an den fremden Höfen durch den drohenden Schimmer einer glänzenden stehenden Kriegsmacht, erzwang Nachgiebigkeit in den Formen, und forderte dieselbe auch bald in wesentlichen Dingen. Schon hatten die französischen Truppen sich als Hilfsvölker des Kaisers gegen die Türken ausgezeichnet, doch bald sollten sie weit höheren Kriegsruhm auf Kosten des habsburgischen Hauses und des deutschen Reiches einärnten.

Frankreichs rasch anschwellende Macht entging dem scharfen Auge Friedrich Wilhelms nicht; stets geneigt, sich mit dem Mächtigen zu verbinden, wenn dessen Größe ihm selbst nicht Gefahr drohte, versuchte er die Erneuerung des 1656 mit Frankreich eingegangenen Vertheidigungsbündnisses zu betreiben. Man kam auch nach einigen
1664 Unterhandlungen zum Abschluß des Vertrages, ja der Kurfürst ver-
21. Aug. sprach sogar seinen Beitritt zu dem zwischen Ludwig XIV. und den rheinischen Reichsständen abgeschlossenen sogenannten Rheinbunde, wenn der König ihn für ein bloßes Vertheidigungsbündniß erklären

wollte. Fester noch war sein nächster Nachbar, der verschwenderische Kurfürst von Sachsen Johann Georg II. durch französisches Geld an Ludwig XIV. für Deutschland feindselige Interessen geknüpft. Friedrich Wilhelm ward bald durch den Krieg Englands mit Holland noch näher an Frankreich gerückt. Es lag Ludwig daran, die Ruhe wieder herzustellen, und dabei keine von beiden Parteien zu beleidigen. Der Bischof von Münster, Bernhard von Galen, ein ehrgeiziger Fürst, der ebenso wie Friedrich Wilhelm eine weit über die Kräfte seines Landes gehende Militairmacht hielt, war durch englisches Geld gewonnen worden die Holländer von der Landseite anzugreifen. Gegen diesen wünschte Ludwig zur Vermeidung bedeutender Kriegsergebnisse den Kurfürsten ins Feld zu schicken, und auch er selbst war nicht abgeneigt dagegen, aber freilich, wie immer bei seinen politischen Schritten, wollte er nicht ohne Gewinn seine Hilfe versprechen, sondern forderte dafür von Holland die Herausgabe der damals noch im Clevischen besetzten Festungen. Bald war Cleve der Mittelpunkt der europäischen Staatsintriguen geworden, und wie zu den Zeiten des schwedisch-polnischen Krieges, wendeten England, Holland, der Kaiser und Frankreich um die Wette große Summen an dem Hofe des Kurfürsten auf, um den mächtigen und für diesen Augenblick in dem Kampfe zwischen den Engländern und Holländern äußerst wichtigen Fürsten für ihre Interessen zu gewinnen. Friedrich Wilhelm bewog durch seine Vorstellungen den Bischof von Münster zur Rückkehr und zum Frieden.

Unter anderm bediente sich Friedrich Wilhelm dieser Verhältnisse auch um die langjährigen Streitigkeiten mit dem Hause Pfalz-Neuburg zu beenden. Mit Gewandtheit benutzte er des Pfalzgrafen Wunsch, den polnischen Thron zu besteigen, um ihn zu einer Erbver- 1666
brüderung mit dem Kurhause zu bewegen. Von dem Augenblicke an 19. Spt.
bestand zwischen beiden Theilen ein aufrichtig freundschaftliches Verhältniß, welches selbst durch die dann und wann eintretenden religiösen Irrungen im Ganzen nicht wieder gestört wurde.

So gern auch Friedrich Wilhelm seine Hand zu den Frieden vermittelnden Bemühungen Ludwigs XIV. geboten hätte, so war er doch gar nicht geneigt, seinem Ehrgeize und seiner Eroberungssucht zu dienen, als jener immer deutlicher mit seinen Absichten auf die spanischen Niederlande hervortrat. Daher weigerte er sich auch nach

dem Ablaufe des Rheinbundes einem ähnlichen neuen Bündnisse, für welches schon Pfalz-Neuburg, Cöln, Mainz und der Bischof von Münster gewonnen waren, durch seinen Beitritt, den, weil er Protestant war, Ludwig mit ganz besonderem Eifer wünschte, größere Ausdehnung zu geben. Trotz des Königs Versicherungen glaubte er nicht an die dem Kaiser Leopold untergelegten ehrgeizigen Pläne; bald dagegen enthüllte Ludwig XIV. selbst vor den Augen des ganzen Europas die seinen. Mit Verhöhnung aller Verträge und rechtlichen Grundsätze forderte er nach dem sogenannten Devolutionsrecht die spanischen Niederlande als Erbe seiner Gemalin. Schnell war Flandern von seinen Truppen erobert. Die rheinischen Fürsten schlugen sich großentheils auf seine Seite, Spanien selbst zeigte in seinen Finanzen, seiner Land- und Seemacht den traurigsten Verfall, ja außerdem war die Stimmung der Spanier einem Kriege für die fernen Niederlande, die man als eine drückende Last ansah, ganz entgegen. Außerdem glaubte man damals immer noch an die Möglichkeit einer Wiedereroberung von Portugal. Europas politische Lage begünstigte Frankreichs Anmaßungen ungemein. Die Generalstaaten konnten Ludwig kein Hinderniß in den Weg legen, denn er war ihr Bundesgenoß und England mit ihnen im Kriege; Karl II. seinerseits dem Einflusse Frankreichs und seines Goldes zu sehr ergeben, um aus eigenem Triebe den Ehrgeiz des jungen Herrschers zu bändigen. Außer ihnen konnte nur noch der Kaiser Leopold entscheidend einschreiten, und er hatte keine Vorstellung von der Schnelligkeit, mit welcher Ludwig handelte, daher ward er ohne alle Vorbereitung durch die glänzenden Erfolge des Gegners überrascht. Um so dringender fühlte er das Bedürfniß mächtiger Bundesgenossen. Vor allem erschien es wichtig, den Kurfürsten von Brandenburg wegen seiner Besitzungen am Rhein und seiner bedeutenden Militairmacht für sich zu gewinnen, oder wenigstens ihn nicht von Frankreich gewinnen zu lassen. Dem Kurfürsten bot die Verbindung mit dem siegreichen Könige von Frankreich die glänzendsten Aussichten, aber der große Staatsmann begriff, daß diese nur scheinbar seinen Vortheil beförderten, daß Ludwig XIV., im Besitz der spanischen Niederlande den Rhein mit französischer Herrschaft bedrohte, und keine Macht bedeutend genug wäre um dann noch dem gewaltigen Eroberer Fesseln anzulegen.

Friedrich Wilhelm gerieth in nicht geringe Besorgniß, als ihn Ludwig von dem Einrücken seines Heeres in Flandern und zu gleicher Zeit von seiner Absicht Truppen nach Polen zu schicken in Kenntniß setzte. Er bat den König sich mit einer billigen Abfindung von Seiten Spaniens zu begnügen; ja er versprach in diesem Falle, und wenn man statt der Wahl des Prinzen Condé die Beförderung des Pfalzgrafen von Neuburg auf den polnischen Thron betreiben wollte, den Kaiserlichen den Durchmarsch nach Flandern zu verweigern. So war Friedrich Wilhelm wenigstens vor einer Störung des Friedens in Polen, welche er am meisten fürchtete gesichert.

Der Kaiser fühlte die Nothwendigkeit etwas gegen den Reichsangriff zu thun, aber säumig wie immer und beschränkt an Mitteln ließ er die kostbare Zeit ungenutzt vorüberstreichen, und den Franzosen eine Feste nach der andern in die Hände fallen. Thätiger war der Kurfürst, obgleich er durch die Annäherung Frankreichs persönlich gesichert schien, doch da seine Kraft zum Widerstande gegen die Macht Ludwigs XIV. nicht hinreichte, die Holländer durch karges Feilschen um die Subsidien, jede kräftige Maßregel hemmten, er selbst im Falle eines Krieges vor den Schweden in Besorgniß war, so mußte er mit großer Vorsicht zu Werke gehen. Vergebens drängte der brandenburgische Gesandte Blaspiel die Generalstaaten, den Kurfürsten mit Geld zu unterstützen, erst nach langen Unterhandlungen versprachen die Spanier hinreichende Hilfsgelder für 15,000 Mann Truppen.

Kaum war die Nachricht von diesen Unterhandlungen nach Versailles gelangt, so erschien auch schon der französische Gesandte Millet an dem Hofe des Kurfürsten, um ihn von seinen neuen Verbündeten abzuziehen. Schwerin und Jena waren beide französisch gesinnt. Ihnen wurden der damaligen Sitte gemäß bedeutende Geschenke angeboten. Durch ihre Bemühungen, und da Friedrich Wilhelm bei keiner Macht einen rechten Ernst zum Widerstande sah, kam zwischen Frankreich und Brandenburg ein Neutralitätsvertrag 1667
zu Stande, nach welchem der Kurfürst allen Truppen, die nach Bel- 15. Dec.
gien marschiren würden, den Durchzug verweigern, und dem Angriffe Frankreichs auf die Freigrafschaft, weil dies zur Beschleunigung des Friedens dienen würde, nichts entgegensetzen wollte. Nicht nur Friedrich Wilhelm, dessen Macht allein gegen Ludwigs Scharen nicht genügte, sondern auch selbst der Kaiser Leopold wurde von den

französischen Diplomaten durch Vorspiegelung eines Theilungstractats der spanischen Monarchie, da Karl II. kein langes Leben versprach, zu jener Zeit gewonnen.

Während der Hof von Madrid von allen Seiten verlassen, dem gänzlichen Verluste seiner niederländischen Besitzungen entgegen sah, Johann de Witt mit ängstlicher Besorgniß für sein Vaterland in die Zukunft blickte, Karl II. von England sogar ins geheim ein Schutz- und Trutzbündniß mit Ludwig XIV. unterhandelte, rettete ein weiser Staatsmann gegen den Willen seines Souverains durch einen kühnen und schnellen Schritt der spanischen Monarchie den größten Theil der Niederlande, und Europa das Gleichgewicht. William Temple, der englische Gesandte in dem Haag besiegte endlich die Bedenklichkeiten der Holländer, und schloß in fünf Tagen mit der
1668 Republik jenes berühmte Bündniß ab, welches durch den Beitritt
23. Jan. Schwedens den Namen der Triple-Allianz erhielt. Die Verbündeten verpflichteten sich in so weit auf Spanien einzuwirken, daß es Frankreich durch einen Theil der von ihm gemachten Eroberungen befriedigte, im Falle dieses aber mit den Vorschlägen nicht zufrieden sei, alle Kräfte zu Wasser und zu Lande aufzubieten, bis die Lage der Dinge auf den Fuß, wie sie vor dem pyrenäischen Frieden gewesen sei, hergestellt wäre. Das unerwartete Ereigniß machte auf den siegreichen Eroberer einen tiefen Eindruck, der Traum der Erwerbung eines Reiches ohne Widerstand war dahin; im Falle einer Zurückweisung der ihm gebotenen reichlichen, doch seine Ländersucht nicht befriedigenden Entschädigung drohte ihm ein Krieg mit ganz Europa. Daher mußte der stolze Sieger dem Rathe der Klugheit Gehör geben, und die Ausführung seiner hochfliegenden Pläne auf eine günstigere Zeit verschieben.

1668 2. Mai Ludwig XIV. begnügte sich in dem achner Frieden mit den von ihm eroberten flandrischen Festungen, doch sah er diesen Frieden nur als einen Waffenstillstand an, nach dessen Ablauf er um so nachdrücklicher seine Vortheile verfolgen wollte. Nicht nur kränkte es ihn in seinen Plänen sich gehemmt zu sehen, sondern vorzüglich, daß die Holländer, dies „Krämervolk," welches er verachtete, ihn, den großen König hatten hindern dürfen. Seine gereizte Stimmung ließ ihn diesmal alle Staatsklugheit vergessen um Rache an Johann de Witt und der ganzen republikanischen Partei zu nehmen; er ahnte

nicht, daß er an die Stelle der verhaßten Republikaner einen Monarchen stellen würde, durch den seine Herrschaft über Europa dereinst gebrochen werden sollte. Die Triple-Allianz zu lösen war sein erstes und vornehmstes Geschäft. Leicht durfte er hoffen, seine alten Bundesgenossen, die Schweden, zu gewinnen; auch Karl II. ließ sich durch den ihm angebotenen Sold von jährlich 350,000 Pf. St. zur thätlichen Hilfe gegen Holland, ja sogar zum Versprechen des Uebertritts zur katholischen Kirche bewegen. Mit nicht geringerm Erfolge 1670 Mai
warb Ludwig unter den deutschen Ständen um Bundesgenossen; schnell erklärten sich der Kurfürst von Cöln und der kriegslustige Bischof von Münster, Bernhard von Galen für ihn; vor allen aber wünschte er den Beitritt Friedrich Wilhelms. Ein Botschafter des französischen Hofes schlug dem Kurfürsten eine Theilung des Gebietes der Generalstaaten zwischen Brandenburg, dem Kurfürsten von Cöln, dem Bischofe von Münster, dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, dem Pfalzgrafen von Neuburg und dem Prinzen von Oranien vor. Friedrich Wilhelm theilte diesen Vorschlag nur zweien seiner vertrautesten Räthe, dem Oberpräsidenten Otto von Schwerin und dem Geheimen Rathe Meinders mit, und äußerte sich, daß er den Generalstaaten, weil sie zu übermüthig gegen ihre Nachbarn geworden wären, und noch einige ihm zugehörige feste Plätze inne hätten, eine kleine Demüthigung recht gern gönne. Er war damals zu einer Verbindung mit Frankreich geneigt, freilich nicht, um Holland zu vernichten, so weit ließ er sich von seinem Mißvergnügen gegen die stolzen Republikaner nicht hinreißen, sondern um sie ein wenig zu ängstigen, bei ihnen zu seinem Rechte zu gelangen und auch Frankreich billige Genugthuung zu geben. Dennoch aber, weil er wohl einsah, daß dies ein gefährliches Spiel treiben hieß, lehnte er das Bündniß mit Ludwig wegen seines bisherigen Verhältnisses zu den Generalstaaten ab. Der Ausbruch des Kampfes schien zu nahen, als der König das Herzogthum Lothringen von seinen Truppen besetzen ließ. Friedrich Wilhelm, aus Besorgniß vor einem 1670 Aug.
allgemeinen Kriege, benachrichtigte die Generalstaaten von der ihnen drohenden Gefahr; er rieth ihnen durch das Anerbieten einer hinreichenden Genugthuung der furchtbar drohenden Gefahr vorzubeugen, und ihm zum Lohn für diese freundschaftliche Mittheilung die clevischen Festungen zurückzugeben. Johann von Witt, der auf die

Triple-Allianz vertraute, und an einen Krieg von Seiten Frankreichs ohne allen Grund nicht glauben konnte, meinte, der Kurfürst suche diese Besorgnisse nur anzuregen, um für sich oder das Haus Oranien etwas durchzusetzen, und wies daher seine Vorschläge ziemlich kalt ab. Da suchte Ludwig XIV. noch einmal den Kurfürsten in das Bündniß gegen Holland zu ziehen. Man unterhandelte sogar über seine Anträge, auf einem westphälischen Kreistage zu Bielefeld, auf welchem die Geheimen Räthe von Blaspiel und von Jena zugegen waren, doch jedes Mittel, den Kurfürsten zur Theilnahme an dem Bunde zu verführen, blieb erfolglos; selbst die Rücksichtslosigkeit der Republikaner ließ ihn, als es zur Ausführung der schweren Drohungen kam, nicht einen Augenblick die Vorschriften einer gesunden Politik, das künftige Wohl seiner Staaten und Europas vergessen. Aber auch parteilos zu bleiben verwarf er als unpolitisch und gefährlich. Er schrieb darüber an Schwerin: „Was neutral zu sein ist, habe ich schon vor diesem erfahren, und wenn man schon die allerbesten conditiones hat, so wird man doch übel tractirt. Ich habe auch verschworen, mein Lebelang nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschweren.“ Gleichwohl erforderte es für ihn große Ueberlegung sich für die Generalstaaten gegen das mächtige Frankreich zu erklären, ehe er die Gesinnungen des Kaisers, der spanischen, und vorzüglich der schwedischen Regierung kannte; er erwog alle Gefahren, welche eine offene Erklärung nach sich ziehen konnte, und sein endlicher Entschluß war, den Holländern unter allen Umständen beizustehen, wenn Ludwig sie vernichten oder für das europäische Gleichgewicht bis zur Geringfügigkeit herabdrücken wollte, während der Kaiser, schimpflich genug für ihn, den Schutzherrn des europäischen Gleichgewichts, sich von dem stolzen Machthaber im Falle eines Kriegs zwischen Frankreich und Holland zur Neutralität verpflichten ließ.

Immer drohender brauste der Sturm heran. Französische Kriegsscharen sammelten sich nicht nur auf den Grenzen des Reichs, sondern standen sogar schon im Gebiete des Kurfürsten von Cöln. Ohne Erfolg protestirte Friedrich Wilhelm gegen diese Verletzung des Reichsgebietes, alles war gespannt, nur die Holländer sahen mit unbegreiflicher Sorglosigkeit dem drohenden Gewitter entgegen, und dachten gar nicht daran sich zum Kampfe zu rüsten. Desto eifriger rüstete

der Kurfürst. Noch einmal versuchte der König von Frankreich den wachsamen Fürsten zu gewinnen, wenigstens aus den Reihen seiner Feinde zu reißen, indem er in dem bevorstehenden Kriege die Grenzen des Reiches nach Möglichkeit zu verschonen und allen Schaden zu ersetzen versprach, doch wich der Kurfürst geschickt allen Anerbietungen aus, obwohl mit großer Schonung gegen den mächtigen Monarchen und unter fortdauernden Betheuerungen, wie viel ihm an der Erhaltung des Friedens und der Freundschaft mit Frankreich gelegen sei.

Da brach endlich Ludwig XIV. die fruchtlosen Unterhandlungen ab, und wandte sich an Schweden. Hier war der Kurfürst eben- 1672
falls durch seine Gesandten schon thätig gewesen, und hatte wenig- Mrz.
stens so viel ausgerichtet, daß die Regierung für französische und östreichische Subsidien sich zur Parteilosigkeit und zur Zusammenziehung einiger Truppen, um die Ruhe des Nordens von Deutschland zu überwachen, entschloß. Schimpflich genug ließ der kaiserliche Hof durch unzeitige Sparsamkeit die Wageschale zu Gunsten Frankreichs sinken; Lobkowitz, der damals allmächtig im wiener Kabinet herrschte, hatte die Interessen Oestreichs und Deutschlands an Frankreich verrathen; so gelang es denn der französischen Diplomatie durch das Versprechen von 600,000 Thalern jährlicher Subsidien die Schweden zum Angriff gegen jeden Reichsfürsten, welcher im bevorstehenden Kriege den Generalstaaten beistehen würde, zu verpflichten.

Der Abschluß dieses Vertrages blieb natürlich geheim; vergeblich bemühte sich der Kurfürst über denselben in volle Klarheit zu kommen, denn äußerlich war er mit Schweden in gutem Vernehmen geblieben, doch Dänemark und Sachsen ahnten die Gefahr, und wiesen daher jedes Bündniß zu Gunsten der Holländer zurück. Da endlich kamen diese zum Bewußtsein ihrer gefährlichen, ja verzweifelten Lage. Ohne Bundesgenossen außer den selbst ohnmächtigen Spaniern, denn von den Mitgliedern der Triple-Allianz waren sie verrathen, entblößt von jeder in ihrer Verblendung vernachlässigten Rüstung, überrascht von den feindlichen Heeren, die schon bereit zum Einbruch an ihren Grenzen standen, konnten sie nur noch auf den Beistand des Kurfürsten rechnen. Und selbst in diesem Augenblick der Gefahr vergaßen sie ihrer Natur gemäß nicht, um die Subsidien der Truppen, welche Friedrich Wilhelm, ihr einziger Helfer,

ihnen stellen sollte, nach Krämerart zu handeln, doch der große Fürst erwog nur die Gefahr des Augenblicks, die zukünftige Ruhe Europas, die Ehre des deutschen Namens, als deren einziger Vertheidiger er in jenen Zeiten dastand. Die höhere Rücksicht überwog jedes kleinliche Bedenken, seine Gewohnheit, die Umstände für sich zu benutzen, kam ihm hierbei zu statten. Unvorzüglich schloß er das Bündniß mit den Generalstaaten ab, in welchem er ihnen 20,000 Mann binnen zwei Monaten versprach; sie sollten gerüstet in Westphalen erscheinen, wenn ein Angriff auf die Republik erfolgte. Zugleich beschwor er den Kaiser, von dessen geheimen Bündniß mit Frankreich er nichts ahnte, um schnellen thätigen Beistand aus seinen eignen Mitteln, weil die Reichshilfe zu spät kommen würde. Nur 6000 Mann sollte er ihm zur Unterstützung schicken. Der Kaiser gerieth durch dieses Verlangen in große Verlegenheit, doch versprach er in einem Monat 12,000 Mann zu stellen.

1672 Mai Unterdessen war der Krieg erklärt. Zwei französische Heere unter Condé und Türenne, den beiden größten Feldherrn ihrer Zeit, drangen über die Grenzen der Republik, und eroberten in raschem Siegeslaufe die nur nothdürftig mit Vertheidigungsmitteln versehenen Festungen. Auch die brandenburgischen, welche theils noch von den Holländern besetzt, theils jetzt von ihnen den brandenburgischen Truppen übergeben waren, fielen den Siegern in die Hände. Vergeblich erschollen die Klagen des Kurfürsten über diese Friedensverletzung des deutschen Reichsgebietes an dem Hofe Ludwigs XIV., vergeblich sogar bei dem Kaiser, da dieser wegen der Umtriebe der polnischen Großen gegen ihren König, seinen Schwager, einen scheinbaren Grund, die versprochene Hilfe zu verweigern, gefunden hatte. Doch die Entschlossenheit Friedrich Wilhelms trieb ihn zu kräftiger That. Der Kurfürst, welcher den Character Leopolds hinlänglich kannte, erklärte ihm unumwunden, er würde im Falle er keine Unterstützung erhalte, Frieden und Bündniß mit Frankreich schließen
1672 Juni und sich zum Lohn dafür einen Theil der spanischen Niederlande ausbedingen. Diese kräftige Erklärung wirkte. Leopold, jetzt von Argwohn gegen den Rath des Fürsten Lobkowitz erfüllt, versprach, daß in der Mitte des Monats August Montecuculi mit 16,000 Mann in Eger stehen und zum Heere des Kurfürsten stoßen sollte. Characteristisch genug für die träge und kraftlose Politik des Kaisers

war die Erklärung, daß dieser Vertrag nur gegen den Kurfürsten von Cöln und gegen den Bischof von Münster gerichtet wäre, und daß er ihn nicht als Kaiser, sondern als Erzherzog von Oestreich abgeschlossen hätte. Zu solchen elenden Ausflüchten glaubte der Herrscher greifen zu müssen, dessen Sorge es war, den Frieden und das Gleichgewicht in Europa aufrecht zu erhalten, und so viel vermochte wenigstens noch Lobkowitz über seinen Herrn, daß er seine Truppen in diesem Jahre nicht feindselig gegen die Franzosen zu gebrauchen versprach.

Friedrich Wilhelm war also der einzige, der es ernstlich meinte. Mit stärkerer Macht, als er versprochen hatte, erschien er auf dem Kampfplatze, und ermahnte die Holländer, welche schon unterhandeln wollten, kühn gegen den gefährlichen Feind auszuhalten. Die oranische Partei bot ihm hierbei kräftig die Hand. Kaum war die Kunde der Kriegserklärung erschollen, so hatte man den Prinzen Wilhelm von Oranien zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt; wenige Monate später ward er zum Statthalter ausgerufen. Johann von Witt legte seine Stelle nieder; er und sein gleich edler Bruder wurden von dem wüthenden Pöbel, der sonst in abgöttischer Verehrung den Staub von ihren Füßen geküßt hatte, mit viehischer Wuth zerrissen. Wilhelm war dieser Schreckensthat nicht fremd, wenigstens belohnte er die Mörder der ihm verhaßten Patrioten. Wie sich aber auch sein Character zeigte, so war er wenigstens der Mann, der sein Vaterland zu retten vermochte. Hollands ganze Armee vor dem Ausbruch des Krieges bestand aus ungefähr 30,000 Mann, und diese in schlechtem Zustande, daher versprachen sie nebst den neuen Aushebungen keinen genügenden Erfolg gegen die 150,000 Mann geübter und durch Louvois mit allem Kriegsbedarf ausgerüsteter Truppen, welche Frankreich ins Feld schickte, und noch durch Reserven bedeutend verstärken konnte. Unter diesen Umständen konnten nur verzweifelte Mittel helfen. Um wenigstens die am Meere gelegenen Provinzen und die Hauptstadt, die Quellen der holländischen Macht zu retten, durchstach man auf des Statthalters Befehl die Deiche, welche die Gewalt des Oceans zügelten, und rief diesen zum Kampfgenossen gegen die feindliche Uebermacht herbei. Ihre Fortschritte waren gehemmt, aber es lagen auch die gesegneten Fluren unter den verheerenden Wellen begraben.

3. Juli

20. Aug.

Nachdem der kaiserliche Feldherr bei Halberstadt zu dem Kurfürsten gestoßen war, brach die verbündete Armee nach dem Rhein auf, doch nicht nach Westphalen, sondern, wie Montecuculi seinen geheimen Instructionen nach rieth, durch Oberhessen. Weder die Kurfürsten von Trier und Mainz, noch der von der Pfalz wollten anfangs den Durchgang durch ihre Länder gestatten, ja Montecuculi selbst weigerte sich zuletzt weiter vorzurücken. Wie unzufrieden auch die Generalstaaten mit dieser Wendung des Feldzuges waren, so spürten sie dennoch bald die großen Vortheile desselben, da Türenne mit einem bedeutenden Theile der französischen Armee den Rhein hinauf marschirte, um sich mit Condé gegen den Kurfürsten und die kaiserlichen Truppen zu vereinigen. Hierdurch sah sich Friedrich Wilhelm genöthigt zurück nach Westphalen zu gehen, wo er in einigen glänzenden Gefechten gegen die münsterschen, cölnischen und franzö-
1673 sischen Truppen den Ruhm der brandenburgischen Waffen bewährte,
Jan. indessen freilich auch die Franzosen feindlich in das Clevische eindrangen, den Evangelischen ihre Kirchen nahmen, und im ganzen Lande schwere Kriegssteuern ausschrieben.

So gerieth der Kurfürst durch die verrätherische, schlaffe Politik des Kaisers trotz seiner bisher siegreichen Stellung in großen Nachtheil. Türenne folgte den Verbünderen nach Westphalen, und hier sollte es nun wirklich zum Schlagen kommen, da der kaiserliche General Bournonville an die Stelle Montecuculi's, welcher die ihm zuertheilte unwürdige Rolle nicht weiter fortspielen wollte, mit ausgedehnterer Vollmacht getreten war. Doch auch dieser hatte Bedenklichkeiten eine Schlacht zu wagen, als beide Heere sich bei Soest gegenüberstanden, und so ging der günstige Augenblick dafür verloren, ja Türenne drängte seine Gegner, denen es an Lebensmitteln in dem ausgesogenen Lande fehlte, auf das rechte Weserufer zurück. Die französische Armee war der verbündeten weit überlegen und besser versorgt, daher verlor letztere immer mehr Terrain. Im Laufe des Februars befand sich ihr Hauptquartier in Minden. Um diese Zeit erbot sich ein Franzose, der Vicomte von Villeneuve, den Marschall Türenne aus dem Wege zu schaffen. Wie zu erwarten stand, wies der Kurfürst nicht nur ein so frevelhaftes und feiges Mittel
1673 gegen seinen tapfern Gegner mit Abscheu zurück, sondern warnte ihn
Fbr. sogar vor den Nachstellungen des Nichtswürdigen.

So endete der erste Feldzug gegen Ludwig XIV. ohne glückliche Resultate für den Kurfürsten; ja nach dem Urtheil der Sachverständigen hätte Türenne mit seiner überlegenen Macht sehr leicht die Gegner schlagen und sich dann der sämmtlichen Länder Friedrich Wilhelms am Rhein bemächtigen können, doch geschah dies wenigstens nicht. Den einzigen Vortheil zog Holland; denn dadurch, daß Türenne sich mit dem größeren Theile des französischen Heeres dem Kurfürsten entgegenstellen mußte, erhielt der Statthalter freie Hand gegen die Zurückgebliebenen, eroberte alles Verlorne bis auf Mastricht wieder zurück, und vertrieb den Verbündeten Frankreichs, den Kurfürsten von Cöln, aus seiner Residenz.

Unter diesen Umständen hielt Friedrich Wilhelm es für seine Pflicht, zum Heil seiner bedrängten Unterthanen am Rhein den nutzlosen Krieg zu beendigen. Schweden bot sich als Vermittler an, doch zog der Kurfürst vor, durch den Pfalzgrafen von Neuburg, auf dessen Ehrlichkeit er unbedingtes Vertrauen setzte, die Unterhandlungen mit Frankreich zu beginnen. Er machte dem Kaiser Anzeige von diesem wichtigen Schritte, indem er sich über die Art, wie von den kaiserlichen Generalen bisher der Krieg geführt worden sei, mit Recht bitter beklagte; daher ließ er sich auch auf keine Weise durch die Vorstellungen des wiener Hofes von seinen nun fest gefaßten Plänen abwendig machen. Auf die Einstellung der Feindseligkeiten folgte bald der Abschluß des Friedens zu Vossem. In demselben verpflichtete sich Friedrich Wilhelm, den Generalstaaten keine Hilfe mehr zu leisten und zur Sicherheit der französischen Armee ein Corps an der Weser aufzustellen; dagegen räumten die Franzosen alle Plätze im Clevischen bis auf Wesel und Rhees, welche unter pfalz-neuburgischer Gewährleistung nach dem Frieden mit Holland zurückgegeben werden sollten; jedoch behielt sich der Kurfürst freie Hand vor, im Falle etwas wider das Reich unternommen würde. Dieser Vertrag war so günstig, als man ihn unter den damaligen ungünstigen Umständen erwarten durfte, ja der Kurfürst erhielt noch eine Geldentschädigung von 800,000 Livres. Außerdem mußten Cöln und Münster, obgleich sie nicht zu den Friedensverhandlungen hinzugezogen waren, mit dem Ergebniß derselben zufrieden sein, und das Gebiet ihres Gegners räumen. England erkannte ebenfalls den Vertrag sogleich an.

1673 Fbr.

1673 16. Juni

Trotz des vossemer Friedens und des in Cöln eben versammelten

allgemeinen Congresses verminderte Friedrich Wilhelm sein Heer nicht, denn er sah als guter Politiker ein, daß fürs Erste noch keine Ausgleichung aller streitigen Interessen zu hoffen wäre. Auch suchte er sich noch durch ein besonderes Vertheidigungsbündniß mit Schweden, einer Macht, deren Feindschaft er vor allem wegen seiner pommerschen und preußischen Besitzungen zu fürchten hatte, vor jedem neuen
1673 Nachtheil zu schützen. Seine Anstrengungen, den allgemeinen Frie-
1. Dbr. den zu vermitteln, blieben fruchtlos. Die Holländer, von den Kaiserlichen unterstützt, hatten einige nicht unbedeutende Vortheile errungen und durch ein Bündniß mit Spanien ihre Kriegsmacht bedeutend verstärkt, daher wuchsen ihre Forderungen von Tage zu Tage. Ihre Flotte unter der Leitung des berühmten Ruyter behauptete den alten Ruhm in dem schweren Kampfe gegen die Seemacht der beiden verbündeten Könige. Zwar zogen die bedeutenden Anstrengungen Ludwigs XIV. in den Niederlanden neue Erfolge herbei, doch
1674 wurden sie durch die Aussöhnung Englands mit Holland in dem Se-
6. Mrz. paratfrieden vom Haag wieder einigermaßen ausgeglichen. Nicht Karls II. richtige Politik hatte diesen Frieden geboten, er war und blieb der Söldling des mächtigen Ludwigs, sondern das Volk durch sein Organ, das Parlament, weigerte mit energischer Stimme die Subsidien zu dem alle ihre Interessen verletzenden Kampfe. Auch der Erzbischof von Cöln und der Bischof von Münster schlossen Frieden, weil Frankreich sie hochmüthig behandelte, und ihnen nicht genug Subsidien mehr zahlte.

Alle diese Vorfälle entzündeten den Kampf nur um so lebhafter. Von Neuem bemühten sich Ludwig XIV., Leopold I. und die Holländer, den Kurfürsten auf ihre Seite zu ziehen; aber der Kaiser konnte ihm kein Geld zum Unterhalt seiner Truppen bewilligen, die Generalstaaten hatten ihm sogar noch nicht die rückständigen Subsidien gezahlt. Ludwig dagegen, auf allen Seiten von seinen Bundesgenossen verlassen, bot dem Kurfürsten große Vortheile, Sold für 12,000 Mann; doch schreckten diesen die Nachrichten von den furchtbaren Verheerungen, welche durch die Franzosen in den Ländern des Kurfürsten von der Pfalz verübt worden waren, und jedes deutsche Herz mit Grauen und Haß gegen sie erfüllten, von einer Verbindung mit Ludwig unter diesen Umständen mehr als je zurück. Ueberdies kränkte es ihm, daß man ihm Schuld gab, die Franzosen seien durch

seine Schuld bis in das Herz Deutschlands eingedrungen, da doch im Gegentheil die elende Gesinnung des Kaisers und der meisten übrigen Reichsstände ihn vom Kriegsschauplatze entfernt hatte. Jetzt war er fest entschlossen, dem Bunde gegen Frankreich beizutreten, nur machten ihn für den Augenblick noch die Erschöpfung seines Landes und die gefährliche Lage seiner westlichen Provinzen nicht ohne Grund vor dem Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich besorgt. Ein großer Vortheil für ihn war es, daß die Franzosen, von den Umständen gedrängt, während er noch mit den Verbündeten unterhandelte, die Festungen Wesel, Rhees und Schenkenschanz räumten, und sie, damit sie nicht von den Holländern besetzt würden, den kurfürstlichen Truppen übergaben.

An seinen Beitritt zu dem gemeinsamen Bunde knüpfte Friedrich Wilhelm, um seiner Politik gemäß keinen Augenblick, wo er Vortheile für seinen Staat gewinnen konnte, zu verlieren, mehrere nicht unbedeutende Forderungen. Er verlangte von dem Kaiser die Rückgabe des Herzogthums Jägerndorf, weniger jedoch um das seinem Hause vorenthaltene Land wirklich zu gewinnen, als um so eher zu seinen übrigen Forderungen, namentlich den Geldbeiträgen, zu gelangen. Aber diese Unterhandlungen boten die äußersten Schwierigkeiten. Die Generalstaaten weigerten sich nicht nur anders als in Gemeinschaft mit dem Kaiser und Spanien einen Vertrag einzugehen, sondern auch die rückständigen Subsidien dem Kurfürsten zu zahlen. Erst nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten und nach einigen Drohungen von Seiten des letzteren, sich ganz von ihnen zurückzuziehen, kam zwischen ihm und den drei Mächten ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich zu 1674
Stande. Diesem zufolge übernahm Friedrich Wilhelm die Ausrüstung 1. Juli
und den Oberbefehl einer Armee von 16,000 Mann, deren Hälfte Spanien und Holland nach den im Tractat von 1672 festgestellten Bedingungen übernahmen [1]), wogegen sich beide Staaten verpflichteten, dem Kurfürsten zu Wasser und zu Lande beizustehen und ihn gegen seine Feinde zu schützen. Vor seinem Aufbruch setzte Friedrich Wilhelm den Fürsten Johann George von Anhalt als Statthalter

*) Sogleich wurden 20,000 Thaler gezahlt, dann monatlich für jedes Reiterregiment von 500 Pferden 4767 Thaler, für das Regiment Fußvolk monatlich 4104 Thaler.

der Mark ein, mit dem Auftrage die Garnisonen der Festungen und alle zum Kriegswesen gehörige Sachen sorgfältig zu beachten, besonders aber dahin zu sehen, daß die Kontributionsgelder zu ihrem Zwecke richtig angewendet würden.

Unter der Zeit war der polnische Thron durch den Tod des Königs Michael erledigt worden. Schon vor diesem Ereigniß standen zwei Hauptparteien mit wetteifernder Bewerbung einander gegenüber, die östreichische für den Herzog Karl von Lothringen und die französische für den Prinzen von Condé. Außer diesen dachte man noch an den Kurprinzen von Brandenburg, ja an Friedrich Wilhelm selbst, obgleich bei beiden die Religion der Wahl ein unübersteigliches Hinderniß entgegensetzte. Der Adel ohne alle Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes war geneigt dem seine Stimme zu geben, der das meiste Gold zur Bestechung aufwenden würde. Was den Kurfürsten betrifft, so neigte er sich mehr auf die Seite des Herzogs von Lothringen als auf die des Prinzen Condé; doch beide erreichten ihren Zweck nicht, sondern der Kron-Groß-Feldherr Johann Sobieski ward nach
1674 seinem glorreichen Siege über die Türken bei Choczim zum König
21. Mai erwählt. Auch er hatte im Geheimen seine Intriguen spielen lassen, obgleich er vor der Ernennung seine Abneigung vor der Last der polnischen Krone öffentlich ausgesprochen hatte. Die Wahl hatte ganz den Beifall des Kurfürsten, da aber der neue König auch mit Frankreich befreundet und deshalb den Gegnern desselben abgeneigt war, so suchte Friedrich Wilhelm das gute Einverständniß mit der Republik dadurch zu erhalten, daß er ihr zwölf Compagnien gut gerüsteter Dragoner zu dem Kriege gegen die Türken anbot. Nun war also von den Polen während des Kampfes mit Frankreich nichts zu fürchten.

Schwieriger erschien es sich gegen Schweden sicher zu stellen. Schon vor dem Abschluß des erwähnten Bündnisses mit dem Kaiser, Spanien und den Generalstaaten hatte Friedrich Wilhelm einen Gesandten, Christoph von Brandt, nach Stockholm gesendet, mit der Anzeige, daß er dem Kurfürsten von der Pfalz und dem gemeinsamen deutschen Vaterlande gegen die Franzosen beistehen würde; das Reich sei angegriffen, und daher stehe es ihm nach der in dem Vertrage zu Vossem eingefügten Klausel frei die Waffen zu ergreifen. Von dem Abschlusse selbst setzte er das Cabinet von Stockholm so-

gleich in Kenntniß; als er aber mit 20,000 Mann aufbrechen wollte, bat ihn der Gesandte Karls XI. sich nicht zu übereilen, sondern lieber, wie sein Souverain, für die Behauptung der Neutralität französische Subsidien zu nehmen, was freilich so viel hieß, als eben so schimpflich wie jener seine Zustimmung zu den Ungerechtigkeiten Ludwigs XIV. verkaufen. Der Kurfürst blieb fest, und ging im Laufe des Augusts über Magdeburg zu seiner Armee ab. Von dem Augenblick an war in Schweden der Krieg gegen ihn beschlossen, doch konnte derselbe wegen Mangel an nöthiger Rüstung noch nicht unverzüglich beginnen. Gegen Ende des Oktobers war man von einem Einbruch der Schweden in Pommern überzeugt. Der Kurfürst erhielt über alles genaue Berichte von dem Statthalter, setzte aber dennoch seinen Marsch fort, da Dänemark im Falle eines Angriffs von Schweden her mit 16,000 Mann in Vorpommern einrücken wollte; auch unterhandelte er außerdem um schleunige Absendung der versprochenen Hilfe im Haag und an dem wiener Hofe.

Am 15ten December überschritten die schwedischen Truppen die Grenzen der kurfürstlichen Länder, und so begann der Krieg. Sogleich ersuchte Friedrich Wilhelm den Prinzen von Oranien sich vertragsmäßig für ihn bei Dänemark zu verwenden und selbst schleunigen Beistand durch eine kräftige Diversion gegen Schweden zu leisten. In Wien, wo unterdessen der Fürst von Lobkowitz gestürzt worden war, zeigte man sich sehr ungehalten über den Einbruch der Schweden in die brandenburgischen Staaten. Merkwürdig ist die Mißbilligung, welche die schwedische Regierung in dem eigenen Heere, das doch sonst selten die Beweggründe eines Krieges prüft, bei dieser Gelegenheit erfuhr, denn fast alle deutschen Offiziere nahmen unverzüglich ihre Entlassung.

Die dringende Gefahr eines so wichtigen Bundesgenossen nebst der kräftigen Verwendung des Prinzen von Oranien setzten diesmal wirklich auch die Generalstaaten in lebhaftere Bewegung. Der General von Schwerin hatte als kurfürstlicher Gesandter bei der Republik eine Unterredung über die Kriegsangelegenheiten mit dem Rathspensionair Fagel. Dieser gab ihm die Versicherung, er habe dem schwedischen Gesandten eröffnet, daß die Generalstaaten lieber den letzten Stüber hergeben wollten, ehe sie ungeahndet den Angriff auf irgend einen ihrer Bundesgenossen duldeten. Namentlich ließ

1675 Febr.

der Prinz von Oranien dem Kurfürsten versichern, daß er nicht verlassen werden sollte, er möchte nur ein wenig Geduld haben. Einen Monat später hielt der Kurfürst mit dem Prinzen eine Zusammenkunft in Cleve, wo auch der Pfalzgraf von Neuburg erschien, um
1675 Mrz. den ersteren mit Frankreich auszusöhnen, ohne daß seine Unterhandlungen zum gewünschten Ziele führten. Dagegen wurden ernste Maßregeln gegen Schweden genommen. Dänemark und Holland rüsteten sich zum Angriff; der Zeitpunkt des offenen Bruches mit Schweden war nach manchen Abänderungen auf den 15ten Juni 1675 festgesetzt worden. Sonderbar genug war es, daß die beiden nordischen Könige in eben demselben Augenblicke die Waffen gegen einander erhoben, wo sie durch Verschwägerung ihre Familien und Interessen eng zu verbinden im Begriff waren. Fast alle großen Mächte traten den Zwangsmaßregeln gegen Schweden bei; nicht nur der Kaiser versprach Hilfstruppen, sondern selbst den moskowitischen Czaren bewog man zu einem Einfall in Livland.

Dennoch hinderte diese große Coalition die Schweden nicht mit überlegener Truppenmacht in der wegen des Feldzuges am Rhein nur schwach besetzten Mark siegreich vorzudringen. Wenige Tage nach dem Einbruch nahm der General-Feldmarschall Karl Gustav Wrangel sein Hauptquartier in Falkenhagen bei Prenzlau. Die Stärke seines Heeres belief sich auf 13,700 Mann nebst dreißig Geschützen, während Berlin mit Inbegriff der Bürger von ungefähr 5000 Mann, die übrigen Städte von noch nicht 2000 Mann regelmäßiger Truppen vertheidigt wurden. Wrangel legte an allen haltbaren Plätzen Magazine an, und trieb Kriegssteuern an Geld, Lebensmitteln und andern Bedürfnissen ein. Durch die Mittel, welche er sich auf diese Weise verschaffte, betrieb er seine Werbungen, und verstärkte so seine Truppen bedeutend. Im Anfang des Februars 1675 brach er von Prenzlau auf, ging über die Oder, besetzte Stargard und Landsberg, Neu-Stettin, Crossen und Züllichau; von Tage zu Tage ward die Gefahr des Landes dringender.

1674 7. Dcb. Friedrich Wilhelm war noch von den Schmerzen über den Verlust seines hoffnungsvollen Kurprinzen Karl Emil gebeugt, als er die betrübenden Nachrichten von seinem Statthalter empfing. Aber fern davon sich durch den neuen Unfall niederdrücken zu lassen, schien er unter den wiederholten Schlägen des Geschicks erst recht seine

Kraft und seine freudige Zuversicht zu entwickeln. In heiterm Ton soll er nach Durchlesung der Depeschen zu den umstehenden Offizieren gesagt haben: „Die Schweden sind in die Mark gefallen, auf diese Art könnte ich ganz Pommern bekommen.“ Den hohen Muth und die edle Gesinnung des großen Fürsten lernen wir aus seinem Schreiben an den Statthalter kennen. „Ich beklage,“ sagt er hierin, 1675
„meine gute Kur-Brandenburg und meine lieben Unterthanen, welche 8. Febr.
darüber leiden, aber ich hoffe, daß sie dadurch in ruhigeren und besseren Zustand ins Künftige sollen gesetzt werden, und daß wir uns nicht mehr solches (unter Reichsständen unerhörten) barbarischen Ueberfalls zu befahren haben werden. Es vermeinen zwar die Schweden, daß sie mich durch solche Ueberfallung dahin zwingen und bringen wollen, daß ich von der Alliirten Partei abtreten und mich zur Neutralität oder auf ihre Seite zu bringen resolviren solle, sie fehlen hierin aber sehr; denn, nachdem sie mich ganz ruinirt haben, bleibt nichts übrig als das Leben in mir, und solches will ich lieber verlieren, als zu changiren und mich nicht zu revengiren, es mag nun ablaufen, wie es wolle, und dadurch beweisen, daß ich nicht so veränderlich bin, als sie öffentlich ausgeben. Ich vertraue meiner gerechten Sache. Gott hat mich so oft gnädig aus mancher Gefahr, worin ich gestanden, wunderbarlich errettet. Ich zweifle nicht und vertraue ihm, er werde es in diesem auch thun, und seine gnädige Hand von mir nicht abziehen, sondern mich mit Ehre und Ergötzung an meinen Feinden wunderbar heraushelfen. — Ew. Liebden wollen alle Pässe verhauen und aufgraben lassen, damit der Feind nicht darüber kommen möge. Meine Dragoner marschiren morgen, Sie können selbige gebrauchen, wo es nöthig sein wird. Wenn meine Leute, welche einen beschwerlichen Marsch gethan, etwas sich erholund geruht haben werden, will ich mit der Reiterei und den Dragonern bald bei Ew. Liebden sein, und sehen, ob man dem Feinde einigen Abbruch thun kann; inmittelst werden meine Aliirten auch losbrechen, welches Sie sich versichern können.“

Uebrigens erklärte der schwedische Feldherr bei seinem Einbruche, er komme nicht als Feind, verlange nur Lebensmittel und bedaure zu diesem Schritte gezwungen zu sein, weil Schweden die völlige Vertreibung der Franzosen aus Deutschland nicht zugeben könne, womit der Untergang der Evangelischen verbunden sei; doch werde er,

sobald der Kurfürst aus dem Elsaß zurückkehre, die Mark unverzüglich räumen. Wirklich hatten sich die Schweden ungern zu diesem Schritte entschlossen, und ihn nur gethan, weil Ludwig XIV. sich weigerte die Subsidien zu zahlen, bis sie sich auf dem Grund und Boden des Kurfürsten befänden. Als das brandenburgische Heer den Rhein und Main hinauf ging, und seine Winterquartiere in Franken nahm, äußerte Wrangel gegen den Statthalter die Hoffnung, die Mark bald räumen zu können; doch da Friedrich Wilhelm trotz des schwedischen Einfalles den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen entschlossen war, so schritten die Schweden auf dringendes Ansuchen des versailler Hofes endlich durch die Beschießung und Einnahme des Schlosses Löcknitz zu offenen Feindseligkeiten. Zu derselben Zeit ward der gemäßigte und menschlich gesinnte Feldherr krank, und überließ seinem Stiefbruder dem Generallieutenant Waldemar Wrangel den Oberbefehl. Sogleich nahm alles einen andern Charakter an. Feindseliger gegen Brandenburg als sein Bruder gestimmt, drang er bald weiter vor, und bemächtigte sich einiger kleinen Orte. Da der Statthalter die Lebensmittel vom platten Lande in feste Plätze hatte bringen lassen, so litten die Schweden Mangel an dem Nöthigsten, ein Umstand, der die seit der Abwesenheit des Feldmarschalls wankende Disciplin bald gänzlich auflöste. Jetzt begann ein kleiner Krieg. Die Schweden, um sich zu erhalten, plünderten auf dem flachen Lande, ihre vereinzelten Scharen wurden dafür durch Haufen des erbitterten Landvolkes und glückliche Parteigänger oft mit großem Verluste zurückgetrieben. Hierdurch wuchs die Erbitterung von beiden Seiten. Die Schweden vergalten ihre Verluste durch drückende ja mitunter grausame Maßregeln; sie zogen sich jetzt immer mehr westlich nach der Elbe hin, um auch dem ins Geheim mit Frankreich verbündeten Herzog von Hannover Muth zu einer offenen Erklärung zu machen, und die Altmark, welche weniger als die übrigen kurfürstlichen Länder seit dem westphälischen Frieden gelitten hatte, seinem Heer zum Aufenthalt zu bieten. Diese Wendung der Dinge bestimmte den Kurfürsten zu einem ebenso kühnen als unerwarteten Entschluß.

Doch ehe wir weiter vorschreiten, müssen wir einen Blick auf den Feldzug des vorigen Jahres werfen. Dieser hatte durch Bournonvilles nachlässiges Verfahren nur sehr geringe Ergebnisse hervorge-

bracht, obgleich die Verbündeten mit 30,000 Mann um die Hälfte stärker waren als ihr Gegner Türenne. Bournonville, der einige Tage vor der Vereinigung mit dem Kurfürsten bei Ensisheim geschlagen worden war, weigerte sich hierauf trotz der großen Uebermacht der verbündeten Armee eine zweite Schlacht zu wagen. Vergebens waren die dringenden Vorstellungen des tapfern und einsichtsvollen General Derfflinger, er drang nicht durch und verließ deshalb unwillig den Kriegsrath; alles, was ihm übrig blieb, war, daß er Türenne auf seinem sehr geschickt nach der Saar hin ausgeführten Rückzuge mit 2000 Reitern eine Zeit lang verfolgte. Gegen das Ende des Jahres rückte Türenne, nachdem er von Condé, gegen den der kaiserliche General de Souches eben so schlaff den Krieg in den Niederlanden führte als Bournonville in dem Elsaß, eine Verstärkung von 10,000 Mann erhalten hatte, von Neuem wieder vor. Sogleich drängte er die Kaiserlichen von Mühlhausen auf Colmar zurück. In der bald darauf folgenden Schlacht bei Türkheim verloren zwar die Franzosen mehr Menschen als die Bundesgenossen, zwangen diese jedoch dessenungeachtet über den Rhein bei Strasburg zurückzugehen. Allgemein ward der nachtheilige Erfolg des Krieges dem kraftlosen, wenn nicht verrätherischen Benehmen Bournonvilles zugeschrieben, ja mehrere österreichische Generale selbst erklärten, daß sie nicht länger unter ihm dienen wollten.

1674 4. Oct.

1675 10. Jan.

Nach diesen Vorfällen hatten die Heere ihre Winterquartiere bezogen, und kaum war der neue Feldzug eröffnet, so hemmten die trüben Nachrichten über die Fortschritte der Schweden in der Mark die Maßregeln gegen die Franzosen. Friedrich Wilhelm, der sich nun wohl überzeugt hatte, daß bei dem Mangel an Einverständniß in dem verbündeten Heere einerseits schwerlich Bedeutendes zu hoffen war, während die Noth seiner Kurlande auf das Dringendste seine Gegenwart verlangte, ja ein Kampf gegen die Schweden, wenn er ihn mit Nachdruck führte, zu großem Gewinn Anlaß geben konnte, beschloß den Kriegsschauplatz am Rhein zu verlassen, und die Feinde durch einen schnellen unerwarteten Angriff zu vernichten. Er that diesen Schritt nach reiflicher Ueberlegung und mit der festesten Siegeshoffnung. Am 5ten Juni brach er von Schweinfurt mit der Infanterie und den Dragonern auf, und am 21sten nahm er schon sein Hauptquartier in Magdeburg, ohne daß der Feind irgend eine Nach-

richt von seiner Annäherung erhalten hatte. Das schwedische Heer war damals auf dem rechten Havelufer von Potsdam bis Havelberg ausgebreitet. Da der Kurfürst den größten Theil seines Fußvolks wegen der Schnelligkeit des Marsches hatte zurücklassen müssen, so hielt er es für zu gewagt einen regelmäßigen Angriff auf die feindliche Stellung zu unternehmen, auch nicht minder gefährlich sich gegen ihren linken Flügel zu wenden, obgleich er sich im Besitz der Festungen Berlin und Spandau befand, weil die Schweden, den aufgefangenen Nachrichten zufolge, im Begriff standen über die Elbe zu gehen und sich mit den Hanoveranern zu vereinigen. Bisher hatte dies die altmärkische Landwehr in ihren Verschanzungen an der Elbe glücklich verhindert, aber lange durfte sie nicht mehr dem Angriffe des überlegenen Feindes ausgesetzt werden. Am 22sten wurde in dem Kriegsrathe beschlossen, den Feind an der untern Havel anzugreifen, doch zuvörderst gegen Rathenow vorzudringen, welches mit hundert Dragonern besetzt sein sollte. Durch den Besitz dieses Ortes trennte man das schwedische Heer, konnte es vereinzelt schlagen und den Elbübergang hindern. An demselben Tage marschirten sechstausend Reiter, die Dragonerregimenter Derfflinger und von Bomsdorf, zwölfhundert Musketiere, die man aus der gesammten Infanterie ausgelesen und unter den Oberbefehl des Generalmajors von Pölnitz und des Obersten Grafen von Dönhof gestellt hatte, von Magdeburg aus gegen den Feind. Zur Beschleunigung des Marsches waren die Musketiere nebst einer Anzahl auseinandergenommener spanischer Reiter und einigen Kähnen, deren man sich zum Ueberfall Rathenows bedienen wollte, auf hundert und zwanzig Wagen fortgeschafft worden.

Die Eile des Kurfürsten war nöthig, denn von Tag zu Tag wuchs die Zügellosigkeit der schwedischen Soldaten. Sie plünderten Dörfer, verwüsteten die Saaten, trieben das Vieh hinweg, erpreßten von den Einwohnern Geld durch die abscheulichsten Martern, indem sie ihnen Stricke um die Köpfe schnürten bis die Augen aus ihren Höhlen quollen, sie bis an den Hals in die Erde gruben, ja Frauen mit den Brüsten an die Thüren nagelten. Nicht einmal die Kirchen wurden von ihnen verschont; sie stiegen sogar in die Grüfte hinab, und beraubten die Leichen. Dennoch war der französische Gesandte noch nicht damit zufrieden, sondern verlangte, daß man die ausge-

plünderten und gemißhandelten Ortschaften auch noch den Flammen übergeben sollte. Dies wenigstens hinderte der kranke Feldmarschall, der überdies seinem Bruder über die gänzliche Auflösung der Mannszucht, als der Bericht von den Gräueln zu ihm gelangte, die bittersten Vorwürfe machte. Durch diese Frevel wurde die Lage der Schweden bedenklich. Alles stand gegen sie auf, um sich vor ihnen zu retten, und wenn man stark genug war, blutige aber gerechte Rache an ihnen zu nehmen. In der Altmark scharten sich die Landleute in großen Haufen zusammen; auf ihren Fahnen von weißer Leinewand mit einem rothen Adler, die an schwarzen Stangen flatterten, standen die einfachen aber treu gemeinten Worte:

Wir sind Bauern von geringem Gut,
Und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut.

Während die Mark Brandenburg so hart von den Schweden mitgenommen wurde, ward auch die Stimmung Polens für den Kurfürsten um diese Zeit bedenklich. Der Hof von Versailles hatte hier 1675
ebenfalls nicht geruht, bis er den König Johann zu einem Bündniß Juni
beredet, nach welchem er, sobald der Friede mit der Pforte abgeschlossen sein würde, dem Kurfürsten den Krieg zu erklären, und ihm das Herzogthum Preußen als altpolnisches Lehen zu entreißen versprach. Frankreich wollte dem Könige von dem Tage an, wo er ins Feld rückte, jährlich für die Dauer des Krieges 200,000 Thaler zahlen, und diese Summe verdoppeln, im Falle er deshalb vom Kaiser angegriffen werden sollte. Daher galt es jetzt bei den säumigen Bewegungen der Bundesgenossen die Feinde, ehe sie vereint wirken konnten, durch schnelle Schläge niederzuschmettern. Der erste Versuch gelang außerordentlich gut. Friedrich Wilhelm erstürmte Ra- 1675
thenow, wo er den Oberst Wangelin nebst mehreren andern Offizie- 25. Juni
ren, nachdem sein Regiment niedergehauen war, zu Kriegsgefangenen machte. Erst diese glorreiche Waffenthat verkündete den Brandenburgern, daß ihr geliebter Landesherr in seine Staaten zurückgekehrt sei, daher verdoppelten sich jetzt überall Muth und Anstrengung, um das so schön begonnene Werk rasch und glücklich zu vollenden. Durch den wohlgelungenen Ueberfall hatte der Kurfürst den General Wrangel, welcher mit der Hauptmasse des schwedischen Heeres in Brandenburg und Pritzerbe lag, von einem Corps von 3000 Mann unter dem Befehl des Marschalls selbst in Havelberg getrennt. Ersterer

mußte jetzt, um sich mit seinem Bruder zu vereinigen, einen Umweg über Nauen und Fehrbellin machen, doch eben diese Vereinigung wollte Friedrich Wilhelm um jeden Preis verhindern. 500 Musketiere ließ er in Rathenow zurück, und marschirte mit seinem kleinen etwa aus 6500 Mann bestehenden Heere auf kürzerem aber freilich
27. Juni auch sehr schwierigem Wege den Schweden in die Flanke. Er erreichte ihren Nachtrapp bei Nauen, und brachte ihnen hier einigen Verlust an Leuten bei. Der größere Vortheil bestand in der Erbeutung von 2000 Stück Rindvieh und Pferden. Da die Schweden eine feste Stellung eingenommen hatten, und überdies die brandenburgischen Truppen durch die unausgesetzten Märsche und Kämpfe sehr erschöpft waren, so machte der Kurfürst für einen Augenblick Halt; doch schon am Nachmittage sendete er den General Lüdecke mit 1200 Pferden aus, um von Osten her den Feind auf dem Damme, wo er sich festgesetzt hatte, anzugreifen. Durch anhaltendes Regenwetter waren die wenig benutzten Wege, auf denen er vorrückte, fast ganz unbrauchbar geworden, daher kam er später als erwartet war an, und fand das schwedische Heer, welches wahrscheinlich von seiner ihm gefährlichen Bewegung Kunde erhalten hatte, nicht mehr; in schnellem fast fluchtähnlichem Marsche war es nach Fehrbellin aufgebrochen. Der Kurfürst blieb die Nacht in Nauen. Mit der Verfolgung des Feindes hörte man gegen die Nacht hin auf, doch hatte der Oberstlieutenant Henning mit 120 Reitern 150 schwedische Kürassiere theils niedergehauen theils zersprengt, und hinter dem Rücken des Feindes die Brücke über den Rhin bei Fehrbellin zerstört. Gegen diesen Ort hin war Wrangel in der Nacht vom 27sten zum
28. Juni 28sten Juni aufgebrochen. Als der Kurfürst am frühsten Morgen dies und zugleich die Annäherung einiger Truppenabtheilungen von Berlin aus erfuhr, stellte er den General der Kavalerie, Prinzen von Hessen-Homburg an die Spitze des Vortrabs von 1500 Reitern mit dem Befehle die Schweden nach Möglichkeit aufzuhalten, bis er selbst mit den übrigen Truppen nachkäme. Sogleich eilte der Prinz in scharfem Trabe fort. Da er auf dem Wege Küraße, Waffen und andere Gegenstände zerstreut liegen fand, so überzeugte er sich, daß der Rückzug der Schweden in Flucht auszuarten begann. Nach Verlauf einer Stunde schon ließ er dem Kurfürsten melden, er habe den Feind erreicht. Zugleich bat er ihn, er möchte mit seinen

Truppen so schnell als möglich herbeieilen, oder Erlaubniß ertheilen mit dem Vortrab angreifen zu dürfen, weil der Feind in keiner eben vortheilhaften Stellung festen Fuß gefaßt habe; jedoch ließ Friedrich Wilhelm dem Prinzen anbefehlen, seine Ankunft abzuwarten, oder sich auf ihn zurückzuziehen. Dies konnte der Prinz jetzt, da er schon nach seiner besten Ueberzeugung den Angriff begonnen hatte, ohne Gefahr nicht mehr thun, und meldete auch unverzüglich nach dem Hauptquartier die Unausführbarkeit des Befehls. Nun berieth sich Friedrich Wilhelm mit seinen Generalen, was man unter den obwaltenden Umständen thun sollte. Derfflinger hielt es fürs Beste mit der Hauptmacht über Kremmen nach Fehrbellin vorzurücken, und hier durch Besetzung des nördlichen Dammausganges den Schweden den Durchgang zu verwehren; dann würden diese, da die Rhinbrücke schon abgebrochen wäre, völlig abgeschnitten und vernichtet werden können. Der Kurfürst war für den unmittelbaren Angriff. „Weil wir dem Feinde so nahe sind," sagte er, „muß er Federn oder Haare lassen" worauf der Marschall antwortete: Ich habe meine Meinung nach bester Einsicht ausgesprochen; weil aber Ew. Durchlaucht mir nicht beistimmen, so werde ich nichts desto weniger dem Feinde nach Kräften Abbruch thun, mag auch dem Zufalle nun mehr überlassen, und die Gefahr größer sein, als bei der Ausführung meines Vorschlags." Auch war der unverzügliche Angriff wirklich nicht ohne Gefahr, denn das schwedische Heer bestand aus 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reitern und 38 Geschützen, während der Kurfürst damals nur über 5600 Reiter und 13 Geschütze verfügen konnte, da die 500 Musketiere, welche er mitgenommen hatte, noch mehrere Stunden Weges zurück waren.

Unterdessen hatten sich die Schweden, als sie zu heftig von dem Prinzen von Homburg angegriffen wurden, eine starke Meile von Fehrbellin, bei Linum in Schlachtordnung gestellt. Sie nahmen eine vortheilhafte Stellung auf einer Höhe ein, welche der Prinz ohne Fußvolk nicht einnehmen konnte, sich jedoch hielt, bis der Kurfürst ihm Dragoner zu Hilfe schickte, und dadurch die Schweden veranlaßte, sich näher an Fehrbellin zu ziehen, weil sie sich nicht schlagen, sondern nur ihren Rückzug beschleunigen und decken wollten. Als sie auch hier durch den Prinzen von Homburg verfolgt wurden, zogen sie sich noch weiter zurück, und nahmen eine dritte Stellung bei dem

Dorfe Hakenberg ein, versäumten jedoch einige dem rechten Flügel nahe liegende, ihre Stellung beherrschende Sandhügel zu besetzen. Dies sah Derfflinger, bemächtigte sich sogleich der Hügel, und ließ von einem starken Nebel begünstigt, einige Kanonen hinauf bringen, aus welchen nun ein lebhaftes Feuer auf die Feinde begann. Da diese Stellung das Schicksal der Schlacht entscheiden mußte, befahl Wrangel den Hügel mit Fußvolk und Reiterei auf das lebhafteste anzugreifen. Der größere Theil der Brandenburger war um diese Zeit noch im Anmarsch, daher geriethen die Geschütze in große Gefahr; auch wich schon das Leibregiment, ihm folgte bald ein zweites in völliger Auflösung, und alles würde verloren gewesen sein, wenn nicht die Dragoner Derfflingers und Bomsdorfs, welche jetzt zu Fuße kämpften, die Schweden mit heldenmüthiger Aufopferung aufgehalten hätten. Sie riefen den Flüchtlingen zu, ehe würden sie sich bei den Kanonen begraben lassen, als zurückweichen. Endlich eilte der Prinz von Homburg zu ihrer Befreiung heran. Doch waren die Schweden immer noch stark genug, um die Offensive wieder zu ergreifen. Wrangel verstärkte seinen rechten Flügel aus dem Centrum, und griff um acht Uhr Morgens mit erneuter Heftigkeit an. Der Andrang der Schweden war so heftig, daß der Oberst Mörner ihn nur mit der äußersten Anstrengung zurückschlagen konnte, und in diesem ehrenvollen Kampfe fiel. Noch andere höhere Offiziere starben den Heldentod, mehrere Schwadrone sahen sich ganz ohne Führer. Da sprengte der Kurfürst selbst mit den Worten: „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürst und nun euer Hauptmann will siegen oder mit euch ritterlich sterben,“ zu ihnen heran, und stellte sich an ihre Spitze. Um diese Zeit war es, als der kurfürstliche Stallmeister Froben seinen Herrn beredete, den Schimmel, den er ritt, mit seinem Pferde von dunklerer Farbe zu vertauschen, aber kurz nach diesem hochherzigen Tausche von einer Kanonenkugel zwei Schritte von seinem hohen Herrn zu Boden gerissen wurde. Bald darauf sah sich der Kurfürst von Feinden umringt; neun seiner tapfern Reiter hieben ihn aus der Mitte der Schweden heraus. Noch schwankte die Schlacht unentschieden hin und her, denn die Feinde eingedenk ihrer früheren glorreichen Thaten, kämpften auch an diesem Tage ihres alten Ruhmes nicht unwürdig; doch endlich siegte die Begeisterung, welche der heldenmüthige Fürst jedem

einzelnen seiner Krieger eingehaucht hatte, über die Soldatenehre und pflichtmäßige Tapferkeit. Als der rechte Flügel der schwedischen Reiterei gänzlich in die Flucht geschlagen war, da mußte auch das tapfere Fußvolk unterliegen. Von dem Regimente Dalwig blieben außer etwa 70 Gefangenen nur ungefähr 20 Mann und einige Offiziere übrig, welche glücklich entkamen. Eine Kanone fiel den Brandenburgern in die Hände. Von der Kavalerie war ein ostgothisches Kürassierregiment fast ganz aufgerieben, überhaupt aber befand sich die Reiterei des rechten schwedischen Flügels in einem solchen Zustand der Auflösung, daß, als die Armee um 10 Uhr den Rückzug antrat, nur noch das Fußvolk die Bewegungen derselben deckte. Die Verfolgung durch die Reiterei und die nachrückenden Kanonen gaben kein wesentliches Resultat; die Schweden langten ohne weiteren Verlust in Fehrbellin an. Mehrere hohe Offiziere sprachen davon Fehrbellin beschießen zu lassen, und da das frankenbergische Dragonerregiment aus Berlin angelangt war, einen Angriff auf die Stadt zu wagen, doch der Kurfürst wies diesen Vorschlag mit den Worten zurück: „Ich bin nicht gekommen mein Land zu verbrennen, sondern zu retten; einem fliehenden Feinde muß man eine goldene Brücke bauen." Noch auf dem Schlachtfelde vollzog der Kurfürst einen Act, den sonst im deutschen Reiche nur der Kaiser zu vollführen das Recht hatte, von dem siegreichen Fürsten aber hier ohne weiteres ausgeübt wurde, nämlich er erhob den tapfern Oberstlieutenant Henning in den Adelstand unter dem Namen eines Herrn von Treffenfeld.

Ewig denkwürdig in der Geschichte, vor allen aber für uns Brandenburger, bleibt dieser glorreiche Sieg des großen Kurfürsten bei Fehrbellin, der erste, den seit den Zeiten des ritterlichen Albrecht Achilles ein brandenburgischer Herrscher selbständig übrr starke Gegner davontrug. Diese Gegner waren die Schweden, welche wenige Jahrzehnte vorher der empörten Welt den Frieden vorgeschrieben hatten, die tapfersten und ruhmvollsten Krieger des Jahrhunderts; und geschlagen wurden sie von einem Heere, geringer an Zahl der Mannschaft wie an Geschütz, von einem Reitertrupp, dessen Pferde durch unerhörte Märsche erschöpft waren, ohne die nöthige Unterstützung eines geregelten Fußvolks. Alle diese Nachtheile glich der heldenmüthige Fürst aus durch seine Feldherrngröße und die Begeisterung für das Vaterland, mit welcher er den gemeinsten Krieger

erfüllte. 2400 Schweden bedeckten das Schlachtfeld; der Verlust auf brandenburgischer Seite betrug nur 500; Gefangene waren, weil wenig Quartier gegeben wurde, nur einige hundert Mann.

Nachdem der Kurfürst bei den Truppen gespeist hatte, besuchte er die Regimenter auf ihren Lagerplätzen, und kehrte dann nach Linum zurück. Hier erhielt er die Meldung, daß die 500 zurückgebliebenen Musketiere und 1800 Mann Fußvolk aus Berlin eine Meile vom Hauptquartier eingetroffen wären. Doch da sowohl die Truppen, welche im Kampf gewesen waren, als auch die neuangekommenen der Ruhe bedurften, so ward kein Angriff mehr auf Fehrbellin unternommen. Noch an demselben Tage traf die Nachricht von dem Siege in Berlin ein.

Am folgenden Morgen früh griff das brandenburgische Heer die von den Schweden nur schwach zur Deckung ihres Rückzuges vertheidigte Stadt an, erbeutete sechs Kanonen, viele Munition, 2000 Gepäck- und Proviantwagen und mehrere tausend Stück Vieh, ein Zeichen, wie wenig Hoffnung den Feinden auf eine erfolgreiche Vertheidigung des Ortes geblieben war. Besonders erschien die Beute an Proviant erwünscht, um den beraubten Unterthanen jener Gegend ihre bisherigen großen Verluste und Leiden einigermaßen zu vergüten.

Die Schlacht bei Fehrbellin entschied über das Schicksal des ganzen Feldzuges. Der Feldmarschall Wrangel zog sich auf die Nachricht von dem Ausgange derselben nach Wittstock, wohin auch sein Bruder, stets von der brandenburgischen Reiterei verfolgt, zurückging, worauf das vereinte schwedische Heer durch Mecklenburg nach Wismar aufbrach. Nur 4000 Mann hatten die Schweden im Kampfe verloren, freilich den Kern ihrer Truppen; doch war der Verlust an Mannschaft weit geringer als der an kriegerischem Ruf, denn alle angeworbenen Fremden verließen die Fahnen, denen das Glück untreu geworden war; fast das ganze Heer löste sich auf.

Weit wichtiger noch für den großen Kurfürsten als die Vertreibung der Schweden selbst war der Eindruck, den die Nachricht von der fehrbelliner Schlacht auf Europa machte. Ein so unerhörter Erfolg gegen eine so gefürchtete Kriegsmacht ließ Friedrich Wilhelm als einen großen Feldherrn, als einen mächtigen Fürsten erscheinen. Bewunderung mischte sich mit dem politischen Interesse; die säumigen Freunde wurden plötzlich rüstig und thätig, die schwan-

fenden Nachbarn erklärten sich für den Frieden, selbst die Feinde mäßigten ihren Haß vor Bewunderung. Ludwig XIV., der stolze Monarch, verfolgte mit verehrender Theilnahme die Bewegungen des Kurfürsten auf den Schlachtplänen, die er sich sogleich hatte entwerfen lassen, und zeigte so durch die Anerkennung des Verdienstes an dem Feinde, daß er mehr als der bloße Günstling des Glückes war.

Wenn nun schon die Fremden den Sieger von Fehrbellin anstaunten, so läßt sich erwarten, welcher Jubel das Herz der treuen Unterthanen erfüllte, die bei befriedigtem Nationalgefühl sich nun auch endlich von ihren schweren Leiden befreit sahen. Alles jauchzte ihm entgegen, wohin er kam, und im herrlichsten Triumph zog er in seine Residenz Berlin ein. Hier verweilte Friedrich Wilhelm nur wenige Tage. Stets thätig und vorsichtig nahm er Maßregeln, um die Schweden auch für die Zukunft von der Mark abzuhalten. Immer noch drohten sie von Pommern her; von hier aus erschienen wiederholentlich Streifcorps auf brandenburgischem Gebiete, und erhoben nicht unbedeutende Kontributionen. Der Kurfürst begnügte sich fürs erste sie zurückzutreiben; er erwartete nur den Aufbruch der Dänen und Kaiserlichen, um die Offensive zu ergreifen. Nach 11. Spt.
einer persönlichen Zusammenkunft des Königs von Dänemark und des Kurfürsten bei Gadebusch rückten brandenburgische Truppen in das schwedische Pommern ein. Beide Fürsten schlossen einen geheimen Bund, in welchem sie sich verpflichteten, mit Schweden vor erhaltener Genugthuung in keinen Frieden einzugehen. Für Dänemark wurden Schonen, Halland, Bleckingen, Wismar und Rügen, für den Kurfürsten Pommern bestimmt, und gegenseitige Hülfe dabei ausbedungen. Dem Kaiser dagegen war es nicht so aufrichtig um die Vernichtung der schwedischen Macht zu thun; zwar erklärte er die Schweden für Feinde des Reichs, doch wollte er nicht in die ihm von dem Kurfürsten gemachten Entschädigungsvorschläge eingehen. Ueberhaupt waren die Verbündeten auf einander zu eifersüchtig, um ohne Rückhalt gegen Schweden aufzutreten; nur Friedrich Wilhelm und die Dänen boten sich aufrichtig die Hand zu ihrem Unternehmen. Nach Vollendung einer haltbaren Brücke ging ersterer über 1675
die Peene, und nahm sein Hauptquartier zu Gutzkow. Hier lief 17. Okt.
schon am andern Tage die Nachricht ein, daß General von Schwerin über die Divenow gedrungen, Wollin mit Sturm genommen,

und auf der Insel Usedom festen Fuß gefaßt habe. Im Verein mit den Dänen bedrängte der Kurfürst die Schweden so heftig, daß sie bis Stralsund zurückweichen und ihm Wolgast überlassen mußten.
10. Nov. Noch ganz spät im Jahre eroberten die Dänen den wichtigen Hafen
24. Dec. Wismar, doch vermochten sie nicht Rügen in ihre Hände zu bringen, weil sie das von den Schweden bedrohte Seeland zu decken hatten. Nach Beendigung dieses Feldzuges entstand unter den Verbündeten ein Streit wegen der Vertheilung der Winterquartiere, über welche der Kaiser nach altem Herkommen innerhalb des Reichs verfügen konnte. Jeder suchte natürlich so viel als möglich auf seinen Theil zu bekommen. Anfangs wurde dem Kurfürsten nur das von den Schweden verwüstete Vorpommern angewiesen, doch erhielt er auf seine dringenden Vorstellungen auch das Magdeburgische, Anhalt, Mannsfeld, Schwarzburg, Hessen-Kassel, zuletzt noch einen Theil der sächsischen Herzogthümer.

1676 Jan. Noch im Winter begannen die Schweden wieder den Krieg. Sie griffen unter dem General Mardefeld Swinemünde an, nahmen es, und legten sich dann mit vierzig Geschützen vor Wolgast, wo sie aber trotz ihres heftigen Feuers mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden. Bald erschien Mardefeld von neuem im Felde. Da sandte Friedrich Wilhelm den General Bogislav von Schwerin über das gefrorene Haf nach Usedom, und ließ die Schweden, nachdem Wolgast mit Verstärkung versehen war, von dort gegen Greifswald hin zurücktreiben, während auf der andern Seite der Marschall Derfflinger, durch kaiserliche und dänische Truppen verstärkt, Mardefeld bis nach Stralsund zurückzugehen nöthigte. Hierauf bezog
1676 1. Febr. man zum zweiten Mal die Winterquartiere.

Nach Wiedereröffnung des Feldzuges hätte der Kurfürst gern sogleich Stettin belagert, doch mußte er, bevor er daran ging, die Schweden von der Insel Usedom vertreiben und überhaupt vom
Juli Meere abschneiden. Dies gelang endlich; nun lagerte sich das ganze, von den Kaiserlichen verstärkte Heer vor Anklam. Bald ergab sich
29. Aug. die Stadt; sie mußte später dem Kurfürsten den Eid der Treue schwören. Unterdessen war man auch zur See thätig gewesen; nicht nur schlugen die verbündeten dänischen und holländischen Flotten die schwedische, sondern der Kurfürst selbst hatte in Holland Kreuzer

ausrüsten lassen, und durch diese zwei schwedische Kriegsschiffe, eins von 22, das andere von 16 Kanonen aufgebracht.

Die Verbündeten waren über die Kriegsentschädigungen sehr uneinig. Münster und Lüneburg wollten sich das Bremische theilen, wofür sie dem Kurfürsten bei der Eroberung Pommerns 4000 Mann zu stellen versprachen. Hierauf ging Friedrich Wilhelm auch ein, wogegen er Frankreich mit seinem Anerbieten der freien Schiffahrt auf der Oder und dem Besitze Stettins nebst einigen andern Ortschaften, theils weil er Mißtrauen hegte, theils auch weil er den Vertrag für eine Unredlichkeit gegen seine Verbündeten hielt, entschieden zurückwies.

Bedenklich ward wieder um diese Zeit das Benehmen des Königs von Polen. Frankreich übte den entschiedensten Einfluß auf ihn aus, es war daher zu erwarten, daß Johann nach dem Abschluß des Frie- 1676
dens mit der Pforte wirklich die Waffen gegen Brandenburg auf 27. Okt.
Frankreichs Einflüsterung ergreifen würde; doch ward er diesmal ganz im Gegensatz gegen früher von den Ständen, die sonst so kriegerisch gegen den Kurfürsten gesinnt waren, von seinem Vorsatze abgehalten. Die Großpolen drohten sogar mit Aufstand. So behielt der Kurfürst freie Hand gegen die Schweden in Pommern.

Gegen Frankreich hatten die Verbündeten des Kurfürsten nicht so glücklich wie er gegen Schweden gefochten. Zwar hielt Montecuculi dem Türenne die Wage, ja letzterer fand bald nach dem Abgange Friedrich Wilhelms vom Heere beim Recognosciren durch eine feindliche Kanonenkugel seinen Tod; aber Condé trat an seine Stelle, 1675
bis im folgenden Jahre er sowohl als sein berühmter Gegner den 27. Juli
Oberbefehl niederlegte. Von da an blieben nicht nur längs des Rheines und an den Pyrenäen die Heere Ludwigs XIV. gegen die Verbündeten im Vortheil, sondern auch seine Flotte triumphirte unter Du-Quesne's Führung nach Ruyter's Tode über die holländisch-spanische in den Gewässern von Messina. Dennoch fing Frankreichs 1676
Kraft an in dem Kampfe mit so vielen Gegnern allmälig zu ermatten.

Unterdessen hatte Friedrich Wilhelm mit unermüdlichem Eifer seine bisher errungenen Vortheile verfolgt. Mit seinem durch kaiserliche, münstersche und lüneburgische Truppen verstärkten Heere zwang er Demmin zur Uebergabe, eroberte Damm und bedrohte Stettin; doch 1676
ward die Belagerung durch den Eintritt einer strengen Kälte unter- 10. Okt.

brochen. Jetzt begann wieder der Streit um die Winterquartiere; er ward so heftig, daß jeder von den Verbündeten drohte mit Frankreich Frieden zu machen, worauf jedoch der Kaiser diesmal antwortete: „Das könne er auch." Ueberdies waren schon auf Englands Vermittelung französische und holländische Bevollmächtigte in Nimwegen zur Unterhandlung über den Frieden zusammengetreten; die Gesandten der übrigen Mächte erschienen erst weit später, daher zog sich der Abschluß desselben noch lange hin. Der Kurfürst schickte seine Gesandten erst gegen Ende des Jahres nach Nimwegen, und zwar mit dem Auftrage, alles anzuwenden, was den Fortgang der Friedensunterhandlungen hindern könnte, damit er wenigstens noch Stettin unterdessen in seine Hände brächte. Am kaiserlichen Hofe dagegen lautete seine Sprache ganz anders. Er rechnete her, welche Anstrengungen er zum Nutzen des Kaisers gemacht; alle seine Provinzen seien ausgesogen, Cleve und Westphalen von den Franzosen, Pommern und die Mark von den Schweden; sein Heer von vierzig Regimentern fordere monatlich 200,000 Thaler, wozu der Kaiser 70,000 beizutragen versprochen habe; ja die Besatzung der eroberten Plätze und die Belagerung von Stettin allein koste monatlich 100,000 Thaler. Im Falle er daher nicht gute Winterquartiere für seine Truppen erhalte, so werde er genöthigt sein an einen ehrlichen Frieden zu denken. Alle seine Vorstellungen fruchteten nur wenig; er sah sich im Ganzen immer wieder auf sich selbst angewiesen, und doch hatte er um diese Zeit mit den Garnisontruppen gegen 40,000 Mann zu unterhalten [1]). Da Spanien nicht die bedungenen Subsidien zahlte, so schickte der Kurfürst einen Gesandten deshalb an den Hof von Madrid, wo trotz der amerikanischen Silberflotten die Erschöpfung des Schatzes unter der schwachen Herrschaft Karls II. zu groß war, als daß ein Begehren der Art hätte von Folge sein können; aber selbst die Holländer zahlten nicht, so daß die Rückstände beider Mächte an den Kurfürsten sich auf 1,300,000 Thaler beliefen. Was blieb also dem Kurfürsten übrig, wenn er nicht alle seine Vortheile, seine ganze bisher errungene politische Stellung aufgeben wollte, als die Steuern seiner freilich schon schwer gedrückten Unterthanen zu erhöhen und noch strenger einzutreiben.

---

1) 38,533 Mann nach v. Orlich a. a. O. II. S. 408.

Der einzige feste Anhaltpunkt für den Kurfürsten blieben immer noch die Dänen; beide Staaten verpflichteten sich gegenseitig beim allgemeinen Frieden ihre Eroberungen weder zu Gunsten Spaniens noch Hollands zurückzugeben, auch versprach Dänemark besonders Hilfe im Fall eines Krieges mit Polen, der immer noch für den Kurfürsten zu befürchten stand. Zwar waren die Stände der Republik im Allgemeinen gegen einen Krieg, doch konnte leicht die Vorspiegelung von dem Wiedererwerb einer Provinz, da dem Könige in dem Throneid Aehnliches zur Pflicht gemacht war, die Gegner des Kriegs unter günstigen Umständen zur Nachgiebigkeit zwingen; auch war Johann Sobieski, als ein bewährter Feldherr, der rechte Mann zur Wiederherstellung der Macht Polens nach außen hin. Dazu drängte ihn Frankreich mit großen Versprechungen. Trotz aller dieser Gründe zum Kriege bestimmte der brandenburgische Gesandte Hoverbeck den König, der überdies, wie alle großen Kriegsmänner, des Kurfürsten glänzenden Waffenthaten seine Theilnahme nicht versagte, endlich doch zur Bestätigung der Verträge von Welau und Bromberg. Ja der lithauische Feldherr Paz erbot sich, für 20,000 Thaler den Schweden den Durchmarsch von Livland durch Lithauen nach Preußen zu verwehren. 1677 27. Mai

Nachdem Friedrich Wilhelm sich so gegen Polen von Neuem gesichert, mit Lüneburg und Münster Verträge über Hilfstruppen abgeschlossen, und vom Kaiser, obgleich dieser durch die von Seiten Frankreichs und Polens in Ungern genährten Unruhen beschäftigt wurde, das Versprechen eines nachdrücklichen Zuges gegen Frankreich erhalten hatte, betrieb er mit lebhaftem Eifer die Belagerung der wichtigen Hauptstadt von Pommern. Der entschlossene schwedische Kommandant, General Wulfen, ließ in einem Umkreise von drei Meilen alle Dörfer niederbrennen. Erfolglos blieben die Aufforderungen an die Bürger der Stadt. Vom 3ten August an schritt man 1677
zur förmlichen Belagerung. Das brandenburgische Geschütz unter der Leitung eines sehr einsichtsvollen Artilleristen, Ernst Weilert, brachte bald die verheerendsten Wirkungen hervor. Der größte Theil der Stadt, sogar die Kirchen, sanken in Schutt und Staub, doch immer noch vertheidigten sich die Bürger sowohl als die Besatzung mit der äußersten Entschlossenheit. Endlich, als die Stadt nur noch einen Schutthaufen darbot, keine Hoffnung auf Entsatz mehr winkte,

und außerdem noch 2000 Dänen nebst fünf Regimentern aus dem Clevischen zur Verstärkung des Belagerungscorps heranzogen, schrit-
1677 ten die Belagerten zur Kapitulation. Die 3000 Mann starke Be-
23. Dec. satzung war auf 300 geschmolzen, von Bürgern waren 2443 umgekommen; der General Wulfen nebst den gebornen Schweden erhielt freien Abzug. Keine Straße war ohne Hinderniß zu durchschreiten, kein Haus völlig bewohnbar, kaum fand man in der ganzen Stadt zwanzig unversehrte Zimmer. Drei Tage darauf fand der Einzug des Kurfürsten und die Huldigung statt. Es war eine düstere Feier, denn es bewillkommneten den Sieger an den Thoren Knaben und Jungfrauen in Trauerkleidern; auch verließ derselbe unmittelbar darauf die schwer heimgesuchte Stadt, und feierte einen glänzenderen Triumph über die Einnahme der bis dahin uneroberten Festung bei seinem Einzug in Berlin.

Die Eroberung der wichtigen Stadt erregte die Eifersucht aller Nachbarn Friedrich Wilhelms, ja selbst des Kaisers. Der Präsident des kaiserlichen Kriegsraths machte die Bemerkung, sein Monarch habe gar kein Gefallen daran, am baltischen Meere ein neues Königreich der Vandalen entstehen zu sehen; auf keinen Fall war zu hoffen, daß der Kaiser sich für die Abtretung des schwedischen Pommern an Brandenburg ferner noch verwenden würde. Auch auf Holland konnte der Kurfürst nicht mehr rechnen, denn es war müde die Last des Krieges für den Kaiser und Spanien allein zu tragen; es sehnte sich zur großen Freude Frankreichs, welches gern einen Schritt entgegenkam, nach dem baldigen Abschluß des Friedens.

Schon beim Eingang der Unterhandlungen in Nimwegen hatte Friedrich Wilhelm eine von den kaiserlichen Botschaftern als unerhört bestrittene Forderung aufgestellt, nämlich, daß er nicht als Reichsstand von dem Kaiser vertreten würde, sondern unmittelbar mit Frankreich verhandeln dürfte. Als man dagegen einwendete, er sei der einzige Kurfürst, der eine solche Forderung thäte, antwortete er sehr schlagend: „Er habe ein größeres Heer im Elsaß gehalten als der Kaiser." Daher mußte dieser wirklich zuletzt dem Verlangen des Kurfürsten nachgeben, dem sich dessenungeachtet bald die Ueberzeugung aufdrang, daß er wenig von seinen Wünschen durchsetzen würde.

England und Holland waren bald bei den nimwegenschen Unter-

handlungen von Frankreich gewonnen worden, und stimmten zum großen Verdruß des Kurfürsten für einen Waffenstillstand zwischen den nordischen Mächten, während er zur Eroberung von ganz Pommern die Fortsetzung des Krieges wünschte. Jedoch gelang es ihm Holland zum Abschluß eines neuen geheimen Schutzbündnisses auf 1678
zehn Jahre zu bestimmen, in welchem er auf Schenkenschanz und die 8. Mrz.
noch rückständigen Subsidien, die Holländer dagegen auf alle Anforderungen rücksichtlich der vieljährigen hoofeiserschen Schuld, deren Betrag nach der Rechnung des hohen Hofes zu Mecheln sich jetzt auf zwölf Millionen Gulden belief, verzichteten. Friedrich Wilhelm hatte mehr von diesem Bündniß erwartet, und zögerte deshalb mit der Bestätigung desselben länger als ein halbes Jahr. Unterdessen stellte er, um den Generalstaaten Muth zur Fortsetzung des Krieges zu machen, im Verein mit Münster und Neuburg 18,000 Mann an der Maas auf, die auch später zu Wilhelm von Oranien stießen. Der Prinz seinerseits bot alles auf, um den Frieden zu hindern; doch Frankreich war mit England heimlich einverstanden, und sprach stolz als ersten Hauptpunkt des Friedens, dem man sich binnen vier Wochen zu fügen hätte, die Erklärung aus, es werde nie auf einen Vorschlag eingehen, ehe der König von Schweden vollständige Genugthuung erhalten hätte. Als nun Friedrich Wilhelm sah, daß Holland und Spanien sich für den Frieden erklärten, die Bundesgenossen zweideutig wären, Polen eine feindselige Stimmung annähme, so suchte er unter der Hand, damit er nicht allein auf dem Kriegsschauplatze bliebe, und die Frucht seiner Eroberungen ganz verlöre, durch besondere Unterhandlungen den andern zuvorzukommen. Unter Englands Vermittelung ließ er dem französischen Gesandten in London ins Geheim mündlich eröffnen, er werde Frankreichs Vortheil möglichst zu befördern suchen, wenn er Pommern ganz oder wenigstens bis an die Peene erhielte; aber der König von England, welcher dem Kurfürsten, seitdem er die Unterwerfung Hollands durchkreuzt hatte, sehr abgeneigt war, gab wenig Hoffnung zu einer Vermittelung in diesem Sinne, und Ludwig XIV. seinerseits erklärte unumwunden, er würde sich auf keinen Vorschlag einlassen, ehe Schweden nicht sicher gestellt würde. Ja der französische Gesandte verrieth sogar die ihm von Seiten Brandenburgs gemachten Eröffnungen an dessen Bundesgenossen, um ihn ganz bloß zu stellen. Dessenungeach-

tet machte Friedrich Wilhelm noch einen Versuch am französischen Hofe, wo er zuletzt nur auf die Zurückbehaltung Stettins bestand; indeß mißlang auch dieser Versuch, da die französischen Staatsmänner stets erwiederten, die Ehre ihres Königs verlange, daß Schweden alles wiedererhielte. Der schwedische Gesandte erklärte geradezu, sein König werde lieber seine Krone als Stettin verlieren.

Das Gewirr der verschiedenen, wider einander laufenden Forderungen wurde durch die Generalstaaten kurz genug gelöst, indem sie vermittelst eines Separatvertrages, trotz aller Anstrengungen des Prinzen von Oranien, den Krieg endigten, obgleich dieser zu dem
1678 verzweifelten Mittel griff, noch nach der Unterzeichnung durch einen
14. Aug. Angriff auf die Franzosen bei Mons die Hoffnung auf einen allgemeinen Frieden zu vereiteln. Alles, was sich noch in den Händen der Franzosen befand, erhielten die Holländer zurück; sämmtliche kriegführende Mächte, insofern sie binnen sechs Wochen den Frieden annehmen wollten, waren in denselben eingeschlossen.

Es läßt sich denken, mit welchem Unwillen Friedrich Wilhelm diesen Vertrag ansehen mußte. Er versuchte es, durch seine Botschafter das Geschehene rückgängig zu machen oder wenigstens dessen Folgen zu schwächen; es waren alle Vorstellungen der Ehre, der Sicherheit und der Politik in dem Augenblick schwächer als der Drang nach Frieden; dieser blieb geschlossen, und des Kurfürsten Vorstellung an die Generalstaaten unbeantwortet. Zwar bemühten sich letztere die Neutralität Cleves zu erhalten, doch erwiederten die Franzosen, sie würden diese Provinz nehmen, um den Kurfürsten zur Herausgabe aller gegen Schweden gemachten Eroberungen zu zwingen. Da versuchte Friedrich Wilhelm, um Frankreich im Nothfall zu trotzen und die Erfolge seiner Waffen zu behaupten, ob er nicht die gegen Schweden verbündeten Mächte, Dänemark, Lüneburg und Münster, zu noch lebhafteren Anstrengungen bewegen könnte. Es gelang; da die Schweden selbst den Waffenstillstand anzunehmen sich weigerten, so zögerten die Franzosen mit ihrem Angriff auf Cleve, und gaben durch diese Frist dem immer unermüdlichen Kurfürsten Zeit zur
1678 völligen Vertreibung seiner Feinde aus Deutschland. Einige Siege
Jan. über die Dänen, nachdem diese kurze Zeit triumphirt hatten, waren die Veranlassung zu dieser für Schweden verderblichen Wendung der Angelegenheiten geworden. Rasch stellte Friedrich Wilhelm das Glück

des Kampfes für die Verbündeten wieder her. In der Mitte des Sommers gingen die kurfürstlichen Generale über die Peene, und nahten sich der berühmten Festung Stralsund, deren Eroberung es jetzt galt. Zu dem Zwecke mußte man im Besitz der Insel Rügen sein. Acht kurfürstliche Kriegsschiffe zu 20 bis 35 Geschützen liefen in den Hafen zu Wolgast ein, wo sich bald eine brandenburgische Flotte von 210 kleinen Fahrzeugen und 140 Barken, über welche der Graf Tromp, der Sohn des berühmten Admirals, den Oberbefehl führte, versammelte. Nachdem die dänische Flotte unter dem Admiral Juel zu ihr gestoßen war, schritten die Verbündeten zur Landung. In drei Tagen ward das wichtige Eiland besonders durch die Geschicklichkeit und Tapferkeit der brandenburgischen Generale Derfflinger und Schöning den Schweden von Neuem entrissen. 1678 28. Spt.

Der tapfere feindliche General, Graf Königsmark, war nach Stralsund hinübergegangen. Da die Bürger der Stadt fest an ihrer Verpflichtung für Schweden hielten, so schritt Friedrich Wilhelm unvorzüglich zur Belagerung. Mit 150 Geschützen, welche, wie vor Stettin auch hier unter dem Befehle des Obersten Weiler standen, eröffnete man das Feuer gegen den belagerten Platz. Bald brannte 1678 20. Okt. die Stadt an mehreren Orten; zwei Tage darauf ward die Kapitulation unterzeichnet. Die Besatzung zog ab, der Kurfürst dagegen feierlich ein, und ließ sich huldigen. Groß war der Ruhm, eine Festung binnen zwei Tagen erobert zu haben, vor welcher funfzig Jahre vorher Wallenstein die ganze Kraft seines bis dahin stets siegreichen Heeres monatelang vergebens aufgeboten hatte. Greifswald, die letzte Stadt der Schweden in Pommern, fiel wenige Tage später nach einem kurzen Bombardement ebenfalls in die Hände des 6. Nov. Kurfürsten.

So war alles, was Schwedens großer Held und seine wackern Krieger durch achtzehnjährigen, unausgesetzten Kampf gewonnen hatten, in wenigen Feldzügen verloren, verloren zum größten Theile an den Sohn des Fürsten, der nicht stark genug war, mit seiner ganzen Macht die kleinste schwedische Streifpartei von seinem zerrütteten Lande abzuhalten. Um so größer war der Unwillen bei den Schweden und der Drang sich für diesen Schimpf zu rächen. Außerdem schien jetzt der Zeitpunkt dazu gekommen, da der Kaiser endlich auch 1678 17. Spt. sich dem Frieden angeschlossen und der kriegerische Bischof von Mün-

ster, einer der erbittertsten unter ihren Feinden, gestorben war. Für die empfindlichste Stelle des brandenburgischen Staates hielt man das Herzogthum Preußen; hierhin richteten die Schweden ihre Macht; an dem Tage der Einnahme Greifswaldes lief in dem brandenburgischen Hauptquartier die Nachricht von dem Einfalle der Feinde in das preußische Gebiet ein. Frankreich und Schweden, namentlich ersteres, hatten schon seit dem Beginn des Krieges viel Geld, wodurch alles in Polen erlangt werden konnte, bei Johann Sobieski und seinen einflußreichsten Dienern aufgewendet, um die Republik mit in den Kampf gegen Brandenburg zu ziehen, aber auch Friedrich Wilhelm, der wohl wußte, daß hier Geld aufwenden Sparsamkeit wäre, hatte alle seine Mittel zur Abwendung des drohenden Sturmes aufgeboten. Er führte seine Sache durch die treue und geschickte Hand des schon seit so vielen Jahren an diesem mühevollen Platze thätigen Gesandten Hoverbeck; dieses Mannes große Erfahrung und Kenntniß des polnischen Charakters führte auch hier zum glücklichen Ziel. Als König Johann auf dem Reichstage von Grodnow den Antrag König Karls XI., daß er, im Falle man sich zum Kriege ge-
1678 gen Brandenburg entschlösse, Preußen den Polen überlassen wolle,
Dec. mittheilte, so erklärten sich Adel und Geistlichkeit geradezu dagegen; und während der Herzog von Kurland für 8000 Thaler den Durchzug der schwedischen Truppen, den er freilich nicht hindern konnte, gestattete, legte ihnen der vom Kurfürsten gewonnene lithauische Krongroßfeldherr Paz bei dem Marsche durch sein Gebiet Schwierigkeiten über Schwierigkeiten in den Weg.

Mit ungefähr 18,000 Mann und dreißig Geschützen zog der schwedische Feldherr, Heinrich Horn, vor Memel vorbei, ohne es anzugreifen; er brannte nur die Vorstädte desselben ab. Preußen befand sich in keinem hinreichenden Vertheidigungszustande. Der Kurfürst hatte zwar schon im Jahre 1677, als er einen Angriff in Preußen fürchtete, den Adel nebst seinen reisigen Knechten, eine Anzahl Bürger aus den Städten mit Schießgewehren, im Nothfalle den dritten Mann von den Bauern mit Sensen aufgeboten; aber der Befehl war nicht zur Ausführung gekommen. Ohne die äußerste Gefahr vermied man außerdem schon, da die Lasten übermäßig hoch gestiegen waren, jede neue Anstrengung. Die Stände verlangten, man solle den König von Polen zu seiner vertragsmäßigen Hilfe auffordern,

ein Antrag, dem sich der Kurfürst aus politischen Gründen widersetzte. Auch das Erbieten der Regierung die Bauern aus den an der Ostsee und der Memel liegenden Aemtern zusammenzurufen, genehmigte er nicht, sondern er wollte zur Vertheidigung des Landes nur stehende Truppen anwenden.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm die Nachricht von dem Einfall der Schweden erhalten, so schickte er den General Görzke mit 3000 Mann nach Preußen, besonders um Königsberg zu schützen, dessen Bürgern er nicht traute, ließ zwei Regimenter ausheben, zwei andere welche daselbst schon lagen, vervollständigen. Die schwedische Armee litt Mangel an allem Nothwendigen auf dem ganz verwüsteten rechten Ufer der Memel, daher erzwang Horn unterhalb von Tilsit, wo der Fluß sich in die Ruß und Gilge theilt, gegen den Statthalter, Herzog von Croy, der mit 3000 Mann aus dem Landesaufgebote herbeieilte, den Uebergang. Tilsit ward genommen; die Miliz wich vor den feindlichen Kerntruppen zurück, und die Schweden dehnten sich nun längs des Pregels aus. Jetzt war Eile nöthig; die schlechten Wege im Winter hielten die Truppen in ihrem Marsche auf, doch kam Görzke noch zu rechter Zeit an um Königsberg gegen die Bewegungen der Feinde zu decken.

Mitten im Winter trat Friedrich Wilhelm, wiewohl er kränkelte 1679
und die Kälte ungemein streng war, in Begleitung seiner Gemalin, Jan.
des Kurprinzen und seiner Schwester die beschwerliche Reise nach Preußen an. Ueberraschend schnell gelangte er dorthin. Im königlichen Preußen ließ er die strengste Mannszucht halten, alle Bedürfnisse bar bezahlen um den Polen jeden Vorwand zur Beschwerde zu rauben. Nachdem er zwei Tage in Marienwerder verweilt hatte, wo er die noch zurückgebliebenen Truppen an sich zog und die übrigen rasten ließ, rückte er mit seinen gesammten Streitkräften gegen die Schweden vor. In der Nacht vor seinem Abmarsche erhielt er 1679
die Nachricht, daß die Feinde zurückwichen, und von Görzke mit 23. Jan.
4000 Reitern und 1000 Mann beritten gemachten Fußvolks verfolgt würden. Da schickte er noch 3000 Reiter den Verfolgern zur Verstärkung nach, weil er aber mit dem Hauptcorps den Feind erreichen und vernichten wollte, so faßte er den kühnen Entschluß quer über das frische Haff auf kürzerem Wege das Ziel zu erreichen. Alle Schlitten aus der Umgegend wurden zur Fortschaffung des Fußvolks

zusammengebracht; so ging es im raschesten Laufe auf dem Eise sieben Meilen von Preußisch Mark und Holland bis nach Heiligenbeil.
1679 Ganz unerwartet erschien Friedrich Wilhelm in Königsberg.
26. Jan. Unterdessen hatte Görzke seine Pflicht treulich gethan. So scharf hielt er die Schweden in Athem, daß ihre Reiter nicht vom Pferde steigen durften, und keine Nacht Ruhe hatten. Fortwährend wurden Gefangene und Ueberläufer eingebracht, welche einstimmig von dem traurigem Zustand des schwedischen Heeres Nachricht gaben, daß es kaum noch 8000 Mann kampffähiger Leute zählte, weil die Bauern jeden der sich vom großen Troß entfernte erschlügen, und Krankheiten besonders seit dem Rückzuge furchtbar in seinen Reihen wütheten.

Als der Kurfürst in Königsberg den Rückzug der Schweden von Insterburg auf Tilsit erfuhr, beschloß er ihnen den Weg aus Preußen zu verlegen. Noch einmal führte er sein Heer auf Schlitten von
27. Jan. Königsberg nach Labiau. Hier erhielt er am Tage nach seiner Ankunft die Nachricht, die Schweden befänden sich neun Meilen vor ihm in der Nähe von Tilsit. Unverzüglich sendete er Görzke mit 4000 Reitern ihnen nach, um ihren Marsch zu verzögern; er selbst mit dem Rest des Heeres machte einen zweiten Schnellmarsch drei Meilen über das kurische Haf bis zur Mündung der Gilge, während die Schweden sich in Tilsit und in der Umgegend dieser Stadt ein-
30. Jan. quartierten. Kaum hatte Friedrich Wilhelm einige Stunden gerastet, so marschirte er bei der strengsten Kälte vier Meilen nach Kukernes, einem Orte drei Meilen unterhalb Tilsit an der Ruß, und war nun endlich dem Feinde zur Seite. Hier kam die Nachricht, Treffenfeld, der den Vortrab Görzkes führte, habe mit seinen 1000 Reitern nahe bei Tilsit sechs Regimenter Dragoner und ein ihnen zu Hilfe gesendetes Regiment geschlagen, viele Leute niedergehauen, gefangen, und sich des ganzen Gepäckes bemächtigt; ja er würde noch mehr gethan haben, wenn ihn Görzke hinlänglich unterstützt hätte. Als Treffenfeld die eroberte Fahne überbrachte, ernanute ihn der Kurfürst auf der Stelle zum Generalmajor, und befahl ihm mit seinen Reitern die Schweden ferner zu verfolgen. Diese waren über den unerwarteten Angriff in eine solche Bestürzung gerathen, daß sie in größter Eile Tilsit räumten, ihre Magazine Preis gaben, und sich über die Memel gegen Koadjuten zurückzogen. Der Kurfürst ging über die eisbelegte Ruß, und wendete sich nach dem Heidekrug, in

der Voraussetzung, die Feinde würden hierher ihren Weg nehmen. Dies war auch wirklich geschehen, denn eine Zeit lang marschirten beide Heere ohne es zu wissen, eine kleine Meile neben einander, die Brandenburger links, die Schweden zur Rechten. Als die Infanterie am Heidekrug geordnet wurde, hörte man Kanonenschüsse zur rechten Hand. Es war Görzke, welcher die schwedische Nachhut unter dem Kommando des Oberfeldherrn selbst eingeholt hatte. Der Feind verlor in diesem Kampfe 1000 Mann an Todten, 300 Gefangene nebst tausend mit Proviant beladenen Wagen. Der ganze Rest der feindlichen Macht hätte hier vernichtet werden können, doch Görzke hörte auf sie zu bedrängen und ließ nur noch durch Treffenfeld die Verfolgung fortsetzen. Die gefangenen Offiziere berichteten, daß die Schweden in zwei Tagen kein Brot gehabt, fünf Tage ohne Feuer anzünden zu dürfen, auf dem Felde zugebracht, und nur noch 2 bis 3000 dienstfähige Leute hätten, von denen die Kavalerie auf dem Marsche von Stunde zu Stunde immer noch Pferde einbüßte.

Der Kurfürst machte große Anstrengungen um die Schweden noch zu erreichen, doch dies gelang ihm nicht; nur Treffenfeld verfolgte mit seinen 1000 Reitern den Feind, und brachte ihm noch einmal 2. Fbr.
einen empfindlichen Verlust bei, mußte aber wegen Ermattung seiner Leute und Pferde endlich von der Verfolgung abstehen. Schöning mit 1000 Reitern und 500 Dragonern löste ihn ab. Der Zustand der Schweden wurde von Tage zu Tage entsetzlicher, denn nun sammelte sich auch ihnen zur Seite das samaitische Aufgebot unter der Anführung des General Paz. Da verbrannten sie ihr Fuhrwerk, ließen Geschütze und Munitionswagen stehen, oder übergaben sie als Geschenk für den König von Polen dem General Paz, von welchem sie der Kurfürst nachher für eine mäßige Summe erkaufte.

Der Weg, den die Schweden zogen, war durch Gepäck und Leichen bezeichnet. Noch einmal machte Schöning eine Anstrengung um sie zum Kampfe zu bringen, indem er den Oberst von Dewitz mit dreihundert Pferden nachschickte, damit er die Nachhut des Feindes abschnitte. Es gelang diesem auch sie zu erreichen und aufzuhalten. Noch einmal entspann sich ein Gefecht. Trotz ihrer fürchterlichen Lage schlugen sich die Schweden sehr brav; Verlust war auf beiden Seiten, indem Mann gegen Mann kämpfte, der General Schöning selbst wäre beinah in Gefangenschaft gerathen, doch war im 7. Fbr.

Ganzen der Nachtheil auf Seiten des Feindes. Nur mit 1000 Reitern und 500 Infanteristen erreichte der Feldmarschall Horn endlich die livländische Grenze. Auch hier glaubten sich die Schweden anfangs noch nicht sicher; selbst in Riga war man vor einer Belagerung besorgt. Da aber erhielten die brandenburgischen Truppen den Befehl zu ihren Regimentern zurückzukehren.

Mit diesem ebenso ruhmvollen als merkwürdigen Feldzuge beschloß Friedrich Wilhelm seine glorreiche kriegerische Laufbahn. Durch einen unerhört schnellen Marsch mitten im rauhesten Winter hatte er den Feind besiegt, noch ehe er das Schwert zum Streiche erhoben; das feindliche Heer vernichtet, ohne seine siegreichen Truppen der Gefahr eines Verlustes auszusetzen, und doch hatte er tapfere Krieger und geschickte Generale zu Gegnern. Von ihrer starken aus vier und dreißig Kanonen und zwei Mörsern bestehenden Artillerie hatten diese nur acht kleine Feldstücke gerettet. Schon von Kukernes an der Memel aus theilte der Kurfürst seinen Verbündeten, dem Kaiser, Dänemark, Kursachsen, Kurbaiern, Pfalz-Neuburg, dem Bischof von Münster, den Herzogen von Braunschweig, Lüneburg und von Lothringen, dem Prinzen von Oranien und den Generalstaaten den Verlauf der wichtigen Ereignisse mit. Sein Bericht schließt mit den Worten: „Ich habe billig dem Höchsten zu danken, daß der Feind, ungeachtet er sich ausgeruht und in guten Quartieren gestanden, dagegen meine Leute innerhalb vierzehn Tagen bei hundert Meilen in dieser Jahreszeit marschirt, innerhalb zwei Tagen, wie ich ihn nur mit meiner Kavalerie erreichen können, ruinirt und aus dem Lande gejagt worden.“ Am 31sten März 1680 wurde über diesen Sieg ein allgemeines Dankfest gehalten.

Mit den Siegen des Kurfürsten auf dem Felde der Ehre hielten aber diesmal seine Erfolge in dem Gebiete der Diplomatie nicht gleichen Schritt, woran freilich die Schlaffheit und daneben die Eifersucht seiner Bundesgenossen schuld war. Wie ehemals gegen Ferdinand II., so gebrauchte jetzt gegen Leopold I. Frankreich die Jesuiten, um ihn durch Besorgniß vor den Protestanten in dem Reiche und in seinen Erblanden zu einem übereilten Frieden zu schrecken. Während
1679 Friedrich Wilhelm noch hoffte den Verhandlungen eine günstige Wen-
5. Fbr. dung zu geben, war schon der Vertrag zwischen dem Kaiser, Frankreich und Schweden abgeschlossen. Braunschweig-Lüneburg trat an

demselben Tage bei, der Bischof von Münster bald darauf. So stan- 29.
den Dänemark und Brandenburg vereinzelt. Da die französischen Mrz.
und schwedischen Gesandten nicht mehr in Nimwegen mit den kurbrandenburgischen unterhandeln wollten, so schickte der Kurfürst Meinders mit neuen Instructionen nach Paris, in der Hoffnung, da alles jetzt ihn verließ, wenigstens noch Stettin zu retten. Aber Ludwig XIV. war fest entschlossen nichts von seinen Forderungen abzulassen. Sein Minister Louvois antwortete dem Gesandten Meinders auf seine Vorstellungen, der Kurfürst habe nicht Unrecht, man würde ihm auch gern Stettin gönnen, doch wollten es die Schweden nicht abtreten, und der König habe seine Ehre für die völlige Herstellung Schwedens verpfändet; eine Summe Geldes könne man geben, aber nicht über schwedische Länder verfügen. Jetzt begannen geheime Unterhandlungen. Meinders versuchte das französische Kabinet durch Bestechung für seine Zwecke zu gewinnen. Wie es scheint, bot er Cleve nebst Wesel für das schwedische Pommern, für den Dauphin, nach dem Tode des Kaisers, sogar seine Stimme zur Wahl. Trotz dieses hohen Preises gab Ludwig diesmal nur dem Gebote der Ehre Gehör. Louvois eröffnete dem Gesandten in der damals am versailler Hofe üblichen Weise: „Wir werden erst Lippstadt, dann Minden, Halberstadt und Magdeburg nehmen, auf Berlin marschiren und nicht den Krieg auf schwedische Weise führen.“ Zugleich gingen 1679
8000 Franzosen aus dem Clevischen über den Rhein. Mrz.

Kaum einen Waffenstillstand von vier Wochen gewährte der stolze Minister, und auch dann nur gegen Einräumung von Wesel und Lippstadt. Eine Verlängerung desselben auf vierzehn Tage mußte 1679
31.
Friedrich Wilhelm durch Zurückberufung seiner nach Westindien ge- Mrz.
schickten Kaper erkaufen.

Alle Künste der hinhaltenden und zaudernden Unterhandlung, welche Friedrich Wilhelm bis jetzt mit so vielem Erfolg angewendet hatte, blieben hier ohne die geringste Wirkung. Colbert, der in Nimwegen mit Meinders nach dessen Wiederkehr aus Berlin das Friedensgeschäft betrieb, erklärte diesem, daß Frankreich, wenn am 19ten Mai der Friede nicht definitiv abgeschlossen wäre, unverzüglich zur Erneuerung der Feindseligkeiten schreiten würde; jede weitere Reise nach Paris wäre nutzlos. Und so war es auch wirklich; Louvois erklärte sich eben so entschieden für die alten Bestimmungen, daß dem Kurfür-

sten nur, was er im stettiner Vertrage vom Jahre 1653 auf dem rechten Oderufer verloren hatte, von Schweden zurückerstattet wer-
29. den sollte. Endlich unterzeichnete Meinders in St. Germain en Laye
Juni den Frieden. Die Nachricht davon langte am 12ten Juli Morgens in Potsdam an. Noch in der Nacht wurde Schwerin zu einer Geheimenrathssitzung und Berathung über diesen wichtigen Gegenstand dorthin gerufen. Schon beim Vortrage des Gegenstandes war der Kurfürst auf das tiefste bewegt, unterbrach den Vorleser oft mit wehmüthigen Aeußerungen, und erklärte endlich beim Schluß, ihn betrübe das Opfer so tief, daß er mit dem Gedanken umginge allein mit dem Könige von Dänemark, der ihm 10,000 Mann Hilfstruppen angeboten habe, gegen Frankreich den Krieg fortzusetzen. Er wollte mit eben der Schnelligkeit, die ihm zweimal den Sieg über die Schweden verschafft hatte, nach Minden marschiren, die französische Armee unter Crequi überfallen, und sie so vernichten, ehe sie durch neue Verstärkungen ihm Trotz bieten könnte. Freilich war dies der Rath der Verzweiflung. Alle Geheimräthe, namentlich Schwerin, stellten ihm die Ungleichheit der Mittel und Streitkräfte in diesem Kampf mit der größten Kriegsmacht Europas vor; ja selbst im Falle des Gelingens prophezeihten sie ihm Verderben, weil er seine Staaten dem vernichtenden Anfalle Polens entblößen müßte. Dies sah der umsichtige Fürst nur zu gut ein; er machte mit den Worten seines Lieblingsdichters Ovid: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!" seinem schmerzlichen Unwillen Luft, und unterzeichnete den für ihn so kränkenden Vertrag. Nur Damm und Gollnow auf dem rechten Oderufer blieben ihm von seinen glorreichen Eroberungen; außerdem mußte Schweden auf alle Ansprüche und Rechte, welche es durch den stettiner Vertrag erhalten hatte, besonders auf die Zölle in Hinterpommern verzichten. In einem besondern Artikel verpflichtete sich Ludwig XIV., zum Beweis seiner Freude, daß sein ehemaliger Bundesgenosse in das alte Verhältniß mit ihm zurückkehren wollte, ihm binnen zwei Jahren 300,000 Kronen zum Ersatz für den erlittenen Schaden zu zahlen. Die Schweden waren mit diesen unter den obwaltenden Umständen so äußerst günstigen Vertrag noch nicht einmal zufrieden, mußten sich aber dennoch fügen. Der Kurfürst hatte sich so schnell zur Unterzeichnung entschlossen, um die Franzosen aus seinen rheinischen Besitzungen zu entfernen, doch geschah dies erst, nach-

dem Dänemark und Schweden durch den Frieden von Lunden alle 1679
ihre Streitigkeiten beendet hatten. Unterdessen trieb Crequi monat- 9. Oct.
lich 50,000 Thaler aus den von ihm besetzten Landestheilen ein, während Friedrich Wilhelm nur 28,000 in dem schwedischen Pommern erhob. Die Festung Wesel wurde erst im Februar des folgen- 1680
den Jahres von den Franzosen verlassen. Bei der Räumung der eroberten pommerschen Festungen durften jedoch die brandenburgischen Truppen alles darin gefundene Geschütz mitnehmen.

Aus dem Frieden von Nimwegen übrigens war für den Kurfürsten noch der Vortheil erwachsen, daß die Generalstaaten aus Dankbarkeit wegen des Beistandes zur Zeit der größten Noth definitiv auf die hoofeisersche Schuld, welche bis auf 12,060000 Gulden berechnet wurde, vollkommen Verzicht leisteten.

Nach Beendigung des Krieges wollte der König Christian V. von Dänemark seine frei gewordenen Truppen von Holstein nach Hamburg zur Unterwerfung dieses wichtigen Handelsplatzes, auf welchen er alte Ansprüche zu haben vorgab, marschiren lassen. Da seit alten Zeiten Brandenburg in Bündniß und Freundschaft mit der reichen Stadt gewesen war, so schien es jetzt der geeignetste Mittler zu sein; bald brachte es auch der Gesandte des Kurfürsten, Krakow dahin, daß die Hamburger den König mit einer Geldsumme entschädigten und ihm selbst den Rückstand der Hilfsgelder aus dem letzten Kriege mit 125,000 Thaler berichtigten.

Die letzten Lebensjahre des großen Kurfürsten. 1679—1688.

Die bittern Erfahren, welche Friedrich Wilhelm in dem letzten Kriege gemacht hatte, ließen einen tiefen schmerzlichen Eindruck in seinem Gemüth zurück, und führten zu einer vollständigen Aenderung seiner politischen Verhältnisse. Wenn man seine Anstrengungen im Verlauf der sieben Kriegsjahre bedenkt, wie er zuerst unter allen Mächten zur Vertheidigung Hollands und des politischen Gleichgewichts in Europa aufstand, seine Unterthanen durch Truppenaushebungen und übermäßige Steuern erschöpfte, zuletzt von seinen Bundesgenossen, die ihm zum Theil ihre Rettung vom Untergange verdankten, einem übermächtigen Gegner Preis gegeben wurde, so kann es nicht mehr auffallend erscheinen, wenn er von seiner bisherigen

Politik abwich. Dänemark hatte sich von allen Bundesgenossen am treusten bewiesen, doch war dem Kurfürsten kein Vortheil aus dem Bündniß erwachsen, ja Christian V. beschuldigte ihn, daß er es an dem nöthigen Nachdruck gegen Frankreich habe mangeln lassen; es trat daher eine Erkältung zwischen ihm und Friedrich Wilhelm ein. Unzuverlässiger als die Dänen hatten sich die Generalstaaten, der Kaiser und Spanien gezeigt, deshalb herrschte zwischen Friedrich Wilhelm und diesen Mächten eine Spannung, welche mit dem Kaiser und den Generalstaaten in einen lebhaften Zwist, mit Spanien sogar zu Feindseligkeiten führte. Dagegen schloß er sich eng an Frankreich, von deutschen Staaten an Sachsen und an das bisher ihm feindlich gesinnte Hannover.

Kaum war der Friede zu St. Germain abgeschlossen, so erließ Friedrich Wilhelm ein Schreiben voll scharfer Vorwürfe an die Generalstaaten, und verlangte von ihnen Schadenersatz für seine großen im Grunde nur ihnen gebrachten und durch ihre Schuld unvergüteten Opfer. Da die Holländer höflich aber ausweichend antworteten, so drohte er ihnen mit den Waffen, doch Louvois trat zwischen die Streitenden, und erklärte, daß er ein bewaffnetes Einschreiten in der Nachbarschaft Frankreichs nicht billigen könnte, versprach dagegen sich für die Bezahlung der rückständigen Subsidien zu verwenden.

Ernstlicher und dauernder war die Spannung mit dem Kaiser. Auch von ihm forderte Friedrich Wilhelm Ersatz wegen der Folgen des schimpflich abgeschlossenen nimwegener Friedens. Hierauf erwiederte das wiener Kabinet seinerseits mit dem Vorwurfe, der Kurfürst habe nur für sich, nicht für das Reich gefochten, freilich ein höchst ungenügender Einwand, gegen den er sich glänzend rechtfertigen konnte. Sein Unmuth über Oestreich stieg noch, als Leopold zum Ersatz für das im Frieden an Frankreich abgetretene Freiburg die Reichsstädte Ueberlingen und Offenburg haben wollte. Mit siegreicher Energie widersetzte er sich den Forderungen des Kaisers, verlangte jedoch auch für sich selbst ohne Erfolg, weil die Stände lebhaften Widerstand leisteten, zur Entschädigung für seine Anstrengungen die Reichsstädte Dortmund, Mühlhausen und Nordhausen. Die Stimmung zwischen den Kabinetten von Berlin und Wien wurde so gereizt, daß man in letzterem besorgte, der Kurfürst werde Ansprüche auf die seit fünf Jahren mit dem Aussterben der Piasten erledigten,

und vom Kaiser als König von Böhmen eingezogenen Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau geltend machen, und die Waffen, mit denen er Holland bedroht, jetzt gegen Oestreich kehren. Der Kaiser glaubte so sehr an die kriegerischen Absichten Friedrich Wilhelms, daß er eilig Vorkehrungen deshalb traf, und mit Baiern ein Bündniß gegen diejenigen schloß, welche wegen des nimwegener Friedens Krieg anfangen würden.

Dennoch ward hier der Frieden nicht gestört, mit Spanien dagegen, welches ganz außer dem Bereiche der Politik des Kurfürsten zu liegen schien, kam es zu Feindseligkeiten, und zwar merkwürdig genug — zur See, ein um so keckeres Unternehmen, da das kleine und arme Brandenburg bisher noch keine Schiffe besessen hatte, und nun gegen die stolze in beiden Indien herrschende Macht in den Kampf ziehen wollte. Folgendes war der Grund des Bruches. Seit dem Jahre 1674 hatte sich Spanien zu 32,000 Thaler Subsidien monatlich verpflichtet, aber so unregelmäßig seine Termine eingehalten, daß die Summe der rückständigen Gelder nach Abschluß des Friedens gegen 2,000000 betrug. Da Spanien freilich nicht nur aus Mangel an gutem Willen, sondern trotz seiner Silberflotten aus Unvermögen nicht zahlte, so ließ Friedrich Wilhelm dem madrider Kabinet anzeigen, daß er sich selbst Genugthuung verschaffen würde. Durch seine erneute Freundschaft mit Ludwig XIV. sicherte er sich vor einem Angriff auf Cleve von Belgien aus, und schritt sogleich zu seinen Seeunternehmungen. Sechs in Pillau ausgerüstete Fregatten von zwanzig bis vierzig Kanonen, deren Bemannung fast 1000 Mann ausmachte, liefen unter dem Befehl des Holländers Cornelius van Beveren durch den Sund in die Nordsee gegen die spanischen Schiffe aus. Es glückte dieser kleinen Flotte sich eines großen spanischen mit brabanter Spitzen und Tüchern beladenen Schiffes von 1680
sechzig Kanonen, dessen Ladung in Pillau für 100,000 Thalern verkauft wurde, wegzunehmen. Am Hofe Karls II. war man sehr aufgebracht über die Verwegenheit eines so kleinen Fürsten, und ertheilte sogleich dem Statthalter der Niederlande, Herzog von Villa Hermosa Befehl in Cleve einzurücken. Man hatte keine Vorstellung von der wirklichen Lage der Verhältnisse, und war daher nicht wenig verwundert, als der Herzog Einwände dagegen machte, weil es nicht so leicht sei den kleinen Marquis, wie man ihn nannte, zu züchtigen,

sondern im Gegentheil Belgien leicht dabei in seine Hände fallen könnte.

Die Seemächte, obgleich unzufrieden mit diesem kleinen Kriege, der ihren Handel störte, konnten doch gegen die gerechten Beschwerden des Kurfürsten nichts einwenden, besonders, da er den Spaniern immer wieder von Neuem den Frieden anbot, wenn man auf seine Forderungen eingehen wollte. Nachdem die brandenburgischen Schiffe auch eine Zeitlang ohne großen Vortheil in Westindien gekreuzt hatten, wagten sie es nach dem Kap von S. Vincent zu segeln, um die Ankunft der Silberflotte abzuwarten. Da ließen die Spanier, voll Erstaunen und Unwillen über eine solche Keckheit einer ihnen bisher unbekannten Seemacht zwölf Gallionen gegen die Kreuzer auslaufen. Nach einem zweistündigen Seegefecht wurden diese genöthigt nach dem portugiesischen Hafen Lagos und von da nach Pillau zu gehen. Unterdessen hatten zwei neue Fregatten und das wieder ausgerüstete weggenommene spanische Schiff an der flandrischen Küste gekreuzt. Ihr Zug blieb ohne wesentlichen Erfolg, theils weil die Spanier ihren Handel meistens auf neutralen Schiffen trieben, theils auch wegen der Unzufriedenheit der Seemächte, für welche die Störung des Handels von Tag zu Tag lästiger wurde. Da überdies der ganze Ertrag des brandenburgischen Kaperwesens nur ungefähr die Kosten deckte,
1682 so gab der Kurfürst es auf, betrieb jedoch den Seehandel seit jener Zeit mit verdoppeltem Eifer. Wie überall, so zeigt sich auch in diesen Angelegenheiten sein großer Unternehmungsgeist, der vor dem Ungewöhnlichen niemals zurückschreckte, ja im Gegentheil es liebte, weil er die Kraft in sich fühlte, alles mit Erfolg auszuführen. Und, man muß es gestehen, alles, was die Hand des großen Mannes berührte, selbst Dinge, die der Natur des brandenburgischen Staates so widerstrebten, wie das Seewesen, sie gediehen bewunderungswürdig unter seiner schöpferischen Pflege.

Wir haben nun genauer betrachtet, in welche Spannung Friedrich Wilhelm mit seinen Freunden gerathen war. Ohne Bundesgenossen, ohne Subsidien konnte er seine hohe auf ein bedeutendes Heer gegründete Stellung in Europa nicht behaupten, daher ließ er dem Könige von Frankreich sogleich nach dem Frieden von St. Germain ein enges Bündniß, natürlich gegen ansehnliche Subsidien antragen. Aber wie reich auch die durch Colberts Genie und Ludwigs Größe

eröffneten Hilfsquellen Frankreichs flossen, so hatte sie der kostspielige siebenjährige Krieg, die Schöpfung einer neuen meerbeherrschenden Flotte, die durch große Freigebigkeit hervorgerufenen ruhmreichen Denkmäler der Kunst und Wissenschaft doch endlich erschöpft. Daher erwiederte Ludwig XIV. auf Friedrich Wilhelms Antrag, er müsse selbst der Ersparung wegen Truppen entlassen, könne auch überdies schicklicher Weise nicht unmittelbar vom Kriege zu einem engen Bündnisse übergehen. Die Antwort des Königs nahm dem Kurfürsten seine wohlbegründete Hoffnung nicht. Er kannte Ludwigs Gesinnung, er wußte recht wohl, daß große Pläne zur Erhöhung der Macht Frankreichs in seinem Haupte reiften, und daß weder seiner Unterthanen stilles Glück noch fremdes Recht ihn von der Ausführung derselben zurückhielten. Daher erwartete er, daß Ludwig XIV. bald von selbst zu ihm kommen würde, und diese Erwartung betrog ihn nicht.

Die Reunionskammern in Metz, Breisach und Besançon, welche nach dem Grundsatze verfuhren, „dem Könige von Frankreich gebühre die volle Souverainität über die im westphälischen Frieden erworbenen Reichsländer, und diese gehe so weit, daß er auch alle und jede Pertinenzien, welche irgend einmal mit diesen Städten und Territorien in Verbindung gestanden, zurückzufordern berechtigt sei," begannen damals ihre für Deutschland verderbliche Thätigkeit. Obgleich Louvois selbst anfangs den Gedanken zu diesem unerhörten Gewaltschritt als halb wahnwitzig zurückwies, so fand er ihn doch später nützlich und ausführbar genug, um ihn mit aller der ihm eignen Energie ins Leben treten zu lassen. Während der Reichstag zu 1679
Regensburg mit großer Gelehrsamkeit den Ungrund der französischen Anmaßungen darlegte, zog Ludwig Grafschaften und Fürstenthümer unter seine Bothmäßigkeit, wiewohl stets unter dem Schein rechtlichen Verfahrens, bis plötzlich die Kunde, die Franzosen hätten Straßburg durch Ueberfall eingenommen, Kaiser und Reich aus ihren le- 1681
thargischen Träumereien weckte. Aber auch jetzt kam man noch nicht 30. Spt.
einmal zum Handeln. Die Abgeordneten der zur Unterhandlung mit Frankreich ernannten Reichsdeputation stritten unter sich und mit den französischen Gesandten über das Ceremoniel, den Titel Excellenz, den Vorrang im Sitzen und Unterschreiben, so wie über den Gebrauch der lateinischen Sprache. Da trat Wilhelm von Oranien auf, und

ward der Mittelpunkt einer großen Vereinigung aller europäischen Mächte gegen die Ungerechtigkeiten Frankreichs. Bald traten Holland, das deutsche Reich, der Kaiser, Spanien, ja sogar Schweden, weil die Reunionskammern Karl XI. wegen des Herzogthums Zweibrücken zu einem Vasallen Frankreichs machen wollten, zu einem großen Vereine zusammen. Ludwig XIV. dagegen entwickelte zu jener Zeit ganz die ihm eigene Kraft und Thätigkeit, um die Anstrengungen des großen gegen ihn geschlossenen Bundes zu vereiteln. Vor allem richtete er seine Blicke bei dem ausbrechenden Sturm auf den Kurfürsten, um dessen Beistand sich auch seine Gegner lebhaft bewarben. Wir haben gesehen, mit welchen großen Verlusten und Kränkungen sich Friedrich Wilhelm von dem Egoismus, der Ohnmacht und Characterlosigkeit seiner bisherigen Bundesgenossen überzeugt hatte, und daß er daher anstehen mußte zum zweiten Male seine politische Existenz mit ihnen aufs Spiel zu setzen. Zwar empörte sich sein deutsches Herz gegen die von Frankreich seinem Vaterlande zugefügten Kränkungen; doch hoffte er, der stolze Monarch würde sich mit geringeren Opfern begnügen, wenn man ihm nur einiges willig gewährte, da ihm ohnehin das bisher Geraubte nicht so leicht zu entreißen war; immer jedoch, meinte er, werde man auf dem Wege der Güte mit dem kriegerischen Könige weiter kommen als mit den Waffen. Von Frankreich erwartete er mit Recht größere Vortheile für sich als von den Verbündeten. Es mochte ihn wohl der Gedanke leiten, wenn das römische Reich, für welches er vergeblich bisher seine Kräfte aufgewendet hatte, doch einmal der Auflösung nahte, so wäre es am besten für Brandenburg so viel als möglich zu gewinnen, um die eigene Hausmacht zu vergrößern und dieselbe als einen im System der europäischen Mächte selbständig fortdauernden Staat hinzustellen; vielleicht dachte er damals an eine vollständige Trennung von dem alten in sich zerfallenen Reiche. Er folgte hierin den Ansichten seines von Frankreich gewonnenen geheimen Rathes Gottfried von Jena.

Das französische Kabinet seinerseits suchte den Kurfürsten auf jede Weise zu gewinnen und wider seine Gegner zu reizen. Man schmei-
1682 chelte ihm beim Abschluß des neuen Bündnisses mit der Bewilligung
22. Jan. des schwedischen Pommern, mit seinen Ansprüchen auf die Herzogthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, um seine Zustimmung zu den letzten Erwerbungen zu haben, wogegen Ludwig XIV.

mit ferneren Reunionen einzuhalten versprach. Auch mit Dänemark, indem sich alle politischen Verhältnisse umkehrten, trat Frankreich in freundschaftliche Beziehung und vermittelte ein neues Vertheidigungsbündniß zwischen dem Kurfürsten und diesem Staate. Beide vereint gewannen den Kurfürsten von Cöln und den Bischof von Münster für sich, doch den Kurfürsten von Sachsen Johann Georg III. konnten sie nicht von dem Kaiser abwendig machen.

Auf dem Reichstage kamen die österreichischen mit den brandenburgischen Gesandten, zu denen auch Jena gehörte, fast zu einem völligen Bruch. Letztere waren unbedingt für den Frieden, da selbst der Verlust Straßburgs nicht so nachtheilig für Deutschland sei als ein Krieg, ja Friedrich Wilhelm scheute sich nicht offen zu erklären, er mißbillige zwar das Verfahren der Reunionskammern, und Ludwigs XIV. seit einiger Zeit zunehmende Härte gegen die Reformirten, doch übrigens sei er für Frankreich. Des großen Kurfürsten Politik erscheint hier undeutsch und kleinmüthig, erwägt man aber, was vorangegangen war, den unseligen Zustand des Reiches in jenem Augenblick nebst den ihm von außen drohenden Gefahren, so ist sie nur die eines besonnenen alle Verhältnisse und Folgen wohl erwägenden Mannes.

Von dem Kaiser selbst war für die deutschen Angelegenheiten wenig zu hoffen. Täglich wuchs der Aufstand in Ungern; die Osmanen benutzten ihn, und zogen mit ungeheurer Kriegsmacht gegen die Grenzen des Reichs. Da galt es Frieden im Westen zu machen um die Hand frei zum Schlage gegen den Osten zu erhalten. Auch Friedrich Wilhelm erbot sich zu kräftiger Hilfe, wenn man vorher einen festen Vertrag mit Frankreich schlösse, und seine Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer berücksichtigte. Der Kaiser, über diese Mahnung so wie über die Klage wegen Bedrückung der Protestanten empfindlich, wurde argwöhnisch, als der Kurfürst zu dem Türkenzuge nicht unter 12,000 Mann stellen wollte. Er besorgte, und hierin ward er durch die Intriguen der französischen Diplomatie bestärkt, die brandenburgischen Truppen würden sich bei dieser Gelegenheit in Schlesien festsetzen, daher zerschlug sich die ganze Unterhandlung. So kam es, daß in der berühmten Schlacht bei Wien brandenburgische Truppen nicht mit fochten. 1683 12. Spt.

Obgleich Friedrich Wilhelm zur Nachgiebigkeit gegen die Franzo-

sen gerathen hatte, weil er keinen glücklichen Erfolg der deutschen Waffen unter den damaligen Verhältnissen hoffte, so war er doch ihrer Absicht, Feindseligkeiten unter den Reichsständen selbst anzuregen, fortwährend hinderlich. Er stimmte jetzt vor allen Dingen für den Frieden. So ward auch meistentheils auf seinen Betrieb in Regens-
1684 15. Aug. burg ein zwanzigjähriger Waffenstillstand geschlossen, welcher den Franzosen Straßburg und alle dem Reiche bis zum 1. August 1681 genommenen Plätze ließ.

Mitten unter den Wirren der Diplomatie war Friedrich Wilhelm endlich zum wirklichen Besitz des im westphälischen Frieden erworbe-
1680 Juni nen Herzogthums Magdeburg nach dem Tode des letzten Verwesers gelangt. Fast um dieselbe Zeit hatte er den Plan gefaßt, seinen zweiten Sohn Ludwig mit der reichen Erbtochter des verstorbenen Fürsten Bogislaw Radziwill zu verheirathen. Es gelang auch trotz des
1681 Königs Johann und des Reichstags gesetzlicher Bestimmung daß die Prinzessin keinen Ausländer heirathen dürfte; aber als aller Widerspruch gegen die Ehe des vierzehnjährigen Prinzen mit seiner dreizehnjährigen Braut beseitigt war, da starb Markgraf Ludwig, und
1683 raubte dem Hause Brandenburg durch seinen Tod nicht nur die reiche Erbschaft, sondern auch die Aussicht auf den polnischen Thron.

Der enge Anschluß Friedrich Wilhelms an Frankreich währte nicht lange. Erstens erhielt er bei weitem nicht so viel als er gehofft hatte zur Unterhaltung seines Heeres, welches seit dem Kriege fast um die Hälfte vermindert worden war, dann weigerte sich auch Ludwig XIV. in seine Pläne auf das schwedische Pommern einzugehen, ja er wollte ihm nicht einmal Beistand leisten, wenn er von einer andern Macht angegriffen werden sollte. Dazu kam das gewaltthätige Verfahren gegen die Familie des Prinzen Wilhelm von Oranien und die Wegnahme des ihm gehörigen Fürstenthums Orange, an welches nach des Statthalters Tode das Kurhaus Brandenburg Ansprüche hatte. Am meisten entfernte ihn von Ludwig XIV. die grausame Verfolgung der Reformirten in Frankreich. Friedrich Wilhelm, fern von allem Glaubenshaß, doch aufrichtig religiös, nahm sich der Evangelischen überall, in Polen, in Schlesien, in Ungern, ja selbst der Waldenser in Piemont an. Daher war es ganz natürlich, daß er, als man in Frankreich die schweren Verfolgungen der Religion wegen begann, sich bei seinem königlichen

Bundesgenossen für seine leidenden Glaubensbrüder verwendete. Der stolze Ludwig blieb nicht ohne Empfindlichkeit über diese Einmischung in die Angelegenheiten seiner Unterthanen, da der Kurfürst nicht blos mit Worten, sondern sogar durch die That sein Verfahren mißbilligte. Schon damals veranlaßte der eifrig reformirte Oberpräsident Otto von Schwerin mehrere evangelische Franzosen sich auf seinem Gute Altlandsberg nahe bei Berlin anzusiedeln. Bald folgten diesen angesehene Leute, denen der Kurfürst hohe Kriegs- und Hofämter gab; einer von ihnen, du Bellay d'Anché, wurde Kammerherr und Erzieher seiner Söhne zweiter Ehe. Ein solches Verfahren konnte Ludwig XIV. leicht wie eine Mißbilligung seiner Maßregeln erscheinen, und er war nicht der Mann dies von einem Bundesgenossen zu ertragen, den er trotz seiner persönlichen Vorzüge doch immer nicht wie einen Ebenbürtigen ansah. Anderseits mußte sich der Kurfürst unheimlich in dem Bunde mit einem Monarchen fühlen, welcher die höchsten menschlichen Interessen so rücksichtslos grausam verletzte. Deshalb näherte er sich von dem Abschluß des zwanzigjährigen Waffenstillstandes an wieder dem Kaiser; er suchte Frankreichs Einfluß auf Deutschland dadurch zu schwächen, daß er im Verein mit Dänemark und mehreren deutschen Fürsten ein Bündniß errichtete, und den Kurfürsten von Cöln in dasselbe zog, um ihn vom Interesse Frankreichs abzulenken. Dem Kaiser erklärte er: das wirksamste Schutzmittel Deutschlands gegen weitere Umgriffe Frankreichs sei die Errichtung einer tüchtigen und bereiten Heeresmacht der größeren Fürsten, zu deren Unterhalt die kleineren waffenlosen Reichsstände beitragen müßten, weil sie ja die Wohlthat des Schutzes genössen. Er für sich sei bereit, ein starkes Heer aufzustellen, wenn der Kaiser den kleinen Reichsständen an der Elbe Beiträge zum Unterhalt desselben auflegen wolle. Freilich ließ sich bei diesem Rathe bemerken, daß, wie nützlich er immer war, der größte Nutzen dennoch dem Kurfürsten selbst zufiel, der dann mit einem Male seiner bisherigen großen Sorge das für sein Land zu starke Heer aus eignen Mitteln zu erhalten entbunden, die Last davon zum großen Theile den Reichsständen aufgebürdet hätte. Daher wies der ohnehin mißtrauische Kaiser einen für sein Ansehen und des Reiches Bestehen so gefährlichen Vorschlag von sich, indem er entgegnete, er

habe kein Recht zu solchen Verfügungen über die Reichsstände, und übrigens halte der Kurfürst schon ein zu starkes Heer, als daß nicht dadurch der Argwohn seiner Nachbarn erregt werden müßte. Dafür weigerte sich aber auch dieser seinerseits Hilfe gegen die Türken zu leisten, als ihn der Kaiser an sein Versprechen deshalb erinnerte; doch entzog er sich der Pflicht des Kampfes gegen den gemeinschaftlichen Feind der Christenheit nicht ganz, sondern schickte dem Könige von Polen 2000 Mann nach Ungern, welche sich im Kampfe mit den damals noch gefürchteten Osmanen rühmlichst auszeichneten.

1685 Fbr. Im Anfang des folgenden Jahres ging der jüngere Otto von Schwerin als Gesandter zum Kaiser Leopold wegen der Belehnung mit Magdeburg, besonders aber um das privilegium de non appellando in allen Provinzen, wie bereits schon in der Mark, und Genugthuung in Bezug auf die schlesischen Herzogthümer zu erhalten. Man begegnete am Hof zu Wien dem Gesandten mit großer Höflichkeit, doch wollte der Kaiser auf die wenigsten Punkte seiner Instruction eingehen. Mit Mühe und nur auf die Drohung unverzüglicher Abreise erhielt er die Belehnung über Magdeburg und ganz Pommern. Merkwürdig ist diese Sendung noch dadurch, daß der Kaiser auf die Anforderung des Kurfürsten demselben den Titel eines Grafen von Hohenzollern zuerkannte. Die Forderungen rücksichtlich der schlesischen Herzogthümer und der glimpflicheren Behandlung der evangelischen Unterthanen wurden ohne weiteres ganz beseitigt.

Trotz dieser geringen Nachgiebigkeit versuchte der kaiserliche Hof schon im folgenden Jahre den Kurfürsten zu einem für Oestreich sehr vortheilhaften Vergleich zu bereden. Dem östreichischen Bevollmächtigten in Berlin, Baron Freydag zu Gödens, einem sehr geschickten Diplomaten gelang es, vom Kurprinzen und dem Fürsten von Anhalt
1685 unterstützt, einen Vergleich zu Stande zu bringen, nach welchem der
25. Dec. Kurfürst im folgenden Jahre 8000 Mann dem Kaiser gegen die Türken zu senden und auf sechs Monate zu besolden versprach. Zugleich überließ er dem Kaiser 300,000 Thaler rückständiger Subsidienforderungen an Spanien, wogegen ihm dieser zur Ausrüstung des bedungenen Korps 150,000 Thaler zusicherte. Dabei bestand jedoch Friedrich Wilhelm noch auf die Zurückgabe des Herzogthums Jägerndorf. Dessenungeachtet brachte der gewandte Unterhändler, welcher sich sehr geschickt des Kurprinzen Hinneigung zu Oestreich bediente, endlich ein

Vertheidigungs-Bündniß zwischen seinem Herrn und Friedrich Wilhelm 1686
zu Stande. Beide Fürsten sicherten sich gegenseitig ihre Ansprüche 22. Mrz.
in der Pfalz und in der spanischen Nachfolge; der Kurfürst verpflichtete sich dem Kaiser mit 6000 Mann Fußvolk, 1200 Pferden und 800 Dragonern zum Kampfe gegen die Türken, der Kaiser dagegen im Falle des Bedarfs mit 12,000 Mann und 100,000 Thalern Subsidien dem Kurfürsten beizustehen. „Um aber ein Band unauflöslicher Freundschaft zu knüpfen," heißt es ferner in dem Vertrag, „so ist beschlossen, alle Differenzen und Prätensionen, so Einer gegen den andern bisher gestellt, auf einmal aus dem Wege zu räumen. Und weil S. K. Durchlaucht seit der böhmischen Unruhe das Herzogthum Jägerndorf, nach dem Absterben des Herzogs zu Liegnitz die drei Herzogthümer (nämlich Liegnitz, Brieg und Wohlau) nebst den Kosten des neuen Grabens prätendirt, so cediren S. K. M. dem Kurfürsten, dessen Erben und Nachkommen den sogenannten schwibusischen Kreis in Schlesien, die lichtensteinische Schuld in Ostfriesland; dahingegen der Kurfürst, wenn dies alles zur völligen Richtigkeit gekommen, auf seine Ansprüche Verzicht leistet."

Aber selbst dieser nachtheilige Vertrag wurde nur zum Theil erfüllt, und die wirkliche Abtretung des schwiebuser Kreises hinterlistig vereitelt. Der Kurprinz nämlich, wahrscheinlich von seiner durch Freydag in das österreichische Interesse gezogenen Umgebung gewonnen, wurde überredet, nach des Kurfürsten Tode in die Abtretung des schwiebusischen Kreises gegen die Herrschaften Neustadt und
Gimborn zu willigen, eine Verpflichtung, die er schon vor dem Ab- 28. Fbr.
schluß des Vertrages schriftlich übernahm. Veranlaßt wurde der Kurprinz vielleicht zu diesem bedeutenden Opfer durch das Versprechen des Kaisers die für ihn und den ganzen brandenburgischen Staat höchst nachtheilig entworfene letztwillige Verfügung des Vaters durch seine kaiserliche Machtvollkommenheit aufzuheben; nach andern jedoch soll der innige Wunsch des Kurfürsten selbst, sich von Frankreich zu trennen und mit dem Kaiser zu verbinden Antrieb zu diesem Versprechen gegeben haben. Daß übrigens der Kaiser Leopold den Vertrag für sich als äußerst vortheilhaft ansah, beweist das höchst verbindliche Schreiben an den Oheim des Kurprinzen, den Herzog von Dessau, durch dessen Mitwirkung die Verhandlungen zum Ziele geführt waren, denn er stattete darin dem letztern für den Abschluß des

wichtigen Bündnisses den innigsten Dank ab. Zu eben der Zeit verglich sich auch der Kurfürst auf Vermittelung des Kaisers mit dem Herzoge Johann Adolph von Sachsen-Weißenfels wegen Querfurt, Jüterbog, Dame und Burg. Er entsagte allen Ansprüchen auf die drei ersten, wogegen der Herzog die Stadt nebst dem Amte Burg mit allem Zubehör abtrat, und für die Summe von 34,000 Thalern nebst zwei großen Pfründen im Magdeburgischen und Halberstädtischen die Anwartschaft auf die drei übrigen genehmigte.

Der Abschluß des Bündnisses mit dem Kaiser ward durch die politischen Verhältnisse Europas zu jener Zeit lebhaft empfohlen.
1685 Die Aufhebung des Edicts von Nantes, die Thronbesteigung Ja-
22. Oct. cobs II. erregten schwere Besorgniß für die protestantische Religion, und bei der so natürlichen Hinneigung des katholischen Königs von England zu dem Feinde des Calvinismus, Ludwig XIV., auch für die politische Unabhängigkeit des übrigen Europas; kein Wunder also, wenn nach und nach bei Friedrich Wilhelm jeder Gedanke an eine Verbindung mit Frankreich schwand und die Schale durchaus zu Gunsten Oestreichs sank. Außerdem hatte Wilhelm von Oranien nicht nur mit der ganzen unablässigen Thätigkeit seines beharrlichen Characters auf Friedrich Wilhelm gewirkt, sondern sogar den Generalstaaten zur Abfindung für die immer noch rückständigen Hilfsgelder und für die Verlängerung des 1678 abgeschlossenen Bündnisses bis zum Jahre 1700 die bedeutende Summe von 440,000 Thalern abgedrungen. Auch mit Karl IX. schloß der Kurfürst ein geheimes Bündniß zum Schutze des Reichs und gegen die Uebergriffe Frank-
1686 reichs in die Rechte anderer europäischer Staaten; in besondern Ar-
20. Febr. tikeln verpflichteten sich beide Fürsten zur Aufrechthaltung der Religionsfreiheit der Evangelischen, so wie der Ruhe in Polen nach Kräften zu wirken. Dies Bündniß wurde von Seiten des Kurfürsten theils wegen seiner clevischen Besitzungen, theils aber, weil er fortwährend Subsidien von Frankreich bezog, fürs Erste noch geheim gehalten.

Kurze Zeit hierauf gingen brandenburgische Hilfsvölker, 8000 Mann stark, unter dem Oberbefehl des Generallieutenant von Schöning von Crossen aus durch Schlesien nach Ungern. Bei der denkwürdigen Belagerung von Ofen zeichneten sie sich so ruhmvoll aus, daß der Herzog von Lothringen ihre Tapferkeit in einem besondern Schreiben

an den Kurfürsten hervorhob. Nach Erstürmung der Stadt marschirte das fast um die Hälfte geschwächte Corps wieder nach Hause. Trotz ihrer wichtigen Dienste wollte der Kaiser den brandenburgischen Truppen keine Winterquartiere in Schlesien verstatten, doch dies, nach dem Abschluß des letzten Vertrages, nicht sowohl aus Argwohn, als weil sich Schöning, ein eigenwilliger Mann, schon beim Hinmarsch manche Gewaltthätigkeit hatte zu Schulden kommen lassen.

Der Kurfürst übernahm von nun an nach allen Seiten hin die Rolle eines Friedenvermittlers. Sehr beunruhigten ihn die Uebergriffe des Königs von Dänemark. Dieser hatte nicht nur seinem Vetter, dem Herzoge von Holstein-Gottorp, das Herzogthum Schleswig mit Gewalt weggenommen, sondern bedrohte auch Hamburg und Bremen; hier widersetzte sich Friedrich Wilhelm so entschieden den Vergrößerungsplänen seines ehrgeizigen Nachbars, daß jede fernere Gewaltthat unterblieb.

Schwieriger war Friedrich Wilhelms Stellung zu Frankreich. Immer noch erhielt er von Ludwig XIV. Subsidien; er konnte sie zur Erhaltung seines großen Heeres nicht gut entbehren, und doch durfte er als Vaterlandsfreund, als Politiker, als Mann von Ehre die Eingriffe des übermächtigen Königs in Deutschlands Angelegenheiten nicht ferner dulden. Obgleich er dem augsburger Bündniß des Kaisers mit den Reichsständen zur Vertheidigung Deutschlands nicht beitrat, so erklärte er doch demselben, als er auf Ludwigs Verlangen den zwanzigjährigen Waffenstillstand in einen immerwährenden Frieden zu verwandeln, nicht eingehen wollte, er sei fest entschlossen, ihm jetzt und in künftigen Fällen als treuer Kur- und Reichsfürst unerschütterlich anzuhängen, und er freue sich, daß der Kaiser die Grenzen des Reichs nicht wolle einengen lassen; denn, wenn alle Reichsstände ehrlich und vereint nach demselben Ziele strebten, würde die bevorstehende Gefahr abgewendet, Deutschland vor schimpflicher Zerreißung für immer bewahrt, das alte Ansehen erhalten werden. Dabei ermahnte er den Kaiser zu sorgen, daß Katholiken und Protestanten fest zusammenhielten, indem ihre Trennung nur zu beider Theile Verderben dienen könnte.

Auf dem Reichstage jedoch wurde Brandenburg immer noch von dem ganz französisch gesinnten Gottfried von Jena vertreten. Dieser sonst ausgezeichnete Diplomat stimmte unpatriotisch genug dafür,

man müsse, um die Franzosen zu befriedigen, ihnen noch einige deutsche Festungen übergeben. Nichts war wohl natürlicher, als daß man Vorschläge der Art mit allgemeinem Unwillen als einen Verrath an dem Vaterlande bezeichnete. Daher zögerte der Kurfürst jetzt keinen Augenblick, seinen Gesandten von Regensburg abzurufen; und als der französische Botschafter mit der unschicklichen Drohung, daß die Subsidien aufhören würden, wenn Jena nicht nach Regensburg zurückkehrte, den Kurfürsten zu schrecken suchte, antwortete dieser mit edlem Stolze: Man irre sehr, wenn man glaube, ein so elender Beweggrund könne den Kurfürsten bestimmen etwas von seinem wohlerworbenen Ansehn in der Welt aufzugeben, seine Pflichten gegen das Vaterland zu versäumen und die Freiheit seiner Entschlüsse zu beschränken.

Von nun an trat Friedrich Wilhelm um so ernster in seiner Politik auf die Seite des Kaisers. Die erste Wirkung dieses Anschlusses zeigte sich bei der von Frankreich äußerst lebhaft beförderten Wahl des ganz französisch gesinnten Wilhelm von Fürstenberg zum Coadjutor des Kurfürsten von Cöln, doch siegte hier noch der stolze König. Erfolgreicher trat man seinen Wünschen in England entgegen. Auch in diesem Königreiche sollte die evangelische Lehre zugleich mit der bürgerlichen Freiheit noch einen letzten, aber gefährlichen Kampf gegen den Katholicismus und die absolute Zwingherrschaft bestehen. Aber schon lange wachte Wilhelm von Oranien mit spähendem Blick, um den Augenblick zu ergreifen, wo der beleidigte Stolz des freiheitdürstenden Volkes die drückenden Bande abwerfen, und das wankende Zepter der schwachen Hand entreißen würden. Allen Protestanten lag daran, daß England ihnen als ein starker Helfer in einem immer noch als möglich gedachten Glaubenskampfe zur Seite stehen würde.

1686 Schon ein Jahr nach Jacobs II. Thronbesteigung war der Plan eines Einschreitens von Seiten Wilhelms mit Billigung des Kurfürsten entworfen, ja sogar ein Oberfeldherr für die Invasionsarmee, der berühmte Marschall von Schomberg, welcher der Religion wegen Frankreich hatte verlassen müssen, von dem Prinzen von Oranien bezeichnet; doch entschloß man sich zur Ausführung einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten. Um jeden Verdacht zu vermeiden, trat der Marschall als General en chef aller brandenburgischen Trup-

pen, geheimer Staats- und Kriegsrath und Statthalter von Preu-
ßen mit einem Jahrgehalt von 30,000 Thalern in die Dienste des 1687
Kurfürsten. Außerdem ward ein Vertrag abgeschlossen oder wenig- 17. April
stens entworfen, durch welchen sich Friedrich Wilhelm verpflichtete, 8000 Mann für Subsidien in das Clevische zu schicken, um das Unternehmen gegen England zu unterstützen. So bot er vor allen andern Fürsten die Hand zu dem Bunde, welcher dem Siegerschritte des stolzen Eroberers auf Frankreichs Throne zuerst einen festeren Damm entgegensetzte, aber selbst sollte er nicht mehr zur Ausführung des großen Werkes mitwirken, denn die Natur forderte jetzt unerbittlich ihr Recht, und entriß den Heldengreis dem wilden Treiben des neuausbrechenden Kampfes.

Seit den letzten sechszehn Jahren war Friedrich Wilhelm von einem rheumatischen Leiden gequält worden, welches später in Gicht ausartete, und sich beim Wechsel der Jahreszeiten regelmäßig einstellte. Auch im März 1688 hatte sich wie gewöhnlich die gichtische Geschwulst eingefunden, doch achtete man wenig darauf, und hoffte auf die Heilkraft des herannahenden Frühlings. Diesmal war die Krankheit hartnäckiger; sie artete in eine Wassersucht aus. Mit so reißender Schnelligkeit nahm die Wuth des Uebels zu, daß wenigstens der Fürst selbst bald alle Hoffnung zu genesen aufgab. Die Umgebung hielt die Krankheit für nicht so gefährlich; man traf sogar Anstalten zu einer Reise nach Karlsbad. Friedrich Wilhelm fühlte deutlich die nahende Auflösung. Gegen die Mitte des Aprils äußerte er bei mehreren Gelegenheiten, daß der 27ste oder 28ste des Monats sein Todestag sein würde. Die Krankheit zeigte sich übrigens diesmal mit heftigen Schmerzen verbunden.

Mit dem Beginn des Frühlings war der Kurfürst nach Potsdam gezogen, von wo aus in gewöhnlicher Weise alle Befehle erlassen wurden, denn trotz aller Schmerzen und Krankheit widmete er seine Zeit unausgesetzt den Staatsgeschäften. Am 27sten berief er noch einmal den Geheimerath. Es erschienen der Marschall von Schomberg, der Freiherr von Schwerin, von Grumbkow, von Knyphausen, von Fuchs und von Reetz. In ihrer Gegenwart richtete er an den Kurprinzen einige auf sein Dahinscheiden vorbereitende Worte. Er empfahl ihm unter anderm, „sich in allen Angelegenheiten an die alten bewährten Diener zu halten, und denen, die ungerechte

Rathschläge gäben, das Ohr nicht zu leihen, vor allem aber den Ruhm, den er ihm als Erbtheil hinterließe, zu bewahren und zu vermehren. Nie solle er die nöthige Vorsicht vergessen, und weil ihn selbst die Erfahrung gelehrt, daß Ruhe und Sicherheit ohne eine eiserne Hand und ohne ein stehendes Heer nicht zu bewahren sei, so möge er dasselbe erhalten und üben, um des Landes Sicherheit und das Ansehen seines Hauses zu behaupten.“ Außerdem wies er den Kurprinzen auf einige schriftliche Regeln hin, die er besonders für ihn niedergeschrieben hatte. Keiner der Anwesenden konnte sich der Thränen bei dieser Scene enthalten.

Am andern Tage ging Friedrich Wilhelm sichtlich seiner Auflösung entgegen. Seine ganze Familie war um sein Sterbebette versammelt. Auch hier noch bewegten sein Gemüth die großen Begebenheiten, an deren Vorabend er jetzt scheiden sollte, denn als der Sitte gemäß der diensthabende Offizier der Leibgarde zum Empfang der Parole eintrat, so gab ihm der Kurfürst mit nachdrücklichem Tone das Wort „Amsterdam“. Den Abend vorher war es „London“ gewesen; in beiden Städten ward damals die Entscheidung über das Schicksal Europas vorbereitet.

Am 29sten April 9 Uhr Morgens schlug die Scheidestunde. Nachdem Friedrich Wilhelm seine Kinder nochmals gesegnet hatte, rief er: „Komm Herr Jesu! komm! ich bin bereit!“ bald darauf: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und der wird mich einst aus der Erde auferwecken.“ Mit diesen Worten neigte er sanft das Haupt und verschied.

Des großen Kurfürsten persönliche Verhältnisse und seine Staatsverwaltung.

Friedrich Wilhelm hinterließ von seinen beiden Gemalinnen eine zahlreiche Familie. In beiden Ehen lebte er glücklich, und genoß überhaupt den seltenen Vorzug auf dem Throne ein ganz befriedigtes häusliches Leben zu führen. Seine erste Gemalin Louise Henriette, Tochter des Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien, war ein
1667 Muster weiblicher Tugenden. Als sie nach einer zwanzigjährigen Ehe starb, vermälte sich der Kurfürst mit der Prinzessin Dorothea von Holstein-Glücksburg, Wittwe des Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg. Sie erwarb nicht in dem Grade wie ihre

Vorgängerin die Liebe ihrer Umgebung und des Volkes, doch genoß und verdiente sie die Achtung so wie das Vertrauen ihres Gemals. Der Grund, weshalb sie minder im Allgemeinen beliebt war, lag in der Art und Weise, wie sie für ihre Kinder sorgte. Sie suchte sich zu diesem Zwecke nach Möglichkeit zu bereichern, ja bestimmte ihren Gemal in seinen letzten Lebensjahren zu einem für den Kurprinzen und die Macht des brandenburgischen Staates höchst nachtheiligen Testamente. Auch ihr ökonomisch-spekulativer Sinn, mit welchem sie die Geschenke ihres Gemals, z. B. bei der Anlegung der Dorotheenstadt in Berlin, benutzte, mögen eine Abneigung des Publikums gegen sie hervorgerufen haben. Ihre sorgende Vorliebe für ihre eigenen Kinder ging so weit, daß man sie, der große Haufe wenigstens, eines Verbrechens zu Gunsten derselben fähig hielt. Als nämlich der Kurprinz Friedrich nach einer Mahlzeit bei seiner Mutter von einer so starken Cholik befallen wurde, daß man ihn fast leblos in seine Zimmer tragen mußte, und bald darauf seine Gemalin im fünften Monate ihrer Schwangerschaft äußerst rasch nach einer Krankheit von drei Tagen starb, so verbreitete sich am Hofe, so wie bei den Unterthanen die Meinung, die Kurfürstin sei bei diesen unglücklichen Vorfällen nicht unbetheiligt. Der Kurprinz selbst, dessen schwacher und argwöhnischer Charakter freilich leicht auch ohne allen Grund solche Vermuthungen erzeugen konnte, ging nach Köpenik, und schrieb seinem Vater, daß er sich von Berlin entfernen müsse, weil er dort nicht mehr sicher sei. Gewiß war ein Verdacht der Art ganz ungegründet, doch zeugt die Möglichkeit einer Verbreitung desselben gegen den Charakter der Fürstin, die sonst durch ihre hingebende Liebe und Sorgfalt das Muster einer vortrefflichen Gattin war.

Ehe wir weiter zu einer Betrachtung der Schöpfungen Friedrich Wilhelms in seinem Staate gehen, wollen wir eine kurze Schilderung dieses Fürsten von einem Zeitgenossen hierhersetzen [1]), dessen Zeugniß, da er ein Fremder und ganz unabhängig von ihm war, für uns um so gewichtiger sein muß: „Friedrich Wilhelm," sagt er, „war ein Fürst von großem Muthe und eben so kriegerisch als im Kriegswesen erfahren. Man hielt ihn auch allgemein für einen

1) Dies war Burnet, einer der hauptsächlichsten Beförderer der Revolution gegen Jacob II.

Rathschläge gäben, das Ohr nicht zu leihen, vor allem aber den Ruhm, den er ihm als Erbtheil hinterließe, zu bewahren und zu vermehren. Nie solle er die nöthige Vorsicht vergessen, und weil ihn selbst die Erfahrung gelehrt, daß Ruhe und Sicherheit ohne eine eiserne Hand und ohne ein stehendes Heer nicht zu bewahren sei, so möge er dasselbe erhalten und üben, um des Landes Sicherheit und das Ansehen seines Hauses zu behaupten." Außerdem wies er den Kurprinzen auf einige schriftliche Regeln hin, die er besonders für ihn niedergeschrieben hatte. Keiner der Anwesenden konnte sich der Thränen bei dieser Scene enthalten.

Am andern Tage ging Friedrich Wilhelm sichtlich seiner Auflösung entgegen. Seine ganze Familie war um sein Sterbebette versammelt. Auch hier noch bewegten sein Gemüth die großen Begebenheiten, an deren Vorabend er jetzt scheiden sollte, denn als der Sitte gemäß der diensthabende Offizier der Leibgarde zum Empfang der Parole eintrat, so gab ihm der Kurfürst mit nachdrücklichem Tone das Wort „Amsterdam". Den Abend vorher war es „London" gewesen; in beiden Städten ward damals die Entscheidung über das Schicksal Europas vorbereitet.

Am 29sten April 9 Uhr Morgens schlug die Scheidestunde. Nachdem Friedrich Wilhelm seine Kinder nochmals gesegnet hatte, rief er: „Komm Herr Jesu! komm! ich bin bereit!" bald darauf: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und der wird mich einst aus der Erde auferwecken." Mit diesen Worten neigte er sanft das Haupt und verschied.

Des großen Kurfürsten persönliche Verhältnisse und seine Staatsverwaltung.

Friedrich Wilhelm hinterließ von seinen beiden Gemalinnen eine zahlreiche Familie. In beiden Ehen lebte er glücklich, und genoß überhaupt den seltenen Vorzug auf dem Throne ein ganz befriedigtes häusliches Leben zu führen. Seine erste Gemalin Louise Henriette, Tochter des Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien, war ein
1667 Muster weiblicher Tugenden. Als sie nach einer zwanzigjährigen Ehe starb, vermälte sich der Kurfürst mit der Prinzessin Dorothea von Holstein-Glücksburg, Wittwe des Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg. Sie erwarb nicht in dem Grade wie ihre

Vorgängerin die Liebe ihrer Umgebung und des Volkes, doch genoß und verdiente sie die Achtung so wie das Vertrauen ihres Gemals. Der Grund, weshalb sie minder im Allgemeinen beliebt war, lag in der Art und Weise, wie sie für ihre Kinder sorgte. Sie suchte sich zu diesem Zwecke nach Möglichkeit zu bereichern, ja bestimmte ihren Gemal in seinen letzten Lebensjahren zu einem für den Kurprinzen und die Macht des brandenburgischen Staates höchst nachtheiligen Testamente. Auch ihr ökonomisch-spekulativer Sinn, mit welchem sie die Geschenke ihres Gemals, z. B. bei der Anlegung der Dorotheenstadt in Berlin, benutzte, mögen eine Abneigung des Publikums gegen sie hervorgerufen haben. Ihre sorgende Vorliebe für ihre eigenen Kinder ging so weit, daß man sie, der große Haufe wenigstens, eines Verbrechens zu Gunsten derselben fähig hielt. Als nämlich der Kurprinz Friedrich nach einer Mahlzeit bei seiner Mutter von einer so starken Cholik befallen wurde, daß man ihn fast leblos in seine Zimmer tragen mußte, und bald darauf seine Gemalin im fünften Monate ihrer Schwangerschaft äußerst rasch nach einer Krankheit von drei Tagen starb, so verbreitete sich am Hofe, so wie bei den Unterthanen die Meinung, die Kurfürstin sei bei diesen unglücklichen Vorfällen nicht unbetheiligt. Der Kurprinz selbst, dessen schwacher und argwöhnischer Charakter freilich leicht auch ohne allen Grund solche Vermuthungen erzeugen konnte, ging nach Köpenik, und schrieb seinem Vater, daß er sich von Berlin entfernen müsse, weil er dort nicht mehr sicher sei. Gewiß war ein Verdacht der Art ganz ungegründet, doch zeugt die Möglichkeit einer Verbreitung desselben gegen den Charakter der Fürstin, die sonst durch ihre hingebende Liebe und Sorgfalt das Muster einer vortrefflichen Gattin war.

Ehe wir weiter zu einer Betrachtung der Schöpfungen Friedrich Wilhelms in seinem Staate gehen, wollen wir eine kurze Schilderung dieses Fürsten von einem Zeitgenossen hierhersetzen [1]), dessen Zeugniß, da er ein Fremder und ganz unabhängig von ihm war, für uns um so gewichtiger sein muß: „Friedrich Wilhelm," sagt er, „war ein Fürst von großem Muthe und eben so kriegerisch als im Kriegswesen erfahren. Man hielt ihn auch allgemein für einen

1) Dies war Burnet, einer der hauptsächlichsten Beförderer der Revolution gegen Jacob II.

guten Kopf. Er hat eine große Rolle in Europa gespielt, und ihm war nichts unbekannt, was sich seit funfzig Jahren ereignet hatte. Mit einem bewundernswürdigen Gedächtniß, welches die unbedeutendsten Gegenstände unauslöschlich fest behielt und ihm alles, was er je in seinem Leben gesehen hatte, so zu sagen vor die Augen führte, verband er einen äußerst lebhaften Geist, aber auch ein galliges Temperament, so daß er leicht in Hitze gerieth. Nachdenken mäßigte nachher sein erstes Aufbrausen, doch setzte er sich dadurch dem Vorwurfe der Unbeständigkeit aus. Seine Lebensweise war geregelt, und vorzüglich lagen ihm die Interessen der Religion am Herzen. Er that, was er nur vermochte, die Lutheraner und Calvinisten einander zu nähern, doch verdroß ihn die Starrheit der ersteren, vorzüglich in Preußen, worüber er sich sehr beklagte, nicht weniger als ihm die Unbeugsamkeit der Calvinisten mißfiel. Er tadelte die Synode von Dordrecht sehr, da sie nach ihm die ganze Welt in Flammen gesetzt und der Religion fast unheilbare Wunden geschlagen habe. Seine Meinung war, beide Theile müßten von allen dogmatischen Entscheidungen über streitige Gegenstände der Spekulation abstehen, außerdem würden weder die einen noch die andern je dahin kommen, auf vernünftige Gründe zu hören.

Der Kurfürst hatte einen prächtigen Hof und zahlreiche Truppen. Wenig empfindlich für die Leiden der Menschheit, belastete er seine Unterthanen außerordentlich, um sein Gepränge zu erhalten und seinem kriegerischen Geiste Raum zu geben; außerdem überließ er seine Städte der Plünderung seiner Minister, welche bei unbedeutenden Gegenständen großen Einfluß hatten, die er aber bei wichtigern wenig zu Rathe zog.

Gegen das Ende seines Lebens folgte er der Kurfürstin zu sehr. Er glaubte die kurfürstlichen Familien in Deutschland hätten sich dermaßen geschwächt, daß sie bald nicht mehr im Stande sein würden, die Freiheit des Reichs gegen das Haus Oestreich zu vertheidigen, welches durch seine Siege in Ungern täglich ein größeres Uebergewicht gewänne. So hätten Sachsen, Pfalz, Braunschweig und Hessen, weil sie den nachgebornen Söhnen einen großen Theil gegeben, ihre Fürstenthümer fast bis auf nichts heruntergebracht. Um das zu vermeiden, beschloß er alles seinem ältesten Sohne zu hinterlassen, um ihn in den Stand zu setzen, ein Gegengewicht gegen das kaiserliche Haus

zu bilden, dessen Joche das übrige Deutschland bereits unterworfen war. Darum erlaubte er der Kurfürstin mit beiden Händen zu nehmen, um ihren Kindern etwas zu verschaffen, denen er, wie er sagte, nicht einen Fuß breit der kurfürstlichen Länder geben wolle [1]). Die Kurfürstin unterließ nicht sich nach Möglichkeit zu bereichern.

Der Kurfürst hatte Ursach sich darüber zu beklagen, von seinen Verbündeten beim Frieden von Nimwegen aufgeopfert worden zu sein, indem er dadurch genöthigt wurde, den Schweden alles ihnen Entrissene zurückzugeben. Um ihn dafür zu entschädigen, gab ihm Frankreich ein großes Jahrgeld, und überhäufte die Kurfürstin mit so vielen Geschenken, daß es sie für seine Interessen gewann. Diese Unwürdigkeit brachte den Kurfürsten noch zu mehreren andern, welche seine letzten Jahre verdunkelten; aber seitdem Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufgehoben und angefangen hatte die Protestanten zu verfolgen, war nichts mehr im Stande seinen Unwillen gegen den französischen Hof zu beschwichtigen. Großmüthig reichte er den französischen Flüchtlingen die Hand, schickte sogar Personen an die Grenze des Königreichs, um sie dort in Empfang zu nehmen und kostenfrei zu unterhalten; mit einem Worte, er that für sie alles, was christliche Liebe und Hochherzigkeit einem großen Fürsten Passendes vorschrieben. Sein Alter, sein durch Gicht bemitleidenswürdiger Zustand und die Mißhelligkeiten zwischen dem Kurprinzen und der Kurfürstin ließen wenig mehr während seines Lebens erwarten. Er näherte sich seinem Ende, ehe man es glaubte. Als man ihn damit bekannt machte, daß er nur noch wenige Augenblicke zu leben hätte, nahm er dies mit aller Festigkeit eines Helden und eines Christen auf. Die Würde und Zärtlichkeit seiner letzten Rathschläge an seine Kinder und Minister erfüllten diese mit Bewunderung und rührten sie zu Thränen. Vor allen Dingen empfahl er ihnen die protestantische Religion nicht zu verlassen, welche damals von allen Seiten ungemein bedroht war."

Wenn schon der stolze Britte so viel Rühmendes sagt, mit welchem Auge muß der Deutsche, der Brandenburger, den erhabenen

1) Diese Aeußerungen müssen vor der Niederschreibung des Testaments vom Jahre 1686 herrühren, denn in diesem blieb er den eben ausgesprochenen Grundsätzen durchaus nicht treu.

Fürsten ansehen, und seine großartige Thatkraft preisen: Er hat den Umfang seiner Staaten um ein Drittel, die Einkünfte wenigstens um das Vierfache vermehrt, das dem Kaiser verpflichtete Heer zu einem brandenburgischen gemacht und im Laufe seiner Herrschaft bis auf das Sechsfache vergrößert. Als er starb, waren alle Festungen des Landes wohl versehen und verwahrt, der Schatz trotz aller dieser Anstrengungen gefüllt [1]). Aber höher als durch alles dies hob er seine Macht dadurch, daß er seine Staaten theils in Verträgen, theils factisch nach außen unabhängig machte, seine fürstliche Macht im Innern von allen hemmenden Schranken befreite; denn mit welchem Scharfsinn er auch immer neue Hilfsquellen für sich und seine Unterthanen entdeckte, mit welcher Anstrengung er sie vermehrte, es hätte ihm alles nichts genützt, wenn er nicht freier als seine Vorgänger zum Besten des Staates, welches er nur mit seinem weitdringenden Herrscherblick zu erkennen vermochte, über diese Mittel zur Größe hätte verfügen können. Dadurch bildete er Brandenburg zu einer Macht, und gab ihm eine Bedeutung unter den europäischen Staaten, wie sie der scharfsinnigste Beurtheiler politischer Verhältnisse beim Beginn seiner Regierung wohl niemals geahnt hätte.

Vielleicht möchte mancher in diesem seinem Ruhme Stoff zum Tadel finden, und den hohen Herrscher einen tyrannischen Unterdrücker des freien Volkslebens nennen. Aber hüten wir uns vor so schiefer Beurtheilung früherer Zustände. Es giebt Zeiten, wo die den Fürsten beschränkenden Vorrechte nur die Freiheit eines Augenblicks erzeugen, ja die künftige gänzliche Erniedrigung und Knechtschaft bedingen, wo es eine Wohlthat ist, wenn eine kräftige Hand allein das Steuer ergreift, um das schwankende Fahrzeug durch Klippen und Untiefen hindurch zum rettenden Hafen zu führen, Zeiten, wo das ganze Bestehen des Staates bedroht ist, wenn nicht alle seine Kräfte vereint in eine starke, von Weisheit geleitete Hand gelegt

1) Der Umfang der brandenburgischen Staaten beim Tode Georg Wilhelms betrug etwa 1400 Geviertmeilen; er vermehrte sie auf 1930, welche ungefähr von 1,500,000 Menschen bewohnt waren. Die Einkünfte stiegen von 4—500,000 Thalern auf $2\frac{1}{4}$ Million, und im Schatze soll er 600,000 Thaler hinterlassen haben. Das Heer verstärkte er von 4000 Mann bis auf 24,000 im Frieden, im Kriege haben wir ihn gegen 40,000 unterhalten sehen.

sind. Ein solcher Zeitpunkt war aber die Regierung Friedrich Wilhelms. Was hätte es den Preußen geholfen, wenn der große Kurfürst, schwach wie sein Vater, sie ihre Freiheit von allen den durch den Drang der Umstände gebotenen Lasten behaupten ließ? Gemißhandelt von den Schweden, Polen und Russen hätten sie das Zehnfache von dem, was er für ihre Vertheidigung aufwendete, durch Plünderung und Verheerung verloren, anstatt daß jetzt ihr Herrscher den stolzen Nachbaren mit siegreichem Schwerte Gesetze vorschrieb. Seine Siege schützten das Land, vermehrten dessen Kraft, sicherten die Wege des friedlichen Erwerbes, den er mit schöpferischer Hand neben seinen Kriegszügen zu befördern wußte. Der Ruhm, den er erwarb, ging auf sein Volk über, erregte in ihm Wetteifer, Selbstgefühl, die Grundlage aller wahren Kraft. Wenn aber der große Kurfürst dies schuf, wer will dann noch mit ihm rechten, daß er sich nur an die lebendigen Forderungen des Heiles der ihm zur Herrschaft anvertrauten Völker, zu welchen er seiner Zeit voraus allein die Wege erkannte, nicht an alte halbvermoderte Pergamente band! Daher hatte er auch in allen seinen Neuerungen ein wichtiges Moment für sich, welches so oft schon das der Form nach Widerrechtliche zu einem Recht gemacht, und bei den Völkern den Drang zu höherer Entwickelung ihrer Staatseinrichtungen befördert hat, nämlich die öffentliche Meinung, und alle Widerreden der einzelnen Beeinträchtigten konnte die Stimme dieser mächtigen Freundin des Fortschrittes nicht übertönen. Dem Bewußtsein der Unterthanen ward es klar, daß alles, was der große Kurfürst that, nur zum Heile des Ganzen geschah, darum siegte er, denn die allgemeine Stimme fordert einen andern Maßstab für das politische Recht als den Buchstaben des Gesetzes. Uebrigens war das Verfahren des großen Kurfürsten gegen die Stände nicht rücksichtlos willkürlich. Zwar berief er sie z. B. in den Marken nicht mehr zu allgemeinen Land-, sondern nur noch zu Kreistagen, doch ertheilte er im Jahre 1683 den Deputirten aller Kreise die Erlaubniß zu einer Zusammenkunft. Kaum war sie gebildet, so erging auch von ihr eine scharfe Beschwerdeschrift über die Beeinträchtigung der Lutheraner und die Einführung des Stempelpapiers, weil beides gegen die feierlich bestätigten Rezesse sei. Friedrich Wilhelm stellte dies nicht in Abrede, erwiederte ihnen aber sehr richtig, daß der Zeit

endlich auch Landesverträge und Grundgesetze weichen müßten. Gegründete Beschwerden hörte er stets willig an, und stellte sie, wenn es seinen Ansichten vom öffentlichen Wohl gemäß war, mit seiner gewohnten Schnellkraft ab.

1605 5. Jan. Wir haben gesehen, daß seit Joachim Friedrich dem Kurfürsten in der Regierung ein Verein der ersten Staatsdiener unter dem Namen des Geheimrathes zur Seite stand. Ihm waren anfänglich alle Regierungsgeschäfte anvertraut mit Ausnahme der Justiz-, Religions-, Lehns- und Landtagssachen. Der große Kurfürst stellte auch diese unter den Einfluß seiner Berathungen. Anfangs hatte die Wahl der Mitglieder nur von den Verdiensten und Fähigkeiten abgehangen. Unter der Regierung Johann Sigismunds wurde die religiöse Denkweise bei der Besetzung der Stellen lebhaft berücksichtigt, ja Markgraf Johann Georg übergab 1616 seinem Bruder ein Memorial, in welchem er unter anderm sagt: Der Geheimrath sei jetzt aus lauter orthodoxen Mitgliedern besetzt, man solle ja darüber wachen, daß es auch für die Zukunft so bleibe. Glücklicherweise hielt man einen so traurigen und in einem lutherischen Lande höchst unklug beschränkenden Grundsatz nicht fest; namentlich sagt Friedrich Wilhelm 1641 in einem Rescript: „Es geschehe ihm zu viel und Unrecht, und sei ihm nie in den Sinn gekommen hinfüro keine der lutherischen Religion zugethane Person in dem Geheimrath oder sonst bei sich zu leiden.“ Auch wurden aus jedem Stande Mitglieder aufgenommen, denn es gab Zeiten, wo mehr Bürgerliche als Adlige im Geheimrath waren; später, wo sich die letzteren ebenfalls durch Kenntnisse auszeichneten, wurde es jenen schwerer darin eine Stellung zu erhalten.

Unter dem großen Kurfürsten fanden die Sitzungen des Geheimraths in der Rathsstube auf dem Schlosse Dienstags und Donnerstags statt, außer bei solchen Sachen, die keinen Verzug litten. War Friedrich Wilhelm in Berlin, so präsidirte er gewöhnlich selbst, im Falle der Abwesenheit vertrat Schwerin oder der Statthalter seine Stelle. Einige Geheimräthe begleiteten den Kurfürsten auf seinen Reisen und im Kriege, ja selbst in der Schlacht, wie z. B. Jena bei Warschau und Somnitz bei Fehrbellin; sie wichen dann nicht von seiner Seite. Die zurückbleibenden konnten zwar in dringenden Fällen die nöthigen Anordnungen treffen, bedurften aber der Bestä-

tigung des Kurfürsten; bis dahin vertrat der Statthalter rücksichtlich der Entscheidung nach Maßgabe der ihm hinterlassenen Instruction die Stelle des Regenten. Unter Friedrich Wilhelm betrafen die Berathungen dieser höchsten Regierungsbehörde vorzüglich die innern Angelegenheiten; seit 1660 erhielt sie auch die Befugniß, in Justizangelegenheiten nach angehörter Sache zwischen dem Kammergericht und den Klägern zu sprechen. Hierdurch entstanden Reibungen zwischen beiden Collegien, die bis in die spätern Zeiten fortdauerten.

Da für die Thätigkeit des Geheimrathes keine bestimmte Ordnung und Einheit statt fand, so gab ihm der Kurfürst eine Art collegialischer Eintheilung, die aber, weil den Departements zu ungleiche Arbeiten aufgegeben wurden, von wenig erheblichem Nutzen war, wenn auch dadurch die erste Grundlage zu einem geregelten Geschäftsgange entstand. Drei Geheimräthe hatten den Auftrag, das verfallene Kammer- und Oekonomiewesen wieder in Ordnung zu bringen, alle übrigen Geschäfte zerfielen in neunzehn Departements. Der Kurfürst behielt sich die Eröffnung aller einlaufenden Schreiben vor. Von ihm empfing jeder Geheimrath, was zu seinem Departement gehörte; dieser trug es dann dem Kurfürsten vor, und eine allgemeine Abstimmung entschied. Mitunter schickte Friedrich Wilhelm besonders wichtige Sachen dem Oberpräsidenten Otto von Schwerin zu, empfahl sie der gemeinschaftlichen Berathung, und forderte ein gemeinschaftliches Gutachten, doch war es auch jedem unbenommen sein Bedenken darüber besonders auszusprechen.

Der Kurprinz sollte, sobald er die Zeit der Mündigkeit erreicht hatte, Mitglied des Geheimraths sein. Karl Emil ward an seinem achtzehnten Geburtstage aufgenommen, auch Friedrich III. wohnte im Jahre 1675 schon den Sitzungen bei. Letzterer ward früh von dem Kurfürsten zu den Regierungsgeschäften herangezogen. Von Militairpersonen hatten nur die Feldmarschälle Sitz und Stimme im Geheimrath, doch nahmen außerordentlicher Weise öfter die ältesten Generale, auch wohl andere Militairpersonen, wenn sie besonders dazu berufen wurden, namentlich vor Ausbruch eines Krieges, daran Theil.

Die politischen Angelegenheiten machte der Kurfürst in seinem Kabinette ab, wo er sich mit den fremden Gesandten besprach, oder er theilte auch wohl Schwerin seinen Willen mit, und ließ ihn mit

jenen unterhandeln. Als Diplomat war Friedrich Wilhelm eben so groß wie als Feldherr, und wußte, wie im Felde seine Märsche und Schlachtpläne, hier seine Gedanken mit großer Geschicklichkeit zu verbergen, was ja zu allen Zeiten als Hauptstärke der Diplomatie galt. So sagte er einst nach einem Gespräch mit dem kaiserlichen Gesandten de Gos: „Er ist so klug von mir gegangen, als er zu mir gekommen ist.“

Die Unterhandlungen mit fremden Mächten wurden dem damaligen Gebrauch gemäß in lateinischer, mitunter auch in deutscher Sprache geführt; selbst in den Unterhandlungen mit Ludwig XIV. schrieb man nicht immer französisch, sondern lateinisch, worüber der König von Frankreich sowohl als Karl II., weil beide diese Sprache nicht verstanden, oft sehr ungehalten waren. Die kurfürstlichen Gesandten machten ihren Bericht nicht an ihren Herrn allein, sondern auch oft an den Oberpräsidenten Schwerin, ja letzterem sind öfter die bezeichnenderen und geistreicheren zugefertigt; an den Kurfürsten sind sie meist immer deutsch, selten lateinisch oder französisch [1]).

Friedrich Wilhelm hielt selbst an den ersten Höfen nicht immer Gesandte, welches der Regel nach Geheimräthe waren, sondern nur Residenten; selten wurden bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten fürstliche Personen abgesendet. Der Gehalt dieser Residenten war unbestimmt, und den Verhältnissen des Orts und den Umständen angemessen, im Ganzen aber nach heutigen Vorstellungen unendlich gering. Drei brandenburgische Gesandte in Frankfurt am Main erhielten zusammen eine Zeit lang monatlich 120 Thaler, Jena davon 50, in Wien aber derselbe 100 Thaler; ebenso Hoverbeck in Warschau, dagegen Brand in Paris jährlich nur 1000. London scheint schon damals der theuerste Aufenthalt von allen europäischen Residenzen gewesen zu sein, denn dem Grafen Otto von Schwerin waren anfänglich für den Monat 150, später, weil er damit nicht auskam, 200, zuletzt sogar 500 Thaler angewiesen. Selbst zu diesen mäßigen Gehalten reichten die Mittel des Kurfürsten, wie wir schon früher bemerkt haben, oft nicht hin.

Im Anfang seiner Regierung wollte Friedrich Wilhelm von allen

1) S. hierüber Orlich a. a. O. I. S. 241. Der ganze Abschnitt über die Staatsverwaltung ist großentheils daher genommen.

selbst den geringsten Dingen persönlich Kenntniß nehmen, doch hatte er sich bald überzeugt, daß trotz der angestrengtesten Thätigkeit weder Zeit noch Kräfte dazu ausreichten; daher ernannte er Otto 1658 9. Spt.
von Schwerin unter dem Titel eines Oberpräsidenten zu seinem Stellvertreter. In seiner Bestallung heißt es unter anderm: „Da Wir von langer Zeit her nicht mit wenigem unserm Schaden wahrgenommen, daß in Mangelung eines gewissen Directors und den davon abhängenden guten Ordnungen sowohl in unsern kurfürstlichen als andern von Gottes Gnade besitzenden Ländern sich allerhand Confusion ereignete, viele Sachen unerörtert liegen geblieben, und darüber Klage zu führen entstanden; weswegen Wir veranlaßt worden unsern Staat etwas besser zu schaffen, Uns einige Erleichterung zu verschaffen, statt der bisherigen Kanzlerwürde ein solches Amt zu errichten, welches nebst Administration der heiligen Justiz auch unsern Staat und andere davon abhängende Verrichtungen beobachtet, die Sachen, so von unsern Landen in- und außerhalb des Reichs einkommen, der Gebühr nach unter die Räthe vertheilet, Uns darauf vorzutragen und expedirt werden möchten. Und wie Wir diese Würde für die höchste an unserm Hofe achten werden, also wollen Wir ihm auch die erste Stelle, und zwar vor unserm Feldmarschall und Oberkämmerer geben, dergestalt, daß er niemand als Reichsgrafen weichen darf.“ In dieser ungemein hohen Stellung erhielt Schwerin einen jährlichen Gehalt von — 1200 Thalern, für einen Secretair und acht Diener das gewöhnliche Kostgeld, für zehn Pferde Futter, und da er wegen seiner Geschäfte den Tisch bei Hofe nicht benutzen konnte, zur Entschädigung das Hauptmannstractament aus dem Amte Lebus.

Wenden wir jetzt unsern Blick auf die hauptsächlichsten Staatsmänner des großen Kurfürsten.

Wir haben schon oben gesehen, daß unmittelbar nach seinem Regierungsantritt Schwarzenbergs Gegner, die Geheimräthe Winterfeld, Kurt von Pfuel, Kalckhuhn von Leuchtmar und der Kanzler Götze, wieder in Thätigkeit gesetzt wurden, vor allen aber Conrad von Burgsdorf als Günstling des Kurfürsten hervortrat. Nach Burgsdorfs Tode, der Schwarzenbergs Einfluß bis 1651 Febr.
zur Ankunft der Kurfürstin Luise ganz und gar an sich gezogen hatte, trat der Graf von Waldeck in der Gunst des Kurfürsten be-

sonders hervor. Er war ein tüchtiger Soldat, ward auch im bran-
1657 denburgischen Dienst General der Kavalerie, ging aber dessenunge-
achtet bald darauf zu den Schweden, dann zum Kaiser und zuletzt
in holländische Dienste. Ueberall zeichnete er sich durch Muth und
Geschicklichkeit aus, doch schied er mißvergnügt aus mehrerer Herren
Diensten, und scheint überhaupt ein unzufriedener Charakter gewesen
zu sein.

Von der Zeit an, wo Graf Waldeck Brandenburg verließ, nahm
Otto von Schwerin die erste Stelle in der Gunst des Kurfürsten
ein. Seine seltene klassische Bildung ward durch Menschenkenntniß
und Lebenserfahrung unterstützt. Auf den Universitäten Königsberg,
Frankfurt, Leiden, Straßburg hatte er studirt, Europa durchreist und
den näheren Umgang der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit
genossen. So vorbereitet trat er in die Dienste Friedrich Wilhelms;
mit unwandelbarer Liebe und Treue hing er an ihm, so wie an der
Gerechtigkeit, deren Weg er nie verließ. Wollte man etwas an die-
sem ausgezeichneten und ehrenwerthen Staatsmann tadeln, so wäre
es seine Empfindlichkeit und sein Argwohn, der oft in Eifersucht auf
andere Diener des Staates ausartete; diese Bemerkung ergiebt sich
besonders aus seiner Correspondenz mit der Kurfürstin Luise, welche
übrigens so viel von diesem Staatsmann hielt, daß sie sich, rühm-
lich genug für ihn, seine Freundin nennt. Besonders tritt dieser
1662 Argwohn seit Schwerins Rückkehr aus Preußen hervor, da zu dieser
Zeit sich an dem Hofe und in der Verwaltung zwei Parteien gebil-
det hatten. An der Spitze der einen stand er selbst, von der Kur-
fürstin begünstigt, neben ihm der Fürst von Radziwill, der Herzog
von Croy, und die Geheimräthe Brand, Kleist, der General
Dohna u. s. w. Ihm gegenüber sehen wir den Fürsten Johann
Georg von Anhalt-Dessau, den Fürsten Moritz von Nassau, den
Feldmarschall Derfflinger, und die Geheimräthe Friedrich von
Jena, Somnitz und Meinders; vorzüglich aber machten Jena
und Meinders die Eifersucht Schwerins rege. Dieser stand auch
von eine Zeit lang dem Erzieheramt der Söhne seines Fürsten vor; da-
1662 her waren seine Geschäfte in der That ungemein gehäuft. Mehr-
mals bat er theils deshalb, theils wegen Anfeindungen um Erleich-
terung, ja um seine Entlassung, doch hielt ihn Friedrich Wilhelm zu
hoch, um seine Bitten, deren Gründe er für hypochondrische Einbil-

bungen hielt, zu gewähren, selbst nicht, als Wilhelm von Oranien ziemlich offenbar auf die Entfernung des berühmten Staatsmanns vom Directorium des Geheimrathes drang. Schwerin starb 63 Jahr 1679
alt im Schlosse zu Berlin.

Sehr wichtige Stellen in dem brandenburgischen Staate waren die Statthalterschaften der verschiedenen Provinzen, d. h. der Mark Brandenburg, Preußen, Cleve, Halberstadt nebst Magdeburg und Hinterpommern. Die bedeutendsten Männer finden wir unter Friedrich Wilhelms Regierung als Statthalter dieser Provinzen.

In Preußen stehen drei berühmte Männer nacheinander an der Spitze der Angelegenheiten. Der erste seit 1657 war Fürst Bogislav Radziwill, Herzog zu Birse, ein edler, fester und entschlossener Character, tüchtig als Staatsmann so wie als Feldherr. Unter Wrangel hatte er den Krieg gelernt. Vergebens lockten ihn Polen und Schweden mit den glänzendsten Anerbietungen, auch dem Rufe des französischen Hofes folgte er nicht. Nach ihm kam der Herzog Bogislav von Croy und Arschot, Neffe des letzten pommerschen Herzogs und letzter Bischof von Camin. Er war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, Kenner des Alterthums, gewandt in neuern Sprachen, als Staats- und Geschäftsmann von schnellem Entschluß, zuverlässig und ausdauernd. Er wie sein Vorgänger galt als ein engverbundener Freund Schwerins. Der dritte Statthalter ist einer der glänzendsten Namen seiner Zeit, der Marschall Herzog von Schomberg; doch nur ein Jahr bekleidete der berühmte Feldherr diese Würde, dann ging er seiner schon seit längerer Zeit ins Geheim gewählten Bestimmung einem mächtigen Reiche die Freiheit zu erkämpfen entgegen. Er war auch äußerlich besonders glänzend gestellt; während die Herzöge von Birse und Croy nur 4000 Thaler aus der Kriegskasse, für 40 Pferde Futter erhielten, wurden dem Marschall, der freilich auch General en Chef über sämmtliche kurfürstliche Truppen war, in Friedenszeiten monatlich 1000 Thaler, auf dreißig Pferde Futter, 100 Haufen Holz, und wenn er sich in Preußen befände, die Wohnung in dem Schlosse nebst 70 Last Hafer, 94 Fuder Heu, 164 Achtel Holz, 140 Schock Stroh, 12 Elende, 6 Stück Rothwild, 6 Säue, 10 Rehe, 50 Hasen und das nöthige Federwild zugesichert. Der Marschall muß außer seiner kriegerischen Größe auch ein kluger

und einsichtsvoller Staatsmann gewesen sein, denn seine Wahl zum Statthalter fand bei allen Preußen den größten Beifall.

Die Statthalterschaft in der Mark Brandenburg war seit dem Tode Schwarzenbergs nicht wieder mit so ausgedehnter Vollmacht besetzt worden. Die Nachfolger des Heermeisters, Markgraf Ernst bis 1642 und der Graf Johann zu Sayn-Witgenstein bis 1656 gehörten nicht zu den außerordentlichen Staatsmännern, aber sehr glücklich war die Wahl des Fürsten von Anhalt Dessau, Johann Georg II. Auch er war ein eben so guter Staatsmann als Soldat; mit der angenehmen äußeren Erscheinung eines kräftigen, wohlgestalteten Körpers verband er Wohlwollen, Menschlichkeit und eine nieversiegende gute Laune. Seit dem Jahre 1672 vertrauter Freund und Rathgeber des Kurfürsten, machte er in spätern Jahren den Vermittler zwischen ihm und dem Kaiser Leopold, der ihn sehr hoch hielt, und vielfach eigenhändig mit ihm in Chiffern correspondirte. In der Mark betrug der Gehalt eines Statthalters 4000 Thaler, doch war der Fürst außerdem noch General der Kavalerie; ja nach einem Vergleiche vom Jahre 1664 belief sich sein Einkommen bar, andere Emolumente nicht gerechnet, auf 16,000 Thaler; dies wurde, obwohl er zum Feldmarschall erhoben ward, 1670 auf 11400 Thaler verringert. Anfangs war Johann Georg mit dem Kurprinzen so gespannt, daß es hieß, er wolle seinen Abschied nehmen, später jedoch fand das freundschaftlichste Verhältniß zwischen ihnen statt.

1647 Ueber das Herzogthum Cleve, die Grafschaften Mark und Ravens-
1658 berg, dann auch über das Fürstenthum Minden war Fürst Johann Moritz zu Nassau als Statthalter bestellt. Er erhielt (noch vor der Erledigung Mindens) 4000 Thaler Gehalt nebst bedeutenden Deputaten in Naturalien für sein Statthalteramt. Der Fürst hatte für die damalige Zeit sehr große überseeische Reisen gemacht, war in Brasilien gewesen, und hatte sich einen wissenschaftlichen Ruf, noch mehr aber den eines Mannes von vollendeter Bildung und Geschmack erworben. Durch seine Liebhaberei für Bauten und Gartenanlagen, welche er durch seine geschmackvollen Anlagen in Cleve bekundet hatte, machte er sich dem Kurfürsten auch von dieser Seite unentbehrlich. Die ersten Anlagen in Potsdam wurden nach seinem Entwurfe gemacht.

Im Fürstenthum Halberstadt war der erste Statthalter Joachim

Friedrich von Blumenthal. Noch sehr jung, (geboren 1612), ward er 1638 geheimer Rath, 1649 Director in dem Collegium, einer der umsichtigsten Geschäftsmänner, namentlich ausgezeichnet im Finanzwesen. Nach seinem Tode wurde der General und wirkliche Geheimrath Christian Albrecht Graf zu Dohna sein Nachfolger, er scheint aber mehr Hof- als Staatsmann und Feldherr gewesen zu sein. Ihm folgte in der Verwaltung der Statthalterschaft, nachdem auch endlich das Herzogthum Magdeburg an den Kurfürsten gefallen war, der als Staatsmann und Diplomat schon so vielfach erwähnte Friedrich von Jena nebst zwei Geheimräthen und acht Hofräthen. 1657

Nun bleibt uns noch das Herzogthum Hinterpommern nebst dem Fürstenthume Camin. Philipp von Horn, der schon vor Antritt der Regierung Friedrich Wilhelms in Pommern dort Statthalter gewesen, hatte von 1665 an den Herzog von Croy zum Nachfolger. Dieser blieb Statthalter auch nachdem er Nachfolger des Fürsten Radziwill in Preußen geworden war, bis ihn im Jahre 1678 für Pommern der berühmte Marschall Derfflinger folgte. Letzterer erhielt seiner Bestallung nach in diesem Amte 2800 Thaler Gehalt, und in Naturalien 16 Wispel Hafer, 10 Wispel Roggen, 12 Wispel Gerste, 12 wilde Schweine und 16 Rehe.

Dies waren die hauptsächlichsten Diener des Kurfürsten, über andere, die sich als Gesandte auszeichneten, wie Hoverbeck in Warschau, haben wir schon früher hinlänglich gesprochen.

Wenn auch schon das Geheimrathscollegium eine Centralbehörde für den ganzen brandenburgischen Staat ausmachte, so dürfen wir uns dennoch die einzelnen Provinzen nicht gleichmäßig verwaltet denken. Jede von ihnen hatte ihre frühere Verwaltungsbehörden und ihre besondern Privilegien beibehalten, gegen welche freilich der große Kurfürst, wie wir gesehen haben, den ganzen Lauf seiner Regierung hindurch im Kampfe war, indem er die Steuern großentheils unter fortwährenden Protestationen der Stände erhob.

In Preußen standen nach wie vor dem Statthalter die vier Oberräthe, der Landhofmeister, der Oberburggraf, der Kanzler, der Obermarschall, nach ihnen die Landeshauptleute der vier Hauptämter in der Verwaltung zur Seite; unter ihnen das Ober-Appellationsgericht, die Landräthe, das Hofgericht, das Consistorium, die Amts- und Rentkammer, die Kanzlei und das Halsgericht.

In der Mark dagegen finden wir außer dem Geheimen Staatsrath die Geheime Kammer-Kanzlei, die Kriegskanzlei, vier Archivare, die Lehns-Kanzlei, das General-Kriegs-Komissariat, die Amtskammern in Berlin und Küstrin, die Hofkammer in Berlin unter einem Generaldirector aller Domainen, die Hofrentei, das Jagddirectorium und für die reformirten Gemeinden ein kurfürstliches Consistorium; für die Neumark noch eine besonders abgezweigte Regierung in Küstrin.

Anders war es in Pommern. Hier bestand die Regierung aus dem Statthalter, dem Kanzler, zwei Regierungsräthen, dem Archivar und einigen niedern Beamten. Behörden waren das Hofgerichts-Collegium, das Kammer-Collegium, das Licent-Amt, die Landräthe, die beiden Landvogtei- und Burggerichte, und das Consistorium.

Noch anders gestaltete sich die Regierung nebst ihren Behörden in Halberstadt und Magdeburg, und am allerbuntesten in den westphälischen und rheinischen Besitzungen, weil dort die verschiedenen Theile meistens eine besondere Verwaltung hatten.

Da Friedrich Wilhelm seine feste Stellung nach innen, seine Bedeutsamkeit nach außen durch sein Heer erlangt hatte, so müssen wir noch einmal im Allgemeinen auf diesen Punkt zurückkommen. Trotz der Reductionen nach dem siebenjährigen großen Kriege gegen Frankreich und Schweden können wir die Zahl desselben auf etwa 24,000 Mann, von denen wahrscheinlich der fünfte Theil Reiterei war, berechnen. Dies waren keine Nationaltruppen, wie wir sie heut zu Tage in unsern Staaten kennen, sondern, wie noch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch, geworbene Leute, vom Solde und im Kriege durch die Beute gelockt, getrieben und gezügelt durch jenen fast unerklärlichen kriegerischen Korporationssinn, der freilich sein Dasein nur von dem genialen, kräftigen Geiste des Feldherrn erhalten kann. Nach dem, was Friedrich Wilhelm im Laufe seiner acht und vierzigjährigen Regierung erfahren hatte, nach der damaligen Gestaltung Europas, nach Frankreichs Beispiel mußte er zu der Ueberzeugung gelangen, nur auf ein Heer stütze sich ein fest geordneter Staat, und zum Theil gilt ja dieser Grundsatz noch heut. Aus dieser Ansicht entsprang die Bevorzugung des Kriegsmannes, besonders der Kriegsbefehlshaber vor den Civilbeamten. In dem Soldaten, namentlich in dem Offizier, denn diese waren großentheils Eingeborne,

lebte das Gefühl einer besondern Mächtigkeit, das Gefühl zwar dem Fürsten zu dienen, aber dafür auch alles andere zu beherrschen, oder doch wenigstens als seinetwegen vorhanden zu betrachten. Daher jenes durchgreifende und Gewaltsame des Verfahrens, das mit der Strenge des Dienstes sich so leicht verschwistert, und das hochfahrende Wesen der Führer auch gegeneinander, welches der Fürst selbst oft nur durch Strenge unterdrücken und beseitigen konnte. Mitunter mußte der Kurfürst seine Generale bei Verlust des Kopfes zu einstimmigem Verfahren zwingen. Unablässige Aufsicht, im Nothfalle schnelles Einschreiten waren erforderlich, um die mühsam errungene unumschränkte Macht durch das Heer zu sichern, und nicht vielmehr zu untergraben. Daher hielt Friedrich Wilhelm scharfe Mannszucht, durch strenge Marsch-, Quartier- und Verpflegungs-Reglements, indem er die Offiziere für die „Excesse und Insolenzen" der Soldaten verantwortlich machte. Doch sorgte er natürlich auch dafür, daß dem Soldaten sein Unterhalt ward, denn er wußte sehr gut, wie durch unordentliche Zahlung derselbe zur Zügellosigkeit aufgefordert würde, und sich, wenn man ihm das Seinige entzöge, berechtigt glaubte, es zu nehmen. Hören wir ihn selbst hierüber aus seinen Erlassen: „Weil wir unsern Kriegsvölkern ihren monatlichen Sold jedesmal richtig zahlen lassen, so sind sie auch schuldig für ihr Geld zu zehren, und was sie an Lebensmitteln und Futter nehmen, bar bezahlen, wofür die Offiziere an allen Orten sorgen müssen und nicht befugt sind das geringste von den Unterthanen, unter welchem Vorwande es sei, an Geld, Wein, Fleisch, Getreide und Gewürz zu fordern, noch weniger mit Gewalt zu erpressen, bei Vermeidung vierfacher Erstattung und exemplarischer Strafe." Die Truppen sollten nicht eher die Quartiere verlassen, bis die Offiziere von den Commissarien und Magisträten richtige Zeugnisse und Bescheinigungen ihres Wohlverhaltens erhalten hätten. Aber auch die Soldaten ließ er nicht mishandeln, damit nicht ihr Ehr- und Pflichtgefühl abgestumpft würde, indem er verbot, sie bei Versehen und Vergehungen sogleich im Regimente zu prügeln. Diese Maßregeln hoben die moralische Kraft so sehr, daß die brandenburgischen Truppen in ganz Europa wegen ihrer Tapferkeit berühmt waren. Die Türken, welche sie besonders vor Ofen kennen gelernt hatten, nannten sie Feuermänner, und der General Graf Dünewald erwiederte dem Kurfür-

sten auf seine Frage, wie sich seine Dragoner in dem Treffen bei Türckheim gehalten hätten: „Mit diesen jage ich den Teufel fort."

Sehr streng war Friedrich Wilhelm in Beziehung auf die Duelle, mit denen damals besonders ein großer Unfug getrieben wurde. Bei
1665 27. Jan. einem Exceß dieser Art schrieb er an den Fürsten von Anhalt: „da Wir vernehmen, daß über diese Händel einer und der andre sein Urtheil fällt, was nur zur Erbitterung führt, soll der Fürst alle adlige Bedienten vom höchsten bis zum niedrigsten ins Schloß berufen, und dort in Gegenwart des ganzen Geheimraths denselben in unserm hohen Namen andeuten, daß, gleichwie Wir bei unsrer nun über vier und zwanzig Jahre geführten rühmlichen Regierung allezeit darin einen sonderbaren Ruhm gesucht, daß unser kurfürstlicher Hof in guter Ordnung und Einigkeit gehalten werde, also uns nicht wenig zu Gemüthe ging, daß seit einiger Zeit so viele Unordnungen, Mißverständnisse und Widerwärtigkeiten vorfielen." Der Fürst sollte daher anzeigen, „daß der Kurfürst nicht allein diejenigen, welche sich in Duelle einzulassen unterstehen würden, es geschehe solches in oder außer seinem Lande, an Leib- und Leben strafen, sondern auch, welche Rath und That mit dazu geben, ja auch die, welche Wissenschaft davon haben und es nicht anzeigen, mit dergleichen Strafen nach Befindung der Umstände belegen wolle, die ihnen zu schlechten Ehren gereichen soll." Später folgte ein weitläufiges Duellgesetz, in welchem dergleichen Excesse durchaus nicht als Ehrensachen angesehen werden.

Da das stehende Heer und seine durch pünktliche Versorgung streng aufrecht erhaltene Mannszucht die Grundlage zu der hohen Stellung Friedrich Wilhelms in Europa geworden war, so mußte die Erhöhung der Einkünfte, um dieses kostbare Mittel seines Einflusses zu erhalten, das Hauptaugenmerk seiner Verwaltungsthätigkeit sein. Es war dies um so unerläßlicher, da auch der brandenburgische Hof den neuen Verhältnissen des Staats und dem Geschmacke des Fürsten gemäß gegen früher eine weit glänzendere Erscheinung bot. Die Einkünfte flossen theils aus den Domainen, theils aus der Contribution vom platten Lande, dem Licente, den Stempelpapiergeldern, hauptsächlich aus dem Ertrage der Accise. Die Domainen wurden eine Zeit lang im Namen des Kurfürsten verwaltet, was trotz aller deshalb erlassenen Verordnungen und Befehle große Unordnung,

zahllose Unterschleife und Nachlässigkeiten herbeizog. Der schon oft
genannte geheime Rath Friedrich von Jena führte zum großen Vor- 1682
theile des Staats wieder die Verpachtung ein, und verdoppelte dadurch den bisherigen Ertrag, ja der Hofkammerpräsident von Knyphausen schmeichelte sich mit der freilich unerfüllten Hoffnung ihn bis auf 1,200,000 Thaler zu bringen, erreichte jedoch nur eine Höhe von 6—700,000. Höher hob sich die Summe der Einkünfte aus den übrigen Gefällen, im Jahre 1678 auf 653,000, seit 1683 auf eine Million und bis gegen 1688 auf mehr als 1,700,000 Thaler, ein Zeichen, welche Fortschritte die besteuerte Bevölkerung und die Betriebsamkeit des Landes gemacht haben mußten. Gegen das Ende der Regierung des großen Kurfürsten ergiebt sich also eine Gesammteinnahme des Staats von gegen 2½ Million Thaler.

Von dieser für jene Zeiten bedeutenden Summe nahm der Unterhalt des Heeres allein über eine Million weg, für den Hofstaat waren 1674 gegen 150,000, sechzehn Jahr später 180,000, zuletzt 226,000 Thaler gebraucht, doch wurde damit auch der Unterhalt einiger Garnisonen und Militairbeamten (zum Betrage von 78,000 Thalern), so wie die Besoldung der Civil- und Justizbeamten bestritten. Außerdem hatte die Chatoullenkasse für die persönlichen Bedürfnisse des Kurfürsten und seines Kabinets nach einem sechs- und dreißigjährigen Durchschnitte jährlich über 120,000, also zuletzt wahrscheinlich über 200,000 Thaler zu verwenden. Hierzu kommt noch das Jagdwesen, welches, da der Kurfürst die Jagd außerordentlich liebte, noch jährlich 54,000 Thaler kostete.

Der Hofstaat Friedrich Wilhelms war besonders in seinen spätern Regierungsjahren für die damaligen Verhältnisse wirklich glänzend zu nennen. Seit 1683 hielt er 24 Kammerjunker, 21 Pagen, 20 Lakaien, 14 Kammermusici, 30 Personen zur Hof- und Reiseküche, 15 zur Silberkammer, und acht Doctoren der Medicin nebst drei Apothekern außer den übrigen noch nöthigen niedern Beamten. Dabei machten selbst die geringeren Diener oft ganz übertriebene Forderungen; verlangten doch sein und des Kurprinzen Leibkutscher jedesmal, wenn sie ausfuhren, zwei Quart Rheinwein, was der Kurfürst auf ein Quart herabsetzte, ein Beweis, daß strenge Aufsicht nöthig war um ganz zwecklose Verschwendung abzuhalten.

Bei der Aufzählung der Einkünfte und Ausgaben ist jedoch im-

mer zu bemerken, daß alle diese Zahlenangaben für die früheren Zeiten kein genaues Resultat bieten, weil noch immer sehr viel in Naturalien geliefert, manches, was jetzt die Regierung trägt, den Unterthanen selbst überlassen wurde. Rechnet man dies alles hinzu, was freilich nur überschläglich geschehen kann, so wird sich ergeben, daß, wenn die Bedürfnisse des Staats auch nicht die Höhe der heutigen Büdgets erreichten, sie dennoch nicht so unbedeutend waren, als sie dem ersten Anblick nach scheinen.

Die große Vermehrung der Mittel hatte Friedrich Wilhelm durch die Beförderung der Betriebsamkeit und des Anbaues in dem durch den dreißigjährigen Kriege ganz verwüsteten Lande erzielt. Fortwährend zog er Kolonisten ins Land, und traf Maßregeln, daß sie seinen Zweck, Land urbar zu machen und anzubauen, so vollständig als möglich ausführten. Als er erfuhr, daß einige von ihnen die zum Anbau bewilligten Materialien verkauften, so verwandelte er diese
1683 Vergünstigung in eine zehnjährige Steuerfreiheit, und als auch diese gemißbraucht wurde, ließ er in den Städten die Neubau- und Ausbesserungskosten der Häuser abschätzen, und darauf funfzehn Prozent von der Consumtionsaccise abschreiben.

Seine alten Unterthanen hielt er ebenfalls zum Anbau des Landes
1686 an. Er befahl, daß jeder Bewohner kleiner Städte und Flecken ein Stück Landes hinter seinem Hause einhegen, und dieses theils mit Obstbäumen, theils mit Eichen zur Schweinemast bepflanzen sollte. Niemand durfte getraut werden, wenn er nicht wenigstens sechs Obstbäume veredelt und sechs junge Eichen gepflanzt hätte, eine Maßregel, die gewiß nicht drückend war, ja gern erfüllt wurde, und die Absicht des großen Gesetzgebers zu einer Zeit, wo noch alles so sehr zurück war, trefflich beförderte. Er selbst ließ sich in Berlin einen Obst- und Küchengarten anlegen, setzte und veredelte dort Bäume mit eigner Hand, und veranlaßte so durch sein Beispiel bei seinen Unterthanen desto größeren Eifer. Von allen Seiten her zog er Anbauer heran, Franzosen, die Vorväter unserer noch heut bestehenden Colonien, Waldenser aus Piemont und wer irgend der Religion wegen in seinem Vaterlande bedrängt wurde; jeder, der arbeiten konnte und wollte, fand eine freundliche, hilfreiche Aufnahme; ja sogar die so oft aus der Mark vertriebenen Juden ließ er wieder gegen ein bestimmtes Schutzgeld zu.

Vor allen aber erfreute sich Berlin seiner pflegenden Hand, hierin stand ihm seine zweite Gemalin Dorothea mit treuer Sorgfalt bei. Sie legte auf dem ihr vom Kurfürsten geschenkten sandigen, der gewöhnlichen Cultur widerstrebenden Boden einen neuen Stadttheil, der ihren Namen trägt, die Dorotheenstadt, an. Hier verkaufte und 1674
verpachtete sie Grundstücke und Häuser, und legte durch eine vierfache Lindenallee, zu der sie selbst den ersten Baum pflanzte, den Grund zu dem prachtvollsten Theile unserer Hauptstadt. Das kurfürstliche Schloß wurde erweitert, viele andere Gebäude, auch von Privatleuten nach dem Vorbilde des Fürsten in größerem und geschmackvollerem Stile als bisher erbaut. Chiese, Niuron, M. M. Smids, Nering, Memhard u. a. m. waren berühmte Baumeister dieser Zeit; außer Berlin waren sie auch für Potsdam und Oranienburg thätig.

So stieg denn auch die Bevölkerung Berlins von nicht viel mehr als 6000 Personen, denn die Hälfte seiner Einwohner hatte es während des dreißigjährigen Krieges verloren, bis gegen 20,000, und statt eines Haufens verfallener elender Hütten sah man so regelmäßige, schön gebaute Straßen, daß selbst Fremde sie bewunderten. Der Franzose Patin macht folgende Schilderung von seiner Reise 1676
nach Berlin: „Man bedient sich auf diesem Wege der Postwagen, welche Tag und Nacht gehen und wo nur beim Wechseln der Pferde ausgeruht werden kann; aber ich hatte alle Mühe vergessen, als ich Berlin zu sehen bekam. Alles schien mir so schön, daß ich mir eine Oeffnung im Himmel dachte, von wo die Sonne ihre Wohlthaten auf diese Erdstrecke ausbreitet. Es sind nicht mehr die Einöden, welche ich ehemals durchreist bin. Die Stadt besteht aus drei andern, deren Gebäude sehr regelmäßig sind und der größte Theil im italienischen Geschmack. Der Lustgarten, welcher nur fünfhundert Schritt lang ist, dient zur Erholung des Kurfürsten, der hier alle Gattungen Rothwild unterhält. Die Gärten sind von Orangerien, Jasmin und allen Arten von Blumen angefüllt, mit einem Worte, mit allen Kostbarkeiten, welche Italien, die Königin aller Länder, durch Schönheit des Bodens und Klimas darbietet. Das Schloß des Kurfürsten ist sehr alt, seine Bauart flößt Bewunderung ein, wenngleich das neue Gebäude bequemer ist. Die Bibliothek darin ist so prächtig eingerichtet, daß ich nicht weiß, wie es besser zu machen sei. Sie verdient

es wohl, denn sie ist eine der schönsten auf der Erde, sowohl was die Zahl als die Wahl der Bücher betrifft. Das Medaillenkabinet, welches daran stößt, verdient den Besuch und die Aufmerksamkeit aller derjenigen, welche diese Seltenheit lieben, auch unterläßt der Kurfürst nicht, so sehr er sich den Regierungsgeschäften widmet, sich mit ihm zu beschäftigen. Man würde kaum an die Auffindungen glauben, welche allein auf dem Boden zu Xanten, Wesel und Cleve gemacht sind; man hat nicht allein eine Menge, sondern auch sehr seltene Stücke gefunden." Das kurfürstliche Schloß ward selbst vor der im Jahre 1681 vorgenommenen Erweiterung und Ausschmückung von Fremden z. B. dem Reisenden Pacichelli als wahrhaft königlich gepriesen.

Wunderbar genug passen zu diesem Lobe polizeiliche Verordnungen, wie z. B. daß niemand den Unrath aus dem Hause mitten auf die Straße werfen, noch diese verunreinigen sollte, und daß es nicht erlaubt sei, die Schweine auf der neuen Lindenallee so wie in den übrigen Straßen herumlaufen zu lassen, Verordnungen, welche bis in die letzten Lebensjahre des Kurfürsten oft wiederholt und eingeschärft werden mußten. Unter ihm wurden aber noch die meisten Straßen Berlins gepflastert und mit Laternen auf hölzernen Pfählen erleuchtet [1]). Viel Geld verwendete er auch für die Befestigung Berlins, wodurch allerdings der ferneren freieren Ausdehnung der Stadt Gränzen gesetzt wurden. Friedrich Wilhelm begnügte sich nicht mit dem Anbau des Landes, sondern mit dem größten Eifer beförderte er auch Fabrikwesen und Manufaktur. Hierüber sagt er in einem Patente vom Jahre 1678: „Die Erfahrung lehre, daß eines Landes Wohlfahrt und Aufnehmen hauptsächlich aus inländischen Manufakturen herfließe; daher habe er aus landesväterlicher Fürsorge dahin getrachtet, auf was für Art neue Gewerke und Manufakturen in seinen Ländern gemacht würden, und Pfundleder, Gerbereien, Draht-, Sensen-, Futterklingen- und Blechhammerhütten anlegen lassen." 1684 richtete er ein Stahlwerk, 1685 eine Gewehrfabrik, 1686 eine Zuckersiederei, eine Gaze-, Seide- und Kreppfabrik, 1687 ein Blech- und Zinnhaus ein, und beabsichtigte 1678 die Anlegung einer Por-

1) S. über die polizeilichen Maßregeln Friedrich Wilhelms: König, Versuch einer histor. Schilderung Berlins. II.

cellanbäckerei. Besonders suchte er, doch hierin ohne bedeutenden Erfolg, die sehr darniederliegende Wollfabrikation zu heben. Er befahl, daß Bettler, Müßiggänger und Kinder, die zur Spinnerei tüchtig wären, an Orten, wo sich Wollmanufacturen und Zeugmacher befänden, abgeliefert, auch Bettler und Lumpengesindel ohne Rücksicht auf die Freiheiten der Herrschaften und deren Jurisdiction aufgegriffen, und nach Spandau geliefert würden, wo er noch gegen das Ende 1687
seines Lebens ein Spinn- und Zuchthaus anlegte.

Nicht leicht entging dem großen Kurfürsten irgend ein Zweig der menschlichen Betriebsamkeit, auf den er nicht die Kräfte seiner Unterthanen gelenkt hätte, doch ging er hierin wie alle Schöpfer neuer Zustände oft zu weit, indem er zu Gunsten neuer Einrichtungen, ja oft nur zur Erprobung derselben allgemeine Interessen ohne Schonung verletzte. Er sah sich freilich dazu gezwungen, denn noch war der Geist seines Volkes nicht so lebhaft erwacht, daß er schon von selbst ohne Anregung und Leitung das Nützliche gewagt und zu schaffen verstanden hätte. Friedrich Wilhelm mußte, fast wie Peter der Große, seine Unterthanen von dem Zustande der Kindheit auf in industriellen Dingen erziehen. Wichtige Dienste leisteten ihm hierbei die eingewanderten Franzosen. Durch sie gelang z. B. der früher mit geringem Fortgange versuchte Tabaksbau in der Mark, so wie die Zuckerraffinerie; letztere suchte man durch das damals in commerciellen Verhältnissen allein bekannte Mittel des Ausfuhrverbotes für den rohen Stoff, so wie durch Besteuerung des fremden Zuckers mit einem Groschen für das Pfund zu heben.

Der Elbhandel war zu jener Zeit sehr herabgekommen und wurde durch tausend Mißbräuche bei den Zöllen immer mehr gedrückt. Diese hob der große Kurfürst auf; es sollte kein Baum-, Commandanten- und Festungsgeld mehr erhoben, zu Dömitz und Boitzenburg an Mecklenburg und Sachsen-Lauenburg kein höherer Zoll als im Jahre 1672 festgestellt worden, bezahlt werden. Aber es fehlte an etwas sehr Wesentlichem für den Handel, an der Verbindung der einzelnen Orte im Lande. Noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges vertraten einige Landreiter den Postdienst, und wurden namentlich zu Sendungen nach Preußen gebraucht. Das 1596 den Grafen zu Taxis ertheilte Postprivilegium, welches durch Mathias und Ferdinand III. zu einem Mannlehen wurde, drohte jedes selbständige Postwesen in

den Reichslanden zu vernichten, doch Friedrich Wilhelm widersetzte sich der Beschränkung, und machte seinem energisch-speculativen Wesen gemäß sogleich den Versuch zu einer Abhilfe des bisherigen Mangels. Dies geschah, als im Jahre 1646 der schwedische Postmeister in Riga bei dem Kurfürsten um die Concession zur Anlegung einer Post nach Königsberg nachsuchte. Der einsichtsvolle Michael Mathias, welcher später an der Spitze des brandenburgischen Postwesens stand, machte auf die Vortheile einer eigenen Post im Lande aufmerksam, und erhielt auch sogleich von seinem unternehmenden Herrn den Befehl zur Ausführung seines Plans. Unter Mathias besonderer Leitung wurden zunächst die Postcurse von Cöln an der Spree nach Cleve und Königsberg eingerichtet. Zwar protestirte der Graf von Thurn und Taxis, der schon neun Jahr zuvor obgleich erfolglos seine Posten über Sachsen und Brandenburg hatte ausdehnen wollen, doch hielt Friedrich Wilhelm nicht nur seine Schöpfung aufrecht, sondern richtete auch nach und nach zwischen seiner Residenz und den Städten Magdeburg, Leipzig, Hamburg und Breslau neue Postcurse ein. Der im Jahre 1654 zum kurfürstlichen Postdirector ernannte Michael Mathias hatte die große Befriedigung, daß seine Unternehmung, welche anfangs die Kosten nicht deckte, zuletzt einen namhaften Ueberschuß in die Kasse des Kurfürsten lieferte.

Mit nicht minderem Eifer arbeitete Friedrich Wilhelm an der Verbindung der Flüsse, namentlich durch den mühlroser oder nach ihm selbst benannten Friedrich-Wilhelms-Canal. Der Kaiser Ferdinand III., der für Schlesien an diesem wichtigen Bau großen Antheil nahm, hatte sich zu einem Theil desselben verpflichtet, doch erst nach
1662 seinem Tode kam das Werk, welches wegen des funfzig Fuß höheren Niveaus der Spree funfzig Schleusen auf drei Meilen Länge erforderte, zu Stande. Ehe das Wasser in den Graben gelassen wurde, speiste der ganze kurfürstliche Hof in dem Raume desselben, dann vollendete man den Durchstich, und Friedrich Wilhelm hatte die Freude, den von seinem Vorfahren Joachim II. und dem Kaiser Ferdinand I. entworfenen Plan zum großen Gewinn für seine Länder verwirklicht zu sehen.

Aber nicht zufrieden damit den inländischen Handel zu heben,
1647 dachte er auch auf Beförderung des Seehandels. Der erste Versuch ward auf den Antrag des von der holländisch-ostindischen Gesellschaft

entlassenen Admiral Liers gemacht, der mit einigen reichen holländischen Kaufleuten unter kurfürstlichem Namen eine ostindische Handelsgesellschaft gründen wollte. Man forderte die Hansestädte zur Theilnahme auf, und handelte mit den Schweden um Tranquebar, doch fehlte es an Geld zum Kauf. Erst durch den holländischen Kaufmann Benjamin Raulé wurde das Seewesen in einem größeren Stile betrieben. Er, zum kurfürstlichen Rathe und General-Director der Marine ernannt, rüstete mehrere Kriegsschiffe aus, und that mit ihnen dem schwedischen und englischen Handel vielen Schaden, ja die brandenburgischen Schiffe nahmen sogar eine schwedische Fregatte von drei und zwanzig Kanonen. In England erhob sich laute Klage gegen den Kurfürsten, ja als er noch drei Fregatten kaufte, und in Amsterdam Kriegsschiffe bauen ließ, stieg die Besorgniß so hoch, daß Schwerin berichtete, Arlington habe zu ihm geäußert, die englischen Kaufleute drängen darauf, der König solle eine Flotte zum Schutz des englischen Handels nach der Ostsee schicken. Dies war nicht leere Rede, sondern es waren wirklich auf die Nachrichten aus der Ostsee an der Börse die Actien um drei Procent gefallen. Während der Belagerung Stralsunds stieg die brandenburgische Flotte auf zehn Fregatten. Um diese Zeit ward die Seehandlung errichtet und mit Raulé ein zehnjähriger Vertrag abgeschlossen.

Der Besitz einer Flotte mußte nothwendig zu dem Gedanken an einen großartigen überseeischen Handel führen. Pillau ward von dem unternehmenden General-Director der Marine zum Schiffbauplatz bestimmt, der Hafen mit bedeutenden Kosten zu dem Zweck gereinigt, und zugleich ein Commerz- und Admiralitätscollegium errichtet. Die Kosten waren sehr bedeutend, sie betrugen monatlich in allem über 3500 Thaler. Wir haben schon gesehen, wie Friedrich sich von Spanien wegen seiner Subsidienforderungen für seine Auslagen bezahlt machte.

Ein Jahr später fuhr die brandenburgische Flotte nach den Kü- 1681
sten von Guinea, errichtete zwischen Arim und dem Vorgebirge der
drei Spitzen mehrere Niederlassungen, und schloß ein Bündniß mit 16. Mai
den vornehmsten Häuptern der Neger in jenen Gegenden, welche ihm die Erbauung eines Forts auf ihrem Gebiete gestatteten, mit brandenburgischen Schiffen Handel zu treiben versprachen, und den großen Kurfürsten als ihren Ober- und Schutzherrn anerkannten.

Friedrich von der Gröben, der Gouverneur der neuen Groß Friedrichsburg genannten Niederlassung dehnte seine Verbindungen in Afrika so weit aus, daß selbst Holland, trotz seiner Eifersucht mit ihm Verträge einging, in deren Folge eine afrikanische Handelsgesellschaft gegründet wurde. 50,000 Thaler war das Betriebscapital, 200 Thaler die geringste Einlage, der Kürfürst selbst
1682 zahlte 8000 Thaler ein; Emden wählte die Gesellschaft zu ihrem
17. März Hauptort. Noch in demselben Jahre versprach der Kurfürst eine Festung auf der afrikanischen Küste zu bauen, die Gesellschaft dagegen wollte nach Verlauf von vier Jahren ihre Miliz selbst verpflegen. Die eigentliche Absicht Friedrich Wilhelms war auf diesem Wege eine Seemacht zu schaffen, mit welcher er, als neutraler Fürst, die Transportschiffe kriegführender Parteien begleiten könnte; dann hoffte er auch dadurch den Seehandel nach seinen Küstenländern, besonders nach Preußen zu ziehen. Obgleich nun Handel nach Ost- und Westindien getrieben wurde, mußte man, statt Dividenden zu erhalten, von Neuem zwanzig Procent den Fonds der Gesellschaft hinzufügen. Da löste sie sich auf und der Kurfürst übernahm das Ganze für
1686 seine Rechnung.

27. Mai Anfangs wirkte die Veränderung so vortheilhaft, daß schon am Schluß des Jahres die Compagnie einen Ueberschuß von 23,700 und 1687 von 57,343 Thalern bot. Es machte sogar ein Gesandter des Schach von Persien von Warschau aus dem Kurfürsten Vorschläge zu einem Handel mit Bernstein gegen rohe Seide. Zur bessern Fort-
1687 setzung des Unternehmens erhielt Raulé eine beinah ganz uneinge-
19. Mai schränkte Gewalt über die Gesellschaft, kraft welcher er über das sämmtliche bei der Marine angestellte Personal verfügen konnte. Außerdem durfte er sechs neue Schiffe bauen, die alten ausbessern, einige kurfürstliche Kriegsfahrzeuge der afrikanischen Gesellschaft überlassen, den Werth dafür in Actien ausstellen, kurfürstliche Schiffe vermiethen und die Seemagazine versorgen. Auch die Verwaltung der Gesellschaft wurde ganz in seine Hände gegeben. Diese Macht behielt Raulé bis in die folgende Regierung hinein. Nie jedoch sind die auswärtigen Besitzungen für den Staat von wesentlichem Nutzen gewesen, weshalb sie auch von dem ökonomischen allen unsicheren
1718 Speculationen abgeneigten König Friedrich Wilhelm I. den Holländern verkauft wurden.

Mit dem Schulwesen stand es noch immer im Brandenburgischen sehr schlecht. Nach dem Friedensschluß von Oliva klagten die mär- 1661
kischen Stände, daß aus Mangel an Schulen mancher fähige Kopf, 7. Dez.
der dem Vaterlande nützliche Dienste hätte leisten können, die Studien aufgeben müßte. Es fehlte an allem, und die Lehrer von den wenigen noch vorhandenen Anstalten waren so schlecht besoldet, daß sie mit andern ihrem Berufe widersprechenden Beschäftigungen ihren Lebensunterhalt suchen mußten. So verklagte noch im Jahre 1670 die Stadt Cremmen ihren Schulrector, daß er sich mehr mit dem Handel abgäbe als mit der Erziehung der Jugend.

Auch die joachimsthalische Schule war während des dreißigjährigen Krieges zu Grunde gegangen. 1655 wurde das Gymnasium nach Berlin verlegt, doch fehlte es an einem passenden Local, bis endlich Friedrich Wilhelm ihm einige Zimmer in dem Vordertheile seines Schlosses einräumte. Mit derselben Theilnahme sorgte er für die Schule am grauen Kloster. Er befreite endlich die Lehrer von der unangenehmen Berechtigung, abwechselnd bei den Bürgern den Mittagstisch einzunehmen, indem er ihnen jährlich 500 Thaler Tischgelder aus der Accise bewilligte. Dann stiftete er noch eine neue Stadtschule in Berlin, aus welcher später das Gymnasium auf dem Friedrichs-Werder hervorging. Der Unterricht beschränkte sich in den damaligen Gymnasien auf Latein, Griechisch, und die nur dürftig behandelte Religion ausgenommen, auf Logik, oder wie sie damals hieß, Dialektik zur Uebung im Disputiren. An besonders festlichen Tagen wurden noch immer statt der spätern Schulacte Schau- und Trauerspiele nach Art der alten Mysterien aufgeführt.

Großen Eifer zeigte Friedrich Wilhelm als Wiederhersteller der Universität Frankfurt, wo nicht nur zu jener Zeit alle Mittel fehlten, sondern auch eine solche Sittenlosigkeit unter den Studirenden eingerissen war, daß jede Spur von wissenschaftlicher Richtung zu verschwinden drohte. Vergebens mühten sich Rektor und Ephoren dagegen ab; den kräftigen Maßregeln des Kurfürsten nur gelang es, die Ausschweifungen zu hemmen, und die studirende Jugend wieder zur Beachtung ihres Berufes anzuhalten. Die Stiftung des großen kurmärkischen Stipendiums mit einem Capital von 20,000 Thalern für neun studirende Märker ohne Unterschied des Glaubens, von denen jeder 100 Thaler drei Jahr hindurch erhalten sollte, ist ebenfalls

sein Werk. Die verdienten Lehrer der Hochschule erhielten auf jede Weise Aufmunterungen von dem die Wissenschaften sehr hoch schätzenden Fürsten. Ja Friedrich Wilhelm dachte schon an die Gründung einer neuen Universität in Halle, starb jedoch, bevor er seinen Plan ausführen konnte.

Da Schulen und Universitäten ohne literarische Hilfsmittel nichts leisten können, so wandte sich denn auch seine Sorge ganz vorzüglich auf die Gründung einer Bibliothek[1]). Es wurde ein anständiges Lokal dazu neben dem Schlosse für den Gebrauch der Gelehrten und Geheimräthe eingerichtet. Durch Ankauf mehrerer bedeutender Büchersammlungen wurde diese Bibliothek bald bedeutend, auch reich an Handschriften. So wichtig erschien dem Kurfürsten diese Sorge, daß er 1674 bei seinem Abgange zum Heere dem Geheimrathe die Vermehrung der Bibliothek angelegentlichst empfahl. Er hatte die Freude, dieselbe im Jahre 1687 schon etwa 20,600 gedruckte Bücher und 1618 Handschriften, unter welchen sich auch indische und chinesische befanden, stark zu sehen, für damalige Zeiten, wie wir schon oben bemerkt haben, sehr bedeutend. Im Durchschnitt wurden über 300 Thaler jährlich für die Bibliothek verwendet. Um nun aber diesen Schatz von Büchern nicht nutzlos zu häufen, gestattete Friedrich Wilhelm allen selbst auswärtigen Gelehrten einen freien Gebrauch derselben, und zeigte hierdurch seinen edlen Eifer für die Förderung der Wissenschaften. Bis zu seinem Lebensende beschäftigte er sich mit der Sorge für diese seine Schöpfung, nur der Tod verhinderte ihn ein noch geräumigeres und schöneres Lokal, für dessen Bau er schon außer dem größten Theil der Materialien 26,000 Thaler angewiesen hatte, in dem Lustgarten vor dem Schlosse zu errichten.

Bemerkenswerth ist die besondere Vorliebe des Kurfürsten für die chinesische und indische Literatur, wenn sie nicht etwa mit der Hoffnung zusammenhing, aus ihnen das Hauptgeheimniß der Alchymie, die Goldmacherkunst, zu entdecken; denn hierin erhob er sich, wie die

---

1) Es waren unter Joachim I. und II. schon bedeutende Büchersammlungen gemacht worden, diese aber müssen wieder zerstreut worden sein, denn der Bibliothekar Hendreich sagte dem Kurfürsten, als ihm die Bibliothek anvertraut wurde, er habe von seinem Vorgänger kaum so viel Bücher erhalten, als einem Privatmann genügen könnten, was wahrscheinlich nicht übertrieben war, denn die ganze Bibliothek befand sich in einem ganz kleinen Raum unter dem Dache des Schlosses.

meisten großen Männer des siebzehnten Jahrhunderts, nicht über seine Zeit. Sein geheimer Kammerdiener Johann Kunkel führte die Direction über das alchymistische Laboratorium. In diesem Punkte scheint Friedrich Wilhelm gar keine Sparsamkeit gekannt zu haben, denn Kunkel führte, als er nach des Fürsten Tode zur Rechenschaft gezogen wurde, an [1]), er habe dem Kurfürsten öfter Bedenklichkeiten geäußert, daß ihn der Rentmeister bei seinen Anforderungen übel anlassen würde; doch darauf sei ihm von seinem alten Herrn geantwortet worden: „Darum dürft Ihr euch nicht bekümmern, ich frage Niemanden darum; was ich haben will, muß geschehen; ich bin nicht so wie u. s. w.; ich habe allezeit so viel in meiner Schatulle, daß ich der keinen darf um fragen. Ich spiele jetzt nicht sonderlich mehr, habe aber öfter 1000 Thaler auf einmal verspielt, auch wohl zur Lust so viel in die Luft fliegen lassen, so kann ich auch zu meinem Vergnügen an allerhand Wissenschaften was wenden, und darf mir Niemand einreden, was ich thun und lassen will."

Auch Historiographen hielt sich Friedrich Wilhelm, von denen aber nur der berühmte Samuel Puffendorf, der sein Werk über den gro- 1686
ßen Regenten nach dem Tode desselben vollendete, der Erwähnung verdient.

Wenige Fürsten jener Zeit thaten verhältnißmäßig für die Kunst mehr als Friedrich Wilhelm. Sowohl er als seine erste Gemalin Luise liebte die Musik, namentlich feierliche Kirchengesänge mit Chorbegleitung. Er hielt sich eine ziemlich zahlreiche Kapelle, und berief mitunter selbst italienische Sänger zu seinen Musiken. Oeffentliche Theatervorstellungen gab es damals noch nicht, nur an Schulen, wie wir schon erwähnt haben, kamen sie zu der Zeit vor, wurden jedoch vom Kurfürsten, weil sie, statt der bezweckten Erbauung nur das Heilige ins Lächerliche zogen, ernstlich verboten. Dagegen wurden mitunter am Hofe Festspiele mit Tanz von den Hofleuten selbst aufgeführt. Dies geschah z. B. zur Vermälungsfeier des Kurprinzen Friedrich I. in Berlin. Es war ein Ballet: „der Götter Freu- 1679 6. Nov.
denfest" benannt. Alle am Hofe befindliche Prinzen, Prinzessinnen, Edelleute und Damen stellten es auf einem besonders zu diesem Zwecke errichteten Theater unter Anleitung des Herrn de la Tour

1) König, histor. Schilderung von Berlin. II. S. 194.

vor. Sechs Tanzmeister ordneten die Bewegung und Gruppirung der zum Theil maskirten Tänzer. Schauspieler von Fach spielten zu Zeiten des großen Kurfürsten noch nicht vor dem Hofe.

Größeren Aufwand als für die Musik machte Friedrich Wilhelm für Malerei und Baukunst. Fünf und vierzig Maler haben für ihn gearbeitet, mehrere von ihnen als Hofmaler, einer sogar, Wilhelm von Honthorst, mit einem Gehalte von 1000 Thalern nebst freier Wohnung und Hofkleidung. Auch vorzügliche Kupferstecher und Eisenschneider, unter letzteren namentlich Gottfried Leygebe, von dem noch jetzt eine sehr schöne, 10 Zoll hohe Statue des Kurfürsten als Bellerophon sich in der Kunstkammer von Berlin befindet, wurden von ihm geschätzt und besoldet.

Von Baumeistern zeichneten sich besonders zwei, de Chiese und Nering, aus; ersterer baute unter andern das Hauptgebäude des potsdamer Schlosses, letzterer die am Wasser gelegene Seite des Schlosses von Berlin; auch ward ihm 1688 der Anbau der Friedrichsstadt übertragen.

Die deutsche Poesie befand sich damals in einem zu kläglichen Zustande, als daß in dieser Beziehung etwas zu erwarten gewesen wäre. Nur im Kirchengesang wurde noch Einiges geleistet. Drei der berühmtesten Dichter dieser Gattung lebten unter Friedrich Wilhelm in den brandenburgischen Staaten. Paul Gerhardt, Simon Dach und Robert Robertin werden durch ihre fromme Gesinnung und ihr inniges ungekünsteltes Gefühl für immer Muster im Kirchenliede bleiben.

Friedrich Wilhelm besaß einen religiösen Sinn von seltener Tiefe, der ohne Frömmelei und Schwärmerei mit fester Ueberzeugung an den großen Wahrheiten des Christenthums festhielt. Er war auch, in wie weit man dies im siebzehnten Jahrhundert konnte, im Ganzen frei von allem Vorurtheil, und feindete weder die katholische Religion noch die lutherische an, ja, er hoffte, da er die gemeinsame Richtung der beiden evangelischen Hauptparteien und die so geringen Verschiedenheiten beider sehr richtig erkannte, noch immer auf eine Vereinigung. Um so unangenehmer mußte es ihm sein, wenn er diese seine Lieblingsidee an dem Vorurtheil und dem blinden Eifer, namentlich der lutherischen Prediger, scheitern sah. Doch darf man auch gegen diese nicht ungerecht sein, und die Gründe ihres Eifers

überhören. Denn bedenkt man, daß die nächsten Umgebungen der Regenten in der lutherischen Mark Brandenburg, z. B. Markgraf Johann Georg, offen ihre Freude darüber aussprachen, daß der 1616
Geheimrath ganz aus Reformirten bestände, und den Wunsch, es möge nun für immer so festgehalten werden: so läßt sich leicht begreifen, wie alle, die nicht gleichgiltig in Religionsangelegenheiten waren, im höchsten Grade durch solche Gesinnungen und Thatsachen in Unruhe über ihre Rechte gerathen mußten. Unter Friedrich Wilhelm war der größte Theil der höheren Staatsdiener immer noch reformirt, welche Klagen auch von den Ständen über Bevorzugung seiner Religionspartei erhoben wurden.

Nun muß man freilich anderseits gestehen, daß die Lutheraner nicht immer die schicklichste und der Würde des Gegenstandes gemäßeste Sprache in ihren Beschwerden führten. Bittere, hämische, unschickliche und geschmacklose Pasquille, wie sie aus der noch sehr mangelhaften Bildung jener Zeit hervorgingen, erschienen anstatt unparteiischer, wissenschaftlicher Beleuchtungen der Wahrheit, und erregten so den Unwillen des in diesem Punkte leicht verletzbaren Fürsten. Als auf solche Weise das Glaubensbekenntniß des Kurfürsten Johann Sigismund von den Lutheranern vielfältig angegriffen und lächerlich gemacht wurde, erließ Friedrich Wilhelm, um ferneren Mißbräuchen der Art vorzubeugen, die Verordnung, daß in Zukunft theologische Schriften nur mit Einwilligung der Censur des Consistoriums gedruckt werden dürften. Verbote der Art erregen stets die Leidenschaftlichkeit immer noch mehr. Der Prediger Schilling in Stendal ließ einen Tractat in Wittenberg drucken, in welchem er außer vielen andern Schmähungen sagte: „Der Teufel pflege die Leute mit der calvinischen Religion anzufechten und in Zweifel zu stürzen, und alle diejenigen würden verflucht, so wider die Heiligung des göttlichen Namens, Gottes Reich und dessen Willen wären, es möchten sein Papisten oder Calvinisten." Der Kurfürst ließ sich von dem Consistorium berichten, was mit einem sol- 1660
chen friedestörenden Menschen vorzunehmen sei. Dies erkannte zwar die Straffälligkeit Schillings an, empfahl jedoch, wenn er Abbitte leistete, Gnade. Auch im Geheimrathe war man der Meinung. Schilling, wahrscheinlich in der fanatischen Ueberzeugung, ein Märtyrer der Wahrheit zu sein, verließ trotz seiner Dürftigkeit und sei-

ner acht Kinder lieber Haus und Hof, ehe er den Widerruf unterschrieb.

Zur Abhilfe der fortwährenden Spaltungen berief der Kurfürst ein Colloquium nach Berlin, damit doch das unchristliche Verketzern, Verlästern, Verdammen, auch falsche Deutungen und erzwungene Beschuldigungen gotteslästerlicher Lehren allerseits eingestellt, hingegen das wahre Christenthum und die Uebung der wahren klaren Gottseligkeit den Zuhörern ins Herz gepredigt werden möchten. Schwerin hielt den Vorsitz in diesem geistlichen Verein, und erließ an die Geistlichkeit, welche darauf bestand, daß aus der ganzen Mark De-
1662 putirte den Sitzungen beiwohnen sollten, im Auftrage des Kurfürsten
21. Aug. den Befehl zu untersuchen:

1) ob in den reformirten confessionibus publicis etwas gelehrt und bejaht werde, warum der, so es lehrt, judicio divino verdammt sei, oder

2) ob darin etwas verneint oder verschwiegen sei, ohne dessen Wissenschaft und Uebung der höchste Gott Niemand selig machen wolle.

Die lutherischen Geistlichen wählten Sigismund Reinhardt zu ihrem Vertreter, der sich so beleidigender, ja aufrührerischer Reden gegen den Kurfürsten bediente, daß sogar mehrere lutherische Geistliche sich von ihm lossagten, die schöne Absicht aber, die Parteien zu versöhnen, gänzlich verfehlt wurde.

Unbesonnen genug mischte sich die theologische Facultät in Wittenberg in die Streitigkeiten, und berief ein förmliches Colloquium. Gegen diese Anmaßung sprach sich Friedrich Wilhelm in einem deshalb erlassenen Edikt bestimmt und kräftig aus: „Darum so ordnen und setzen Wir," heißt es darin, „kraft dieses aus landesfürstlicher Macht, Hoheit und Gewalt, auch aus höchster Nothwendigkeit, und wollen, meinen es auch ernstlich, daß alle und jede Unserer Unterthanen von Prälaten, Grafen, Herren, Adel und Städten hinfüro keinen der Ihrigen mehr auf die vorgedachte Universität Wittenberg, um daselbst theologiam und philosophiam zu studiren, schicken oder halten, auch da einer oder der andere Unserer Unterthanen seine Kinder des studii theologici oder philosophici halber allbereit dahin verschickt hätte, dieselben innerhalb drei Monaten vom Tage der Publication dieses Unseres Edicts und Ordnung an zu rechnen, wieder abzufordern und dieselbe allda nicht zu lassen."

Vergeblich waren alle Maßregeln, den Zänkereien und Streitigkeiten ein Ende zu machen. Endlich erließ der Kurfürst ein Edict, 1664
in welchem er unter anderm gebot, „sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen zu enthalten und dem andern Theile keine ungereimte gottlose Behauptungen aufzubürden, die von ihm nicht anerkannt, sondern nur durch Konsequenzmacherei aus seinen Dogmen abgeleitet würden. So wollen wir hiermit abermals ernstlich anbefohlen haben, daß, wenn Jemand, er sei reformirt oder lutherisch, begehren wird, daß sein Kind ohne Exorzismus getauft werden möge, der desfalls angesprochene Prediger ohne Erwartung fernern Befehls die Taufe also verrichten soll." Ungehorsam gegen dieses Edikt wurde mit Absetzung, nach Umständen noch härter bestraft; jeder Geistliche sollte einen Revers im Sinne desselben unterschreiben.

Viele, von leidenschaftlicher Heftigkeit und blindem Eifer getrieben, verwarfen diesen Revers, weil er von den Gegnern kam, doch manche folgten auch ihrem Gewissen und ihrer redlichen Ueberzeugung. Gewohnt, die symbolischen Bücher, auf die sie geschworen hatten, als Heiligthümer und das Festhalten an den Kirchengebräuchen, also auch an dem Exorzismus, als Gewissenssache anzusehen, fanden sie in jenem Verlangen eine völlige Lähmung ihrer Berufsthätigkeit. Und gerade diese sanfteren, ruhigeren Charactere beharrten auf ihrer Weigerung, während die lärmenden Schreier sich nach und nach den ernstlich drängenden Anforderungen fügten. Zu den ersteren gehörte der berühmte Liederdichter Paul Gerhardt. Als das Consistorium ihm ankündigte, daß er, im Falle er bei seiner Weigerung bliebe, entlassen werden müsse, und ihm zur Antwort eine achttägige Bedenkzeit anbot, äußerte er sich unverzüglich gegen die Annahme des Reverses, und ward sofort von seinem Amte entlassen. Seine Absetzung erregte bei den Bewohnern Berlins eine allgemeine Bestürzung. Er war bei allen beliebt, ein getreuer, frommer Hirt seiner Gemeine, ein sanfter, friedliebender Mann und vortrefflicher Kanzelredner. Niemals hatte er in seinen Predigten gegen die Reformirten geeifert, und war bisher allen so unverdächtig gewesen, daß der Kurfürst selbst seine Lieder in das im Jahre 1658 herausgegebene märkische Gesangbuch hatte setzen lassen. Dem Regenten jedoch muß Paul Gerhardt anders geschildert worden sein, denn anfangs wollte er nicht recht an seine Verdienste und seinen lobens-

werthen Charakter glauben. Nach und nach reichten die Gewerke, der Magistrat, zuletzt die Stände Bittschriften für den geliebten Seelenhirten ein. Es lag nicht in der Gesinnung Friedrich Wilhelms sich gegen die Stimme der Wahrheit zu verhärten, daher ließ er
1667 9. Jan. durch Otto von Schwerin dem Magistrate erklären: „Weil er von Paul Gerhardts Person keine Klage außer der vernommen, daß er den Edicten zu subscribiren sich entzogen, S. K. D. aber dafür halten müßten, daß er die Meinung der Edicte nicht recht begriffen hätte: so wollten Sie ihn hiermit plane restituirt und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben verstattet haben." Man sieht, wie wenig Friedrich Wilhelm zur Verfolgung Andersdenkender geneigt war, und wie er nur nach einer Form suchte, den aufrichtigen Diener der Kirche trotz seiner Weigerung gegen die ausdrücklichen Befehle in seinem Amte zu erhalten, allein Paul Gerhardt selbst machte ihm dies unmöglich. Freiwillig verzichtete er auf seine Predigerstelle; er gehörte zu den edlen Männern, welche die Wahrheit und Aufrichtigkeit über alles lieben, und nicht nur vor dem Gesetze, sondern auch vor ihrem Gewissen für ihre Handlungsweise gerechtfertigt sein wollen [1]).
1667 4. Fbr. Der Kurfürst schrieb hierauf dem Magistrat: „Wenn der Prediger Paul Gerhardt das ihm von mir gnädigst wieder erlaubte Amt nicht wieder betreten will, welches er dann vor dem höchsten Gott zu verantworten haben wird, so wird der Magistrat ehestens einige andere friedliebende, geschickte Leute zur Ablegung der Probepredigt einladen, aber selbige nicht eher berufen, bis mir von deren Eigenschaften Bericht abgestattet ist."

Auch in andern ähnlichen Fällen, selbst da, wo sich Prediger so weit vergessen hatten, die Feinde des Staates zu rühmen oder ihn selbst zu schmähen, zeigte sich Friedrich Wilhelm zwar fest, aber immer versönlich und gemäßigt. Noch gegen das Ende seines Lebens empfahl er dem Marschall von Schomberg bei seinem Abgange nach Preußen, Einigkeit zwischen Lutheranern und Reformirten zu erhalten, die von ihm mit großer Duldung behandelte katholische Religion aber nicht über die Verträge mit Polen ausdehnen zu lassen. Ueberhaupt leitete ihn sein freier, nach allen Seiten hin gebildeter Geist

---

1) S. über Paul Gerhardt das so eben erschienene Buch: Paul Gerhardts geistliche Andachten von O. Schulz.

zu einer vernünftigen Duldung, denn er war schon zufrieden, wenn überhaupt wahrhaft religiöser Sinn in seinen Unterthanen lebte, mochten sie nun Reformirte, Lutheraner oder Katholiken sein; ja selbst Arianern gestattete er gegen den Landtagsabschied von 1653 den Aufenthalt in seinem Lande, so lange sie ruhig und friedlich leben und ihre Irrthümer nicht verbreiten würden. Auf Unterricht in den Religionswahrheiten drang er gleicher Weise bei allen Confessionen. So befahl er wegen der großen Unwissenheit des gemeinen 1683
Mannes, des Gesindes und der Kinder in Glaubenssachen, da sie fast gar keine Erkenntniß von Gott, geschweige denn von den Hauptstücken des christlichen Glaubens hätten, den Predigern der berliner Kirchen, weil die Wochenkatechisationen wenig besucht würden, jeden Sonntag nach der Predigt dem Volke den lutherischen Katechismus zu erklären und die Hausväter zu ermahnen, ihr Gesinde und ihre Kinder dazu fleißig in die Kirche zu schicken.

Großes, wie überall, hat Friedrich Wilhelm im Gebiete des Unterrichts und der religiösen Verhältnisse seiner Unterthanen geleistet, obgleich diese, wie in den übrigen Zweigen der Regierung, die Wohlthaten, welche ihnen gespendet wurden, auch hier über die nothwendig damit verknüpften Beschwerden und Beeinträchtigungen nicht anerkannten; um so weniger hier, da die Religion im Herzen wurzelt, und von allen Dingen in der Welt am allerwenigsten zu einer besonnenen und klaren Beurtheilung kommen läßt. Als Friedrich Wilhelm die Regierung antrat, fand man einem amtlichen Berichte nach nicht wenig Prediger, die für gemeine Bürger oder gar für Bauern gehalten werden konnten, die Geistlichen überhaupt in einer so elenden Stellung und auf einer so niedrigen Bildungsstufe, daß die meisten Gewerbe trieben und andere Handleistungen thaten, wodurch sie natürlich jeden Einfluß auf ihre Gemeinden verscherzten. Friedrich Wilhelm erhob die Geistlichen aller Confessionen zur Würdigung ihrer selbst, ging ihnen mit einem schönen Vorbilde wahrer Frömmigkeit voran, und veredelte sie durch das Antreiben zum wissenschaftlichen Studium der Gottesgelahrtheit; dessenungeachtet zeigten sich manche seiner Unterthanen so verblendet, daß sie im Jahre 1679 die Verluste der Schweden mit sehr unzufriedenem Auge ansahen, weil sie diese Feinde des Vaterlandes trotz der Verheerung ihrer friedlichen Wohnsitze als Stützen des Lutherthums für ihre wahren Freunde

hielten. So weit geht die Verblendung in Religionsangelegenheiten. Deshalb aber nehme sich jeder Machthaber auch hieraus eine Lehre, und gehe, wie der große Kurfürst, geradeaus seinen festen Schritt, und er wird für die Gegenwart in sich, in der Zukunft durch die Geschichte den verdienten Lohn für seine Festigkeit erhalten.

Friedrich III. als Kurfürst.[1]) 1688—1701.

Der Tod des großen Kurfürsten wäre beinahe der Anfangspunkt einer Zerstückelung der so mühsam und glorreich von ihm zusammengefügten Macht geworden. Es ward ihm nämlich in seinen letzten Lebensjahren von seiner zweiten Gemalin Dorothea, welche hier die große Liebe des Fürsten zu ihr und ihren Kindern mißbrauchte, ein Testament gegen alle Familien-Pacten und den Vortheil des Staates abgedrungen. Es war dies das sechste Testament, welches 1686 9. Fbr. er gemacht hatte. Man kann nicht ohne tiefes Bedauern sehen, wie ein so starker Geist, der in seinem vielbewegten Leben jedem Sturme getrotzt, und seinen Weg ohne zu wanken durchschritten hatte, zuletzt noch der Schwäche gewöhnlicher Menschen huldigen mußte, indem er sich die Hand zur Zerstörung seines eigenen großen Werks leiten ließ. In seinen früheren Testamenten hatte er auf das bestimmteste ausgesprochen, daß von Zersplitterung seiner Länder durchaus nicht die Rede sein könnte, um so mehr müssen wir daran zweifeln, daß seine letzten Bestimmungen, welche so geradezu dem Wirken des ganzen Lebens entgegenlaufen, aus seinem freien unbeschränkten Willen entsprungen sind.

Nach dem Testamente von 1686 sollten von den jüngeren Söhnen Ludwig das Fürstenthum Minden, Philipp Wilhelm Halberstadt, Albrecht Friedrich Ravensberg, und zwar als regierende Herren mit einem Votum auf der Fürstenbank, Karl Philipp die Herrschaft Naugart, Massow, Lauenburg und Bütow, und Chri-

1) S. Stenzel a. a. O. III. und F. Horn, Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg erster König in Preußen. Um Raum zu ersparen, habe ich die Regierungen der beiden folgenden Fürsten, weil ihre Politik weniger tief und selbständig, ihre Einrichtungen (selbst Friedrich Wilhelms I.) weniger schöpferisch-genial, ihre persönliche Thatkraft durchaus minder in den großen Bewegungen der Zeit hervortritt, auch weniger ausgedehnt als die Regierung des großen Kurfürsten behandelt.

stian Ludwig das Amt Egeln im Herzogthum Magdeburg, die Dompropstei Halberstadt und das Heermeisterthum zu Sonnenburg erhalten. Nur das Steuer- und Kriegswesen, so wie die Besatzungen der festen Plätze, wurden von den Bestimmungen des ältesten Bruders, des Kurfürsten und Erben aller übrigen Rechte, abhängig gemacht.

Von diesem Testamente war eine gleichlautende, von Friedrich Wilhelm unterschriebene Abschrift dem Kaiser als Executor des Testamentes überschickt worden. Wir haben schon oben gesehen, wie Leopold I. durch seinen Gesandten Freidag diesen Umstand bei dem Kurprinzen rücksichtlich des schwiebuser Kreises benutzt haben soll. Das Testament ist in Wien nie geöffnet worden, und obgleich man es später abforderte und kassirte, so verursachte es doch bei den Unterhandlungen zwischen dem Kurfürsten und seinen Brüdern manche Schwierigkeiten, da der Reichskanzler anfangs verlangte, daß sämmtliche Interessenten um die Abfindung nachsuchen sollten.

Friedrich III., nicht gewillet, sich etwas von den ihm nach dem Familiengesetze zustehenden Rechten rauben zu lassen, setzte sich unmittelbar nach dem Tode des Vaters in den Besitz des ihm als souverainem Herrn rechtmäßig zufallenden Landes, und ließ hierauf durch sämmtliche Mitglieder des Geheimraths die Gültigkeit des Testamentes untersuchen. Schwerin (der jüngere) erklärte in seiner Darlegung: „Es ist hierbei zu bemerken, ob der Kurfürst mehr auf das sogenannte Testament von 1686 oder auf die 1667 durch und durch mit eigener Hand geschriebene, und nicht allein auf E. K. D. und deren Descendenten, sondern nach Anleitung der pactorum familiae mit höchstem Bedacht eingerichtete, so vernünftig als zierlich ausgeführte Willensmeinung reflectirt habe, und also dieses und nicht jenes pro ultima voluntate hinterlassen. Ob zwar das sogenannte kurfürstliche Testament von 1686 dergestalt eingerichtet sein mag, daß wider desselben Solennität, sonderlich da die kaiserliche Confirmation demselben annectirt worden, nichts einzuwenden sein dürfte, so ist dennoch in Betracht zu ziehen, daß S. K. D. höchstseligen Andenkens, als Sie zwei Tage vor Dero seligem Ende E. K. D. in vollem Rathe die Regierung gleichsam abgetreten, und mit sehr nachdenklichen Worten auch zu verstehen gegeben, wie leid es Ihnen thun würde, wenn das mit so viel Mühe, Arbeit, Sorge und Ko-

sten erworbene Ansehen und die praerogativa des kurfürstlichen Hauses von den Nachfolgern nicht sollten erhalten werden. Besonders auch dabei, weil Ihnen die Sprache etwas schwer fiel, auf dasjenige verwiesen, was E. K. D. unter Dero eignen Hand finden würden, mit dem sehr nachdenklichen Anhange, daß Sie sich für sehr glücklich geschätzt haben würden, wenn Sie von Dero in Gott ruhendem Vater nur das Geringste dergleichen gefunden hätten. Diese vor dem Ende in vollem Rathe eröffnete letzte Willensmeinung, welche auf das mit eigner Hand geschriebene, so vortreffliche Document verwies, und des Testaments nicht mit einem Wort gedachte, ist beweisend genug." Noch mehrere andere Bedenken in Bezug auf die Form des Testaments von 1686 hob er heraus, vorzüglich aber stützte er sich auf das im Jahre 1667 von Friedrich Wilhelms eigner Hand geschriebene, indem aus dem Gegensatze dieser beiden Documente am besten erhelle, was eigentlich des Testators Wille gewesen sei.

Natürlich war unter diesen Umständen an eine wirkliche Vollstreckung des Testaments gar nicht zu denken, auch stützten sich die Kurfürstin und ihre Kinder nur in der Hoffnung darauf, einen vortheilhaften Vergleich für sich auszuwirken. Zuerst verglich die Kur-
1689 fürstin [1]) sich mit Friedrich III. dahin, daß ihr jährlich 30,000 Thaler,
4. April das Amt Caput erb- und eigenthümlich, die Herrschaft Wildenbruch und das Amt Bellgard unter gewissen Bedingungen, mehrere Dörfer auf Lebenszeit, und die Güter Borne, Bornstedt, Golm, Geltow, Grabow, Drewitz und Glienicke so lange, bis sie für 160,000 Thaler eingelöst wären, zugesichert würden. Ihre Residenz durfte sie in Potsdam oder in Crossen aufschlagen.

Auch mit den Brüdern einigte sich nun der Kurfürst bald, und
1691 u. 1692 ließ sie durch einen Eid die alten Familienpacten bekräftigen. Der älteste, Markgraf Philipp Wilhelm, entsagte seinen testamentarischen Ansprüchen gegen eine Appanage von 24,000 Thalern, die jüngern erhielten 12,000; der Kaiser versagte den Anordnungen seine Genehmigung nicht.

Friedrich III. war um so mehr über den glücklichen und friedlichen Ausgang dieser ihrer Natur nach widerwärtigen Unterhandlun-

1) Sie starb schon am 6. August 1689.

gen erfreut, da sich sein wohlwollendes Herz gegen jede Härte sträubte. Er schrieb Folgendes darüber an den Fürsten von Anhalt: „Ew. Liebden werden, als welche an Meines kurfürstlichen Hauses Interesse und Wohlfahrt allemal so großen Theil genommen, gern vernehmen, daß die mit Meinen Brüdern wegen ihrer Absindung und Appanage bisher vorgewesene Handlung nicht allein mit Meinem älterem Bruder, Markgraf Philipp Wilhelm, sondern auch mit den beiden andern nunmehr Gottlob zu völliger guter Richtigkeit gediehen. Ich bin, wie Ew. Liebden leicht errathen können, deshalb nicht wenig consolirt, weil ich dadurch den alten Grund, worauf Meines kurfürstlichen Hauses Macht und Ansehen nun so lange Jahre her geruht hat, von Neuem befestigt, und das zwischen Meinen Brüdern und Mir von der Natur gebundene Band von allem, so dasselbe über kurz oder lang alteriren könnte, gänzlich befreit habe." 1692 6. Mrz.

Der große Kurfürst hatte vortrefflich für die Erziehung seiner Kinder gesorgt, indem er ihnen theils sehr gute Hofmeister und Lehrer gab, theils auch, so weit es nur sein bewegtes Leben zuließ, selbst die Ergebnisse der Erziehung prüfte. Auch Friedrich III. hatte diese Vorzüge genossen; sein Oberhofmeister, der oft erwähnte Otto von Schwerin, und sein Informator, Eberhard von Dankelmann waren beides Männer von ehrenwerthem Charakter und großen Fähigkeiten. Aber keine Erziehung kann den gewöhnlichen Geist zur Größe erheben. Friedrich III. bietet einen traurigen Abstand gegen seinen erhabenen Vater, und wenn wir auch die guten Eigenschaften seines Herzens anerkennen, müssen wir doch das strenge Urtheil seines Enkels und dessen bekannten Ausspruch: „Er war groß in kleinen Dingen und klein in großen" für vollkommen gerecht erklären.

Schon früh entwickelte sich in ihm, wie dies häufig bei körperlich verwahrlosten Personen bemerkt wird, eine große Liebe zum äußeren Glanze, welche die ganze Richtung seines Lebens und seiner Politik bestimmte. Schon als Knabe war seine größte Freude, den Vater mit dem Hosenbandorden geschmückt zu sehen, und sein höchster Wunsch, denselben auch einmal zu tragen. Ja er selbst stiftete in seinem zehnten Jahre den später in vollem Ernste bestätigten Orden de la générosité. Sehr treffend äußerte sich über seine eitle Prunksucht noch auf ihrem Sterbebette seine geistreiche zweite Gemalin,

Sophie Charlotte, welche, als die Umstehenden den Kurfürsten, der sonst wirklich ein guter Ehemann war, beklagten, scherzend erwiederte, daß der König mehr als hinlänglichen Trost in den Leichenfeierlichkeiten finden würde, die er für sie bald anstellen könnte. Dennoch ist seine Regierung nicht ohne hohe Bedeutung für die Entwickelung des preußischen Staates. Friedrich III. hielt in seinem freilich ganz äußerlichen Ehrgeiz das System seines großen Vaters, dessen Bewußtsein der Souverainität, beharrlich fest, und behauptete es siegreich sowohl nach außen als nach innen seinen eignen Unterthanen gegenüber, die sich unter ihm an die unumschränkte Herrschaft des Herrn bei dem erhöhten Glanz einer Königskrone nebst allem ihrem Pompe um so leichter gewöhnten. Aber dessenungeachtet wäre das ganze Werk ohne Bedeutung geblieben, wenn nicht das eitle Streben nach Glanz und Hoheit durch die praktische Richtung seines Nachfolgers, besonders aber durch die genialen Schöpfungen des Enkels einen realeren Inhalt gewonnen hätte. Jedenfalls müssen wir uns hüten, in Friedrich III. das Bewußtsein von der zukünftigen Wichtigkeit seines bedeutsamen Schrittes vorauszusetzen.

Friedrich III. behielt die Räthe und Diener seines Vaters bei; ihnen fügte er seinen Informator Eberhard von Dankelmann hinzu, der eine Zeit lang ebenfalls unter dem Titel eines Oberpräsidenten des Geheimrathes, wie sein ehemaliger Vorgesetzter Schwerin, die Angelegenheiten des Staates leitete.

Noch in dem Todesjahre Friedrich Wilhelms begann Ludwig XIV. von Neuem den Krieg aus ganz nichtigen Gründen. Weil man seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, einer pfälzischen Prinzessin, einige Aemter in der Pfalz verweigerte, dem Kardinal von Fürstenberg in seiner Bewerbung um den Kurhut von Cöln entgegen war, und endlich, weil die deutschen Fürsten durch ein Bündniß zu Augsburg, welches sie gegen ihn geschlossen haben sollten, seine Würde beleidigt hätten, ließ er seine Heere an den Rhein marschiren. Bald waren Worms, Philippsburg, ja der Rhein fast seinem ganzen Laufe durch Deutschland nach in seinen Händen.

Friedrich III. ward schon durch das Bündniß seines Vaters mit Oestreich in seinen ersten politischen Schritten auf die Bahn gelenkt, die er sein ganzes Leben hindurch verfolgte. Aber nicht nur das Bündniß, sondern auch seine eigene Neigung wirkte hier mächtig mit.

Die Testamentangelegenheit, dazu manche andere Verhältnisse und Wünsche trieben ihn nach jener Seite hin, während ihn ein unversönlicher Haß gegen alles Französische, vielleicht weil seine Stiefmutter aus Eigennutz ihren Gemal auf Frankreichs Seite gezogen hatte, von Ludwig XIV. entfernt hielt. Natürlich benutzten die Anhänger des Kaisers sorgfältig diese Stimmung des Kurfürsten, um sich seiner Macht zu ihren Zwecken zu bedienen. Ein zweiter Punkt, der ihn in seiner Politik von den Interessen des Königs von Frankreich abzog, war seine Verbindung mit Wilhelm von Oranien für dessen Absichten auf den englischen Thron, mit denen ihn sein Vater kurz vor dem Dahinscheiden bekannt gemacht hatte.

Als die Feindseligkeiten wirklich begannen, erschien der branden- 1688 Spt.
burgische General Schöning mit einem beträchtlichen Truppencorps an dem Oberrhein, errang im folgenden Jahre mehrere Vortheile über die Franzosen, und trug viel zu der Einnahme von Kaiserswerth, Bonn und Rheinbergen bei. Der Kurfürst befand sich anfangs in Person bei dem Heere. Viel kostete ihm der Krieg, denn fast die ganze Last der Erhaltung seiner Truppen fiel auf ihn zurück, aber dafür befriedigte auch der Ruhm, den seine Krieger erwarben, in vollem Maße seine Eitelkeit; die wahren oder falschen Siegesnachrichten von dem Kriegsschauplatze boten ihm während des langen Kampfes häufige Gelegenheit zu prächtigen und verschwenderischen Festen an seinem Hofe. Freilich wurde hierdurch der Krieg für das Land doppelt lästig.

Der Sturz Jacobs II. und die Thronbesteigung Wilhelms III. hatten die kriegführenden Parteien noch mehr gegen einander erbittert. Immer größer wurden die Scharen, mit denen man sich be-
kämpfte, über 20,000 Mann Brandenburger allein standen unter den 1690
Waffen gegen den König von Frankreich. Die ungeheure Ausgabe, welche die Erhaltung eines so großen Heeres verlangte, schreckte selbst Friedrich III. endlich zurück; mußte er doch schon vom Jahre 1690 an, um die ungewöhnliche Kriegsmacht zu erhalten, zur Erhebung von Kopfsteuern schreiten. Da entschlossen sich Spanien, England und Holland zu einem Bündniß mit dem Kurfürsten, nach welchem dieser 20,000 Mann während der ganzen Dauer des Kriegs zwischen Rhein, Maas und Mosel stehen lassen, dafür jedoch von
den Verbündeten 100,000 holländische Gulden Hilfsgelder erhalten 7. Spt.

1. Juli sollte. Sie sahen sich dazu genöthigt, weil der Verlust der Schlacht bei Fleurus und die Eroberung von Savoyen durch Catinat ihre Lage Frankreich gegenüber sehr verschlimmert hatte.

Als im folgenden Jahre der König von England den Oberbefehl über das verbündete Heer übernahm, sorgte er auch dafür, daß dem Kurfürsten wenigstens abschläglich etwas von den rückständigen Subsidien gezahlt wurde.

Außer seinen schon weit über die Reichsverpflichtungen hinausgehenden Anstrengungen leistete Friedrich III. auch noch dem Kaiser Hilfe gegen die Türken. Siegreich waren diese unter ihrem Großvezier Kiuprili Mustapha vorgedrungen. Da sendete der Kurfürst über 6000 Mann unter der Anführung des Generallieutenants von Barfus bis zur türkischen Grenze. Wacker hielten sich die brandenburgischen Truppen im Kampfe gegen die alten Reichsfeinde, indem sie unter dem Oberbefehl des Markgrafen Ludwig von Ba-
1601 19. Aug. den den glänzenden Sieg bei Salankemen erfechten halfen. Allein auch hier wollte man die Last der Truppenunterhaltung ganz auf die Schultern des Kurfürsten wälzen; alle Unterhandlungen Dankelmanns mit dem Baron Freidag in Berlin, so wie des kurfürstlichen Gesandten Meinders in Wien, halfen so wenig, daß Friedrich, als seine Truppen gegen den Winter in seine Staaten zurückkehrten, über 100,000 Thaler aus seiner eigenen Kasse bei diesem Feldzuge zugesetzt hatte. Dennoch ließ er sich später noch mehrmals zu Truppensendungen für den Kaiser nach Ungern bewegen. Trotz aller Anstrengungen der Verbündeten blieben Ludwigs XIV. Waffen siegreich, selbst gegen König Wilhelm III., der sich nach dem vollkommnen Siege über Jacob II. in Person an die Spitze des Heeres in Flandern gestellt hatte. Die Franzosen, überall, hier aber besonders vortrefflich von dem Marschall von Luxemburg, dem großen Zög-
1692 3. Aug. linge Condé's und Türenne's geführt, siegten bei Steenkerken, und drangen in Schwaben ein, wo sie mit unmenschlicher Härte das Land verwüsteten, ohne daß die Reichsarmee es wagte sich ihnen ernstlich entgegen zu stellen. Zwar wendete sich das Glück zur See nach dem glänzenden Siege von Dieppe unter Tourville bei la Hogue
29. Mai vollkommen auf die Seite der Verbündeten, doch zu Lande blieb
1693 Ludwig XIV. das Glück treu. Noch einmal errang Luxemburg bei
29. Juli Neerwinden einen vollständigen Sieg über den König von Eng-

land, und wenn dieser auch das eigenthümliche Talent besaß, nach jeder Niederlage wieder mit ungeschwächter Kraft in den Kampf zu treten, so wurden dennoch die Verbündeten durch die fortwährenden Verluste entmuthigt. Ueberdies hielt sich der Markgraf Ludwig von Baden nur mit Mühe am Oberrhein, während Caprara in Ungern die siegreiche Stellung gegen die Türken mit großen Opfern behauptete.

Als der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, von Catinat gedrängt, endlich einen besondern Vergleich mit Frankreich abschloß, 1696
neigten sich alle Mächte nach und nach zum Frieden. Friedrich III. reiste aus derselben Absicht zum König Wilhelm nach dem Haag. Hier begegnete ihm eine seinen Ansichten von Regentenwürde nach ungemein große Kränkung. Bei einer geheimen Unterredung mit dem großen gekrönten Politiker ward ihm verweigert auf einem Lehnstuhl zu sitzen, weil dieser bei feierlichen Zusammenkünften nur Monarchen zukäme. Diese Kränkung schob bei Friedrich III. alle Forderungen der Politik und seiner wesentlichen Interessen so sehr in den Hintergrund, daß er augenblicklich alle Unterhandlungen abbrechen wollte, und nur durch das Versprechen beruhigt ward, Wilhelm werde ihm bald einen Gegenbesuch in Cleve machen, und ihm dort der Gebrauch eines Lehnstuhls dem Könige gegenüber gestattet sein.

Der Abschluß des Friedens von Ryswick brachte für das bran- 1697
denburgische Haus keine Aenderung hervor, als die Wohlthat, einen 22. Spt.
Theil der drückend zahlreichen Truppen entlassen zu können; ein Vortheil, den Friedrich allerdings wegen der bald von Neuem drohenden großen europäischen Ereignisse nur allzu kurze Zeit benutzen konnte.

Um diese Zeit reifte in seinem Kopfe der Plan, sich die Königskrone von Preußen aufzusetzen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die im Haag erlittene Kränkung dem empfindlichen Fürsten dazu die erste Veranlassung gegeben hat, denn doppelt mußte es ihn schmerzen, daß Wilhelm, sein Verwandter, der nicht wie er als souverainer Herrscher geboren war, nun einen höheren Rang haben sollte; und noch mehr mußte sich dieser Stachel in seiner eitlen Brust schärfen, da auch der Kurfürst von Sachsen zu jener Zeit auf 27.
den polnischen Thron berufen wurde. Wie gerne hätte ihn die Ehr- Juni
sucht auch diese Dornenkrone annehmen lassen!

Schon lange hatte Friedrich Opfer auf Opfer dem Kaiser gebracht, um seinen Lieblingswunsch in einer günstigen Zeit erfüllt zu sehen. Darum hatte er dem Begehren Leopolds, durch die Errichtung der neunten Kurwürde den stärkern Beistand Hannovers in
1694 dem Kriege gegen Frankreich zu erkaufen, kein Hinderniß in den Weg gelegt, darum selbst den schwiebuser Kreis ohne längere Weigerung zurückgegeben, und trotz des Kaisers Nachlässigkeit in der Subsidienzahlung immer wieder von Neuem Truppen gegen die Türken nach Ungern gesendet.

Sogar an dem eigenen Hofe fand Friedrich Widerspruch gegen seinen langgehegten Wunsch; der Oberpräsident Dankelmann hielt ihn für so chimärisch und dem Wesen nach für so unnütz, daß er die stärksten Vorstellungen dagegen machte. Wahrscheinlich zog er die schon des Staates Kräfte übersteigende Prunksucht des Kurfürsten in Erwägung, denn was durfte man in dieser Beziehung erst von dem neuen Könige erwarten, der schon durch seine Stellung, selbst wenn ihm der natürliche Hang dazu gefehlt hätte, sich veranlaßt fühlen mußte, seiner höhern Würde gemäß aufzutreten; nicht zu gedenken die schweren Opfer, mit denen man nur von Oestreich, wenn es sich wirklich noch geneigt finden würde, eine solche Gunst erkaufen mußte. Konnte der Kaiser füglich seine Zustimmung geben, daß ein Vasall des Reiches, dessen Vorgänger eine selbständige Macht und politische Unabhängigkeit durch die Schärfe seines Schwertes in Europa begründet hatte, nun diese auch durch einen Rechtstitel als wirkliches und gewährleistetes Eigenthum erwarb?

Alles berücksichtigt mußte jeder Unbefangene dem Oberpräsidenten bei seiner Abmahnung Recht geben, doch wagte nur einer der Geheimräthe, Fuchs, ihm beizustimmen. Es begannen demnach, dem glühenden Verlangen Friedrichs III. gemäß, die Unterhandlungen über den wichtigen Gegenstand an dem Hofe des Kaisers, aber Dankelmann hatte die Gunst seines Herrn für immer verscherzt, worüber man sich gar nicht wundern darf, da der Fürst bei seinen Ansichten von Ansehen und Größe den für einen unredlichen und unfähigen Rathgeber halten mußte, der sich, seiner Meinung nach, den höchsten Interessen des Staates mit dem entschiedensten Ernst entgegenstellte. Ein Günstling vollendete des würdigen Dieners Fall.

Schon während der letzten Lebensjahre Friedrich Wilhelms war ein junger Edelmann aus der Pfalz, Cassimir von Kolbe an den brandenburgischen Hof gekommen. Er schloß sich eng an den Kurprinzen an, der ihn seiner angenehmen Erscheinung, seiner Gewandheit und seines feinen Wesens halber bald sehr lieb gewann. Schnell stieg er in der Gunst des Fürsten, welcher wahrscheinlich seine schmeichlerische Biegsamkeit angenehmer fand als Dankelmanns stolze Aufrichtigkeit. Er überhäufte den Günstling mit so vielen Gnadenbezeugungen, daß er ihn in kurzer Zeit bis zum Jahre 1693 vom Kammerjunker zum Kammerherrn, ersten Kämmerer, Schloßhauptmann, Dompropst vom Havelberg und Amtshauptmann zu Oranienburg erhob. Trotz einer sehr unbesonnenen Verbindung mit der Wittwe eines Kammerdieners, Namens Bidecap, einer Frau von gemeiner Herkunft, ohne Schönheit, ohne Vermögen, voll Launen, Ränke und Hochmuth, einer Person, mit der er schon vor ihrer Wittwenschaft in unerlaubter Verbindung gelebt haben soll, behauptete er sich in der Gunst des Kurfürsten, dem sonst Verhältnisse der Art sehr verhaßt waren, allein so sehr hatte Kolbe seinen Gebieter für sich eingenommen, daß dieser sogar der Frau des Günstlings mit eben der Achtung wie ihm selbst begegnete. Vielleicht hatte Dankelmann diese Frau verletzt, wenigstens ward ihm von seinen Feinden ein unerträglicher Hochmuth vorgeworfen, der solchen Personen gegenüber einem verdienten Staatsmann kaum zu verdenken war; kurz der Oberpräsident sah in dem veränderten Benehmen seines Fürsten, der ihm ehemals mit einem Eide seine ewige Gunst hatte versprechen wollen, seinen Sturz unabwendbar nahen. Um wenigstens einen zerschmetternden Schlag abzuwenden, kam er um seinen Abschied ein, und erhielt diesen auch mit einem Gnadengehalte von 10,000 Thalern; aber 1697
wenige Tage nach dieser noch glücklichen Wendung seiner Sache 27. Nbr.
ward er gefangen genommen, und vor ein peinliches Gericht gestellt. Eine große Anzahl von Punkten enthielt die Anklage, von denen jedoch keiner wichtig genug erscheint, um ein so hartes Verfahren zu rechtfertigen [1]). Die wesentlichsten Beschuldigungen sind, daß Dankelmann

1) Friedrich der Große in seinen mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg giebt keinen andern Grund der Ungnade Dankelmanns an, als seine Aufrichtigkeit gegen seinen empfindlichen Fürsten. Wäre in

aus Furcht vor Nebenbuhlern jedem den Zutritt zu dem Fürsten versperrt, und seine sechs Brüder zu den wichtigsten Staatsämtern erhoben habe; da dies aber so unbescholtene und wackere Männer waren, daß man sie nach dem Sturze ihres Bruders in ihren Stellungen ließ, so erscheint auch dieser Anklagepunkt nicht weniger unzulänglich. Der abgesetzte Oberpräsident ward anfangs in die Festung Peitz geschickt; im Jahre 1707 erhielt er die Erlaubniß in Cottbus auf freiem Fuße zu leben. Erst unter Friedrichs III. Nachfolger erhielt er seine Freiheit wieder, und wurde auf eine ehrenvolle Art an den Hof zurückgerufen.

Verweilen wir, um das zügellose Günstlingswesen unter dieser Regierung kennen zu lernen, bei den Folgen dieser Begebenheit. Zwar wurden die Geschäfte des Oberpräsidenten dem Generalfeldmarschall, Grafen von Barfus übertragen, doch in der That hatte von Kolbe, oder wie er nun auf die Verwendung seines Herrn sich nennen durfte, der Graf von Wartenberg, den überwiegendsten Einfluß. Nicht nur wird er in einem Rescript vom 25sten Oktober 1699 von dem Kurfürsten sein oberster Kämmerer, Ober-Stallmeister, Generaldirector der kurfürstlichen Domainen und Oberhauptmann über alle Chatullämter genannt, sondern dasselbe Rescript befreit ihn auch von der Verantwortlichkeit für die Nachlässigkeit und die Fehlgriffe der Unterbeamten in seinen Departements, weil er selbst durch seinen Dienst zu sehr an die Person des Regenten gefesselt wäre, als daß er die nöthige Aufsicht über alles, was vorginge führen könnte.

Wenn kein weiterer Beweis für die Schwäche Friedrichs III. vorhanden wäre, so würde sie doch hierdurch schon hinlänglich characterisirt sein, denn wie kann ein Fürst einen Diener in ein so wichtiges Amt hineinstellen, wenn er ihn nicht demselben gewachsen hält, oder sein Amt so ungebührlich ausdehnen, daß anerkannt die gröbsten Mißbräuche daraus hervorgehen! —

---

dem Prozeß etwas wirklich Strafbares an dem gefallenen Minister erwiesen, oder nur wahrscheinlich gemacht, hätte es dem Herrscher, der sich gewiß über die Materialien aus den Archiven in so bedeutenden Punkten Bericht erstatten ließ, auf keine Weise entgehen können; wir müssen demnach seiner Angabe vollkommnen Glauben schenken.

Wenige Jahre darauf ward der Nachfolger Dankelmanns mit 1702
einem Ruhegehalte von 8000 Thalern entlassen, und alle seine Geschäfte dem Grafen von Wartenberg übertragen. Der allmächtige Günstling war übrigens klug genug, tüchtige Leute aus dem Beamtenkreise, den er beherrschte, zur Unterstützung in seinem Bezirate, (denn so können wir seine Stellung immerhin nennen), auszuwählen. Unter andern stand schon von Ilgen, ein schlauer und äußerst gewandter Geschäftsmann, an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten.

Der jährliche Gehalt des Grafen von Wartenberg für seine verschiedenen Aemter belief sich nach den niedrigsten Angaben auf die namentlich für jene Zeiten und die Verhältnisse des Staats ungeheure Summe von 100,000 Thalern, außer den Gnadengeschenken seines Herrn, welche sehr beträchtlich gewesen sein müssen, da er in der nicht übermäßig langen Zeit seiner Gunst ein Vermögen von mehreren Millionen gesammelt haben soll, obgleich sein Hauswesen eine zügellose Verschwendung athmete. Unerträglich aber war der Hochmuth seiner Frau. Trotz ihrer ehemaligen nicht ehrenvollen Stellung war sie frech genug, bei Hofe den ersten Platz nach den Prinzessinnen als ein entschiedenes Recht in Anspruch zu nehmen. Sogar die geistreiche Königin Sophie Charlotte, konnte dem Uebermuth dieses weiblichen Parvenüs, welcher gleichsam die Rolle der Herzogin von Marlborough am brandenburgischen Hofe carrikirte, nicht immer zügeln, sondern mußte manches Ungebührliche schweigend
dulden. Nach dem Tode der Königin überschritt die Freiheit der 1705
Gräfin fast jedes denkbare Maß, denn neben dem zügellosen Ueber- 1. Febr.
muth trat auch die ursprüngliche Gemeinheit der Gesinnung und Lebensgewohnheiten in den glänzenden Verhältnissen des Hofes so hervor, daß der König selbst endlich seinem Unwillen über sie Luft machte. Nun war auch der Sturz des Oberkämmerers nicht mehr fern; die Stimme derer, welche schon lange gerechte Beschuldigungen gegen ihn erhoben hatten, drang bei dem durch den Uebermuth der Gräfin erbitterten König durch. Man begann mit der Anklage des Finanzministers Grafen von Wittgenstein, der sich durch Willkühr und Härte allgemeinen Haß zugezogen hatte. Vergebens suchte sich Wartenberg durch die Vereinigung mit den Anklägern des Ministers zu retten; er stürzte ebenfalls von seiner Höhe herab, freilich immer

noch glimpflich genug, denn sein Herr, der mit Thränen im Auge in seine Entfernung gewilligt hatte, bestimmte ihm eine Pension von
1711 Jan. 24,000 Thalern. An die Stelle der gestürzten Günstlinge traten von Printzen als Obermarschall, von Kameke als Grandmaitre de la Garderobe, und die Grafen Christoph von Dohna und Friedrich von Dönhof, die letzten beiden auf Betrieb des Kronprinzen, denn sie waren wie er Feinde des Grafen von Wartenberg.

V.

Das Königreich Preußen. 1701.

Friedrich I. 1701—1713.

Wir nahen jetzt dem wichtigen Zeitpunkt, wo sich die brandenburgisch-preußische Herrschaft als ein Königthum aus dem freilich schon sehr gelockerten Verbande des römischen Reiches factisch wenigstens löste, und auch dem Namen nach in die Reihe der selbständigen Staaten Europas eintrat. Fern war Friedrich III. davon, diese unendlich große und nothwendige Folge seines Schrittes, den ihm nur eifersüchtige Eitelkeit eingegeben hatte, zu begreifen, daher können wir auch nicht alle die wichtigen Ergebnisse desselben als sein Verdienst hervorheben, wie es wohl manchmal geschehen ist.

Wir haben schon früher des Kaisers Bedenken bei der Forderung des Kurfürsten erwähnt, und es konnte ihn auch nur ein ganz ungewöhnlicher Umstand zur Einwilligung in den für die Reichsverhältnisse sehr gefährlichen Wunsch bestimmen. Ein solcher war aber wirklich durch den spanischen Erbfolgekrieg vorhanden. Von dem Augenblick an, wo der sterbende Karl II. das ihm von Portocarrero zu Gunsten Philipps von Anjou aufgedrungene Testament unterzeichnete, rüstete sich Oestreich zum Kriege; wenige Tage nach dem Tode des spanischen Monarchen ward der Krönungstractat von Leopold I. unterzeichnet, durch welchen sich Friedrich verpflichtete, den Kaiser in allen Kriegszeiten mit 8000 Mann auf seine eigne Kosten zu unterstützen, und eine Garnison in Philippsburg zu halten. Außerdem leistete er Verzicht auf die bedeutende Summe der ihm schuldigen Subsidien, und versprach die kurbrandenburgische Wahlstimme bei jeder Erledigung des kaiserlichen Throns für einen Prinzen aus dem österreichischen Hause. Uebrigens sollte die königliche Würde des Kurfürsten in seinen Beziehungen zum deutschen Reiche nichts ändern. Dies

1700 2. Oct.

6. Nbr.

etwa waren die Hauptbedingungen des Tractats. Schwer schien Friedrich seine Erhebung erkauft zu haben, der Vortheil ganz auf Oestreichs Seite, und dennoch äußerte der berühmte Prinz Eugen, als er die Nachricht von derselben erfuhr: „der Kaiser müßte die Minister hängen lassen, welche ihm einen so abscheulichen Rath gegeben hätten.“ Der große Mann erwog wahrscheinlich, daß nach einem Friedrich I. einmal ein Friedrich II. den neugegründeten Thron besteigen dürfte.

Den europäischen Mächten so wie den Reichsständen theilte Frie-
16. Dez. drich durch ein öffentliches Ausschreiben mit, daß er den Titel eines „Königs in Preußen“ annähme. Schon am folgenden Tage trieb ihn der ehrgeizige Gedanke in aller Form König zu sein an, trotz aller Widerwärtigkeit des Wetters, in Gesellschaft seiner Gemalin und eines Theils des königlichen Hauses die Reise zur Krönung nach Königsberg zu unternehmen. Natürlich durfte der neue König keinem andern Monarchen an Glanz nachstehen, deshalb gehörten 30,000 Pferde dazu um seine Begleitung fortzuschaffen. In vier Abtheilungen ging der Zug. Am 29sten December langte man endlich in Königsberg an, doch wurde die Krönungsfeierlichkeit, deren Anordnung dem Oberceremonienmeister und Hofpoeten von Besser übertragen worden war, bis zum 18ten Januar verschoben. Vier Wappenherolde verkündeten am 15ten Januar auf allen öffentlichen Plätzen die Erhebung des Herzogthums Preußen zu einem Königreiche. Am 17ten wurde der schwarze Adlerorden gestiftet, mit welchem man den Kronprinzen als ersten Ritter bekleidete.

1701 Am Morgen des 18ten Januars setzte sich der König Friedrich I. in dem großen Audienzsaale des Schlosses selbst die Krone auf das Haupt; mit dem Scepter, einem Geschenk des Czar Peter, der wenige Jahre vorher ganz einfach im Gefolge seiner eignen Gesandschaft in Berlin gewesen war, in der Hand, ging er nebst seiner Gemalin, dem Kronprinzen und den Prinzen seines Hauses, denen der ganze Hofstaat so wie die Staatsbeamten folgten, nach der Schloßkirche. Die äußerste Pracht war in den Anzügen namentlich des Königs und der Königin verschwendet. Jeder Knopf an Friedrichs Kleide kostete 3000 Ducaten, die Agraffe an seinem Purpurmantel 100,000 Thaler, die Krone, welche er der Sitte der Zeit gemäß, nicht auf dem bloßen Haupte, sondern auf einer ungeheuren Allongenperrücke

trug, war von einem noch weit höhern Werthe, da die Bügel derselben aus lauter einzelnen meistens sehr bedeutenden Diamanten bestanden. Nicht minder prachtvoll erschien die Königin, ihre Kronjuwelen wurden auf drei Millionen geschätzt.

Nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten kehrte Friedrich I. zurück, und langte am 17. März in Potsdam an. Erst am 6ten Mai geschah der feierliche Einzug in Berlin auf ähnliche Weise wie in Königsberg. Natürlich fehlte es an Feierlichkeiten, prachtvollen Festen und Illuminationen nicht, da jedermann die schwache Seite des Fürsten kannte.

Schwer lastete die Erhebung Friedrichs auf seinem Lande, denn sechs Millionen Thaler waren für die Krönungsfeierlichkeiten verwendet. Um diese außerordentlich große Last zu tragen mußte man natürlich neue Steuern erheben. Eine besondere Abgabe unter dem Namen Königssteuer ward im ganzen Lande eingefordert. Gegen Abgaben von Karossen und Perrücken war nichts zu sagen, da sie nur den Luxus besteuerten, schwer aber lastete auf den Unterthanen, und namentlich auf dem Armen die häufig wiederholten Kopfsteuern,[1]) die um so drückender waren, da sie nicht nach dem Vermögen, sondern nach dem Stande erhoben wurden. Von den höchsten Personen bis zu den niedrigsten Dienstboten herab wurde diese Abgabe eingefordert. Der König gab für seine Person 4000 Thaler, die Königin die Hälfte[2]). Doch auch diese Einnahmen genügten nicht für die doppelten Bedürfnisse des kostspieligen königlichen Hofhaltes und des endlosen Krieges; daher griff man noch zu andern schwer lastenden Mitteln. So wurden im Jahre 1705 freiwillige Beiträge zum Betrag von 200,000 Thaler verlangt, und 1707 zog man sogar den Civilbedienten den zwölften Theil von ihrer Besoldung ab. Friedrich I. erhielt in dem Laufe seines Krönungsjahres Glückwunschgesandschaften und Schreiben von dem größten Theile der Höfe Europas; nur der Papst und der Orden der Marianer widersprachen förmlich seiner Erhebung, auch Ludwig XIV., sein Enkel Philipp VI. und Karl XII.

---

1) Kopfsteuern wurden außer 1693 und 1697 noch 1701, 1704, 1707 und 1710 erhoben.

2) 1693 hatte Friedrich sich nur 1000 Thaler, 1697 auf 2000 taxirt, jetzt als König auf das Vierfache.

zögerten, weil sie erst abwarten wollten, welche politische Stellung
der neue König annehmen würde; abhängig von Frankreich mußten
auch Cöln, Baiern und Portugal ihren Glückwunsch aufschieben.
Frankreich und Spanien erkannten Preußens Erhebung nicht eher
als im utrechter Frieden, die Republik Polen, obgleich König August
1764 seinerseits mit dem Glückwunsch nicht gezögert hatte, erst vier und
sechszig Jahr später an.

Kaiser Leopold, der diesmal seine bedächtige Politik verlassen,
und wiewohl er nur mit 30,000 Mann in Italien allein vorläufig
den Krieg eröffnen konnte, dennoch jede friedliche Ausgleichung ver-
worfen hatte, verlangte in seiner Noth von Friedrich I. die verspro-
chene Hilfe. Der König haßte die Franzosen nicht weniger als der
Kaiser, und so erschienen statt der 8000 Mann, welche der Vertrag
verlangte, bald 20,000, ja zuletzt soll das preußische Hilfsheer auf
den verschiedenen Kriegsschauplätzen bis auf 40,000 Mann gestiegen
1701 sein. Als Ludwig XIV. nach dem Tode Jacobs II. sich zu dem ver-
6. Spt. hängnißvollen Schritt entschloß, den Sohn des Verstorbenen als Kö-
nig anzuerkennen, und dadurch auch England in die Reihen seiner
zahlreichen Feinde stellte, richtete er besonders auf Preußen seine
Blicke. Alle Anstrengungen Ludwigs XIV., den König von dem Bünd-
nisse gegen ihn loszureißen, waren vergebens; er wollte ihm die ora-
nische Erbschaft überlassen, seine Ansprüche auf Neufschatel unter-
stützen, und ihm außer einer Summe von 100,000 Louisd'or 100,000
Thaler monatliche Hilfsgelder zahlen; dennoch blieb Friedrich der
Partei des Kaisers treu. Freilich gaben die Verbündeten bedeuten-
1704 den Zuschuß. Mit England wurde ein Hilfsvertrag geschlossen, nach
20. Nov. welchem der König für 8000 Mann nach Italien bestimmte Preu-
ßen jährlich 300,000 Thaler zur Hälfte von England zur Hälfte von
Holland erhalten sollte. Der Vergleich war in Hoffnung auf Hol-
lands Anschluß gemacht worden, doch scheint dies später sich nicht
willig gefügt zu haben, denn von 1705 bis 1711 zahlte England al-
lein jährlich 200,000 Kronen für die preußischen Hilfsvölker.

Die Truppen Friedrichs I. erwarben sich Ruhm auf allen Kriegs-
schauplätzen, am Oberrhein, in den Niederlanden und in Italien. Bei
Höchstedt retteten sie im Jahre 1703 das styrumsche Heer, und tru-
1704 gen ein Jahr später auf derselben Stelle wesentlich zu dem glänzen-
11. Aug. den Siege Eugens und Marlboroughs bei. Auch bei Ramillies,

Oudenarde und namentlich bei Malplaquet entschieden sie den Sieg. Vor allen zeichnete sich jedoch die Heeresabtheilung aus, welche der Fürst von Dessau dem Prinzen Eugen nach Italien zuführte. In 1704
der blutigen Schlacht von Cassano, wo sich beide Theile des Sieges rühmten, hatten die Preußen an dem schwierigsten Platze den Angriff glücklich vollführt, und nachdem sich Eugen zum Rückzug entschlossen, 1705
das Heer desselben gegen jeden Verlust geschützt. Am ruhmreichsten 16. Aug.
für den Feldherrn und die Krieger Preußens war die Schlacht bei 1706
Turin. Leopold erstieg mit seinen Grenadieren zuerst die feindlichen 7. Spt.
Verschanzungen, und gab so die Losung zum Siege. „Der Fürst von Anhalt," schrieb Eugen an den wiener Hof," „hat mit seinen Truppen bei Turin abermals Wunder gewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben, und ich kann es nicht bergen, sie haben an Muth und Ordnung die meinigen weit übertroffen. Für die Bequemlichkeit solcher Truppen muß man so viel als möglich sorgen. Die Preußen verdienen es, und es ist kein Preis zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann." Später kämpfte Leopold von Dessau in den Niederlanden in jenen glorreichen schon erwähnten Schlachten mit. Bis zum Ende des Krieges hielten sich die preußischen Truppen vortrefflich, doch da sich die Verhältnisse Europas während desselben ganz verändert hatten, so konnten alle gewonnenen Schlachten nicht den ursprünglich beabsichtigten Zweck, Frankreich vollständig zu demüthigen, erreichen. Auch für Preußen war durch alle ruhmvollen Thaten nichts gewonnen worden, vielmehr hatte sich der Staat mit Schulden bei seinen die Kräfte weit übersteigenden Anstrengungen belastet.

Als mit dem Sturz des Whigministeriums in England die Re- 1710
gierung der Königin Anna versöhnende Schritte gegen Frankreich that, und zugleich der Tod Josephs I. der europäischen Politik eine 1711
andere Wendung gab, weil auch die erbittertsten Feinde Ludwigs 17. April
nicht ferner kämpfen mochten, um Karl VI. den ungetheilten Besitz des habsburgischen Hauses zu verschaffen, da neigte sich auch Frie- 1712
drich I. auf die Seite der Friedenspartei.

Früher noch als der spanische Erbfolgestreit hatte der nordische Krieg begonnen. Der Czar Peter war vor Karls XII. ruhmreichen Waffen geflohen, Friedrich IV. und August II. waren tief von dem Sieger gedemüthigt worden, da erscholl die Kunde von seiner Nie- 1700

derlage bei Pultawa, und gab den beiden besiegten Königen von Neuem die Waffen in die Hand. Beide bemühten sich Friedrich I. in den Bund gegen Karl XII. zu ziehen, aber diesmal blieb der König, entweder aus edelmüthiger Theilnahme an dem Unglück des großen Kriegers, oder aus Besorgniß vor einem neuen Umschwunge des Glücks, trotz aller Anreizungen seiner Gäste, denn sie hatten ihn in
1709 Potsdam zu gleicher Zeit persönlich besucht, seinem Entschlusse einer
2. Juli strengen Neutralität treu. Daher zerschlug sich wohl der von Pe-
1710 ter dem Großen gemachte Entwurf einer Theilung Polens zwischen Rußland, Preußen und dem Könige August; aber leider scheiterte auch der politisch sehr weise Plan Friedrichs I. zu einem Bündniß mit Polen und Schweden gegen die besorglichen Fortschritte des russischen Machthabers an dem Eigensinne und den Vorurtheilen Karls XII.

Während Friedrichs I. tapfere Truppen den berühmten Helden Eugen und Marlborough ihre unsterblichen Siege erfechten halfen, feierte er selbst seinem Geschmacke gemäß diese Siege durch glänzende, die großen Kosten des Krieges noch vermehrende Feste. Auch jede andere einigermaßen schickliche Gelegenheit, wie die Geburt von Kindern in dem königlichen Hause, die Ankunft fremder Monarchen und sonst berühmter Personen benutzte er zu der Befriedigung dieser seiner Hauptneigung. Die berühmtesten von allen Fremden, die auf diese Weise am Hofe von Berlin gefeiert wurden, waren wohl ohne
1704 Zweifel der Held jener Zeit, der Herzog von Marlborough, und der große Schöpfer eines neuen polizirten Staates Czar Peter, welcher dem König kurz vor seinem Lebensende auf seine eigenthümliche ungezwungene Weise hier einen Besuch machte.

Um die Zeit, wo die Angelegenheiten Schwedens eine so traurige Wendung nahmen, begann der König, der überhaupt an manchen Gebrechlichkeiten litt, bedeutender zu kränkeln. Ein trauriges Verhältniß in seiner Familie verschlimmerte noch seinen Zustand. Günstlinge, denen vielleicht der gesunde Verstand und strenge Sinn des Kurprinzen Besorgnisse erregten, hielten es für zweckmäßig den König zu einer neuen Heirath zu bereden, wahrscheinlich, damit sie an der jungen Königin eine Stütze gegen die Ungunst des Thronfolgers hätten. Da die Kronprinzessin kränkelte, und ihr einziger Sohn gestorben war, so reizten sie Friedrich I. durch die Besorgniß des Mangels an gerader Descendenz zu einem raschen Beschlusse. Er ver-

mälte sich wirklich mit der Prinzessin Luise Dorothea, Schwester des regierenden Herzogs von Mecklenburg Schwerin. Das königliche Beilager ward mit dem größten Pompe in Berlin gefeiert, bald aber 1708
erwies sich die Ehe als sehr unglücklich. Die Königin an ein freies, 28. Nbr.
ungezwungenes Leben gewöhnt, konnte sich an das steife Ceremoniel, welches am berliner Hofe als unerläßliche Bedingung galt, nicht gewöhnen; dazu war sie noch jung, ihr Gemal mehr als funfzig Jahr und sehr schwächlich, da war wohl eben keine große Uebereinstimmung der Neigungen für sie zu hoffen. Die Aussicht auf ein freudenloses Leben machte sie schwermüthig; in ihrer geistigen Apathie suchte sie Trost und Halt in der Religion, und verfiel darüber in Frömmelei. Porst und Franke, sonst zwei ehrenwerthe Männer, bestärkten sie noch durch ihre wohlgemeinten Lehren in der für sie sehr traurigen Richtung. Zum Unglück trug ihre Schwärmerei eine streng lutherisch orthodoxe Farbe, während Friedrich I. eifrig an der reformirten Lehre fest hielt. Es kam zwischen beiden zu unangenehmen Erörterungen über religiöse Punkte, nach welchen den lutherischen Geistlichen der Hof verboten wurde. Diese Vorfälle wirkten so übel auf die Königin, daß sie zuletzt in eine Art von Gemüthskrankheit verfiel, wodurch natürlich das häusliche Glück des Königs völlig zerstört wurde. Die kranke Fürstin wurde nach Mecklenburg gebracht, wo sie bald darauf starb. Doch ehe sie noch der Tod von ihren Leiden befreite, war ihr schon der Gemal vorangegangen. Er
starb im sechs und funfzigsten Lebensjahre, im fünf und zwanzigsten 1713
seiner Regierung. Aus seinen drei Ehen überlebte ihn nur ein einzi- 25. Fbr.
ger Nachkomme, König Friedrich Wilhelm, der Sohn seiner zweiten Gemalin, Sophie Charlotte. Diese, eine Prinzessin von Braunschweig-Hannover, war eine der ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit. Sie verband mit weiblicher Anmuth den Reiz eines sehr gewandten, feingebildeten Geistes, der sich sogar in die Höhen spekulativer Wissenschaft erheben konnte, ohne die Grazien des weiblichen Geschlechtes zu zerstören. In ihrer Jugend hatte sie unter dem Schutze ihrer Eltern Italien und Frankreich durchreist. In ihrem vierzehnten Jahre erschien sie an dem Hofe Ludwigs XIV., dessen Aufmerksamkeit sie in so hohem Grade auf sich zog, daß er sie dem Dauphin zur Gemalin bestimmte, und nur politischer Rücksichten wegen diese Verbindung aufgab. Zwei Jahre verweilte sie in der glänzenden Welt von Ver-

sailles, damals die Schule des feinen Geschmacks und höfischer Sitte. Die Gaben, welche die Natur ihr verliehen hatte, bildete sie hier zur Vollendung aus, indem sie außer einer zu großen Vorliebe für die französische Form nichts Tadelnswerthes von dem üppigen Aufenthalte mit zurückbrachte. Gern umgab sie sich mit gebildeten Franzosen, doch ging sie hierin nicht so weit, wie ihr großer Enkel, sondern erkannte auch den Werth der Deutschen, wo er nur immer anzuerkennen war, denn als ihren vertrautesten Freund lernen wir den großen Leibnitz kennen, in dessen Umgang sie nach ihrem Geständniß die heitersten Stunden ihres Lebens verbrachte; dessenungeachtet bediente sie sich auch, wo es nicht nöthig war, des Französischen, welches sie so vollkommen sprach, daß einer der ihr vorgestellten Franzosen an ihre Umgebung einmal die Frage richtete, ob die Prinzessin denn auch Deutsch verstände.

In ihrer Wißbegierde erhielt Sophie Charlotte nicht einmal durch den tiefen Leibnitz hinreichende Befriedigung; sie beklagte sich über ihn bei einer Freundin, daß er mit ihr alles nur so oberflächlich behandelte, wogegen er seinerseits ihr vorwarf, sie wolle le pourquoi du pourquoi wissen. Andern jedoch gestand er ein, wie förderlich und anregend für ihn der Umgang mit der Königin wäre, namentlich bei der Ausarbeitung der Theodicee, die er auf ihre Veranlassung schrieb. Es läßt sich leicht vorstellen, daß eine so denkende Fürstin keine einseitige Zelotin für eine besondere Meinung sein konnte. So sah man denn auch Leute von den verschiedensten religiösen Ansichten an ihrem Hofe, wenn sie nur durch Bildung und Geist zu dieser Ehre berechtigten. Sie selbst verstieg sich einmal in gelehrte theologische Untersuchungen, indem sie eine Abhandlung darüber schrieb, daß weder den Kirchenvätern noch den Concilien eine unfehlbare Autorität zugestanden werden könne. Das nahe Verhältniß der Königin mit Leibnitz war wohl die hauptsächlichste Ursach zur Gründung der Academie der Wissenschaften in Berlin.

Mit einem so gebildeten Geiste konnte die Königin unmöglich viel Freude an den verschwenderischen, geschmack- und geistlosen Festlichkeiten ihres Gemals finden. Freilich durfte sie sich solchen Gelegenheiten nicht ganz entziehen, doch hatte sie dafür ihre „jours de retraite,“ an welchen sie ihre gelehrten Freunde bei sich sehen und mit ihnen die Zeit in geistreicher und witziger Unterhaltung zubringen

konnte. Auch ihr Briefwechsel mit ihren Freundinnen, namentlich mit dem Fräulein von Pöllnitz zeugt von ihrem Witze und der Lebhaftigkeit ihres Geistes. In ihrer muntern Laune geht sie manchmal bis zum Uebermuth, die einzige Entschädigung für die Langeweile, welche ihr die überladenen peinlich förmlichen Hoffeste machten. Daher muß man es ihr wohl verzeihen, wenn sie sich hier bisweilen vergaß, und über Dinge scherzte, die eigentlich außer dem Bereiche ihres Scherzes hätten liegen sollen. Sie schreibt unter andern an die schon genannte Dame, als der König nach seiner förmlichen Weise durch Zuschickung seiner Kissen ihr seinen Besuch auf den Abend angekündigt hatte: Il faut finir ma chère, les formidables coussins arrivent. Je vais à l'autel. Qu'en pensez vous? La victime sera-t-elle immolée? Auch scheute sie sich nicht ihren Spott bis über die körperlichen Mängel ihres Gemals auszudehnen. So äußerte sie sich bei Gelegenheit der Krönungsreise nach Königsberg: Je suis au désespoir d'aller jouer en Prusse le rôle de reine de theâtre vis à vis mon Esope, indem sie außerdem auch kein eben günstiges Urtheil über die von dem Könige mit so vieler Wichtigkeit und Anstrengung betriebene Sache fällt.

Es könnte wunderbar erscheinen, daß die geistreiche Gemalin eines schwachen Fürsten auf die öffentlichen Angelegenheiten so wenig Einfluß ausgeübt hat, wenn wir nicht bedächten, daß Friedrich I. sich nur durch Günstlinge leiten ließ, welche seiner Eitelkeit und seinen Lieblingsneigungen schmeichelten, und daß dies beides ganz außerhalb des Characters der Königin lag. Von ihrer Bildung und ihren vielseitigen Kenntnissen glaubte sie keinen bessern Gebrauch machen zu können, als wenn sie alle ihre Sorgfalt auf die Erziehung ihres Sohnes, des von ihr mit äußerster Zärtlichkeit geliebten Kronprinzen verwendete, in welchem sie das Muster eines Regenten zu bilden hoffte. Freilich gelang es ihr nur halb, denn wenn sie auch den jungen Fürsten von all der nichtigen Eitelkeit ihres Gemals entfernte, so konnte sie ihn dagegen auch nie zur Würdigung der Dinge erheben, die für sie den größten Werth im Leben besaßen. Sie hatte den Schmerz, nur zu deutliche Spuren von Härte, Kargheit und Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht unmittelbar praktisch nützlich erschien zu bemerken, ohne die unbeugsame Starrheit in dem geliebten Sohne mildern zu können.

Unter Friedrichs I. Regierung fallen einige neue Erwerbungen.
1702 Mit dem Tode Wilhelms III. war die ganze männliche Linie des
19. März Hauses Nassau Oranien erloschen; es entstand nun ein Streit über seine Erbländer, die sogenannte oranische Erbschaft. Sein Großvater, der Statthalter Friedrich Heinrich hatte 1644 in einem Testamente verordnet, daß, wenn sein einziger Sohn Wilhelm II. ohne Erben verstürbe, seine älteste Tochter Luise, Gemalin des großen Kurfürsten und dessen Nachkommen die oranischen Länder erhalten sollten. Nun war zwar nicht Wilhelm II., aber wohl sein Sohn Wilhelm III. kinderlos gestorben, und so hätte dem Sinne jenes Testamentes nach Friedrich I. zum Besitz kommen müssen; doch Wilhelm III. hatte in einem Testament seinen Vetter, den jungen Fürsten von Nassau-Diez, Johann Wilhelm Friso, für den einzigen Erben seiner ganzen Hinterlassenschaft erklärt, und die Generalstaaten zu Vollziehern seines Testamentes ernannt. Friedrich I. verwarf dies Testament als ungültig und nahm nach dem Tode Wilhelms unverzüglich von den Grafschaften Meurs und Lingen Besitz. Das Fürstenthum Orange, welches in der Dauphiné lag, wurde von Ludwig XIV. eingezogen, während die Holländer die übrigen Güter der oranischen Erbschaft besetzten. Zweimal reiste Friedrich I. nach dem Haag, um sich mit Johann Wilhelm Friso zu vergleichen, doch dieser ertrank 1711 während der Anwesenheit des Königs in den Ländern der Generalstaaten beim Uebersetzen von Brabant nach Holland. Da nach diesem unglücklichen Zufall die Gemalin des Verstorbenen einen Sohn gebar, so war die Erbschaftssache dennoch unentschieden. König Friedrich I. blieb zwar in Besitz dessen, was er sogleich anfangs in Beschlag genommen hatte, doch unter stetem Widerspruch. Selbst als der Kaiser Meurs zum Fürstenthum erhoben, und dem Könige zugesprochen hatte, waren Nassau-Diez und Holland nicht zur Nachgiebigkeit gestimmt worden. Erst unter der folgenden Regierung kam ein Vergleich mit dem Statthalter Wilhelm IV. zu
1732 Stande, nach welchem der König die Fürstenthümer Oranien und Meurs, die Grafschaft Lingen, das Amt Montfort und einige andere Güter in Holland behielt, die Friedrich II. später an Wil-
1754 helm V. für 705,000 Gulden verkaufte.

Eng verbunden mit dem Anfall der oranischen Erbschaft ist der des Fürstenthums Neufchatel und der Grafschaft Vallengin.

Die Lehnsansprüche des Hauses Nassau-Oranien an diese Länder, machte Friedrich I. nach dem Tode der letzten Besitzerin jener Herr- 1707
schaften, der verwittweten Prinzessin Maria von Nemours geltend, da Wilhelm von Oranien seine Rechte feierlich dem Kurhause Brandenburg abgetreten hatte. Viele Fürsten bewarben sich um die Nachfolge, daher gestaltete sich die Sache zu einem förmlichen Rechtshandel um, in welchem das Obergericht von Neufchatel als Richter erkannt wurde. Nachdem dies den Ausspruch gethan hatte, daß Friedrich I. der einzige rechtmäßige Erbe wäre, kam er in Besitz des Landes, und erhielt im utrechter Frieden die Bestätigung dazu. Neufchatel behielt eine eigenthümliche Stellung zu Preußen, da im Innern die Gewalt des Königs so beschränkt blieb, daß er weder Neuerungen machen, noch Abgaben zu einem höhern Belaufe als 100,000 Livres erheben, noch auch gezwungene Werbungen anstellen durfte; es galt fortwährend als ein zugewandter Ort der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Eine dritte Erwerbung ist die der Grafschaft Teklenburg in Westphalen; Friedrich I. kaufte sie für 300,000 Thaler von dem Grafen
Solms-Braunfels, welcher als geheimer Staatsrath in preußischen 1707
Diensten stand. Außerdem kann hier noch bemerkt werden, daß sich
Friedrich I. der seit dem Frieden von Oliva vorenthaltenen wichtigen 1698
Stadt Elbing durch Ueberraschung bemächtigte. 14. Okt.

Von dem erschöpften Zustande der Finanzen unter dieser Regierung haben wir schon oben gesprochen, so wie von der Erfindung immer neuer Steuern; die Noth zwang zu manchen wunderbaren Maßregeln. So setzte man unter andern eine königliche Commission nieder mit dem Auftrage, Schweineborsten aus dem ganzen Lande aufzukaufen, um sie mit großem Gewinn in das Ausland zu verkaufen. Eine königliche Verordnung befahl allen Unterthanen für einen geringen Preis die Borsten an die erwähnte Commission abzuliefern; wer etwas verheimlichte, sollte bedeutende Summen erlegen, oder gar durch Gefängniß und Züchtigung bestraft werden. Jeder Angeber erhielt zehn Thaler Belohnung. Einträglicher, aber auch noch weit drückender, war die vom Grafen von Witgenstein eingeführte Abgabe auf das Salz. Während Ausländer von dem Scheffel Salz nur einen Groschen bezahlten, waren die Unterthanen mit sechszehn Groschen dafür besteuert. Diese Anordnung hatte für letztere außer

dem hohen Preise eines so nothwendigen Lebensbedürfnisses den großen Nachtheil, daß der früher ganz bedeutende Handel mit Butter, Käse, gesalzenen und geräucherten Waren mit dem Auslande fast ganz aufhören mußte: ja man suchte den Verbrauch des nun so theuern Artikels dadurch zu vermindern, daß man sich der Häringslake statt des Salzes bediente, was aber die eingelegten Waren verdarb. So ward vielfacher Schaden durch diese Abgabe hervorgebracht, welche außerdem durch die Verringerung des ehemaligen Verbrauches auf die Dauer weit weniger als anfangs veranschlagt war, eintrug.

Ein anderes Mittel Geld für die immer sich häufenden neuen Bedürfnisse herbeizuschaffen, hatte eben so nachtheilige Folgen. Ein gewisser Luben (nach seiner Erhebung in den Adelstand von Wulffen) schlug vor, die Domainengüter erblich zu verpachten, die Wirthschaftsgebäude, das Vieh, die Saaten zu verkaufen, und die Leibeigenschaft für Geld zu erlassen. Diese Maßregel wäre so vortheilhaft als freisinnig gewesen, wenn mit dem erlößten Gelde nützliche Verbesserungen des Landes, oder sonst Einrichtungen gemacht worden wären, wodurch für die Zukunft die Einkünfte des Staates sich vermehrt hätten. Dies war aber nicht der Fall, sondern die gewonnenen Summen wurden für geschmacklose Hoffeste, den Krieg in Italien, am Rhein und in den Niederlanden, oder an unwürdige Günstlinge verschwendet. Der Erfinder dieser neuen Finanzmaßregel ward zum geheimen Kammerrath ernannt, und in den Adelstand erhoben, doch bald, als die Nachtheile schlagend hervortraten, und man noch obenein die Beschuldigung des Betruges gegen ihn erhob, mußte er im Gefängniß seine kurze Gunst büßen. Die Erbpachten hörten wieder auf, aber die Entschädigungen brachten die schon erschöpften Finanzen
1710 in eine unheilbare Verwirrung.

Auffallend genug ist, wieviel dem Lande unter dieser Regierung zugemuthet, und was von ihm fast ohne Widerrede getragen wurde; selbst die preußischen Stände mußten sich den härtesten Forderungen fügen, da die Behörden Befehl hatten sie nicht eher zu entlassen bis sie in alles gewilligt hätten. Zu wiederholten Malen wurde die Accise erhöht, und außer den oft wiederkehrenden Kopfsteuern Abgaben auf Luxusartikel aller Art, z. B. auf Carossen, Perrücken u. s. w. gelegt. Wenn auch gegen diese der Genußsucht auferlegten Tribute

nichts zu sagen war, so mußten doch die Erhöhung des Briefportos, die Schloßbau- und Legationsgelder so wie die zur Feier des Krönungsfestes ausgeschriebenen Steuern schwer genug auf den Unterthanen lasten. Nimmt man hierzu noch die mitunter so verderblich ausschlagenden Finanzspeculationen, so wird es fast unglaublich erscheinen, daß die Unterthanen nicht gänzlich dem Drucke erlagen. Doch ein schärferer Blick auf jene Zeit lehrt uns, daß eine außerordentliche Regsamkeit in dem gewerblichen Leben unverhältnißmäßig große Kräfte in den Völkern entwickelt hatte. Dies sehen wir in England, und namentlich in Frankreich, wo trotz des grenzenlosen Aufwandes für den Glanz des Herrschers im Kriege wie im Frieden, und der schlimmen Finanzkatastrophen unter dem Herzog von Orleans, dennoch bald die Kraft des Landes sich so auffallend rasch wieder entwickeln konnte. Aehnliches, wenn man Kleines mit Großem vergleichen will, zeigte sich auch im preußischen Staate unter Friedrich I. Der verhältnißmäßig große Luxus des Fürsten, der das Land drückte, erweckte anderseits die Betriebsamkeit der Unterthanen. Unter anderm wurden die Salzsiedereien bei Halle, welche im dreißigjährigen Kriege sehr in Verfall gerathen waren, durch eine wohlfeilere Art des Siedens weit einträglicher gemacht. Die zu Neustadt an der Dosse 1692 angelegte Spiegelhütte lieferte nebst andern Glashütten so viel Spiegel und Glas, daß man 1696 allen ausländischen Glaswaren den Eingang in das Land verwehrte. Auch die Einfuhr von allen fremden blauen Tüchern besonders zu den Monturen konnte schon im Jahre 1693 verboten werden; ja 1700 gab man ganz gegen den Geist des verschwenderischen und modesüchtigen Hofes die patriotische Verordnung, daß zur Bekleidung der Leibgarden und zu der Trauer am Hofe nur inländische Tücher und Zeuge genommen werden sollten. Einige Jahre darauf 1695 ward von zwei leipziger Kaufleuten die Gold- und Silbermanufactur in Berlin errichtet. Nach und nach suchte man auch die Vorurtheile, welche bisher der Betriebsamkeit Fesseln anlegten, zu zerstören. So ward 1705 befohlen, daß man die Kinder der Vögte, Schäfer, Stadtdiener und Wächter, welche man mit ihren Familien damals im Volke immer noch für unehrlich hielt, wie jeden andern in die Zünfte und Handwerksinnungen aufnehmen sollte.

Es kann uns nicht befremden, wenn Friedrich I., bei seinem gro-

ßen Hang zur Verschwendung sich den Vorurtheilen seiner Zeit gemäß gern dem Wunsch hingab, durch Auffindung des Steins der Weisen auf leichte Art unerschöpfliche Reichthümer zu erwerben. Ein Betrüger, der sich Caetano, Graf von Rugiero aus Neapel nannte, und aus dem ihm auf Lebenszeit zuerkannten Gefängnisse, nachdem er bereits den Kaiser und die Kurfürsten von der Pfalz und Baiern betrogen hatte, entflohen war, kam auch an den Hof von Berlin. Da der König viel auf glänzende Erscheinung und adlige Namen hielt, ließ er sich von den Versprechungen des Betrügers blenden, und erhob ihn zu hohen Würden; doch die erwarteten Reichthümer blieben aus. Als man deshalb in ihn drängte, entfloh er zu wiederholten Malen, bis endlich ein ernsthafter Prozeß eingeleitet, und ihm zum Lohne für seine Spitzbübereien der Galgen zuerkannt wurde.

Wir haben bis jetzt wenig Rühmenswürdiges in der Regierung Friedrichs I. erwähnt, und doch verdankt ihm der preußische Staat unendlich viel, nämlich den Beginn jener regen geistigen Thätigkeit, durch die er nach und nach der Vertreter des protestantischen Prinzips, ja jeder freieren geistigen Richtung in Deutschland wurde, ein Werk, welches allein alle jene Unvollkommenheiten überwiegen würde, wenn es bei Friedrich I. mehr das Erzeugniß des klaren Bewußtseins als die Folge seiner Prunksucht gewesen wäre, denn auch die großen Gelehrten an seinem Hofe und in seinem Lande waren für ihn nur ein nothwendiges Erforderniß zum Glanze der Krone. Unter den großen Männern, die zu jenem edlen Zweck mitwirkten, steht obenan der berühmte Christian Thomasius, der Gründer, kann man wohl sagen, der halleschen Universität. Thomasius war Magister und Advokat zu Leipzig; er schrieb 1688 das erste deutsche Journal, welches unter dem Titel: lustiger und ernsthafter Monatsgespräche erster Theil herauskam, und die damals erscheinenden Schriften beurtheilte. Schon das neue Unternehmen erregte Aufsehen, mehr noch die Art, wie er es ausführte. Er äußerte sich in seinem Journal so freimüthig über Literatur, Religion und Politik, daß er nicht selten selbst in jenen Zeiten, wo man in dieser Beziehung noch nicht sehr empfindlich war, anstieß. Mit dem dänischen Hofprediger war er über einige vermeintlich reformirte Grundsätze in einen heftigen Streit gerathen. Die dänische Regierung

drang auf harte Bestrafung. Diesmal blieb Thomasius verschont, aber als er sich der sogenannten Pietisten gegen die ihnen feindliche Partei, welche auf die damalige sächsische Regierung großen Einfluß ausübte, lebhaft annahm, ward er aus Leipzig und ganz Sachsen verwiesen. Einige hundert Studenten begleiteten den geliebten Lehrer nach dem benachbarten Halle, wo er anfangs für sich allein gleichsam eine Universität gründete; denn mehrere Jahre bildete er mit seinen Zuhörern die ganze Anstalt. Da man schon unter der vorigen Regierung den Gedanken gehegt hatte, nach Halle eine Universität zu verlegen, so erhielt Thomasius lebhafte Unterstützung. Der damalige Oberpräsident Dankelmann war ein Beschützer der Wissenschaften, die Königin jeglicher Geistesbildung hold, Friedrich I. wenigstens solchen Instituten geneigt, welche den Ruhm und Glanz seines Königreiches förderten. Der kaiserliche Freiheitsbrief, dessen man damals noch dazu bedurfte, ward ausgewirkt, und am Geburtstage des Königs fand die Einweihung der berühmten academia Fridericiana statt. Die Einweihungsfeierlichkeiten koste- 1694
ten (wiederum ein Beitrag zur Charakteristik Friedrichs) gegen 11. Juli
20,000 Thaler.

Von der Universität Halle verbreitete sich zuerst Licht in der theologischen Welt; denn gerade in dieser Wissenschaft glänzte die Anstalt durch große Lehrer; doch auch die Jurisprudenz, ja das ganze menschliche Leben ward von hieraus von Irrthümern und Vorurtheilen gereinigt, der deutschen Sprache das Thor zu ihrem Triumphzuge geöffnet. Thomasius, der Held dieser Pflanzschule des vernünftigen Wissens, war der erste, welcher ein Programm in deutscher Sprache schrieb und deutsche Collegia las, wogegen sich freilich damals, als sei es ein unwissenschaftliches Verfahren, von allen Seiten, namentlich aber von Leipzig aus, lauter Tadel erhob. Allein gerade durch die Einführung der deutschen Sprache in die Wissenschaft wirkte er mehr als selbst durch manche seiner Lehren; denn dadurch ward er der Urheber der Verbreitung alles nützlichen Wissens, der Beförderer des Lichtes der Vernunft in dem Volk, der Grundpfeiler der deutschen klassischen Literatur. Noch ein großes Verdienst erwarb sich Thomasius um das Menschengeschlecht im Allgemeinen durch den Eifer, mit welchem er die Thorheit und Unmenschlichkeit der Hexenprozesse bekämpfte.

So wie die hallesche Universität dem Thomasius, so verdankt die Akademie oder, wie sie anfangs hieß, die Societät der Wissenschaften zu Berlin ihr Entstehen einem andern großen Manne, dem größten Denker seiner Zeit, Leibnitz. Dieses berühmte Institut, in welchem sich noch jetzt alles, was sich bedeutsam im Gebiete der Wissenschaften hervorhebt, sammelt, ward 1700 gestiftet, aber erst 1711 eingeweiht, weil das dazu bestimmte Gebäude nicht früher vollendet werden konnte. Früher noch als dieses Institut hatte
1699 Friedrich I. eine Akademie der Künste für Maler und Bildhauer gegründet. Seine prachtvolle Hofhaltung war den Künsten vortheilhaft, denn gegen zweihundert Künstler, für die damalige Zeit eine große Zahl, fanden in der Hauptstadt seines Reiches Beschäftigung und Unterhalt. Vor allen diesen zeichnete sich ein Mann aus, dessen großem Talente wir noch heut in seinen Werken huldigen, nämlich der Baumeister und Bildhauer Schlüter [1]). In beiden Beziehungen hat er uns ausgezeichnete Denkmäler hinterlassen, von denen wir nur die herrliche Reiterstatue des großen Kurfürsten, das Zeughaus und einen Theil des hiesigen königlichen Schlosses anführen dürfen. Leider ward der berühmte Künstler ein Opfer der Kabale. Ersander von Göthe, seinem Nebenbuhler, gelang es ihn zu stürzen, und sich an seinen Platz zu stellen. Der gekränkte Künstler ver-
1714 ließ Berlin, und begab sich nach Rußland, wo er bald darauf starb. Auch des Freiherrn und kurfürstlichen Geheimrathes von Canitz, fast des einzigen Dichters in jener dürresten Zeit der deutschen Literatur, müssen wir wenigstens mit einem Worte hier gedenken.

Jedoch wurde für die Kunst weniger aufgewendet als für den Luxus in geschmacklosen Kleidern und Hoffesten. In allem nahm man sich den französischen Hof zum Muster, und übertrieb noch die dort schon unsinnig genug gesteigerten Moden. Ueberhaupt war jene Zeit von einer förmlichen Gallomanie ergriffen; die Höfe gingen hierin mit einem für deutsche Sitte und Sinn sehr nachtheiligem Beispiele voran; denn, wie immer bei solchen Nachäffungen geschieht, es war nicht das Gute, was man sich zum Vorbilde setzte und erreichte, sondern nur das Nebensächliche, das Lächerliche und Schlechte. Vergebens bemühten sich Männer von patriotischem Sinn durch Reden

---

1) S. C. Seidel, die schönen Künste in Berlin und Berlins Architektur.

und Schriften die Fremdwuth lächerlich zu machen, und den Nationalstolz zur Selbständigkeit in kleinen wie in großen Dingen anzutreiben; lange noch herrschte jener Unfug in unsern deutschen Ländern, selbst als wir schon durch Thaten und Geisteswerke die Ebenbürtigkeit mit den ausländischen Nachbarn hinlänglich bekundet hatten.

Wie hoch der unsinnige Luxus der Zeit gestiegen sein muß, beweist uns schon, daß selbst der ihm so ergebene Fürst die Nothwendigkeit fühlte, ihn durch ein Edict einzuschränken: „Wir geben hiermit zu vernehmen," sagt er in dem Eingange desselben, „daß der Luxus, die Ueppigkeit und Verschwendung in der Kleiderpracht und Ausrichtung der Gastereien ungeachtet der kümmerlichen Zeiten in unsern Landen und insonderheit in diesen unsern Residenzstädten dermaßen hoch gestiegen, daß man nicht allein des höchsten Gottes Zorn und Strafen, nach denen in seinem heiligen Wort enthaltenen gerechten Bedrohungen zu fürchten gehabt: sondern, daß auch die meisten Familien dadurch verarmen und ruinirt werden, und anstatt etwas beizulegen, die Eltern ihren Kindern Schulden und Armuth hinterlassen." Aber was half es, daß man durch genaue Reglements zu bestimmen suchte, wie viel Gold, Silber, Seide, Kanten und Spitzen die Kleider in den verschiedenen Ständen höchstens enthalten, welche Ausdehnung sie ihren Festen geben sollten, beschränkte doch der Hof seinen Aufwand nicht, und reizte so die Unterthanen in ihrer Sphäre zur Nachahmung, denn diese fanden immer Gelegenheit genug, den Buchstaben der sonst genau bestimmten Verordnungen zu beachten und doch ihren Hang zum ungemessenen Luxus zu befriedigen.

Friedrich Wilhelm I.[1]) 1713—1740.

So verschieden Friedrich Wilhelm I. von seinem Vater, und beide von dem großen Kurfürsten sind, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie letzteren auf ihren so sehr auseinandergehenden Bahnen zum Vorbild genommen haben, jedoch, wodurch das Räthsel sich erklärt, beide nur einseitig, ohne die großartigen Ideen des erhabenen Vorbildes in ihrem Innern zu begreifen. Wenn Friedrich I. seinen großen Vorgänger zu erreichen glaubt, indem er die von ihm errungene souveraine Gewalt mit königlichem Titel und Prunk schmückt, den äußeren Glanz des von dem großen Kurfürsten geschaffenen Hofes durch den königlichen weit überbietet, so ergreift Friedrich Wilhelm I. die andere realere Seite der Regierung desselben, das Finanz- und Militairwesen. Hier geht er seinerseits über jenen hinaus, hier zeigt er Geschick, ja mitunter möchte man sagen, Genialität, aber auf den Standpunkt einer wahrhaft freien, selbständigen, souverainen Politik erhebt er sich nicht; denn Autokrat seinen Unterthanen gegenüber begreift er nicht die Stellung Preußens in Deutschland und im europäischen Staatensysteme, und bleibt trotz seines gefüllten Schatzes und seines den damaligen Verhältnissen nach gewaltigen Heeres in den schimpflichen Fesseln des wiener Kabinettes, ist nur im Stande Großes vorzubereiten, nicht selbst das Große zu vollbringen.

Kaum war Friedrich I. in den Armen seines einzigen Sohnes verschieden, so änderte sich plötzlich der Charakter des ganzen Hofes. Zwar fürchteten die Hofbeamten, welche großentheils durch ihre übertriebenen Besoldungen das Mark des Landes verzehrt hatten, schon seit längerer Zeit eine Reaction von einem Fürsten, der sich ganz

1) S. F. Förster, Friedrich Wilhelm I., Rödenbeck, Beiträge und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrich des Großen, und Stenzel a. a. O. Th. III.

einfach militairisch kleidete und lebte, sich bei den glänzenden Hoffesten seines Vaters langweilte, vor allem aber jeden unnöthigen Aufwand haßte: doch in so großer Ausdehnung, als es wirklich geschah, war die Aenderung von Niemandem erwartet worden, denn unmittelbar, nachdem der König das Trauerzimmer verlassen hatte, ließ er sich von dem Oberhofmarschall von Printzen das Verzeichniß des Hofetats vorlegen, und durchstrich die ganze Liste mit den Worten: „Hiermit kassire und hebe ich alle Hofämter meines Vaters auf."

Es läßt sich denken, welchen Schrecken dieses Wort am Hofe und in der zum großen Theil dabei betheiligten Residenz verbreitete. Eine Menge Menschen verloren ihr Ansehen und leider auch — ihr Brot. Der Oberceremonienmeister mußte nach Sachsen wandern, der Bischof verschwand, die Kammerherren und Junker wurden bis auf wenige unter die Soldaten gesteckt, die prächtige Schweizergarde erhielt den Abschied, von den 24 Trompetern und zwei Pankern blieb keiner; das Heroldsamt, die Ritterakademie, die Musikkapelle hörten auf; Künstler, Gelehrte und Beförderer der Annehmlichkeiten des Lebens wurden ohne Schadloshaltung entlassen; man sah kein Schauspiel, kein Hoffest, keine Einkleidung der Ritter vom Adlerorden mehr; statt der goldgestickten Kleider erschienen einfache Röcke, statt der stolzen Equipagen demüthige Fußgänger. Die Gnadengehalte wurden entweder ganz aufgehoben oder doch geschmälert, die Besoldungen der wenigen, noch bleibenden Hofämter verringert, überhaupt in allen Theilen der Ausgaben die größten Einschränkungen angeordnet. Und doch mußten sich selbst manche von denen, welche am gewaltigsten beschränkt waren, über die neue Einrichtung der Dinge Glück wünschen. So war der Gehalt des Obermarschalls von Printzen von 40,000 Thalern auf 12,000 herabgesetzt; dennoch äußerte er sich zu dem Könige, als dieser später einmal bei ihm speiste, und sich entschuldigen wollte, daß er bei der allgemeinen Verminderung des Etats auch ihn nicht habe verschonen können, „es habe vielleicht Niemand so gute Ursach damit zufrieden zu sein als er selbst, maßen er in vorigen Zeiten weder von Besoldungen, noch von seinen einträglichen Gütern jemals bares Geld, sondern immer Activ- und Passiv-Schulden gehabt; hingegen seit er von barem Gelde lebe, nichts mehr creditire und seine eigene Wirthschaft wohl beobachte,

fehle es ihm nie am Gelde, und er habe sich schuldenfrei gemacht." Dies sollte gewiß keine schmeichelnde Begütigung für Friedrich Wilhelm sein, sie war bei einem Charakter wie der seine schlecht angebracht, sondern der stets wahre, doch selten beherzigte Grundsatz, daß „wirkliche Wohlhabenheit nicht sowohl durch Vermehrung der Einkünfte als durch Verminderung der Ausgaben erzielt wird," ein Grundsatz, der natürlich stets nach Maßgabe der Zeiten und Umstände mit vernünftigem Urtheil befolgt werden muß. Damals that er nach Vorübergehen des ersten Sturmes wohl, ja seine Anwendung war unumgänglich nothwendig geworden, denn es war im Staate sowohl wie im Privatleben ein Mißverhältniß zwischen den Mitteln und Bedürfnissen eingetreten, welches ohne eine so gewaltsame Umwälzung schwer wieder in das rechte Geleis hätte gebracht werden können.

Nur einmal noch glänzte der alte Prunk vor seinem gänzlichen
1713 Verschwinden für einen Augenblick, nämlich an dem Tage der feier-
2. Mai lichen Bestattung der königlichen Leiche. Bei dieser mußten die Hofchargen ihr ehemaliges Amt verrichten, denn die kindliche Verehrung, welche trotz aller Härte des Charakters in der Brust des Königs wenigstens als Pflicht lebte, gebot ihm dies als einen Theil des väterlichen Vermächtnisses.

Nicht nur schränkte man das Personal des Hofstaates ein, sondern auch die Kostbarkeiten und das glänzende Geräth, was freilich bei den neuen Einrichtungen gänzlich überflüssig erscheinen mußte, wurden ohne Zaudern verkauft. Herstellung der Finanzen, des Militairs, vor allem des Friedens waren die Hauptgegenstände, denen Friedrich Wilhelm I. seine ganze Aufmerksamkeit widmete. Während sein Vater zu den wunderlichsten und drückendsten Maßregeln seine Zuflucht nehmen mußte, ohne seine Ausgaben bestreiten zu können, war Friedrich Wilhelm I. schon wenige Monate nach seiner Thronbesteigung im Stande zur Ausgleichung der Eroberungen in Pommern 400,000 Thaler an den Czar Peter und den König von Polen zu zahlen; dabei hatte er sechs neue Regimenter errichtet und alle unvollzählige ergänzt. Von Rückständen in der Besoldung, wie ehemals ganz gewöhnlich gewesen, war jetzt gar nicht mehr die Rede.

In allen Dingen war Friedrich Wilhelm I. ein entschiedenes Widerspiel gegen seinen Vorgänger. Friedrich I. wurde stets von Günst-

lingen beherrscht, sein Sohn konnte nur gehorsame Diener seines Willens gebrauchen, denn mit eiserner Festigkeit folgte er seiner eigenen Ansicht, selten nahm er einen von derselben verschiedenen Rath willfährig auf. Und dennoch hatte auch dieser starre und strenge Selbstherrscher seine Lieblinge, die in ihrer Art und Weise manches über ihn vermochten; und er wußte dies so gut, daß er sich bei Grumbkows, seines Hauptgünstlings, Tode äußerte: „Nun wird man doch endlich aufhören zu sagen, Grumbkow thue alles."

General von Grumbkow, später auch Etatsminister, war ein Mann von gesundem, klarem Verstande, daher nicht unpassend zum Rathgeber, jedoch ließ ihn sein Hang zu Genuß und Vergnügen oft seine Pflicht gegen den Fürsten vergessen. Er gehörte zu der kleinen Zahl von Männern, die außer ihrer Nützlichkeit den sonst für wenige Dinge empfänglichen König zu ergötzen verstanden. Er besaß ein munteres, fröhliches Temperament, einen starken Hang so wie Geschick zu satirischen Bemerkungen, und bei aller Kunst, sich in die Launen der Großen zu fügen und sie so unvermerkt nach seinem Willen zu lenken, eine anscheinlich ganz aufrichtige und ungekünstelte soldatische Derbheit. Außerdem besaß er noch eine Gabe, welche an dem sonst so mäßigen und einfachen Hofe Friedrich Wilhelms etwas galt, er konnte tüchtig zechen, ohne sich zu berauschen, eine Gabe, welche ihm unter den Trinkgenossen des Königs den Namen Biberius zuzog. Ueberhaupt war er ein Feinschmecker, und hielt demnach eine gute Tafel. Der sparsame Friedrich Wilhelm war über diese Art von Aufwand bei seinem Günstlinge so wenig ungehalten, daß er vielmehr sehr gern bei ihm speiste, und mitunter seinen Gästen geradezu sagte: „Wenn ihr feiner und köstlicher als bei mir speisen wollt, müßt ihr zu Grumbkow gehen." Außerdem galten die Generale von Buddenbrock, von Schulenburg, die Obersten von Derschau und von Truchses für des Königs Lieblinge.

In hohem und großentheils verdientem Ansehen stand der Fürst Leopold von Dessau, der als leidenschaftlicher Soldatenfreund und tüchtiger Feldherr ganz besonders die Zuneigung des Königs erworben hatte. Leopold hätte gern alle Unterthanen Friedrich Wilhelms zu Soldaten, das ganze Land in ein großes Lager umgeschaffen, und traf hierin ganz mit der Neigung seines königlichen Freundes zusammen; doch erinnerte sich dieser immer noch, daß er

nicht allein Soldat, sondern auch Regent eines bedeutenden Landes war. Sonst waren beide einander ähnlich in ihrem heftigen, aufbrausenden Temperamente, so wie in ihrer unerschütterlichen Festigkeit. Fürst Leopold und Grumbkow waren Gegner, allein dies schadete keinem von beiden in der Gunst des Königs, denn letzterer hatte es im Ganzen gern, wenn seine Günstlinge und Hofleute in Uneinigkeit lebten, weil er dadurch die Wahrheit am sichersten zu erfahren und sich gegen Täuschung am besten zu schützen hoffte.

Friedrich Wilhelm haftete nicht an den Vorurtheilen seines Vaters, der nur den Adel vorzugsweise bei Besetzung der höheren Staatsämter berücksichtigte; er erhob auch Bürgerliche zu wirklichen geheimen Räthen und Ministern. Letzteres geschah mit den beiden fähigen Staatsmännern Kreuz und Kraut, die erst später geadelt wurden. Von diesen wirkte besonders der letztere wohlthätig auf das Land ein. Er war Banquier gewesen, besaß viel Kenntnisse im Handelswesen, und führte die Aufsicht über alle Fabriken und Manufacturen. Der König wünschte besonders den Wollenwebereien aufzuhelfen, was auch Kraut mit lobenswerthem Eifer that. Er war das vornehmste Werkzeug Friedrich Wilhelms zur Beförderung des Gewerbfleißes in den preußischen Staaten; leider starb er schon im Jahre 1723.

Bisher war die Verwaltung der Kriegsgefälle in den Provinzen den Kriegscommissariaten unter dem General-Commissariat in Berlin, und die der Domainengefälle den Amtskammern unter dem Domainen-Directorium, über welchem aber noch die geheime Hofkammer stand, übertragen gewesen. Letztere hob Friedrich Wil-
1714 helm I. bald nach seinem Regierungsantritt auf, und errichtete dafür ein General-Domainen-Directorium. Um die Verwaltungsbehörden unter eine strenge Controle zu stellen, ward eine Gene-
1714 ral-Rechenkammer, welche aus einem Kriegs- und Domai-
2. Oct. nen-Departement bestand, eingesetzt. Doch auch diese Einrichtung entsprach den Erwartungen nicht; daher hob der König zehn Jahre nach seiner Thronbesteigung, als er hinlängliche Erfahrung im Verwaltungswesen erlangt hatte, das Kriegscommissariat und das General-Domainen-Directorium auf, weil diese beiden Collegien nach des Königs eigener Angabe, anstatt gemeinschaftlich zur Verbesserung des Staatshaushaltes zu wirken, zum Schaden des allgemeinen Besten auf seine Kosten gegeneinander Advocaten besoldeten. An

ihrer Stelle errichtete er das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium. An der Spitze desselben standen 1723 fünf Dirigenten oder, wie sie ihrem Amtstitel nach hießen, Wirk- 24. liche Geheime Etatsminister, Finanz-, Kriegs- und Do- Jan. mainen-Räthe: damals Grumbkow, Kreutz, Kraut, Görne und Katsch. Ihre Departements waren nicht, wie wir dies nach dem Namen Minister meinen sollten, sachlich, sondern großentheils nach Local-Districten eingetheilt. Grumbkow hatte die preußischen, pommerschen, neumärkischen und Grenz-Sachen nebst allem, was Ausrodung der Brüche betrifft, Kreutz die mindenschen, ravensbergischen, tecklenburgischen und lingenschen, so wie die Rechenkammer und Proviant-Sachen, Kraut die kurmärkischen, magdeburgischen, halberstädtischen und die Marche-Sachen und Görne alles, was Geldern, Meurs, Cleve, Neufchatel, die oranische Succession betraf, nebst dem Post- und Münzwesen. Von den vier genannten Ministern hatte ein jeder in der Woche seinen bestimmten Departementstag, dem fünften, auch General-Auditeur und Chef des Justizwesens, von Katsch, war kein Departementstag zugewiesen, sondern die Justizsachen wurden bei den einzelnen Provinzen vorgenommen.

Streng waren die Verordnungen für die Pünktlichkeit der Sitzungen, welche im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr beginnen, und so lange dauern sollten, bis alle Angelegenheiten abgethan wären. Zogen sie sich bis über zwei Uhr hinaus, so sollte der Ober-Marschall vier gute Gerichte nebst dem nöthigen Wein und Bier aus königlicher Küche und Keller hinaufbringen lassen; doch mußte die eine Hälfte des Collegiums arbeiten, während die andere aß. Eine Stunde Versäumniß wurde mit hundert Ducaten, die einer ganzen Sitzung mit Verlust des halbjährigen Tractaments bestraft; wer aber zweimal ohne Erlaubniß oder Entschuldigung fehlte, sollte cum infamia kassirt werden, „denn," heißt es in der Instruction, „Wir sie davor bezahlen, daß sie arbeiten sollen."

Der König selbst galt für einen der besten Staatshaushalter in Europa; diesen Ruhm hatte er schon in den ersten Jahren seiner Regierung erworben. Dabei scheute er es nicht altherkömmliche Rechte anzugreifen, wenn sie ihm als Mißbräuche erschienen, wie die Steuerfreiheit der Ritterschaft auf Grund des Lehndienstes, welcher bei den gänzlich veränderten Verhältnissen nicht mehr geleistet wurde. Er

1717 begann damit in der Mark. Hier stellte er unbeschadet der sonstigen Lehnrechte die Abfindung für den Roßdienst auf 40 Thaler jährlich für ein Lehnpferd fest, was ihm auch in den andern Provinzen mit mehr oder weniger Schwierigkeiten gelang. Nicht minder zog die Accise des Königs Aufmerksamkeit auf sich. Durch ihn wurde diese Abgabe erst recht einträglich, aber auch drückend, da er weit genauere Tarife als früher von den zu besteuernden Gegenständen anfertigen ließ. Sein Prohibitivsystem zur Beförderung des inländischen Gewerbfleißes ging mit diesen Bestimmungen Hand in Hand.

Auch der geheime Staatsrath erhielt sogleich im Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms I. eine andere Gestaltung [1]). Militair-, Kirchen-, Lehn-, Finanz-, Justiz-Sachen u. s. w. wurden departementsweise den wirklichen geheimen Räthen übergeben. Doch dabei blieb der König nicht stehen, sondern theilte die gesammte, dem wirklichen geheimen Staatsrathe zustehende Civilverwaltung in drei Hauptzweige, die auswärtigen, Finanz- und Justiz-Angelegenheiten. Als später das General-Directorium eingesetzt wurde, traten fünf Mitglieder des geheimen Staatsrathes an die Spitze der in demselben errichteten Departements. Die für die auswärtigen Angelegenheiten bestimmte Behörde hieß das Cabinetsministerium; an der Spitze desselben standen unter Friedrich Wilhelms, so wie unter der folgenden Regierung stets zwei Mitglieder des geheimen Staatsrathes, welche den besondern Titel „Geheime Etats- und Cabinets-Minister" führten.

Die wirklichen Geheimräthe standen in der unmittelbaren Berührung mit dem Könige; ihnen übertrug er auch die Regierung, wenn er sich außer Landes befand. Für die auswärtigen Angelegenheiten wurde besonders der schon unter der vorigen Regierung ausgezeichnete wirkliche geheime Rath von Ilgen von dem Könige hochgeschätzt; er starb im Jahre 1728, und nahm den Ruf eines treuen und vielerfahrenen Staatsmannes mit ins Grab.

Große Verdienste erwarb sich Friedrich Wilhelm I. um das Justizwesen. „Die schlimme Justiz schreit gen Himmel, und wenn ichs nicht remedire, so lade ich selber die Verantwortung auf mich," rief

1) S. C. W. Cosmar, Versuch einer Geschichte des wirklichen geheimen Staatsraths.

er bei seinem Regierungsantritt seinen geheimen Justizräthen zu. Die höchsten Justizhöfe waren das Kammergericht und das Tribunal oder Ober-Appellations-Gericht in Berlin; doch gingen die Appellationen auch unmittelbar an den Staatsrath. Die Justizhöfe in den Provinzen hießen Regierungen, ein Name, den sie bis ins neunzehnte Jahrhundert beibehalten haben.

Höchst traurig war damals der Zustand des Kammergerichts. Es hatte zwanzig bis zwei und zwanzig wirklich eingeführte Räthe, und war in eine adlige und eine gelehrte Bank geschieden. Nur die sechs ersten Räthe hatten Antheil an den Sporteln und Urtheilsgebühren; einen bestimmten Gehalt gab es nicht, und dennoch wurden die Stellen oft theuer genug bei der Rekruten-Kasse gekauft. An den festgesetzten Sessionstagen fanden sich zwar die Räthe regelmäßig ein, und warteten den Vortrag des Präsidenten ab; sobald aber die Parteien zu den mündlichen Verhören zugelassen wurden, schlich sich einer nach dem andern unvermerkt theils in die Nebenkammer, theils in die Kanzlei, theils in die Parteienstube weg, dergestalt, daß der Präsident öfters kaum sechs Mitglieder in der Session behielt, um mit denselben den Vortrag der Advocaten anzuhören und zu entscheiden. Einige kamen zwar auf eine kurze Zeit in die Session zurück, doch gingen an ihrer Stelle die andern auf eben die Weise fort.

Sehr verdient um diesen hohen Gerichtshof und um die Verbesserung der Rechtspflege überhaupt machte sich Samuel, Freiherr von Cocceji, welcher von 1701 an, wo er Professor der Rechte zu Frankfurt ward, bis unter die Regierung Friedrichs II. unablässig an der Vervollkommnung des preußischen Justizwesens arbeitete. Er ward gegen das Ende von Friedrich Wilhelms I. Regierung Justiz- 1737
minister. Von ihm ging die neue Verfassung des Kammergerichts aus. Auf seinen Vorschlag wurden ein Präsident, ein Vicepräsident, ein Director, zehn ordentliche besoldete Räthe, von denen fünf auf der adligen, fünf auf der gelehrten Bank saßen, und sechszehn außerordentliche Räthe angestellt. Der erste Senat erhielt einen Präsidenten, fünf Räthe auf der adligen und den Director nebst zwei Räthen auf der gelehrten Bank. Der zweite Senat bestand aus zehn wöchentlich abwechselnden Räthen; er behandelte die Sachen, welche der erste Senat nicht beschaffen konnte, doch mußte in wichti-

gen Angelegenheiten der Vortrag im Pleno geschehen. Den dritten Senat bildeten neun Räthe, sein Geschäftskreis umfaßte alle kleinen Sachen, die ohne Advocaten abgethan wurden.

Den Kriegs- und Domainen-Kammern in den Provinzen wurden Justizräthe beigeordnet, um die Gerechtsame des Königs gegen die Beschwerden der Unterthanen zu vertheidigen. Hierbei verlor gewöhnlich der Fiscus den Prozeß, worüber der König zuletzt so aufgebracht ward, daß er der magdeburger Kammer, als sie auf Wiederbesetzung der erledigten Stelle des Justizrathes antrug, zur Antwort schrieb: „Was habe ich einen Confus-Rath nöthig, ist in 15 Jahren ein Prozeß gewonnen? nit ein einziger." Ueberhaupt hielt er trotz seiner großen Ehrfurcht vor dem Rechte von den Juristen selbst nicht viel. Als er einst in Minden einer Gerichtssitzung beiwohnte, und der Advocat der klagenden Partei seine Sache mit allen möglichen Gründen überzeugend vortrug, leuchtete seine Darstellung dem Könige so ein, daß er beistimmend sagte: „der Kerl hat Recht." Doch nun trat der Advocat der Gegenpartei auf, widerlegte seinen Gegner so vollständig, und behauptete die Gerechtsame seines Klienten mit so vieler Geschicklichkeit, daß er den König zu dem Ausruf zwang: „der Kerl hat auch Recht." Dies mußte auf den geraden Sinn des Königs, welcher alle Dinge nur nach ihrem praktischen Werth beurtheilte, und demnach den Mißbrauch der Gelehrsamkeit nicht immer vom Gebrauch unterschied, nothwendig einen sehr schlechten Eindruck machen. Daher kommen denn auch ganz wunderliche Rescripte Friedrich Wilhelms I. in dieser Beziehung vor. So schrieb er, als der Sohn des clevischen Kanzlers von Hymmen um eine Versorgung bat, eigenhändig an die Räthe des Generaldirectoriums: „Sollen examiniren, ob er Verstand und Kop, hat er das, soll er in kurmärkische Kammer, und soll da fleisich habilitiren — ist er ein tummer Deifel, sollen ihn in die clevische Regierung Rath machen, dazu ist er gut genuch."

Dennoch erlaubte sich Friedrich Wilhelm, so lange es sich nur um mein und dein handelte, nie einen Eingriff in den Gang des Rechtes, denn sein Gemüth war von Grund aus ehrlich und aufrichtig, aber er war ein Mensch, und zwar ein Mensch mit zügelloser, ungebändigter Heftigkeit, nicht gesänftigt durch eine höhere Bildung des Lebens, die er als nichtigen Tand und elende Verweich-

lichung von sich stieß, und leider unumschränkter Herr genug, um dem Gedanken Geltung zu verschaffen, daß er in seiner Person als Inbegriff alles Rechtes durch keine Form weiter gebunden sei. Daher jene allerdings die civilisirte Welt empörenden Machtsprüche unter seiner Regierung. So wurde er seinem eigenen Wahlspruch: fiat justitia pereat mundus, untreu, oft zum Nachtheil, mitunter aber, wenn eine seiner Lieblingsneigungen mit ins Spiel kam, auch zum Vortheil der Angeklagten. Den Obersteuereinnehmer Hesse in Preußen, welcher, da er viertausend Thaler wegen einer Unordnung in seinen Büchern nicht berechnen konnte, von dem Criminalgericht zu vier Jahren Festung verurtheilt war, verdammte er durch eine Randbemerkung zum Strange, und ließ auch unverzüglich die Execution in Berlin an ihm vollstrecken; dessenungeachtet fand sich kurze Zeit darauf, daß der angebliche Defect auf einem Irrthum beruhte. Dagegen war es dem Könige sehr unlieb, als einer seiner größten Musketiere vom Regimente Dönhoff wegen Theilnahme an einem gewaltsamen Einbruche zum Galgen verurtheilt war. Der General Dönhoff beklagte sich deshalb beim Könige, indem er anführte, daß vor kurzem ein preußischer Kriegsrath, welcher den König um 30,000 Thaler betrogen hätte, freigesprochen sei. Im heftigsten Zorn beschied dieser den Director und die Räthe des Criminal-Collegiums zu sich. Da es noch früh am Morgen war, dauerte es lange, ehe sie erscheinen konnten, wodurch der König noch mehr in Zorn gerieth. Als ihm gemeldet wurde, daß vier da wären, ließ er sie in sein Zimmer treten. Hier saß er auf seinem gewöhnlichen hölzernen Stuhl, einen Stock in seiner Hand. Anfangs sprach er ziemlich gelassen, polterte aber bald mit der zornigen Frage heraus: „Ihr Schurken, warum habt ihr so erkannt?" Als nun einer das Wort nahm, um das abgefaßte Urtheil zu rechtfertigen, fuhr der König auf ihn los, und stieß ihm mit seinem Stocke einige Zähne aus. Die übrigen mußten mit blutigen Köpfen vor dem erzürnten Gebieter, der sie mit seinem Stocke bis an die Treppe verfolgte, fliehen.

Auch die strenge Strafe auf den Hausdiebstahl, nach welcher jeder Dienstbote männlichen oder weiblichen Geschlechts, der seinem Herrn über drei Thaler gestohlen hatte, an einem vor dem Hause des Bestohlenen errichteten Galgen aufgehängt werden sollte, zeugen von einem äußerst harten Sinn. Ja zuweilen dictirte der König ohne

den Spruch des Gerichtshofes abzuwarten, durch eigenhändigen Befehl, oder durch die einfache Marginal-Resolution „soll hängen“ das Todesurtheil, wobei die unleserliche Handschrift leicht zu entsetzlichen Irrthümern führen konnte. So hätte bei einem Aufruhr, den die Maurergesellen bei dem Bau der Petrikirche, weil sie am blauen Montage arbeiten sollten, die Ordre des Königs, aus welcher der Kommandant von Berlin herauslas: du mußt den Rädel früher hängen lassen, ehe ich komme“ beinah einem Lieutenant Rädel, dem einzigen Individuum dieses Namens in Berlin, das Leben gekostet. Nur ein zufälliges Zusammentreffen des Kommandanten mit einem Kabinetsrath, der besser mit der Hand des Königs vertraut „Rädelsführer“ herauslas, rettete dem Unschuldigen das Leben. Doch da der Kommandant pünktlich seinen Befehl zu vollziehen gehalten war, griff er nach Gutdünken einen von den Eingefangenen heraus, und ließ ihn aufknüpfen. Es läßt sich leicht ermessen, daß unter einer so strengen Rechtsverwaltung die alte Barbarei der peinlichen Frage oder Folter, des Kneifens mit glühenden Zangen und die harten Strafen gegen Duellanten und Kindesmörderinnen nicht abgeschafft wurden.

Merkwürdig genug ist es, daß Friedrich Wilhelm I., der sich seinem Zorn so leidenschaftlich hingab, gegen das Ende seiner Regierung
1738 das sogenannte Prügelmandat erließ, nach welchem sich kein Pächter
4. April oder Schreiber unterstehen sollte, die Unterthanen bei den Hofdiensten mit Peitschen- oder Stockschlägen anzutreiben. Dieses Edict muß von einem Manne befremden, der selbst gegen die höchsten Staatsdiener sein spanisches Rohr nicht selten erhob.

Ueberhaupt muß man dem Könige die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, wie hart und fühllos er sich auch häufig zeigte, dennoch die eifrigste Sorge für die Armen und Geringen trug, namentlich sich aber bemühte, dieselben vor Druck und Gewaltthat zu schützen. Ein Schritt dazu war, daß er den Offizieren streng verbot, ohne seine eigene Order oder eine Anweisung der Kriegs- und Domainenkammer Vorspann oder anderweitige Dienste von den Bauern zu fordern.

Wir haben als das Wesen der Regierung Friedrich Wilhelms I. seine friedliche Richtung, die Beförderung der Kultur, des Gewerbefleißes, die gute Ordnung und Regelung des Staatshaushaltes, die Strenge der Justiz und jeglichen anderen Staatsdienstes hervorge-

hoben, Mittel, durch die er die Kraft des Landes wunderbar schnell vervielfachte; aber wir dürfen auch nicht seine Stellung zum Auslande unberücksichtigt lassen, denn auch hier verfuhr er nach dem weisen Grundsatze, der ihn in seiner übrigen Herrscherthätigkeit leitete, daß das Ordnen und Erhalten mehr Vortheil bringe, als viele neue glänzende Erwerbungen. Jedoch erblicken wir in seiner auswärtigen Politik nicht jene Festigkeit und Entschlossenheit, wodurch sich seine Verwaltung im Innern so rühmlich auszeichnet, denn hier waren seine Schritte unsicher und schwankend. Einerseits fühlte er sich höher als ein bloßer Reichsstand, und doch konnte er sich Oestreich gegenüber zu keiner selbständigen Stellung entschließen; daher vermied er mit zu großer Aengstlichkeit jeden Krieg. Dessenungeachtet war er so wenig geneigt die bedeutende Kriegsmacht aufzugeben, mit welcher der große Kurfürst Brandenburg eine feste Stellung in dem europäischen Staatensystem errungen, und Friedrich I. seinem Hause die Königswürde verschafft hatte, daß er vielmehr, wie wir schon oben gesehen haben, trotz der Verwirrung in den Finanzen, die er als Erbschaft seines Vaters vorgefunden hatte, sogleich im ersten Jahre seiner Regierung die Armee bedeutend vermehrte. Damit fuhr er so emsig fort, daß dieselbe im Jahre 1717 schon auf 60,000 Mann stieg. Die Truppen vertheilte er so umsichtig in allen seinen Provinzen, daß die Abgaben, welche diese für das Militairwesen bezahlten, größtentheils wieder zu ihnen zurückkehrten. Die Consumtion der Lebensmittel wurde dadurch vermehrt, manches Erzeugniß, namentlich die Wolle, welche sonst noch ins Ausland ging, und als Tuch wieder ins Land zurückkam, wurde nicht mehr ausgeführt, sondern für das Heer in den inländischen Fabriken verarbeitet, wodurch sich die Industrie im Lande hob, und für die Unterthanen neue Erwerbmittel entstanden. Alle Jahre wurden die Soldaten neu gekleidet.

Die gute Einrichtung seines Heeres verdankte Friedrich Wilhelm I. großentheils dem Fürsten Leopold von Dessau. Soldat mit Leib und Seele besaß er nicht nur eine seltene, kaltblütige Tapferkeit, sondern auch eine bewundernswerthe Umsicht in dem ganzen Gebiete des Militairwesens. Durch seine Anweisung erzielten die Offiziere eine bisher noch nicht gesehene Fertigkeit in dem Exercitium, namentlich bei der Infanterie, deren Bewaffnung er durch die Einführung der eisernen Ladestöcke wesentlich verbesserte. Damit verband er eine uner-

bittlich strenge Kriegszucht; der Soldat wurde in eine Maschine verwandelt, die sich nur auf Geheiß seiner Obern regen und bewegen durfte; aber eben diese strenge Kriegszucht leistete Gewähr für den Sieg. Dabei wußte Leopold die Liebe der Soldaten trotz aller Härte zu gewinnen, denn sie erschien nur als unvermeidliches, nothwendiges Gesetz, wodurch Ordnung und Festigkeit in das Ganze, als ein wesentlicher Vorzug des Kriegers vor dem übrigen Volke einzog, der auch deshalb mit einer gewissen Verachtung auf alle andern Stände herabsah, und sich in seiner Wichtigkeit fühlte. Mit der gewissenhaftesten Treue leitete Leopold die Verpflegung seiner Kinder, denn dafür galten ihm die Soldaten; er war ein zwar strenger aber auch vorsorglicher Vater, zeigte gegen sie vertrauliche Herablassung, und verstand es durch sonderbare Einfälle und lustige Schwänke stets ihre gute Laune zu erhalten.

Mit starken und wohlgerüsteten Streitkräften versehen, konnte Friedrich Wilhelm auf die kriegerischen Bewegungen, die noch immer im Westen, Norden und Osten wogten, mit ruhiger Fassung hinblicken. Wenige Monate nach seiner Thronbesteigung kam der Friede von Utrecht zwischen Frankreich, England, Holland, Savoyen und Preußen zu Stande, nachdem man schon über ein Jahr lang mit verschiedenen Unterbrechungen daselbst unterhandelt hatte. Friedrich Wilhelm I. schloß namentlich wegen der oranischen Erbschaftssache
1713 einen besonderen Friedensvergleich mit Ludwig XIV., dessen Haupt-
11. April inhalt ungefähr war: „Frankreich und Spanien erkennen die preußische Königswürde an, gestatten, daß Preußen ein Contingent von 6000 Mann wegen seiner Verbindlichkeit zum deutschen Reiche bei der kaiserlichen Armee lasse; Preußen behält, was es vom Oberquartier Geldern in Besitz genommen nebst Kessel und Kriechenberg, und wird im rechtmäßigen Besitze von Neufchatel anerkannt, wogegen es allen seinen Rechten und Ansprüchen auf das Fürstenthum Orange und die oranische Verlassenschaft in Burgund entsagt." Im Frieden von
1714 Rastadt wurde dieser Separatvergleich bestätigt.
6. März Während in dem Westen und Süden Europas die Ruhe wieder einzog, begann der nordische Krieg mit neuer Wuth, denn Karl XII. hatte endlich die lang gehegte Hoffnung, den Sultan gegen den Czar zu bewaffnen, aufgegeben, und kehrte nun mit ungebrochenem Sinne in seine erschöpften Staaten zurück, um die immer noch für ihn mit

Begeisterung erfüllten Schweden von Neuem den siegreichen aber seinen Kriegsruhm scheuenden Feinden entgegenzuführen. Wir müssen des Zusammenhangs wegen einige Jahre zurückgehen.

Das zwischen dem Kaiser, England und Holland abgeschlossene 1710
sogenannte haager Concert hatte für die deutschen Länder Schwedens, 31. März
nämlich Bremen, Verden und Pommern, so wie für die deutschen Länder der Gegner Karls XII. Neutralität ausbedungen, und die Aufstellung eines Neutralitätsheeres von 15—16,000 Mann mit den deutschen Ständen verabredet. Preußen, welchem besonders an der Erhaltung der Ruhe in seiner Nachbarschaft gelegen war, versprach allein 3000 Mann zu diesem Friedensheere stoßen zu lassen; doch der unbiegsame Charakter des nordischen Helden, der es für schimpflich hielt sich für seine Handlungen von andern Gesetze vorschreiben zu lassen, vereitelte die Absicht der friedenstiftenden Mächte. Dies kam den Feinden Karls sehr erwünscht; 10,000 Sachsen, 25,000 Mann
Russen und Polen rückten von Landsberg an der Warte heran, und 1711
wollten bei Schwedt über die Oder gehen, da aber der König von Preußen Einwendungen dagegen machte, gingen sie bei Güstebiese und Göritz, wo der Fluß seicht ist, hinüber, was Friedrich I. duldete, weil er es weder für rathsam noch thunlich hielt, sich mit Gewalt dem Uebergange eines so starken Heeres entgegenzusetzen. Im folgenden Jahre nahmen die Dänen auch Bremen in Besitz; Verden wurde nur dadurch vor ihnen geschützt, daß es die Hannoveraner mit Schwedens Bewilligung besetzten. Die Gefangennahme des schwedischen General Steenbock vollendete das Unglück Karls XII. in 1713
seinen deutschen Provinzen. Jetzt wünschte er für diese die Vermitte- 16. Mai
telung einer parteilosen Macht. Christian August, der Herzog Administrator von Holstein, schlug ihm zu diesem Zwecke Friedrich Wilhelm I. unter sehr vortheilhafter Schilderung seines Characters vor. Karl war damit zufrieden, und bald schloß man daher einen Vertrag
zu Hamburg folgenden Inhalts: der König von Preußen und der 1713
Herzog von Holstein sollen die schwedischen Festungen Wismar und 6. Okt.
Stettin jeder mit zwei Bataillonen zum Schutz gegen die Feinde besetzen; beide Mächte wollen Verabredung treffen das übrige Pommern gegen jeden feindlichen Angriff zu decken; die Besetzung der Festungen soll so lange dauern, bis der nordische Krieg geendigt ist; Preußen verspricht noch insbesondere die Dänen zu bewegen alle

Feindseligkeiten gegen Holstein einzustellen, die Belagerung von Tönningen aufzuheben und den Herzog in seinen Rechten herzustellen. Weigert sich Dänemark, so wollen Preußen und England ernstliche Maßregeln zur Bewerkstelligung dieser Punkte ergreifen.

Friedrich Wilhelm fand bei der Ausführung des Vergleichs einen ganz unerwarteten Widerstand, nämlich von Seiten der Schweden, denn der Kommandant von Stettin, General Meyerfeldt weigerte sich den Befehl des schwedischen Bevollmächtigten bei dem hamburger Vertrage zu gehorchen. Vielleicht glaubte er, wohlbekannt mit dem Charakter seines Königs, daß dieser einen solchen Vergleich mißbilligen würde. Friedrich Wilhelm I. war sehr aufgebracht über die Weigerung, gab jedoch immer noch nicht seine Rolle als Vermittler auf. Als der sächsische Feldmarschall Flemming Rügen erobert, eine Abtheilung von 24,000 Russen gegen Stettin marschirte, zogen sich zwar auch einige preußische Truppen bei Damm, Stettin gegenüber zusammen, aber noch unter Beobachtung der Neutralität. Die Russen begannen die Belagerung, und bald sah sich Meyerfeld zur Capitulation genöthigt. Unter preußischer Vermittelung kam diese dahin zu Stande, daß die hamburger Convention genehmigt wurde. Wenige Tage darauf ward in einer Versammlung von russischen, sächsischen, preußischen und holsteinischen Gesandten durch einen neuen Vergleich
1713 6. Okt. zu Schwedt nicht nur Stettin, sondern auch das übrige Vorpommern unter preußischen Schutz gestellt. Dafür schoß der König, wie wir schon oben gesehen haben, dem Czar und dem König August 400,000 Thaler zum Ersatz für die bisher getragenen Kriegskosten vor.

Auf diese Weise erhielt Friedrich Wilhelm I. einen rechtlichen Vorwand das schwedische Pommern bis zum Ersatz der vorgeschossenen Summe als Unterpfand zu behalten. Ohne die Erklärung Karls XII. oder die der schwedischen Regentschaft abzuwarten, rückten zwei Bataillone Preußen unter der Anführung des General von Bork in die Festung Stettin ein. Friedrich Wilhelm war über die glückliche Beendigung dieser Sache, die ihm allerdings sehr viel Vortheil versprach, so erfreut, daß er dem Fürsten Menzikof, durch den die Sequestration von Pommern befördert worden war, ein Gut von 6000 Thalern jährlicher Einkünfte, und dem russischen Secretair Wisilowski einen Ring von 6000 Thalern an Werth dafür schenkte. Noch viele

andere Geschenke wurden bei Gelegenheit des Vertrages von Schwedt von dem sonst so sparsamen Regenten gemacht, ein sicherer Beweis, daß ihm derselbe äußerst günstig erschien.

Friedrich Wilhelm I. war ein ehrlicher Mann, und suchte daher die durch den Vertrag ihm auferlegten Bedingungen nach besten Kräften zu erfüllen. Alle nur möglichen Mittel, selbst Drohungen wandte er an, um Dänemark zur Schonung des Herzogthums Holstein zu bewegen; ja er zog sogar zum Zeichen, daß es ihm völliger Ernst sei, Truppen bei Lenzen zusammen; doch die Dänen, im Vertrauen auf Rußland, setzten ihre Kriegsoperationen fort, und Tönningen
fiel in ihre Hände. Von Seiten Preußens gab man dem Könige 1714
Karl XII. von allem bisher Vorgefallenen Nachricht; man versicherte 7. Febr.
ihm Stettin nach Abschluß des Friedens gegen Erstattung der vorgeschossenen 400,000 Thaler wieder einzuräumen. Wie zu erwarten war, verwarf Karl XII. den ganzen Sequestrationsvertrag, und hielt sich demnach auch nicht zur Zahlung der geforderten Summe verpflichtet. Nun glaubte Friedrich Wilhem I. das Recht zu haben, zu seiner Sicherheit die preußische Besatzung in Stettin um 1500 Mann zu vermehren, weil man weder den Bürgern noch den holsteinischen Truppen, welche sich in der Stadt befanden, traute. Außerdem besetzte der General Bork auch die Inseln Wollin und Usedom nebst den Städten Anklam und Wolgast, weil sie mit in die Sequestrationslinie gehörten.

Dies war hier die Lage der Dinge, als plötzlich und unerwartet Karl XII. nach seinem vierzehntägigen fabelhaften Ritt von der Türkei aus nach dem Ostseestrande über Ungern, Oestreich, Baiern,
Schwaben, die Pfalz, Westphalen und Niedersachsen, in Stralsund, 1714
dem einzigen Platze in Pommern, der sich noch in den Händen der 22. Nbr.
Schweden befand, erschien. Bald nach seiner Ankunft forderte er den König von Preußen auf seine Truppen aus Stettin zurückzuziehen, und machte sogar Miene einen Einfall in Kursachsen zu unternehmen. Friedrich Wilhelm I. schickte an ihn den General Grafen von Schlippenbach, mit der Erklärung, er sei bereit, seinen Truppen Befehl zur Rückkehr zu geben, wenn man ihm seine Vorschüsse wiedererstattete; im Fall aber der Sequestrationsvertrag von Schweden anerkannt würde, so bot er zur Fortsetzung des Krieges ein Darlehn von zwei bis drei Millionen Thaler an. Karl XII. jedoch, trotz sei-

ner großen Geldnoth zu stolz durch eine ihm schimpflich erscheinende Nachgiebigkeit die Streitsache zu enden, gab die kurze Antwort, er werde wegen der Sequestration von dem Könige Rechenschaft fordern. Noch versuchte es der Landgraf von Hessen-Cassel als Vermittler zwischen den beiden Monarchen aufzutreten, auch Frankreich mischte sich hinein; alles ohne Erfolg, denn Friedrich Wilhelm I. wollte sich zur Hauptsache, zur Uebergabe Stettins an die Truppen einer den Schweden befreundeten Macht nicht verstehen.

Karl XII. eröffnete die Feindseligkeiten durch den Ueberfall der
1715 April preußischen Truppen auf der Insel Usedom. Friedrich Wilhelm I. gab hierauf dem General Bork den Befehl die holsteinischen Truppen in Stettin zu entwaffnen, die schwedische Regierung zu entfernen, und die Stadt ganz unter preußische Gewalt zu bringen. Dies geschah, und rasch schritt man jetzt zu ernsthaften kriegerischen Maßregeln, denn schon einige Monate vorher war ein geheimes Bündniß mit Dänemark, Polen und Rußland abgeschlossen worden, nach welchem die Preußen Vorpommern in Besitz nehmen sollten, wenn Karl XII. nicht die Hand zu einem Vergleiche bieten würde. Gegen das Ende des Aprils rückten 36 Bataillone und 40 Eskadrone von Schwedt aus gegen Stettin vor. Der schwedische Gesandte mußte Berlin verlassen, und in einem ausführlichen Manifest rechtfertigte der König seine bisher gethanen Schritte.

Erst am 12ten Juli vereinigten sich die preußischen Truppen mit den Verbündeten vor Stralsund. Das ganze Belagerungscorps betrug mehr als 40,000 Mann, wenigstens zur Hälfte Preußen unter dem Oberbefehl des Fürsten von Dessau; Friedrich Wilhelm I. und der König von Dänemark befanden sich in Person bei dem Heere. Große Massen von Belagerungsmaterial hatte man auf preußische Rechnung in Holland angekauft, und die Oder hinab in das pommersche Haf nach Wolgast und Anklam, von dort zu Lande nach Stralsund gefahren, denn Usedom und Wolgast waren noch im Besitz der Schweden, und ihre Kaper kreuzten auf dem Haf. Um den Durchweg auf demselben zu öffnen, erhielt der preußische General Arnim Befehl, die Insel Usedom nebst den umliegenden Oertern ein-
1. Aug. zunehmen. Mit 2000 Infanteristen und 200 Dragonern führte er die Landung glücklich aus; Wollin Wolgast und Usedom fielen in seine Hände. Nur noch ein fester Posten auf der Nordwestspitze von

Usedom, die peenemünder Schanze, welche die Aus- und Einfahrt in die Peene beherrscht, war von 250 Schweden besetzt. Diese wurde mit Sturm genommen, doch nicht ohne Verlust, denn die Vertheidiger gaben nicht eher Feuer, als bis ihre Feinde an dem Rande des Grabens standen, und tödteten daher viele. Dessenungeachtet drangen die Preußen in die Schanze. So lange der Befehlshaber, dem Karl XII. die Vertheidigung des Platzes bis auf den letzten Blutstropfen anbefohlen hatte, lebte, schlugen sich die Schweden auf das hartnäckigste trotz ihres unvermeidlichen Unterganges; erst als er gefallen war, ergaben sich die Ueberlebenden, etwa hundert an der Zahl. Von nun an ward die Belagerung von Stralsund mit größerem Erfolg betrieben; dennoch konnte man die Laufgräben erst am 19ten October eröffnen. Eine Hauptschwierigkeit für den Angriff war, daß zu Lande nur ein einziger von einer besondern Citadelle gedeckter schmaler Damm nach der Stadt führte. Drei schwedische Regimenter hielten diesen Zugang besetzt, den man so sicher beschützt wähnte, daß nicht einmal das Stadtthor auf dieser Seite verschlossen war. Die Eroberung dieses Postens war nothwendig wenn das Ganze gelingen sollte. Mit 6600 Füselieren und 1500 Reitern unter dem Befehl des Feldmarschalls Grafen Wackerbart und der Generale Graf Seckendorf und von Löben, von denen die beiden ersten Sachsen, der letztere ein Preuße war, wagten die Verbündeten in der Nacht vom 4ten bis 5ten November einen Sturm. Der General-Adjutant des Königs, Oberst-Lieutenant Köppen, welcher früher als schwedischer Kadet oft an den Schanzen gebadet, und sich von der geringen Höhe des Wassers an einigen Stellen überzeugt hatte, erbot sich mit 1800 Mann daselbst den Eingang zu erzwingen. Der Plan gelang, da ein Scheinangriff die Schweden nach einer andern Seite hinzog, und so war man im Besitz des wichtigen Platzes, unter großem Verluste der Feinde, indem diese durch den kühnen Ueberfall 400 Gefangene, das Lager von drei Regimentern und 25 Kanonen einbüßten.

Zehn Tage nachher wurde ein noch größerer Erfolg durch die Eroberung von Rügen errungen. Der Fürst von Dessau war der 15. Nbr.
Held dieses Tages. Mit 19,200 Mann landete er bei dem Dorfe Groß Stresow, wo ihn Karl XII nicht erwartete. Bis gegen Mitternacht mußten seine Leute arbeiten um ihr Lager mit Schanzen und spanischen Reitern zu versehen, obgleich die Vorsicht allen übrigen

Generalen unnütz erschien, da höchstens 7000 Schweden dem Könige für den Angriff zu Gebote standen, und diese noch nicht einmal so schnell zusammengezogen werden konnten. Aber Leopold kannte den Feldherrn, der ihm gegenüber stand, und hatte sich auch nicht in ihm getäuscht, denn noch war die Nacht nicht vergangen, so nahten drei bis viertausend Schweden dem Lager der Verbündeten. Karl hatte auf das Gelingen einer Ueberraschung gehofft, doch wie erstaunte er, als er sich getäuscht sah. Ein Held wie er scheute auch vor dem Schwierigsten und Kühnsten nicht zurück. Mit eigner Hand riß er die spanischen Reiter heraus. Hätte Tapferkeit hier den Sieg erringen können, so wäre er sein gewesen. Schon wendeten einige dänische Bataillone den Rücken, da fiel ihm Fürst Leopold mit den preußischen Regimentern in die Seite. Gegen die von Tapferkeit unterstützte Uebermacht war kein Widerstand möglich. Kaum entging Karl der Gefangenschaft; verwundet kehrte er zurück. Am andern Tage mußten sich 1200 Schweden in der sogenannten Fährschanze ergeben; im Ganzen sollen nicht viel über 2000 nach Stralsund hinübergekommen sein. Kein schwedisches Fahrzeug durfte sich von jetzt an in den Gewässern um Rügen sehen lassen, denn dänische und russische Schiffe kreuzten überall, schnitten alle Zufuhr nach der Stadt ab. Mit glühenden Kugeln beschoß man seit dem 3ten December die tapferen Stralsunder, welche nicht für sich sondern nur für ihren heldenmüthigen Herrscher besorgt, flehend in ihn drangen, wenigstens seine Person dem sichern Untergange zu entziehen; doch erst, als es eben so verwegen war zu gehen als zu bleiben, entschloß sich der unerschütterliche Krieger zur Flucht. Auf dem einzigen kleinen Kriegsfahrzeuge, welches sich noch im Hafen befand, schiffte sich Karl mit einer kleinen Begleitung ein, und bahnte sich durch das Eis einen Weg mitten durch die feindliche Flotte um seinem bedrängten Stammlande zu Hilfe zu eilen. Zwar konnten ihn die feindlichen Schiffe des widrigen Windes wegen nicht verfolgen, aber eine dänische Batterie von zwölf Kanonen zerschmetterte den Mast seines kleinen Fahrzeuges, und tödtete zwei Mann an seiner Seite. Er selbst entging glücklich der Gefahr; auf der offenen See traf er zwei schwedische Kreuzer, von denen ihn der eine aufnahm und wohlbehalten nach Ystadt brachte. Von hier ging er nach Karlskrona, doch welch ein

Unterschied zwischen dieser Ankunft und seinem Auszuge, als er vor 15 Jahren nach Livland segelte! —

Mit Karls XII. Erlaubniß kapitulirte endlich der Kommandant 22.
Ducker. Die Besatzung außer 1000 gebornen Schweden nebst drei Dez.
Generalen und 117 Offizieren, welche nach Schweden zurückkehren durften, wurde kriegsgefangen. Die Einnahme von Stralsund sicherte das Bestehen des Sequestrationsvertrages, daher war auch Friedrich Wilhelm I. so erfreut darüber, daß er für mehr als 56,000 Thaler Juwelen an die Generale der Verbündeten austheilte. Hierbei zeigte sich aber recht grell die Verschiedenheit zwischen ihm und seinem Vater; denn wenn unter diesem selbst für sehr zweifelhafte Erfolge seiner Verbündeten die kostspieligsten Dankfeste gefeiert wurden, untersagte er jede besondere Festlichkeit, und gestattete nur ein allgemeines Dankgebet in den Kirchen.

Um diese Zeit wurde der Kauf von Bremen und Werden ohne Friedrich Wilhelms I. Einmischung zwischen Hannover und Dänemark abgemacht. Es blieb den Schweden von allen ihren Besitzungen in Deutschland nur noch Wismar übrig. Hannövrische, dänische, russische und preußische Truppen schlossen es von der Land-, dänische und englische Schiffe von der Seeseite ein. Die wichtige Hafenstadt ward, nachdem sie sich endlich auf ähnliche Bedingungen wie Stralsund ergeben, von zwei Bataillonen Preußen und eben so viel Dänen und 1716
Hannoveranern besetzt. Da nun die Krone Schweden keinen Fuß- April
breit Landes mehr in Deutschland besaß, so hörten die Feindseligkeiten von selbst auf, und ein großer Theil der bisher hier verwandten Truppen konnte zurückgehen. Der Tod Karls XII. und die Thron- 1718
besteigung Ulrike Eleonorens, der Gemalin des Prinzen Friedrich von 17. Dez.
Hessen erleichterten den Abschluß des von allen ersehnten für Schweden aber unumgänglich nothwendigen Friedens. Zuerst verglich sich die Königin mit Georg I. von England, indem sie Bremen nebst Verden für eine Million Thaler und 300,000 Thaler Subsidien 1719
bis zum allgemeinen Friedensschluß zu Gunsten des Kurfürstenthums 20. Nbr.
Hannover abtrat. Bald darauf folgte der Vergleich mit Preußen. Friedrich Wilhelm I. erhielt von Vorpommern alles, was zwischen der Oder und der Peene liegt, nebst dem die Inseln Usedom und Wollin für eine Summe von zwei Millionen Thaler. Da der Krieg gegen vier und eine halbe Million gekostet hatte, so war dieser Theil

von Vorpommern mit sechs und einer halben Million Thaler, einer damals für Preußen sehr bedeutenden Summe erkauft, und dennoch hatte der König zu der wichtigen Erwerbung keiner Anleihe bedurft.

Während der kriegerischen Bewegungen verfolgte Friedrich Wilhelm I. unablässig einen Plan, dessen Ausführung ihm aber nicht gelang, nämlich die Erwerbung der jülichschen Erbschaft. Bei allen größeren europäischen, politischen Angelegenheiten behielt er diese stets im Auge; daher wurde sie nicht selten von geschickten Unterhändlern als Lockspeise gebraucht um ihn für ihre Partei zu gewinnen. Hierzu war um so mehr Gelegenheit, als sich von dem nordischen Kriege bis zu dem polnischen Successionsstreite die verschiedensten Bündnisse durchkreuzten.

1725 Der unerwartete Abschluß des sogenannten wiener Friedens,
30. April durch welchen Spanien und Oestreich, die sich bisher mit Argwohn gegenseitig betrachtet hatten, ihre Interessen vereinten, erregte unter den europäischen Mächten wieder von Neuem die wenige Jahrzehnte zuvor durch Ludwig XIV. hervorgerufene Besorgniß einer gänzlichen Störung des politischen Gleichgewichts. Daher verlangte jene Verbindung nach der Ansicht der Zeit ein hinlängliches Gegengewicht.
3. Spt. Diese Ansicht rief die sogenannte hannöversche Tripleallianz hervor, welche auf Antrieb des staatsklugen Königs Georg I. zu Herrenhausen zwischen Frankreich, England und Preußen abgeschlossen wurde. Nach derselben sollten Frankreich und England erforderlichen Falles 12,000, Preußen 5000 Mann stellen, wobei jedem unbenommen blieb, dafür sich mit Geld abzufinden. Der Kaiser, dem der Abschluß der Tripleallianz sehr viel Besorgniß erregte, da er einen Einfall der Preußen in Schlesien und außerdem das Anwachsen der preußischen Macht fürchtete, suchte Friedrich Wilhelm I. von dem Bündnisse abzuziehen. Zu diesem Zwecke schickte er den General-Feldzeugmeister von Seckendorf als Gesandten nach Berlin, der hier auch bald den allerentschiedensten Einfluß von den großen politischen Verhältnissen an bis zu den innersten Angelegenheiten der königlichen Familie ausübte.

Graf von Seckendorf hatte als sächsischer General im spanischen Erbfolgekriege gefochten, und war dem Könige Friedrich Wilhelm I., während er als Kronprinz dem Feldzuge von 1709 beiwohnte, auf eine rühmliche Weise bekannt geworden. Die Vorliebe, welche der König im

Allgemeinen für alle Bekanntschaften aus den Niederlanden behalten hatte, wurde durch Seckendorfs Anwesenheit bei der Belagerung von Stralsund erhöht. Auch noch, als der Graf in die Dienste des Kaisers Karl VI. trat, wo er trotz seiner Religion in hoher Achtung stand, und zu den wichtigsten Unterhandlungen gebraucht wurde, behauptete er die in des Königs Herzen erworbene Gunst. Wenn auch Seckendorf nicht so harte Beschuldigungen verdient, als manche preussische Geschichtsschreiber auf ihn geworfen haben, so bleibt es doch gewiß, daß es ihm bei seinem Zwecke auf die Wahl der Mittel eben nicht ankam, und daß er, wenn es auch immer in der Absicht geschah, seinem Herrn zu dienen, mitunter durch seine Einflüsterungen den Samen der Zwietracht zwischen Völker und in Familien ausstreute, und sich so zu Handlungen bewegen ließ, welche selbst durch die besten Zwecke nicht geheiligt werden können. Der offene und ehrliche Friedrich Wilhelm I. ließ sich durch den gewandten Hofmann, der den Ton soldatischer Freimüthigkeit mit ihm annahm, um so leichter täuschen, da dieser an seinem alten Bekannten, dem General und Minister von Grumbkow einen treuen Gehilfen für seine Zwecke fand. Beide verstanden es vortrefflich des Königs Lieblingsneigungen zu schmeicheln, ihren Umgang und Rath ihm unentbehrlich zu machen. Grumbkow, obgleich von Charakter nicht böse, gehörte zu jener gefährlichen Gattung von Menschen, welche durch die Verhältnisse zu allem getrieben werden können. Egoist und Verschwender hatte er für niemand warme Zuneigung, sondern suchte nur des Fürsten Wohlwollen sich zu erhalten, um durch ihn seine Bedürfnisse befriedigen zu können, und da ihm dies trotz der ungewöhnlich reichlichen Belohnungen bei dem sparsamen Friedrich Wilhelm I. schwer fiel, so war er auch der Bestechung zugänglich, daher Verräther an seinem Herrn und an seinem Vaterlande.

Schon wenige Monate nach Seckendorfs Ankunft war der König seinem bisherigen Verbündeten entfremdet. Grumbkow, der die geheimste Correspondenz Friedrich Wilhelms I. führte, hatte seinen Freund nicht nur mit dem ganzen Thatbestande der Dinge bekannt gemacht, sondern auch, daß der König sich in einer sehr gereizten Stimmung gegen England befände. Bei einem Gastmal auf dem Gute des Ministers Katsch in der Nähe von Potsdam eröffnete Friedrich Wilhelm I. dem kaiserlichen Gesandten seine geheimsten Gesinnungen, äußerte,

daß er mit Frankreich und England, die ihn in ein Bündniß gegen den Kaiser, um denselben über den Haufen zu werfen, hätten ziehen wollen, unzufrieden sei, und sprach sich entschieden gegen seine bisherigen Bundesgenossen zu Gunsten Karls VI. aus. Er rieth zu einem Bündnisse mit Rußland, und bot, wenn ihm nur Jülich nebst Berg zugesichert, und das jus de non appellando über alle seine deutschen Länder ausgedehnt würde, dem Kaiser bis zum Drittel seines Heeres gegen alle seine Gegner an. Ilgen erhielt noch an demselben Tage den schriftlichen Befehl zu einer Ausarbeitung eines Tractats; allein als der Minister dem Könige denselben zeigte, gerieth dieser selbst in nicht geringe Unruhe, ob er nicht etwa doch zu weit ginge. Wiewohl er ein Mann von schnellem Entschluß und nicht gewohnt war, viel nach anderer Meinung zu fragen, so ließ er doch Ilgen, Knyphausen u. a. m., ja sogar den Generallieutenant von York aus Stettin zu einer Conferenz darüber einladen. Das Resultat dieser Berathung ward dem Grafen Seckendorf übergeben, der es mit der eifrigsten Empfehlung der Wünsche des Königs seinem Hofe überschickte. Hier war man sehr über die Wendung der Dinge erfreut; auch der Prinz Eugen sprach in einem Schreiben an den Grafen großes Lob über die rühmliche und recht deutsch-patriotische Erklärung des Königs aus.

Die Umtriebe des Grafen Seckendorf blieben natürlich dem französischen und englischen Hofe um so weniger verborgen, als die Königin alle nur mögliche Anstrengungen machte den Abschluß eines Tractats zu verhindern, der ihren Lieblingsplan einer Doppelheirath zwischen dem hannövrischen und brandenburgischen Hause ganz zu zerstören drohte. Jetzt kamen auch von England und Frankreich glänzende Anerbietungen wegen der Garantie der Succession in Jülich und Berg. Ilgen war so wenig von der Nützlichkeit des beabsichtigten Vertrages überzeugt, oder so ganz von der Königin gewonnen worden, daß er sich offen gegen die Wünsche der kaiserlichen Partei aussprach. Seckendorf, in einem Schreiben an den Prinzen Eugen äußerre darüber: „der von Ilgen hat sich gegen mich im Eifer zu Wusterhausen herausgelassen, daß er wünschte lieber auf der Retour nach Berlin den Hals zu brechen, als durch Schließung der kaiserlichen Tractate die Königin und ihre Familie zu disconsoliren, und diese so importante doppelte Heirath zu verhindern.“

Dennoch ward zwei Tage darauf der berühmte Vertrag zu Wuster- 1726
hausen vollzogen. Friedrich Wilhelm I. verpflichtete sich in demselben 12. Okt.
zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction und zur Unterstützung des Kaisers mit 10,000 Mann im Gebiete seiner deutschen Länder; dagegen versprach Karl VI. gegen alle dem Hause Pfalz-Sulzbach gegebenen Versicherungen, er wolle es dahin bringen, daß längstens binnen Zeit von sechs Monaten das fürstliche Haus Sulzbach sich wegen der Cession des Herzogthums Berg auf eine bündige und solche Weise erkläre, daß Se. Königliche Majestät in Preußen und dero Successoren dadurch der wirklichen Abtretung und Einräumung dieses Herzogthums vollkommen versichert seien." Ausdrücklich aber war hinzugefügt; „dafern diese Condition wegen der eventualen Cedirung des Herzogthums Berg an Se. Königl. Majestät in Preußen abseiten Ihrer kaiserlichen und katholischen Majestät nicht erfüllt, und das Haus Pfalz-Sulzbachscher Linie zu solcher Cession binnen oben dazu anberaumten sechs Monaten nicht disponirt werden könnte, so verfällt diese Allianz in totum dergestalt, daß dieselbe alsdann, ob sie niemalen geschlossen worden wäre, angesehen werden soll."

Seckendorf entschuldigte sich bei seinem Hofe, daß er den Vertrag nicht habe vortheilhafter abschließen können, da die Königin in Gemeinschaft mit England und Frankreich alles aufgeboten habe, um den König abwendig zu machen; er bat deshalb um schleunige Ratification. Um so auffallender erscheint die Unredlichkeit von Seiten des wiener Hofes gegen einen Monarchen, der nicht nur willig sondern auch mächtig genug zur nachdrücklichsten Hilfe im Fall der Noth war. Doch anderseits läßt sich sein Verfahren auch wieder sehr leicht erklären. Es war gegen alles Interesse Oestreichs die Macht des neuen Königreiches zu erhöhen, daher kam es dem kaiserlichen Kabinette minder darauf an, daß Preußen mit ihm ein enges Bündniß bewahrte, als daß es vielmehr sich niemals eng an andre anschlösse, um eine höhere Bedeutung in dem europäischen Staatensystem zu erhalten. Dies hatte man zum Theil erlangt; denn das Verhältniß zwischen Friedrich Wilhelm I. und den Höfen von St. James und Versailles war nun doch gestört, und es bedurfte bei der großen persönlichen Abneigung des Königs gegen beide nur einer geschickten Hand um die Hoffnung einer Unterstützung seiner Lieblingswünsche von Seiten des Kaisers zu erhalten, dann konnte man des Erfolges ganz sicher sein. Diese

Kunst verstand Seckendorf im höchsten Grade. Allen Lieblingsneigungen des Königs schmeichelte er auf geschickte Weise, vor allem seiner leidenschaftlichen Liebhaberei für große Leute zur Vervollständigung seines Riesenregimentes in Potsdam. Manche wichtige Bewilligungen verdankte er der Lieferung von einigen Dutzenden großer Gardemänner für das Leibregiment. Wenn Seckendorf auf solche Weise sich die Gunst des Königs zu sichern wußte, so vergaß er nicht, auch dessen Umgebung durch jegliche ihm zu Gebote stehende Mittel zu gewinnen. So wissen wir, daß er dem kaiserlichen Hofe empfahl, Gundlings Gunst, der damals noch der Gegenpartei zugethan war, durch ein reiches Geschenk zu gewinnen, und dem General von Grumbkow ward beim Kaiser durch die Vermittelung des Prinzen Eugen, welcher sich sehr viel Mühe in der Betreibung des österreichisch-preußischen Bündnisses gab, eine jährliche Pension von 1000 Stück Ducaten ausgemittelt.

Der König Friedrich Wilhelm I. handelte in diesen Verhältnissen aus den uneigennützigsten und edelsten Beweggründen. Dies geht aus seinen im Tabackscollegium häufig ausgesprochenen Ansichten hervor. „Kein Engländer und Franzose," sagte er oft, „soll über uns Deutsche gebieten, und meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in die Wiege geben, damit sie die fremden Nationen aus Deutschland herausjagen. Nichts besseres wäre, als wenn man einen Kur- und Fürstentag ausschreiben, daß wir den Kaiser selbst sprechen könnten. Ich will der Erste sein, der dabei erscheint, und gewiß zeigen, daß ich gut patriotisch bin." Auf jeden Fall war des Königs Gesinnung, obschon ganz persönliche Abneigungen viel Antheil an ihr hatten, an sich ehrenwerth und gut, aber freilich zu jener Zeit für seine politische Stellung nachtheilig, da der wiener Hof keinesweges deutsche sondern nur österreichische Interessen verfolgte. Anderseits war es auch dem Hause Oestreich nicht zu verdenken, daß es die gefährlichsten Feinde seines Ansehens nicht in den fremden europäischen Mächten, sondern in den großen, nach gänzlicher Unumschränktheit strebenden Ständen des deutschen Reiches suchte, und daher jeden Schritt zur Erhöhung eines derselben, als einen politischen Selbstmord verabscheute. Wir weisen hier nur auf den durch Preußens spätere Größe bestätigten Ausspruch Eugens über die Anerkennung der königlichen Würde zurück.

Während Friedrich Wilhelm I. als echt deutsches Reichsmitglied sich dem Kaiser anschloß, gab es die Königin nicht auf ihn wieder der hannövrischen Partei zuzuwenden, und anfangs war ihr Anhang, wie wir schon gesehen haben, sehr stark. Man wandte auf die beiden einander feindlichen Parteien die Namen der Whigs und Torys an, ersteren für die Anhänger Englands, letzteren für die des Kaisers. Mit Heftigkeit begegnete die Königin allen, die sie für Torys erklärte, besonders aber war ihr der Hauptbeförderer dieser Partei, der General von Grumbkow zuwider. Seckendorf fürchtete ihren Zorn für seinen Freund so sehr, daß er sich vom Kaiser ein Protectorium oder ein kaiserliches Feldmarschall-Lieutenant-Patent für ihn ausbat, um ihn im Fall der Noth dadurch zu schützen. Seckendorf selbst stand übrigens nicht besser bei der Königin. „Mein Gesicht," schreibt er im Anfang des Jahres 1727 an den Prinzen Eugen, „ist der Königin so verhaßt, daß ich mit vieler Mühe oft während der Tafel Antwort erhalten kann;" worauf ihm der Prinz den Rath ertheilt, in solchem Falle auf eine gewisse Art die Figur eines kaiserlichen Ministers zu machen, und nichts zu dulden, was wider kaiserliche Majestät und seine Ehre laufe. Dies that denn auch Seckendorf. Als er einst, was freilich von ihm eben so unpassend, als unzart war, in Gegenwart der Königin über ihren Vater spöttische und verächtliche Reden führte, erklärte diese vom Zorne übermannt, den für einen schlechten Menschen, der ihren Vater schmähte. Da erwiederte Seckendorf, auf des Königs Gunst und dessen große Ehrfurcht vor allem, was dem Kaiser angehörte, gestützt, sehr dreist, daß ihn niemand dafür hielte; sollte aber jemand von ihm so denken, so wolle er schon machen, daß es ihn gereue.

Seckendorf suchte durch Friedrich Wilhelm I. auch in Dresden das Ansehen des Kaisers eben so sicher zu stellen, als es in Berlin geschehen war. Dies gelang nicht. August II. war, wo er nicht durch sinnliche Neigungen von der rechten Bahn abgelenkt wurde, ein scharfblickender Politiker, der die Absichten des Hauses Oestreich auf Erblichkeit der Kaiserkrone und unbeschränktere Herrschaft in Deutschland ganz richtig durchschaute. Ein sächsischer Minister erklärte dem Grafen ganz offen, er irre sich, wenn er glaube, daß er sich in häusliche Angelegenheiten, in Intriguen und Kabalen mischen, das Innere des Hofes durcheinanderwerfen und verhaßte Dinge beför-

dern könne; dies sollte ihm an einem Hofe nicht gelingen, wo er stets Leute antreffen würde, die, es möge daraus entstehen, was da wolle, Festigkeit genug besäßen, für den wahren Nutzen ihres Herrn zu sorgen.

Friedrich Wilhelm I. lebte in sehr gutem Vernehmen mit August II., besuchte diesen in Dresden und empfing auch den Gegenbesuch dieses Fürsten in Potsdam; aber alle seine Bemühungen ihn ebenfalls mit dem Kaiser zu vereinigen, schlugen fehl. Er selbst schloß
1728 sich immer fester an Karl VI. durch den geheimen berliner
23. Dez. Tractat, in welchem ihm für die Anerkennung und Beschützung der pragmatischen Sanction die sehr zweifelhaften Rechte des österreichischen Hauses an die jülich-clevische Erbschaft um doch scheinbar etwas zu thun, abgetreten wurden; August hingegen gab zu verstehen,
1729 daß er weit eher der Uebereinkunft von Sevilla beitreten
9. Nbr. möchte, durch welche Spanien sich von dem Kaiser entfernte, und im Verein mit Frankreich und England die Aufhebung der ostendischen Handelsgesellschaft förderte. Da entschloß sich Friedrich Wilhelm I. auf Seckendorfs Antrieb, der ihn auch begleitete, noch einmal nach Dresden zu gehen, fand jedoch bei August II. und seinen Ministern einen so entschiedenen Widerwillen gegen jeden nähern Anschluß an
1730 Oestreich, daß er wenige Tage darauf, ohne den Gegenstand näher
Fbr. zu berühren, in seine Residenz zurückkehrte. Uebrigens blieb das Verhältniß beider Monarchen dadurch ganz ungetrübt.

Die immer engere Verbindung Friedrich Wilhelms I. mit dem
1727 Kaiser war gewiß größtentheils durch den Thronwechsel in England
22. Juni hervorgerufen. Zwischen Georg II. und Friedrich Wilhelm I. herrschte eine persönliche Abneigung, die noch dadurch vergrößert wurde, daß die Königin hinter dem Rücken des Gemals mit ihrem Bruder in Staats- und Familienangelegenheiten manche Intriguen spielte. Georg II. machte sich über seines Schwagers freilich etwas wunderliche Soldatenliebhaberei oft lustig, nannte ihn gewöhnlich „seinen lieben Bruder Corporal,“ wogegen ihn Friedrich Wilhelm I., um nichts schuldig zu bleiben, „seinen lieben Bruder den Comödianten“ titulirte. Die gereizte Stimmung des Königs wurde von Seckendorf geflissentlich geschärft, denn man war in Wien darüber erfreut, daß die beiden bedeutendsten protestantischen Reichsstände sich immer mehr und mehr von einander entfernten. Daher übertrug der Kai-

ser dem Könige von Preußen nachträglich die Mitcommission in Mecklenburg wohl in keiner andern Absicht, als um die Eifersucht Georgs II. dadurch zu erwecken und jede Annäherung der beiden Könige zu verhindern. Nach und nach erzeugten sich so viele Streitpunkte zwischen ihnen, besonders durch die Ungebühr preußischer Werber auf hannöverischem Grund und Boden, und die dafür genommenen Repressalien, daß schon von beiden Seiten Truppen an den Grenzen zusammengezogen wurden. Da jedoch die Fürsten im Grunde den Frieden liebten, und zu vernünftig waren, das Blut und die Schätze ihrer Unterthanen einer bloßen leidenschaftlichen Aufwallung wegen aufzuopfern, so ließen sie ihren Handel durch den Ausspruch der Herzöge von Gotha und Braunschweig-Wolfenbüttel dahin schlichten, 1730 April
daß beide Theile die unrechtmäßig eingefangene Mannschaft einander auslieferten.

Wenn Friedrich Wilhelm I. nicht in Vorurtheilen befangen, und zu unbekannt mit den großen politischen Interessen Europas gewesen wäre, so hätte er argwöhnisch werden müssen, als der Kaiser, welcher sich so viele Mühe gegeben hatte, um ihn von England loszureißen, bald selbst einen besondern Vertrag zu Wien mit dieser 1731
Macht abschloß. Georg II. erkannte die pragmatische Sanction an, 16. Mrz.
wogegen Karl VI. die ostendische Handelsgesellschaft aufhob; doch sah Friedrich Wilhelm I. hierin keine Verletzung, und blieb sowohl mit dem Kaiser als mit Seckendorf in dem besten Vernehmen. Er wünschte, wahrscheinlich um jeden Anflug von Argwohn, den ihm das Betragen des östreichischen Hofes einflößen konnte, zu entfernen, sich einmal mit dem Kaiser persönlich zu besprechen. Da schrieb man nun viel von Wien aus darüber, daß der Kaiser unmöglich dem Könige beim Empfang die Hand reichen dürfe, und was noch für Vorschriften der steifen spanischen Etikette von der kaiserlichen Kanzlei aufgefunden wurden. Ueber solche Kleinigkeiten setzte sich Friedrich Wilhelm I. leicht hinweg; er reiste in Gesellschaft Seckendorfs, Grumbkows, des holländischen Gesandten Ginkel und einiger Generale von Berlin nach dem böhmischen Lustschlosse Kladrup. Bald 1732
erschien auch der Kaiser nebst seiner Gemalin und dem Prinzen Eu- 27. Juli
gen. Karl VI. zeigte sich seinen Ansichten nach sehr verbindlich, indem er den König in seinem Zimmer besuchte, doch hatte letzterer geirrt, wenn er geglaubt, daß sich durch eine Zusammenkunft mit

dem Kaiser manches Dunkel lösen würde. Karl that und sprach nur, was ihm der Geheimrath vorgeschrieben hatte, daher schied der König auch wenig befriedigt, wie es scheint, mit einer weit geringeren Meinung von seinem Kaiser, als er nach Kladrup gebracht hatte. Besser behagte ihm der Umgang mit dem berühmten Eugen. Noch einmal sahen sich die Monarchen in Prag, wo sie freundlich von einander schieden. Friedrich Wilhelm I. hatte an dem kaiserlichen Hofe seiner Natur einige Gewalt angethan, denn alle gestanden, daß er noch nie eine solche Feinheit und Gewandheit in seinem Benehmen entwickelt hätte als bei dieser Gelegenheit. Auch in der äußeren Erscheinung, so wie in den Geschenken an die kaiserlichen Diener, erkannte man seine sonstige Sparsamkeit nicht wieder.

Bei dem Abschied vom Kaiser hatte Friedrich Wilhelm I. auf seinem Nachttische eine goldene Dose gefunden, in welcher die Eventualbelehnung mit Ostfriesland lag. Der König nahm deshalb sogleich nach seiner Zurückkunft Titel und Wappen eines Fürsten von Ostfriesland an, und machte dem wiener und den andern Höfen davon Anzeige. Wahrscheinlich hatte der Kaiser nicht gewollt, daß die bezeugte Gunst so öffentlich gemacht würde, und ließ dem Könige durch Seckendorf andeuten, er solle die Sache lieber ruhen lassen, um dem kaiserlichen Ansehen nicht dadurch zu nahe zu treten. Der König äußerte sich über diese Angelegenheit auf seine eigenthümliche naive Art: „Ich kann in Wahrheit sagen," schreibt er an Seckendorf, „daß von mir keine Malice ist, da ich in Wahrheit geglaubt, daß es ein Bagatell ist, als wenn man einen Baron nennet. Indessen assuriren Sie Ihro Kaiserliche Majestät, daß durch die Lumperei in nichts meine wahre Freundschaft soll alterirt werden, und mir nur leid sei, daß Ihro Kaiserliche Majestät ungnädig sei. Mein lieber Freund, sein Sie so gut, und machen alles wieder in gerechten, daß ich mit meinem lieben Kaiser gut bleibe; ich verlasse mich auf Sie." Doch ging seine Besorgniß wegen der Mißbilligung nicht so weit, daß er sein gutes Recht aufgegeben hätte, sondern er behielt trotz aller Widerrede den angenommenen Titel.

Da der König August II. kein langes Leben mehr versprach, wendeten sich jetzt die Augen aller seiner Nachbarn mit begehrlichen
1710 Blicken auf Polen. Schon mehr als zwanzig Jahre früher hatte Friedrich I. durch seinen Geheimrath von Ilgen einen förmlichen Plan

zur Theilung von Polen ausarbeiten und dem russischen und sächsischen Hofe mittheilen lassen. Der Czar sollte sämmtliche Plätze des Königreichs besetzen, den Königen von Preußen und Polen die ihnen gelegensten übergeben, und den Vornehmen des Reichs ankündigen, daß man es für nothwendig erachte, dem Königreiche Polen eine andere Form zu geben. Für Rußland war das schwedische Livland nebst einem Theil von Litthauen, für Friedrich I. das polnische Preußen und Samaiten, der Rest für den König von Polen als erbliches Königreich bestimmt. Einzeln wollte man von den polnischen Großen eine Erklärung über diesen Theilungsvertrag fordern; wer von ihnen sich widersetzen würde, sollte als Rebell behandelt werden, den Gehorsamen wurden große Belohnungen zugesichert. 60,000 Mann hatten die Verbündeten zur Ausführung dieses Planes bestimmt. Jeden etwaigen Widerspruch Oestreichs hoffte man durch die Zusicherung der zipser Gespannschaft und der spanischen Erbfolge, die Holländer durch vortheilhafte Handelsbedingungen zu beschwichtigen. Jetzt dachte man von Neuem an die Zukunft Polens. Durch frühere Verträge hatten Preußen und Rußland sich darüber geeinigt, die freie Königswahl der polnischen Republik in dem Sinne zu erhalten, daß Stanislaus und jeder auswärtige Prätendent ausgeschlossen, „die Krone nur einem polnischen Edelmanne zu Theil werden sollte.“ August II. wünschte natürlich seinem Sohne das Scepter Polens, und hatte zu diesem Zwecke das gute Verständniß mit Friedrich Wilhelm I. stets unterhalten. Zur Auflösung desselben schickte die Kaiserin Anna 1731 Dec.
ihren Oberstallmeister, Grafen Löwenwolde, nach Berlin, durch den im folgenden Jahre der nach dem Gesandten benannte Vertrag abgeschlossen wurde. 1732 13. Dec. Die drei Mächte, Rußland, Oestreich und Preußen, verbanden sich für den Fall der Erledigung des polnischen Thrones dahin, die Wahl eines jeden von Frankreich vorgeschlagenen oder begünstigten Candidaten, namentlich des ehemaligen Königs von Polen, zu verhindern, und ihren ganzen Einfluß für den Prinzen Emanuel von Portugal zu verwenden. Truppen und Geld wurden von Seiten der verbündeten Mächte dazu gemeinschaftlich angewiesen. Friedrich Wilhelm I. hatte sich zur Entschädigung für die dabei erforderlichen Kosten das Herzogthum Berg und, im Fall der Mannsstamm in Kurland erlöschen sollte, die Nachfolge für einen Prinzen aus dem preußischen Hause versichern lassen; da er aber an dem

Zögern in den Verhandlungen merkte, daß man zu dem Letzteren von Seiten Rußlands nicht aufrichtig geneigt war, so trat er noch vor dem völligen Abschluß des löwenwoldischen Vertrags mit August II. in Unterhandlung über eine Theilung Polens, zu der man sogar in dem Falle schreiten wollte, wenn Rußland und Oestreich nicht damit einverstanden wären. Ja der Vertraute des Königs äußerte schon am 20sten November 1732 in einem Schreiben an den Grafen Manteuffel, daß ein Bevollmächtigter des Königs von Polen mit Anträgen nach Berlin gekommen wäre, „der Republik ein Ende zu machen, dem Hause Sachsen die Erbfolge zu sichern und Rußland nebst Oestreich zur Theilung des Kuchens einzuladen.“
1733 Der Tod Augusts II. verhinderte die Ausführung dieses vielleicht al-
1. Fbr. len nicht unangenehmen Planes.

Jetzt hielt man sich an dem löwenwoldischen Vertrag; doch da Rußland und Oestreich noch immer nicht die Ratification vollziehen wollten, so glaubte sich Friedrich Wilhelm durchaus nicht verpflichtet, die Wahlfreiheit der Polen durch die Ausschließung Stanislaus Leszinskis zu beschränken. Dem Kurfürsten von Sachsen wäre er, da sich auch Oestreich für ihn erklärte, nicht abgeneigt gewesen, wenn er den Prozeß wegen der jülich-bergischen Sache hätte fallen lassen. Der König erklärte durch seine Gesandtschaft in Warschau dem polnischen Reichstage, daß er gegen alle den polnischen Thron ambirende Candidaten der Republik Wahlgerechtigkeit auf das Kräftigste schützen werde. Dagegen sicherten Rußland und Oestreich dem Kurfürsten von Sachsen durch einen förmlichen Vertrag die Erhebung auf den polnischen Thron.

Anfangs schien der Erfolg sich gegen die beiden hohen verbündeten Mächte zu erklären, denn Stanislaus Leszinski ward wirk-
1733 lich von Neuem zum König erwählt. Die polnische Nation glaubte
12. Spt. an die schönklingenden Versicherungen von Armeen und Flotten, mit welchen Ludwig XV. seinen Schwiegervater zu unterstützen versprach. Statt ihrer rückten 40,000 Russen unter dem Grafen von Lacy, angeblich auf Anrufen der polnischen Nation, zur Rettung der unterdrückten Freiheit in Litthauen ein. Von sächsischem Gelde erkauft, erhob sich in Warschau für den Kurfürsten eine große Partei, und
5. Okt. setzte ihn unter dem Namen August III. auf den Thron. Zwar nahm die Stadt Danzig den flüchtigen Stanislaus auf, doch bald erschien

der russische Feldmarschall Münnich vor ihren Thoren. Die unbedeutende französische Unterstützung mußte sich bald wieder einschiffen, und der verlassene König war noch glücklich genug, als es ihm gelang sich verkleidet aus der Stadt auf preußischen Grund und Boden zu flüchten. Die russische Kaiserin drohte mit Gewalt, der Kaiser unterhandelte durch Seckendorf um die Auslieferung des polnischen Königs, allein Friedrich Wilhelm I. ließ sich weder überreden noch schrecken. Er zeigte hierbei die ganze Ehrenhaftigkeit seines schroffen aber durch und durch biedern Sinnes, ohne jedoch einen Augenblick seine bisherige Ehrerbietigkeit gegen den Kaiser aufzugeben. „Sobald die Stadt Danzig sich an die Russen und Sachsen ergeben," berichtet darüber Seckendorf an den kaiserlichen Hof „hätten der König von Frankreich und Stanislaus an den König geschrieben, und um Schutz in seinen Ländern gebeten; er hätte beide Briefe bis diese Stunde unbeantwortet gelassen, da indessen Stanislaus aus Danzig entkommen wäre, und sich ohne sein Wissen anfangs nach Marienwerder, hernach nach Insterburg, Marienburg und Johannisburg in seine preußischen Lande geflüchtet hätte. Ob ihm nun wohl die Drohung der Czarin, den Stanislaus aus seinen Ländern mit Gewalt wegzunehmen mit Fug und Recht Ursach gegeben hätte, sich des Stanislai Person öffentlich anzunehmen und zu declariren, daß er nach allgemeinem Völkerrecht einen unglücklichen Herrn, den ehedessen Ihro Kaiserliche Majestät und ganz Europa für einen König erkannt, in seine Protection zu nehmen berechtigt wäre, um so mehr, da nach der für Schweden so unglücklichen Schlacht von Pultawa derselbe Stanislaus nach Kolberg in Pommern sich geflüchtet, und allda eine geraume Zeit aufgehalten, ohne daß der Czar solches übel genommen oder dessen Wegnehmung gedroht: so habe er doch um die Freundschaft von Rußland möglichster Dinge beizubehalten, ein öffentliches Asylum an Stanislaus zu versprechen nicht rathsam gefunden, hingegen im Geheim die Ordre gestellt, sich des Stanislai Person, wenn sich dieselbige in seinen Ländern befinde, zu versichern und in einen haltbaren Ort in Preußen auch wider seinen Willen zu bringen, welches auch glücklich erfolgt, und würde vermuthlich nunmehr Stanislaus in Pillau angekommen sein, von da er selbigen zu Wasser bis Stettin transportiren lassen und so lange in Verwahrung halten wollte, bis ihm des Kaisers Willensmeinung, was zu dero Vortheil

[Randnotizen: 1734 27. Juni (neben „Boden zu flüchten"); 1734 15. Aug. (neben „ergeben … hätten")]

durch des Stanislai Person ausgerichtet werden könnte, zukäme." Dennoch drang der wiener Hof in den König, er solle Stanislaus entweder an Rußland oder Oestreich ausliefern. Man versuchte dabei des Königs schwächste Seite anzuschlagen, indem man ihm das erste Bataillon des rutowskischen Regiments, lauter schöne langgewachsene Leute für die Auslieferung seines königlichen Gastes bot, doch selbst gegen dieses für ihn so verführerische Anerbieten blieb Friedrich Wilhelm I. standhaft.. Er gab nicht einmal die Hoffnung für seinen Schützling auf, sondern schlug dem Kaiser vor, dem Könige Stanislaus die Krone, so lange er lebte, zu verstatten und sie nach seinem Tode auf den Kurfürsten von Sachsen übergehen zu lassen. Immer noch zeigten sich Oestreich und Rußland gereizt, doch in eben dem Maße ward der König in dem Entschluß fester seinen Gast zu schützen. Er wies ihm Königsberg als Aufenthalt, und eine für seine strenge Sparsamkeit recht bedeutende Pension von dreihundert Thalern monatlich an. Ja er scheute sich sogar nicht in dem Tabacks-Collegium, wo er seine Gedanken frei auszusprechen pflegte, den kaiserlichen Gesandten zu dem verfänglichen Toast: vivat Stanislaus pereat Augustus aufzufordern. Die Gesandten der drei verbündeten Mächte ließ er zu einer Conferenz einladen, und erklärte ihnen in einer sehr kräftigen Sprache, daß er zwar parteilos bleiben aber durchaus die dem Stanislaus und den polnischen Magnaten gegebene Freistätte respectirt wissen wollte, und daß er, wofern Münnich Anstalt mache seine Drohung in Erfüllung zu bringen, ohne Anstand Gewalt mit Gewalt vertreiben würde.

1735 3. Okt. Als der wiener Präliminarfrieden dem Könige Stanislaus die freie Rückkehr nach Frankreich erlaubte, besuchte er auf der Heimkehr seinen königlichen Beschützer in Berlin. Obgleich er incognito reiste, so erwies ihm Friedrich Wilhelm I. nicht nur alle königlichen Ehrenbezeugungen, sondern zeichnete ihn auch dadurch aus, daß er mit ihm oft mehr als dreißig Pfeifen an einem Abende rauchte; dagegen nahm er einen goldenen mit Diamanten reich besetzten Degen, welchen ihm Ludwig XV. für die gastfreie Behandlung seines Schwiegervaters übersendete, wahrscheinlich um den Kaiser zu schonen, nicht an.

An dem Reichskriege gegen Frankreich hatte Friedrich Wilhelm I. nur in sofern Theil genommen, als er durch den Vertrag von 1728 dazu verpflichtet war, d. h. er versprach zum Frühjahr 1734 die be-

dungenen 10,000 Mann zu stellen, denn auf seine Erinnerung an die jülichsche Sache war ihm wieder nur mit leeren Ausflüchten geantwortet worden. Für seine Truppen sorgte der König hierbei mit peinlicher Aengstlichkeit. Nicht mehr als zwei, höchstens drei Meilen sollten sie täglich machen, den vierten Tag ruhen, ungetrennt beim Hauptquartier bleiben, in keine Festung, die einer Belägerung ausgesetzt wäre, gelegt und nach jedem Feldzuge sechs Monate lang in Winterquartieren aufs Beste verpflegt werden. Diese Bestimmungen hatte er theils wegen der in den spätern Jahren immer zunehmenden, grillenhaften Liebe zu seinen Soldaten, theils auch wegen seiner Unzufriedenheit mit den Maßregeln des wiener Kabinettes gegeben. Nicht nur in dem Tabacks-Collegium zog er sehr heftig gegen den kaiserlichen Hof wegen der vielfach von ihm erduldeten Vernachlässigungen los, sondern er ließ auch trotz aller Bemühungen Grumbkows und Seckendorfs dem kaiserlichen Gesandten auf der Reichsversammlung einen feierlichen Vorbehalt übergeben, daß Preußen weder jetzt noch künftig zu irgend einem Reichskriege, es sei an Volk, Geld oder wie es sonst heißen möge, sich verbindlich mache, sondern hierin freie Hand zu behalten gemeint sei.

Erst im Mai brach das preußische Heer auf, und marschirte sehr 1734 langsam durch Sachsen und Franken nach dem Oberrhein, wo es in der ersten Hälfte des Juni eintraf. Auf dem Marsche erlaubten sich die preußischen Truppen im Würzburgischen und Bambergischen ganz unerhörte Erpressungen als Genugthuung für die dort ehemals den preußischen Werbern zugefügten Beleidigungen; alle Anträge des Kaisers auf Schadenersatz und Strafe für die Schuldigen wurden deshalb ganz kurz von dem Könige zurückgewiesen. Der König selbst folgte seinem Heere im Juli nach, weniger aus Eifer für die Sache des Kaisers, als um sich von den Kriegsanstalten desselben persönlich zu überzeugen, und dem Kronprinzen in dem Prinzen Eugen das Bild eines vortrefflichen Feldherrn zu zeigen; doch entsprachen die Ereignisse dieses Feldzuges nicht den früheren Thaten des großen Helden. Der König ward auf der Rückkehr gefährlich krank, und erreichte nur mit Mühe Potsdam. Seine gute Natur ließ ihn diesmal genesen. Der Fürst von Lichtenstein kam als außerordentlicher Gesandter des Kaisers zum Glückwunsche deshalb nach Berlin, zugleich aber auch mit der unangenehmen Forderung, daß Friedrich

Wilhelm I. außer dem Hilfscorps noch sein Reichscontingent stellen, den französischen Gesandten aus Berlin weisen und den König Stanislaus ausliefern sollte. Zwar behandelte Friedrich Wilhelm I. den kaiserlichen Abgeordneten mit großer Auszeichnung, doch lehnte er seine Anforderungen geradezu ab. Sehr ungünstig äußerte er sich über des Kaisers Politik und Kriegführung; nichts destoweniger wies er alle Versuche, welche der Kardinal Fleury machte, um ihn zu bestechen, mit Verachtung zurück. Dennoch hielt man ihn in Wien für französisch gesinnt, worüber er sich gegen den jungen Seckendorf (der Gesandte war 1734 zum Heere abgegangen) auf das Kräftigste ausließ. „Der ist ein H.," sagte er zu ihm bei offener Tafel, „wenn es auch ein gekröntes Haupt ist, der mich für französisch hält;" und ein andermal: „daß ich den Chetardie nicht weggeschafft, das habe ich darum thun müssen, um nicht geringer als andere und insonderheit England zu scheinen, welches die französischen Gesandten bei sich behalten, ohne daß man ihm darüber etwas gesagt. Darum, daß ich den Chetardie hier behalten, habe ich deswegen mit ihm chipotirt? Ich habe ihn ja fast die ganze Zeit nicht gesehen, noch weniger gesprochen, und soll doch vor einen Franzosen passiren. Ich ein Franzose sein! das thut mir leid; ich kann die Kerls kaum ansehen. Da stehen einige herum; ich mag nicht einmal fragen, wie sie heißen, und ich spucke immer aus, so oft ich einen Franzosen sehe."

Fast geflissentlich scheint man um diese Zeit von Wien aus den König haben beleidigen zu wollen, denn nicht nur wurde seiner bei dem Abschluß des wiener Präliminarfriedens nicht gedacht, sondern nicht einmal eine Mittheilung darüber ließ man ihm zukommen. Nicht minder konnte es ihn verletzen, daß man vergaß ihm eine Anzeige
1736 von der Vermälung der Erzherzogin Maria Theresia mit dem Her-
12. Fbr. zoge Franz Stephan von Lothringen zu machen. Schon einige Jahre vorher war Friedrich Wilhelms I. Empfindlichkeit aufs äußerste gereizt worden, als der Kaiser plötzlich, um England sich zu befreunden, nach der feierlichen Verlobung seiner Nichte mit dem Kronprinzen, trotz der zornigen Aeußerungen des Königs, wiederholentlich in ihn dringen ließ, die Sache rückgängig zu machen. Und doch hatte der König nur auf des Kaisers eifriges Bestreben die Verbindung befördert. Einen solchen Rücktritt dem Könige zuzumuthen, hieß ihn

auf das Tödtlichste beleidigen. Es kam auch darüber in dem Tabackscollegium zu einem äußerst heftigen Ausbruch. Als aber gar der Kaiser (und freilich hatte er hierin gerade das meiste Recht) den Befehl gab, daß alle preußischen Werber sofort die kaiserlichen Staaten verlassen sollten, ließ der König bereits das Schreiben zur Rückberufung seines Gesandten in Wien, des Baron von Gotter, unverzüglich ausfertigen. Nur auf die dringenden Vorstellungen Grumbkows und seines ganzen Ministeriums zerriß er den Brief und warf ihn ins Feuer. Das Betragen des wiener Kabinets gegen Friedrich Wilhelm I. war nicht nur verletzend, sondern auch empörend kleinlich; denn als dieser in dem letzten Feldzuge über seine 10,000 Mann noch eine Schwadron Husaren gestellt hatte, so rechnete ihm der Kriegszahlmeister für ihre Verpflegung, anstatt daß man ihm deshalb hätte Dank wissen müssen, die geringfügige Summe von 6856 Thalern an, die er auch ohne weiteres mit einigen ironischen Bemerkungen der kaiserlichen Kriegskasse zustellen ließ. So viele widerliche Einzelheiten mußten endlich selbst den festen beharrlichen Sinn des Königs erschüttern, und ihn von der ihm anerzogenen Liebe zum östreichischen Hause losmachen. Thränen des Unwillens preßte die rücksichtslose Behandlung des Kaiserhofes dem so rauhen, schmerzhaften Bewegungen der Art sonst wenig zugänglichen Manne ab, und entlockten ihm einst in Gegenwart des Kronprinzen die für Oestreich so verhängnißvollen Worte: „Hier steht Einer, der mich einst rächen wird.“

Nach der heftigen Krankheit im Herbst des Jahres 1734 erlangte Friedrich Wilhelm I. die frühere Festigkeit seiner Gesundheit nicht wieder, auch stieg in den letzten Jahren seines Lebens auffallend die Schwerfälligkeit seines Körpers. Mit der sinkenden Gesundheit ward sein Gemüth versönlicher, sogar gegen seinen Schwager, der ihm nach seiner Ansicht allen möglichen „tort und blâme an allen Höfen“ gemacht hatte. Er vergab ihm von Herzen und gestattete seiner Gemalin ihren Bruder von seiner versönlichen Gesinnung in Kenntniß zu setzen. Auch sein Haß gegen die Franzosen ließ nach. Im Ganzen zog er sich von den wichtigen europäischen Angelegenheiten zurück, und beschäftigte sich mehr mit dem Innern seines Staates und seiner Familie. Im Sommer 1739 ging er mit seinen beiden ältesten Prinzen und dem Fürsten von Dessau nach Königs-

berg in Preußen, um eine große Revue über die dortigen Truppen abzuhalten. Es war die letzte Reise seines Lebens. Das rauhe und unfreundliche Wetter wirkte auf ihn so übel, daß sich ein Einschnitt, der ihm bei seiner früheren schweren Krankheit ins Bein gemacht worden war, wieder öffnete, und von einem unverständigen Feldscheer in zwei Tagen geheilt, seinen Zustand sehr verschlimmerte, da die sonst aus der Wunde abfließenden Feuchtigkeiten durch das Zuheilen derselben plötzlich stockten. Kränkelnd kam Friedrich Wilhelm I. in seiner Residenz an, Podagra und Wassersucht erhöhten seine Leiden. So verlebte er neun schmerzvolle Monate, bis sich die Stunde der Befreiung nahte. Er hielt sich theils in Potsdam, theils in Wusterhausen auf, aber ohne an seinem Hauptvergnügen, der Jagd, mehr Theil nehmen zu können. Den harten Winter 1740 brachte er in Berlin zu. Täglich nahmen seine Kräfte ab, das Podagra wurde schmerzhafter, die Geschwulst größer. Am 27sten April 1740 entschloß er sich seinen Lieblingsaufenthalt Potsdam wieder zu beziehen, doch ahnte er wohl sein baldiges Ableben; denn er schenkte vor seiner Abreise den Armen Berlins die große Summe von 100,000 Thalern. Wenige Tage darauf ließ er den berlinischen Propst Roloff hinüberholen, der ihm mit großer Freimüthigkeit ins Gewissen redete, und ihn wirklich nach langem Hin- und Herreden zu dem Geständniß vermochte, er sei ein reuiger Sünder. Am 27sten Mai befand sich Friedrich Wilhelm I. so schlecht, daß die Königin einen Eilboten nach Rheinsberg zu dem Kronprinzen sendete, der auch am folgenden Tage anlangte. Friedrich traf seinen Vater etwas besser; er hatte sich auf einem Stuhle in den Garten bringen und auf dem Paradeplatz herumfahren lassen. Das Wiedersehen war rührend, da der herannahende Tod des harten Mannes Herz sehr erweicht hatte, und ihm die Erinnerung mancher Grausamkeit gegen den verkannten Sohn in das Gedächtniß zurückrief. Friedrich fand in diesem einzigen Augenblick für lange Leiden reichliche Vergeltung.

Als der König den gebührenden Zoll der Menschlichkeit gezahlt hatte, kehrte in ihn ganz der alte Stoicismus zurück. Er befahl den schon länger bestellten eichenen Sarg vor sich hin zu stellen, und betrachtete ihn mit festem Blicke. Dann ließ er von seinem Kabinetssecretair Eichel eine von ihm selbst verfaßte Anordnung seines Leichenbegängnisses vorlesen. Alles athmete darin den Geist muster-

haften Ordnung, soldatischer Strenge und genauer Sparsamkeit. Es sollte „keine große Façon“ mit ihm vorgenommen werden. Die Hausdiener sollten keine Trauerkleider bekommen, sondern nur Flöre auf den Hüten tragen; jedem Grenadier seines Regiments war, wie zur Exercierzeit, ein Trinkgeld von zwei guten Groschen, für die Generale und Offiziere Abends im großen Gartensaal ein reichliches Mal mit einem Stückfaß Rheinwein und andern guten Weinen bestimmt. In den ersten vierzehn Tagen nach seinem Tode sollte kein Prediger etwas von seinen Thaten oder Gesinnungen, es sei im Guten oder im Bösen, erwähnen, ihn nicht verachten, aber auch nicht loben, die Gemeine nur das von seiner Person hören, daß er als ein großer Sünder, doch im Vertrauen auf Gottes Gnade gestorben sei.

Drei Tage, nachdem dies geschehen, kam die Stunde der Auflösung. Um 2 Uhr Nachmittags am 31sten Mai 1740 hauchte Friedrich Wilhelm I. in Gegenwart seiner Gemalin und Kinder mit eben der Festigkeit, wie er gelebt, seinen Geist aus. Sein großer Sohn und Lobredner schildert mit wenigen, aber treffenden Zügen sein festes Dahinscheiden. Seine Worte sind: „il mourut enfin le 31 Mai 1740 avec la fermeté d'un philosophe et la résignation d'un chrétien. Il conserva une présence d'esprit admirable jusqu'au dernier moment de sa vie, ordonnant de ses affaires en politique, examinant le progrès de sa maladie en physicien, et triomphant de la mort en héros.“

Seine irdischen Ueberreste ruhen in schmucklosem Sarge neben denen seines großen Sohnes in der Garnisonkirche zu Potsdam.

Friedrich Wilhelm I. hatte ein angenehmes Aeußere. Seine Gestalt war von mittlerer Größe und vollem Ebenmaß, erst später wurde sein Unterleib unverhältnißmäßig stark; seine Haltung war gerade, militairisch, sein Schritt fest. In seinem vollen, blühenden Gesicht glänzten die blauen Augen mit durchdringendem Blick; die Stimme klang scharf und knarrend mit etwas Nasenton, so daß man ihn schwer verstand, wenn man ihn zum ersten Male hörte. Seine Kleidung war sehr einfach, wie sein Hauswesen, von 1719 an stets militairisch, doch äußerst reinlich; mit der zu seines Vaters Zeiten üblichen Lockenperrücke erschien er zum letzten Male beim Begräbniß desselben. Auch seine Gemalin und seine Töchter mußten sich so ein-

fach wie er kleiden; nur ein Kammermädchen durfte sie auf Reisen mitnehmen, und überschritt man hierin seinen Befehl, so hatten im Falle der Entdeckung die Unglücklichen schwere Mißhandlungen zu erwarten. Eben so wenig durfte mit der Tafel Aufwand getrieben werden. Derbe Gerichte, gut gekocht, in reichlicher Fülle mußten auf dem Tische sein; bei Gelegenheit verschmähte er nicht die Kost der ärmsten Leute zu theilen. Bis zu seinen späteren Jahren, wo ihn das Podagra plagte, verachtete er den Wein nicht, ja bei Hoffesten wurde gewaltig, besonders Rheinwein, gezecht; doch war er im Ganzen mäßig, jeder Ausschweifung, namentlich aber in der Liebe, feind. Friedrich Wilhelm I. gehört zu den wenigen Fürsten, welche der Sinnlichkeit gar keine Opfer auf Kosten der ehelichen Treue brachten. Diese Tugend schlug er freilich etwas zu hoch an, denn selbst auf dem letzten Krankenbette entgegnete er dem Propst Rolof, der ihn an viele strenge und gewaltsame Handlungen erinnerte, er sei dennoch der Seligkeit gewiß, weil er die Ehe niemals gebrochen hätte; und schwer konnte ihn der strenge Sittenprediger überzeugen, daß es wohl noch andere härtere Vergehungen gäbe. Auch die Königin war gesund und blühend, eine wackre, deutsche, fürstliche Gattin und sorgsame Mutter ihrer zahlreichen Kinder. Wenn auch der Geschmack der beiden Gatten nicht recht übereinstimmte, so war ihre Ehe doch im Ganzen glücklich; denn der König liebte sein „Fiekchen", wie er sie nannte, und bewahrte ihr an Leib und Herz eine unverbrüchliche Treue.

Die Einfachheit und Ehrbarkeit des königlichen Hausstandes übte einen segensreichen Einfluß auf die Sitten der Hauptstadt, ja des ganzen Volkes aus, denn gar leicht, freilich im Tadelhaften eher als im Guten, nimmt sich der große Haufe das Leben der Fürsten zum Vorbilde. Das Band der Ehe wurde hier heilig gehalten zu einer Zeit, wo der Leichtsinn und die Sittenlosigkeit von Frankreich aus fast alle Länder Europas durchdrungen hatte. Seinen häuslichen Sinn und seine Thätigkeit verlangte der König bei allen seinen Unterthanen; er forderte diese Tugend so unbedingt, daß er nicht selten auf öffentlicher Straße thätlich solche zurechtwies, die durch Müßiggang oder übertriebenen Aufwand seine Mißbilligung sich zugezogen hatten. Des Königs eigne Thätigkeit war so groß, daß er alles, was zur Verwaltung, besonders zum Finanzfache, gehörte,

selbst durchsah, mit seinen Randglossen begleitete, und eigenhändig unterschrieb. Kein Minister durfte es wagen, etwas allein zu beschließen oder auszufertigen. Die Emsigkeit des Regenten zwang alle Staatsdiener zu gleicher Thätigkeit, da sie keinen Augenblick vor seiner strengen Prüfung sicher waren. Bei der Verbesserung der Finanzen fing er mit der Reglung seines eignen Hauswesens an. Kaum hatte er seine Regierung angetreten, so setzte er fest, daß für seine Tafel, Kellerei, Besoldung und Bekleidung der Hofbedienten, so wie für den Stall monatlich nicht mehr als 4000 Thaler ausgezahlt werden sollten. Der Königin waren 80,000 Thaler zu ihrem Hofstaate angewiesen, wovon sie aber noch ihre und der königlichen Kinder Kleidung, Wäsche für sich und den König, Pulver und Blei für die Jagden besorgen mußte.

Friedrich Wilhelms I. strenge Ordnung und Wirthschaftlichkeit hatten aber auch die segensreichsten Folgen, denn durch die zweckmäßige, scharf beaufsichtigte Erhebung der Abgaben, bessere Benutzung der Domainen, weise und gewissenhafte Verwendung der Staatsgelder erhöhte er seine Einkünfte auf 7,400,000 Thaler, und doch zahlten die Unterthanen lange nicht so viel als unter seinem Vater, wo sie durch immer neue Auflagen schwer gedrückt waren. Und diese Summen, zwar bedeutend für den Umfang des Landes, welcher damals 2275 Geviertmeilen mit 2,240,000 Einwohnern betrug, zu großen Unternehmungen aber klein, reichten in seiner Hand zu Dingen hin, an deren Ausführung die größten und reichsten Staaten Europas damals erlagen. Davon besoldete er eins der stärksten Heere, verwendete Tonnen Goldes auf nützliche Bauten, oft Millionen zur Unterstützung für Gewerbe, Handel und neue Anpflanzung des noch zum Theil öden Landes. 1728 zählte man allein im Königreiche Preußen 20,000 Kolonistenfamilien aus der Schweiz, aus Schwaben, Franken, Sachsen und der Oberpfalz, die er nicht nur mit unbebauten Länderstrecken beschenkt, sondern mit 6,000,000 Thalern zu ihrer Einrichtung unterstützt hatte. Mit nicht geringern Kosten gab er später den unglücklichen Salzburgern, welche Religionsverfolgung aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, in seinen Staaten Land und Unterhalt. Außerdem kaufte er für 5,000,000 neue Krongüter, und legte über 2,000,000 in Ländereien zu unabhängigen Einkünften für seine nachgebornen Prinzen an. Sein

fach wie er kleiden; nur ein Kammermädchen durfte sie auf Reisen mitnehmen, und überschritt man hierin seinen Befehl, so hatten im Falle der Entdeckung die Unglücklichen schwere Mißhandlungen zu erwarten. Eben so wenig durfte mit der Tafel Aufwand getrieben werden. Derbe Gerichte, gut gekocht, in reichlicher Fülle mußten auf dem Tische sein; bei Gelegenheit verschmähte er nicht die Kost der ärmsten Leute zu theilen. Bis zu seinen späteren Jahren, wo ihn das Podagra plagte, verachtete er den Wein nicht, ja bei Hoffesten wurde gewaltig, besonders Rheinwein, gezecht; doch war er im Ganzen mäßig, jeder Ausschweifung, namentlich aber in der Liebe, feind. Friedrich Wilhelm I. gehört zu den wenigen Fürsten, welche der Sinnlichkeit gar keine Opfer auf Kosten der ehelichen Treue brachten. Diese Tugend schlug er freilich etwas zu hoch an, denn selbst auf dem letzten Krankenbette entgegnete er dem Propst Rolof, der ihn an viele strenge und gewaltsame Handlungen erinnerte, er sei dennoch der Seligkeit gewiß, weil er die Ehe niemals gebrochen hätte; und schwer konnte ihn der strenge Sittenprediger überzeugen, daß es wohl noch andere härtere Vergehungen gäbe. Auch die Königin war gesund und blühend, eine wackre, deutsche, fürstliche Gattin und sorgsame Mutter ihrer zahlreichen Kinder. Wenn auch der Geschmack der beiden Gatten nicht recht übereinstimmte, so war ihre Ehe doch im Ganzen glücklich; denn der König liebte sein „Fiekchen", wie er sie nannte, und bewahrte ihr an Leib und Herz eine unverbrüchliche Treue.

Die Einfachheit und Ehrbarkeit des königlichen Hausstandes übte einen segensreichen Einfluß auf die Sitten der Hauptstadt, ja des ganzen Volkes aus, denn gar leicht, freilich im Tadelhaften eher als im Guten, nimmt sich der große Haufe das Leben der Fürsten zum Vorbilde. Das Band der Ehe wurde hier heilig gehalten zu einer Zeit, wo der Leichtsinn und die Sittenlosigkeit von Frankreich aus fast alle Länder Europas durchdrungen hatte. Seinen häuslichen Sinn und seine Thätigkeit verlangte der König bei allen seinen Unterthanen; er forderte diese Tugend so unbedingt, daß er nicht selten auf öffentlicher Straße thätlich solche zurechtwies, die durch Müßiggang oder übertriebenen Aufwand seine Mißbilligung sich zugezogen hatten. Des Königs eigne Thätigkeit war so groß, daß er alles, was zur Verwaltung, besonders zum Finanzfache, gehörte,

selbst durchsah, mit seinen Randglossen begleitete, und eigenhändig unterschrieb. Kein Minister durfte es wagen, etwas allein zu beschließen oder auszufertigen. Die Emsigkeit des Regenten zwang alle Staatsdiener zu gleicher Thätigkeit, da sie keinen Augenblick vor seiner strengen Prüfung sicher waren. Bei der Verbesserung der Finanzen fing er mit der Reglung seines eignen Hauswesens an. Kaum hatte er seine Regierung angetreten, so setzte er fest, daß für seine Tafel, Kellerei, Besoldung und Bekleidung der Hofbedienten, so wie für den Stall monatlich nicht mehr als 4000 Thaler ausgezahlt werden sollten. Der Königin waren 80,000 Thaler zu ihrem Hofstaate angewiesen, wovon sie aber noch ihre und der königlichen Kinder Kleidung, Wäsche für sich und den König, Pulver und Blei für die Jagden besorgen mußte.

Friedrich Wilhelms I. strenge Ordnung und Wirthschaftlichkeit hatten aber auch die segensreichsten Folgen, denn durch die zweckmäßige, scharf beaufsichtigte Erhebung der Abgaben, bessere Benutzung der Domainen, weise und gewissenhafte Verwendung der Staatsgelder erhöhte er seine Einkünfte auf 7,400,000 Thaler, und doch zahlten die Unterthanen lange nicht so viel als unter seinem Vater, wo sie durch immer neue Auflagen schwer gedrückt waren. Und diese Summen, zwar bedeutend für den Umfang des Landes, welcher damals 2275 Geviertmeilen mit 2,240,000 Einwohnern betrug, zu großen Unternehmungen aber klein, reichten in seiner Hand zu Dingen hin, an deren Ausführung die größten und reichsten Staaten Europas damals erlagen. Davon besoldete er eins der stärksten Heere, verwendete Tonnen Goldes auf nützliche Bauten, oft Millionen zur Unterstützung für Gewerbe, Handel und neue Anpflanzung des noch zum Theil öden Landes. 1728 zählte man allein im Königreiche Preußen 20,000 Kolonistenfamilien aus der Schweiz, aus Schwaben, Franken, Sachsen und der Oberpfalz, die er nicht nur mit unbebauten Länderstrecken beschenkt, sondern mit 6,000,000 Thalern zu ihrer Einrichtung unterstützt hatte. Mit nicht geringern Kosten gab er später den unglücklichen Salzburgern, welche Religionsverfolgung aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, in seinen Staaten Land und Unterhalt. Außerdem kaufte er für 5,000,000 neue Krongüter, und legte über 2,000,000 in Ländereien zu unabhängigen Einkünften für seine nachgebornen Prinzen an. Sein

Heer, welches 1724 schon über 64,000 Mann stark war, belief sich im Jahre 1740 auf mehr als 80,000 Mann; und obgleich dasselbe allein schon fünf Sechstel seiner Einnahme kostete, so hinterließ er trotz seiner vielen Landesverbesserungen noch einen Schatz von 8,700,000 Thalern. Wie vielen Segen dem Volke die Hand des strengen Monarchen gespendet hat, erwähnt rühmend sein großer Sohn, der unter anderm anführt, daß die durch Unglück aller Art gänzlich vernichtete Provinz Litthauen durch seines Vaters weise Fürsorge in kurzer Zeit zu höherer Blüthe als je wieder emporstieg. Freiwillig entbehrte er manche Bequemlichkeit, die sein geringster Diener genoß; mitunter forderte er eine ähnliche Strenge von seiner Gemalin und seinen Kindern. Gottesfurcht, gute Sitten und Sparsamkeit, besonders Ehrlichkeit, verlangte er von allen wie von sich als unerläßliche Tugenden; Vergehen gegen die letztere ahndete er mit unerbittlicher Strenge. Treulose Beamte, Richter und Advocaten, welche den armen Leuten ihr Recht verkümmerten, Kassendiener, die des Unterschleifs beschuldigt wurden, waren der allerhärtesten Strafe ausgesetzt, ja der König vergaß bei solchen Gelegenheiten seinen löblichen Grundsatz, die Gerechtigkeit ungehindert walten zu lassen, und verfügte wohl dann nach Willkür über Ehre, Leben, Freiheit und Eigenthum seiner Unterthanen. Da aber seine Strenge zur Warnung für die, welchen das Heil des Volks anvertraut war, ausgeübt wurde, so war man im Allgemeinen wohl damit zufrieden. Wenn nicht Leidenschaft des Königs Sinn umwölkte, so war sein Urtheil scharf und sicher, denn er besaß einen durchdringenden, praktischen Verstand. Sein ausschließlich praktischer Sinn hatte eine sehr nachtheilige Folge, nämlich er flößte ihm Verachtung für die Wissenschaften und Künste, besonders aber für die Philosophie ein. Er traf mit seinem gesunden Menschenverstande, der bei ihm bis zur Genialität herausgebildet war, oft selbst in den verwickeltsten und schwierigsten Verhältnissen so gut das Rechte, daß ihm jede Wissenschaft entbehrlich erschien, von der ihm nicht die Nützlichkeit für die Staatshaushaltung deutlich in die Augen sprang.

Mehr hielt Friedrich Wilhelm I. von der Religion; in gewisser Beziehung konnte man ihn sogar für sehr religiös halten. Er war seiner absoluten Richtung gemäß streng abgeschlossen orthodox, ein eifriger Beobachter der äußerlichen Kirchengebräuche, hielt viel auf

Demuth vor dem höchsten Wesen, und zwang die Soldaten, so wie auch seine eigenen Kinder, mit dienstlicher Strenge zum Kirchgange und zum Abendmahl. Daher hätte er auch gern die beiden protestantischen Confessionen mit einander verschmolzen, doch scheiterte dieser Versuch nicht weniger als der frühere unter Friedrich I., welcher eine Vereinigung der anglikanischen und brandenburgisch-reformirten Kirche beabsichtigte; zu solchen Ausgleichungen war man bei den damals noch sehr starren theologischen Vorurtheilen viel zu wenig geneigt. Wie Friedrich Wilhelm I. alle seine Unterthanen in Furcht und Demuth erhielt, so stellte er sich auch sein Verhältniß zu Gott vor; er sah in ihm den strengen Herrn, der Sünde und Ungerechtigkeit straft. Daß Sanftmuth, Milde und Menschenliebe Pflichten, daß die Liebe das Hauptgebot des Christenthums wäre, daran dachte er freilich nicht.

Trotz dieser wunderlichen Auffassung der Religion zeigte der König auch hier wieder seinen gesunden, richtigen Sinn. Streng calvinisch und ein großer Freund der Uniformität in allen Dingen, duldete er, was bei einem Fürsten von so unumschränkter Macht, der sonst keinen Widerspruch litt, doppelt hoch zu achten ist, alle Parteien und Sekten, nur durften sie, und dies wird jeder für Recht erkennen, die Ordnung und Ruhe des Staates nicht stören. Bemerkenswerth ist sein Verfahren gegen die Juden. Da sie durch Wucher und Betrügereien den Zorn des Königs auf sich geladen hatten, verordnete er, sie sollten die wilden Schweine, welche er auf seinen Jagden in großer Zahl erlegte oder erlegen ließ, für eine bestimmte Taxe kaufen. Da sie sich wegen ihres Gesetzes dagegen sträubten, so ließ er ihnen die Schweine vor ihre Thüre legen, wo ihnen dann kein anderes Mittel zur Befreiung übrig blieb, als sie wohlfeil zu verkaufen oder an die Armenhäuser zu schenken, und die Taxe dafür zu bezahlen.

Obgleich Friedrich Wilhelm I., wie wir schon erwähnt haben, alle strenge, namentlich spekulative Wissenschaft verachtete, so besaß er doch eine große, nie versiegende Wißbegierde für alles, was mit dem praktischen Leben zusammenhing. Bei diesem Triebe sich zu unterrichten, ja sogar in den Erholungsstunden nicht müßig zu sein, genügte ihm die Gesellschaft seiner Generale, die nur eine sehr beschränkte Bildung hatten, nicht, und da selbst seine geheimen Räthe

ihm oft auf seine historischen und statistischen Fragen die Antwort schuldig blieben, so wünschte er einen Gesellschafter zu haben, der ihm auf jede Frage antworten könnte, aber, von Pedanterie und gelehrtem Vornehmthun frei, zu jeglichem Scherz, wenn auch auf Kosten seiner Zunftgenossen, aufgelegt wäre. Ein solches für seinen Zweck geeignetes Individuum fand er in Jacob Paul Gundling, einem Mann von vielem Wissen, der auch manches für die vaterländische Geschichte Brauchbare geschrieben hat. Grumbkow führte ihn als eine des Königs Wünschen entsprechende Person, da seine Erscheinung, so wie sein Benehmen, viele lächerliche, zum Muthwillen aufforderude Seiten darbot, bei seinem Gebieter ein. Unter anderm liebte er so sehr den Trunk, daß er selten anders von der Tafel oder aus den Abendgesellschaften des Königs als völlig betrunken nach Hause zurückkehrte. Friedrich Wilhelm I. gebrauchte ihn besonders auch, um alles, was er für lächerliche Eitelkeit und Thorheit hielt, dem Spotte preiszugeben. Er machte ihn zum Baron, Kammer-
1717 herrn, Oberceremonienmeister, und ließ ihm für diese Würden ein wunderliches, die Moden seiner Zeit karrikirendes Kleid anfertigen. Um die Akademie der Wissenschaften herabzusetzen, ernannte er ihn zu ihrem Präsidenten mit einem Gehalte von zweihundert Thalern aus der Kasse des Instituts; ja er machte ihn zum Mitglied fast aller Landescollegien. Daß der König trotz alles auf Gundling gehäuften Spottes doch auf seine Fähigkeiten und seinen Rath Ge-
1726 wicht legte, erfahren wir aus einem Berichte Seckendorfs, welcher ohne Zweifel den wahren Standpunkt des Günstlings zum Könige am besten zu beurtheilen wußte. Mitunter überschritt die Derbheit der Scherze, die man sich mit Wissen, ja wohl auf Befehl des Königs mit Gundling erlaubte, alle Grenzen, z. B. als er beim Nachhausetaumeln von vier Grenadieren in den gefrorenen Schloßgraben zu Wusterhausen geworfen wurde.

Um den Spaß noch zu erhöhen, brachte man auch andere Gelehrte in das Tabacks-Collegium, den gewöhnlichen Schauplatz dieser Belustigungen, und ergötzte sich an ihren gelehrten Streitigkeiten, die wohl, wenn die geistigen Getränke zu wirken begannen, selbst in Prügeleien ausarteten. Besonders bediente sich der König zu diesen Schauspielen des Professors David Faßmann, der auf sein Gesuch
1731 nach Gundlings Tode alle verschiedenen Gehalte desselben erhielt,

und eine Geschichte der Regierung seines königlichen Herrn geschrieben hat. Gundling ward in einem Sarge von der Form eines Weinfasses begraben. Außer diesen beiden dienten noch Bartholdi, Kornemann, Graben zum Stein, Johann Erdmann, Rossig, Jäckel und Salomon Jacob Morgenstern dem Könige als Hofnarren oder lustige Räthe.

Nach vollendetem Tagewerk, welches in der strengsten Thätigkeit vollführt wurde, begab sich der König Tag für Tag im Sommer um sieben, im Winter um fünf Uhr in seine Abendgesellschaft, das berühmte Tabacks-Collegium. Schon Friedrich I. hatte, freilich in Begleitung des ganzen Hofceremoniels, eine solche Tabacksgesellschaft gehabt, unter Friedrich Wilhelm I. jedoch fiel jeder Zwang weg, da er durchaus nur als Privatmann daselbst angesehen werden wollte. Täglich besuchte der König die Versammlung, wenn nicht ganz wichtige Dinge ihn abhielten, gleichviel ob sich der Hof in Berlin, Potsdam oder Wusterhausen aufhielt. Gewöhnlich war die Gesellschaft nur sechs bis acht Personen stark, meistens Generale und Stabsoffiziere, mitunter auch Subalternoffiziere, wenn sie sich durch Verdienst auszeichneten. Besondere Einladungen wurden deshalb erlassen, nur der Baron Pöllnitz genoß den Vorzug als Stammgast uneingeladen kommen zu dürfen. Auch durchreisende Fremde, die sich durch Abenteuer, Gelehrte, die sich durch ihre Schriften einen berühmten Namen gemacht hatten, wurden zu dem Tabacks-Collegium zugezogen. Alles aber mußte rauchen, und wer es nicht konnte, z. B. Fürst Leopold von Dessau und Seckendorf, mußte wenigstens zum Schein eine Pfeife in den Mund nehmen. Am willkommensten waren dem Könige starke Raucher, wie Stanislaus Lesczinski, der mit dem Könige in einer Sitzung dreißig bis zwei und dreißig Pfeifen rauchte.

Es ging in dieser Gesellschaft sehr einfach zu. Thönerne Pfeifen, holländischer Taback, kleine Pfannen mit glimmender Torfasche, vor jedem Gast ein weißer Krug voll Bier und ein Glas standen auf dem Tische, denn man wollte von der Dienerschaft ungestört sein. Um sieben Uhr wurde Butter, Brot und Käse aufgetragen, auch wohl ein Schinken oder Kalbsbraten auf einen Nebentisch zum beliebigen Abschneiden hingestellt. Zuweilen ward ein Gericht Fische nebst Salat, welche der König selbst zurichtete, vorgesetzt. Bei sol-

chen festlichen Gelegenheiten ließ Friedrich Wilhelm I. reichlich Ungerwein vom besten Gewächs und hohem Alter, wovon er viel Vorrath in seinem Keller hatte, reichen; sonst ward nur Duckstein, köpenicker Moll, oder sogenanntes schwedisches von einem aus Schweden verschriebenen Brauer gebrautes Bier getrunken, und für eine jede Sitzung eine halbe Tonne aufgelegt und angezapft.

Vor allem wünschte der König einige in den Staatswissenschaften, den Welthändeln, der Geschichte und Geographie erfahrene Leute in seinen Abendgesellschaften zu haben, die als Sprecher oder Zeitungserzähler Vorträge hielten, aber von dem Könige sowohl als den anderen Anwesenden durch Fragen und Einwendungen unterbrochen werden durften. Französische, holländische, deutsche Zeitungen, namentlich die hamburger, frankfurter, breslauer, leipziger und wiener, lagen auf dem Tische, und die in ihnen enthaltenen Artikel gaben Stoff zu den Unterhaltungen. Zu Anfang seiner Regierung hatte er die Herausgabe der berliner Zeitung verboten, vermuthlich weil er jedem müßigen Wesen, also auch der Neugierde des großen Publicums, welches sich nach seiner Ansicht nicht um die Welthändel zu bekümmern hätte, abhold war. Im Jahre 1715 dagegen erlaubte er wieder den Druck, um die Kriegsthaten des preußischen Heeres in dem pommerschen Feldzuge zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, denn alles zielte bei ihm auf den praktischen Gebrauch und Nutzen. Ein Jahr später ward schon wieder ein Censor für die berliner Zeitung eingesetzt, der so viel strich, daß der König selbst sie gar nicht mehr las. Von seinen Gästen verlangte Friedrich Wilhelm I. besonders auf solche Artikel ausländischer Zeitungen aufmerksam gemacht zu werden, wo er selbst angegriffen wäre.

Sonst sah es mit den Vergnügungen des Hofes außer der Jagd, die Friedrich Wilhelm I. leidenschaftlich liebte, nur dürftig aus. Unter Friedrich I. war durch die Königin Sophie Charlotte der italienischen Oper bei Hofe Eingang verschafft worden; auch ihr Gemal fand so viel Geschmack an Theatervorstellungen, daß er mit Rocher, dem Director der Truppe von Tournay, der den Titel eines intendant des plaisirs de Sa Majesté erhielt, einen Contract abschloß, nach welchem sie für 2000 Thaler Reisegeld und 6000 Thaler Zuschuß, freies Local und Beleuchtung unentgeltlich zwei Tage die Woche vor dem Hofe in der Stadt sowohl wie auf den Lustschlössern, und

zweimal vor dem Publicum in der Stadt spielen mußte. Schon 1706
vor diesen fest engagirten französischen Hofcomödianten war der veltheimschen Truppe trotz der fanatischen Verfolgung der Geistlichen 1703
die Erlaubniß zu öffentlichen Vorstellungen gegeben worden. Noch
vor dem Tode Friedrichs I. wurde Rocher mit seiner Gesellschaft ver- 1711
abschiedet. Alle Hofschauspiele wurden eingestellt, sogar die Garderobe später unter die Armen vertheilt, was zu manchem lächerlichen Auftritte Anlaß gab, indem man Bettler in glänzendem Flitterstaate von Königen und Heroen Griechenlands demüthig um Allmosen flehen sah.

Auch die italienische Oper und Capelle wurde von Friedrich Wilhelm I. sogleich nach seiner Thronbesteigung verabschiedet. Nur einen einzigen Musiker aus derselben, Gottfried Pepusch, behielt er bei und ernannte ihn zum Capellmeister des Garderegiments in Potsdam. Von heroischer Musik war er ein großer Freund. Besonders im Herbst und Winter hatte er wöchentlich einige Male nach Tische Musik in seinen Zimmern. Dann ließ er sich vorzüglich händelsche Opern, doch nur für Blasinstrumente gesetzt, vorspielen. Oft schlief er, da die Musik vor ihm allein aufgeführt wurde, darüber ein, doch durften die Musiker deshalb nicht leicht etwas überspringen; denn wenn er aufwachte, und den Betrug merkte, ließ er sich die ausgelassene Arie, auch wohl das ganze Tonwerk noch einmal vorspielen.

Gleich nach seiner Thronbesteigung erließ Friedrich Wilhelm I. mehrere Verbote gegen die Schauspieler, Marktschreier, Komödianten, Gaukler, Seiltänzer u. a. m., allein für die Hauptstadt war er etwas nachsichtiger, denn hier durfte eine im Jahre 1714 angekommene Truppe gegen Erlegung von dreißig Thalern des Monats an die Kämmerei ihre Vorstellungen geben, mit der Verpflichtung, daß sie am Tage vor der Aufführung einen Zettel von dem, was sie spielen wollte, dem Oberschenk und Kammerherrn von Schlippenbach vorlegen müßte, damit ja nichts Scandalöses und Aergerliches auf dem Theater erschiene. Für die Provinzialstädte war der König minder duldsam.

Eine bedeutende Rolle in den Schaustücken an welchen sich Friedrich Wilhelm I. ergötzte, spielte der Seiltänzer Eckenberg, gewöhn- 1717
lich der starke Mann genannt, weil er unter andern equilibristischen Künsten wunderbare Proben seiner unglaublichen Stärke ablegte. Die

Vorstellungen dieses nordischen Hercules waren so sehr nach dem Geschmacke des Königs, daß dieser ihm zu seinem maître des plaisirs ernannte und ihm das Fürstenhaus zur Anordnung seiner Assembleen einräumte. Später erhielt er sogar ein Privilegium für theatralische
1732 Darstellungen, doch so, „daß er dabei keine gottlose, sündliche, ärgerliche und unehrbare oder dem Christenthum nachtheilige Dinge, sondern lauter dergleichen innocente Sachen, wodurch die Leute ein honettes Amüsement haben, spielen und vorstellen, widrigenfalls aber und bei Contraventionen gewärtigen solle, daß dieses Privilegium sofort wieder aufgehoben würde." Es wurden italienische Lustspiele in deutscher Sprache aufgeführt, und Eckenberg erhielt sogar den Titel eines königlich-preußischen Hofcomödianten. Dennoch erkaltete die Theilnahme des Publikums bald so sehr für die neue, wahrscheinlich ziemlich unkünstlerische Unterhaltung, daß das Theater, besonders die ersten Plätze meistens leer blieben. Da gab der König den sonderbaren Befehl, es sollten bei namhafter Strafe alle in Berlin befindlichen Collegien Komödienbillets lösen, und täglich einige ihrer Mitglieder der Reihe nach als Abgeordnete dem Schauspiel beiwohnen. Die Geistlichkeit hatte immer viel gegen alle öffentlichen Vorstellungen dieser Art.

Mitunter kamen Gesellschaften aus andern großen deutschen Städten um in Berlin zu gastiren. So gaben 1729 Opernsänger aus Hamburg Vorstellungen mit großem Beifall, und zwei Jahre darauf erhielt Titus Maas, markgräflich baden-durlachscher Hofcomödiant die Erlaubniß zu Vorstellungen mit großen englischen Marionetten. Sein besuchtestes Stück war ein tragikomisches Puppenspiel, welches auf dem Anschlagzettel angekündigt wurde: Mit Königlicher Allergnädigster Erlaubniß werden die anwesenden hochfürstlich baden-durlachschen Hof-Comödianten auf einem ganz neuen Theater bei angenehmer Instrumentalmusik vorstellen, eine sehenswürdige ganz neu elaborirte Hauptaction, genannt remarquable Glücks und Unglücksprobe des Alexander Danielowitz, Fürsten von Mentzikopf, eines großen favorirten Kabinets-Ministers und Generalen Petri I. Czaren von Moskau, glorwürdigsten Andenkens, nunmehro aber von den höchsten Stufen seiner erlangten Hoheit bis in den tiefsten Abgrund des Unglücks gestürzt, veritabeln Belisary mit Hanswurst, einem lustigen Pastetenjungen, auch Schnirifax und kurzweiligen Wildschützen

in Sibirien u. s. w. Die Person giebt auf dem ersten Platz 4 Gr. auf dem andern 3 Gr, und auf der Treppe zu stehen 2 Gr. Aus politischen Rücksichten wurde dieses Stück durch einen königlichen Befehl vom 28sten August 1731 verboten. Für die übrigen Künste, auch für die Malerei, obgleich sich der König selbst mitunter, wenn ihn das Podagra im Zimmer festhielt, mit Portraitiren abgab, wurde ebenfalls wenig gethan. Sogleich nach seiner Thronbesteigung setzte er die Einkünfte der Akademie der Künste von 1000 Thalern auf 300 herab, wovon noch funfzig Thaler Miethe für die ihr über dem Marstalle eingeräumten Zimmer abgezogen wurden; doch erhielt der Hofmaler und Director der Akademie 600 Thaler Gehalt. Ein anderer Hofmaler, der Franzose Pesne behielt sogar die ihm unter der vorigen Regierung bewilligte starke Pension von 1500 Thalern. Von Seiten des Publikums wurden die Künste noch minder begünstigt als vom Hofe.

Dagegen ward die Sorge für die Kultur des Landes, das Erzeugen des Nützlichen von oben herab stets empfohlen, und fand treue Beförderung. Als eine in diesem Bereiche nicht unwichtige Begebenheit kann noch angeführt werden, daß um das Jahr 1728 zuerst die Anpflanzung der Kartoffeln bei Berlin versucht wurde.

Daß die Wissenschaft, insofern sie sich ins Bereich der Speculation erhob, noch ungünstiger als die Kunst behandelt, ja dem Spott und der Verfolgung ausgesetzt wurde, haben wir oben schon gesehen. Dies erfuhr mehr noch als die Akademie in Berlin der berühmte Professor Wolf in Halle. Gegen ihn verband sich mit den Verächtern der absoluten Wissenschaft die Partei der Frommen. An ihrer Spitze stand der Professor der theologischen Facultät Joachim Lange, der ihn in Streitschriften bekämpfte, indessen Franke und Breithaupt auf der Kanzel gegen ihn donnerten. Doch halfen beim Publicum alle diese Anfechtungen nichts, denn Wolfs Hörsäle füllten sich immer mehr, während sein Gegner Lange fast verlassen dastand. Nun klagte man Wolf heimlich beim König als Atheisten und Irrlehrer an. Man steckte sich hinter die Generale Natzmer und Löben, die in der beim Könige wirksamen Weise die Sache angriffen. Sie machten ihn darauf aufmerksam, daß nach Wolfs Lehre ein potsdamer Grenadier nicht zu bestrafen sei, wenn er seinen Eid bräche und davon ginge, weil er in diesem Falle nach der prästabilirten Har-

monie und der Lehre von dem freien Willen dazu von Ewigkeit her bestimmt sei. Da so gefährliche Folgerungen aus der wolfischen Lehre gezogen werden konnten, so läßt sich denken, daß der sonst schon der Philosophie sehr abgeneigte König mit großem Zorn gegen den Erzeuger, wie es ihm schien, so frevelhafter Lehren erfüllt wurde. Wohl nur der Form wegen forderte man ihn zur Rechtfertigung seiner Grundsätze auf, denn nach einiger Zeit ward dem gelehrten Mann durch eine Kabinetsordre befohlen, bei Strafe des Stranges binnen acht und vierzig Stunden Halle und die königlich-preußischen
1723 8. Nov. Staaten zu verlassen. Seine Feinde triumphirten, ja selbst der fromme Franke, der sich durch die Stiftung des halleschen Waisenhauses ein unerlöschliches Verdienst erworben hat, verkannte so sehr die Lehre des göttlichen Dulders, daß er in der Kirche die Verbannung des berühmten Philosophen als einen Sieg Gottes über das Böse hervorhob.

Die Verjagung eines die Wahrheit so eifrig suchenden Mannes ist eine schwere Anklage gegen die Willkür Friedrich Wilhelms I., doch müssen wir zur Milderung hinzufügen, daß der tyrannische Befehl aus der innigen Ueberzeugung von der tödtlichen Verderblichkeit der angeklagten Lehre für Sittlichkeit, Religion und Staat hervorgegangen war. Später kam bei ihm die ruhige Ueberlegung zurück, und mit ihr Gewissensbisse und Reue; ja wie schwer dem eigenwilligen Manne auch das Eingeständniß seines Unrechts sein mußte, so ließ er doch, als eine unparteiische Commission die Verdammung der
1733 wolfischen Lehren aufgehoben hatte, dem Philosophen die glänzendsten Anerbietungen machen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, allein erst unter Friedrich II. nahm Wolf seine frühere Stelle wieder ein.

Wenn wir auch dem Könige nicht den Vorwurf ersparen konnten, daß er mit Eigensinn den höchsten Schwung des menschlichen Geistes hemmen wollte, so müssen wir ihn anderseits dafür loben, daß er durch die Sorge für die niedern Schulen den Grund zu besserer Erkenntniß bei seinem Volke legte. 1722 stiftete er mit königlicher Freigebigkeit das große potsdamer Waisenhaus für 2500 arme Kinder, und um anderes zu übergehen, erwähnen wir nur, daß er 1734 für Preußen zu Schulstiftungen allein 150,000 Thaler schenkte. Auch erst auf seinen Befehl wurden die Schullehrer, was früher nicht geschehen war, vor ihrer Anstellung geprüft.

Die allerschwächste Seite in Friedrich Wilhelms Regierung war

ohne Zweifel die unbegreifliche, ans Lächerliche streifende Begierde nach Soldaten von riesigem Wuchse. In allen Ländern Europas ließ er großen Leuten heimlich und öffentlich nachstellen, um sie unter sein Riesenregiment aufzunehmen, und wirklich fand man auch unter dem Leibregiment die bunteste Mischung aller Landsmannschaften. Bei diesen Anwerbungen fielen die größten Ungerechtigkeiten vor. Ruhige Bürger, verheirathete, oft wohlhabende Männer wurden aus dem Schooße ihrer Familie von fremden Ländern her nach Potsdam geschleppt, um die sonderbare Laune des Königs zu befriedigen, der in vollem Ernste behauptete, Gott habe alle Menschen von ungewöhnlicher Größe nur darum geschaffen, damit sie sein Leibregiment verschönerten, und sie gehörten ihm mit Recht an, weil sie andere Fürsten nicht zu schätzen wüßten. Diese Menschenkaperei auf fremdem Gebiete führte zu den lebhaftesten Streitigkeiten mit den betheiligten Mächten, einige Male fast bis zum Kriege. Und welche Summen wendete der König nicht für seine Lieblingsneigung auf, er, der sonst mit so sparsamem Sinne seine Ausgaben beschränkte! Nur einige Beispiele, um das Erwähnte durch Thatsachen zu beweisen. Der geheime Rath von Bork schrieb 1734 von Gravesand an den König, er habe einen Irländer, James Kirkland, als seinen Bedienten für 60 Pfund Sterling auf drei Jahr gemiethet, sich selbst aber einen andern Namen gegeben, damit jener nicht erfahren möchte, in wessen Dienste er gekommen sei; hierauf habe er ihn auf ein hamburger Schiff bringen lassen, und einen Auftrag für ihn erdichtet; keine Kosten, Mühen und Gefahren seien geachtet; ein Mann habe sogar Leib und Leben daran gesetzt, und verlange dafür 1000 Pfund Sterling zur Belohnung, die übrigen Kosten betrügen 166 Pfund, denn man hätte Bekannte des Menschen, einen Friedensrichter, englische Gardesoldaten und noch andere Leute zu diesem Zwecke gewinnen müssen. Einem andern Rekruten, der freiwillig in preußische Dienste trat, gab man 5000 Gulden Handgeld, und fand ein Kloster, in dessen Dienste er stand, mit 1500 Thalern ab. Aber dies war nur die Anwerbung, die Unterhaltung des Riesenregiments kostete noch weit mehr, da der geringste Soldat in demselben täglich einen Gulden, viele etliche Thaler zu verzehren hatten. Nicht selten ließen sich auch Leute von guter Geburt, sogar Adlige durch den Gewinn und das gute Leben unter die gemeinen Grenadiere und Mus-

ketiere locken. Der König schenkte ihnen Güter und Grundstücke, ertheilte ihnen Kanonikate und Pfründen, und richtete ihnen Häuser und Wirthschaften ein; bisweilen erlaubte er ihnen auch bürgerliche Gewerbe zu treiben, Wein-, Bierschank- und Kaufläden anzulegen. Seine Freigebigkeit stieg noch, wenn sie große, wohlgewachsene Mädchen heiratheten, damit sich das Riesengeschlecht auch für die Zukunft fortpflanzte. Dann hatten sie noch das ganz besondere Privilegium, Bittschriften für andere Leute mit Uebergehung aller Behörden bei dem Könige einzureichen, worauf er keine abschlägige Antwort zu geben pflegte. Als er selbst das Nachtheilige dieses Gebrauches einsah, so verbot er Jedem bei Karrenstrafe, einem Soldaten vom Leibregimente dergleichen Bittschriften zu übergeben, gegen die Soldaten selbst aber verhängte er kein Verbot dieser Art. Mitunter wurde des Königs sonderbare Neigung zu großem Schaden des Staates benutzt. Wer ihm auf irgend eine Weise zu großen Rekruten zu verhelfen wußte, der konnte, was er wollte, bei ihm durchsetzen; daher machten auswärtige Höfe sich dies zu Nutze. Seckendorf wendete nicht nur selbst dies Mittel häufig an, sondern empfahl es auch andern, um ihre Unterhandlungen zu einem glücklichen Ende zu führen; anderseits sah Friedrich Wilhelm I. jede Verweigerung seines Lieblingswunsches als eine offene Feindseligkeit an.

Ueberhaupt führte die Erhaltung eines für die Kräfte des Staates unverhältnißmäßig großen Heeres äußerst drückende Uebelstände herbei. Die schweren Geldopfer für die auswärtigen Werbungen abgerechnet, galt die Verpflichtung zum Kriegsdienst auch den Inländern, welche doch wenigstens zwei Drittel des Heeres ausmachten, für ein so großes Unglück, daß viele sich ihr mit Verlust ihres Vermögens durch die Flucht, und wenn sie schon dem sclavischen Joch verfallen waren, oft durch Selbstmord entzogen, so wenig konnten den Soldaten alle sonstige Vorzüge und die ihm außer dem Dienste gestattete Zügellosigkeit für das unleidliche, lebenslängliche Joch entschädigen. Um die Aushebung einigermaßen zu regeln, war das ganze Land mit wenigen Ausnahmen in gewisse Districte, Kantons, eingetheilt, von denen ein jeder einem Regimente, und in ihm jegliches Haus mit seinen kantonfähigen Bewohnern einer bestimmten Compagnie zugewiesen war. Hier herrschte reine Willkür der Regimentschefs, keine Civilbehörde durfte sich in das Rekrutirungsgeschäft

mischen, daher die unerhörtesten gewaltthätigen Bedrückungen, weil Niemand höchsten Ortes gegen Militairbeamte Schutz erhalten konnte. Auch der Verkehr mit dem Auslande litt durch das heillose Werbesystem, da Fremde den Aufenthalt, selbst die Durchreise durch preußische Länder vermieden, um nicht in die Schlingen der verschmitzten Werber zu fallen.

Blicken wir auf die ganze Regierung Friedrich Wilhelms I. zurück, so finden wir in ihr ein sonderbares Gemisch von Weisheit und launenhafter Verkehrtheit; er ist eine der wunderlichsten Erscheinungen, die man je auf dem Thron gesehen hat. Seiner Privatgesinnung nach Republikaner trieb er den Absolutismus auf die höchste Spitze; in vielen Dingen spießbürgerlich karg, ging er in seiner Soldatenliebe bis zur thörichtesten Verschwendung; voll von Respect gegen Religion und Gesetz und doch nicht selten der willkürlichste Despot; in mancher Hinsicht beschränkten Geistes, nichts destoweniger mit durchdringendem Scharfsinn für die praktischen Seiten des Lebens begabt; ein enthusiastischer Förderer der Kriegsmacht, dennoch aber der eifrigste Freund und Erhalter des Friedens. Er war kein großer Regent, weil ihm jede höhere Ansicht über seinen Beruf und seine politische Stellung abging, aber ganz geeignet die Mittel zu Preußens dereinstiger Größe vorzubereiten, und deshalb ein äußerst wichtiges Glied in der merkwürdigen hohenzollernschen Fürstenreihe.

Friedrich der Große.[1]) 1740—1786.

Friedrichs II. Jugendzeit.

Wir nahen jetzt der glorreichsten Epoche der preußischen Geschichte, der erhabensten Erscheinung des vorigen Jahrhunderts, denn was kann es Höheres geben als einen Weisen auf einem Königsthrone. Und wer hätte größere Ansprüche auf diesen ehrenvollen Namen als er. Für den Glanz einer Krone bestimmt, setzte er seinen höchsten Ruhm in die Erkenntniß der Wahrheit, mit entschiedener Neigung zum sinnlichen Genuß geboren, hörte er nur auf die strengsten Gebote seiner schweren Pflicht, mit den höchsten Heldentugenden begabt war sein einziges Streben, seinen Unterthanen die Segnungen eines ehrenvollen Friedens zu erhalten. Mit Recht dürfen wir ihn daher wohl den Einzigen nennen.

Da bei einem Fürsten wie Friedrich der Große ein jedes Moment des Lebens von Wichtigkeit ist, so werden wir auch bei seiner Jugend länger verweilen müssen, zumal da dieselbe inhaltsreicher als gewöhnlich bei Fürstensöhnen war. Noch bei Lebzeiten des ersten
1712 Königs war Friedrich II. geboren. Seine erste Erziehung leitete eine
24. Jan. französische Gouvernante, Frau von Roucoulle; denn wenn auch Friedrich Wilhelm I. die Franzosen haßte, so konnte er doch bei der siegreichen Stellung der französischen Bildung an allen Fürstenhöfen ihre Sprache nicht von dem seinigen vertreiben, besonders da seine Gemalin ganz in französischer Sitte erzogen war. Diese, eine verständige Frau, hielt Friedrich wie alle ihre Kinder einfach in Nahrung und Kleidung, wie schon ihres Gemals Lebensansicht forderte. Vom

1) Preuß. Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Fr. Förster. Leben und Thaten Friedrichs des Großen. Dohm. Denkwürdigkeiten meiner Zeit. F. Kugler. Friedrich der Große. Köppen. Friedrich der Große und seine Widersacher u. a. m. Daneben des großen Königs eigene Schriften, besonders histoire de mon temps, de la guerre de sept ans und mémoires depuis la paix de Hubertsbourg.

Beginn des siebenten Jahres an traten der General-Lieutenant von Finkenstein als Oberhofmeister, der Oberst von Kalkstein als Sous-Gouverneur an die Stelle der Frau von Roucoulle, beides edle verdienstvolle Männer. Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm I. ein geschworener Feind der Bücherweisheit und Schriftgelehrsamkeit war, deshalb sollte der junge Prinz „Latein gar nicht lernen, das Französische und Deutsche nur so weit, daß er sich an eine kurze und elegante Schreibart gewöhnte; die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie, Oekonomie aus dem Fundamente; die alte Historie nur überhin, die Geschichte der letzten 150 Jahr aber auf das genaueste. Natur- und Völkerrecht, wie auch Geographie und die Merkwürdigkeiten der verschiedenen Länder sollte er vollkommen inne haben, absonderlich aber die Historie des Hauses Brandenburg." Hilmar Curas war der Lehrer Friedrichs so wie der beiden nachherigen Markgräfinnen von Baireuth und Anspach im Französischen, Schönschreiben und in der Geschichte. Schon früh suchte sein Vater in ihm die Lust zum Soldatenstande durch die Errichtung einer Cadettencompagnie zu erwecken.

Eifrig in allen gottesdienstlichen Uebungen sorgte Friedrich Wilhelm I. auch dafür, daß seine Kinder in gleichem Sinne erzogen würden. Den ersten Unterricht in der Religion leitete der Hofprediger Andreä auf eine für die Individualität des Prinzen wenig geeignete Weise, denn anstatt seinen religiösen Sinn lebendig zu entwickeln, ertödtete man denselben durch geistloses Einprägen unverstandener Formeln; auch das Auswendiglernen von Psalmen und andern Abschnitten der heiligen Schrift zur Strafe für Nachlässigkeiten mußte das Interesse seines jugendlichen Gemüthes an den Grundlagen der christlichen Religion abstumpfen. Noltenius, der den Unterricht später übernahm, griff die Sache verständiger an, doch konnte er den ersten nachtheiligen Eindruck in dem Gemüth Friedrichs nicht mehr überwältigen, besonders da der pedantisch starre häusliche Gottesdienst seines Vaters die Ehrfurcht vor den christlichen Religionsübungen völlig untergrub.

Allen körperlichen Uebungen mußte Friedrich schon in früher Jugend obliegen, er durfte weder Wind noch Wetter scheuen, und mußte den König auf Revüen und Jagden stets begleiten. Nur wenig Schlaf wurde ihm gestattet, denn sein Vater meinte, das lange

Schlafen mache dumm. Rasch mußte der Prinz aufstehen, Reinigung so wie den Anzug mit soldatischer Strenge besorgen.

Ein günstiger Zufall verschaffte dem Prinzen einen Mann von Bildung und feinem Geschmack zum Lehrer, Duhan de Jaudun, den Friedrich Wilhelm I. bei der Belagerung von Stralsund kennen gelernt und liebgewonnen hatte. Er ging über die Instruction des Königs hinaus, und weihte seinen Zögling in die geistreichsten Erzeugnisse der französischen Litteratur ein. An ihr entwickelte der junge Fürst seinen sprühenden Geist, denn leider war die deutsche klassische Zeit damals noch nicht erwacht. Innig vereint in dem Unterricht wie in den Spielen der Kindheit blieb mit ihm seine ältere Schwester Friederike Sophie Wilhelmine, an Geist von allen Geschwistern ihm die ähnlichste. Doch bei aller Regsamkeit des Triebes zum Lernen mußte die Bildung der königlichen Geschwister nur mangelhaft bleiben, da sie das, was ihnen am liebsten war, nur heimlich treiben durften. Bitter beklagte sich Friedrich später, daß ihm nicht vergönnt gewesen die alten Sprachen und überhaupt das Alterthum gründlich zu studiren, denn nur das Französische, worin er sich bis auf die Orthographie eine schöne Schreibart erwarb, lernte er vollkommen, wenig Latein und Italienisch. Bei allem dem legte seine wie auch sonst vernachlässigte Erziehung den Grund zu den vortrefflichsten Eigenschaften, zur Sparsamkeit, zur strengen Ordensliebe und zum geregelten Fleiße, der die Zeit als das kostbarste Gut auszukaufen verstand. Selbst der blinde Gehorsam, zu dem er erzogen wurde, hat ihn weise regieren lehren.

Im Jahre 1725 ward Friedrich Hauptmann und avancirte bis 1728 zum Oberstlieutenant. In diese Zeit fällt der Anfang des gespannten Verhältnisses zwischen ihm und seinem Vater. Des Königs Strenge und Sparsamkeit, welche ihm für seinen hohen Stand einen so geringen Spielraum ließen, trieben den durch die Einförmigkeit seines Lebens unbefriedigten Sohn auf manche gefährliche Abwege, von denen sich nur ein starker Geist zu retten vermag. Friedrich Wilhelm I. war nicht der Mann den Fehlenden durch Sanftmuth und väterliche Milde zurückzuführen, im Gegentheil trieb er ihn durch Härte, die sich bei seinem hitzigen Temperamente selbst in körperlichen Mißhandlungen Luft machte, zur Verzweiflung, und stürzte ihn daher noch tiefer in seine Verirrungen. Nicht wenig beförderte auch der Aufent-

halt an dem üppigen Hofe Augusts II., als Friedrich Wilhelm I. hier im Januar 1728 einen Besuch machte, den Kronprinzen in seiner gefährlichen Richtung; suchte ihn doch der alte Lüstling, als er ihn von der Gräfin von Orzelska, seiner eignen Tochter von Henriette Duval bezaubert sah, durch eine seiner andern Geliebten, die schöne Formera anzulocken. Einmal auf dieser Bahn gerieth der junge Prinz immer weiter auf Abwege, über die er selbst später ein so strenges Urtheil fällte.

Doch war diese Ausschweifung ungeachtet des strengen sittlichen Sinnes bei Friedrich Wilhelm I. vielleicht das mindeste, was er an seinem Sohn verwerflich fand. Der Sinn für Eleganz, für die schönen, das Leben erheiternden Künste war in Friedrich zu jener Zeit mit neuer Stärke erwacht. Der berühmte Flötenbläser Quantz, den er in Dresden hatte kennen lernen, kam jährlich zweimal nach Berlin um ihn auf seinem Instrumente zu unterrichten. Die Mutter und die älteste Schwester begünstigten die Liebhabereien des Prinzen. Wenn ihn des Morgens der militairische Dienstzwang durch langweilige Uebungen gemartert hatte, so wollte er sich wenigstens Nachmittags im Umgange mit den Musen und nach damaligen Ansichten von Eleganz im goldbrocatenem Schlafrocke mit zierlichem Haarbeutel erfreuen. Aber der argwöhnische Vater störte oft diese behaglichen Genüsse; ja einmal mußten Schlafrock und Bücher, die ihm Genuß in seinen Mußestunden gewährten, da nur Entartete nach Friedrich Wilhelms Ansicht sich solchen Beschäftigungen und Moden hingaben, ohne alle Gnade ins Feuer wandern. Merkwürdig genug ist es, daß Friedrich Wilhelm I. so hart den Ungehorsam seines Sohnes rügte, den er umgekehrt gegen seinen Vater rücksichtlich der Allongenperücken und der prächtigen französischen Hoftracht begangen hatte.

Von beiden Seiten wurde man durch solche Vorfälle nur noch erbitterter. Der Kronprinz fand die Scherze, über die sein Vater lachte, gemein und abgeschmackt, rügte seine Härte gegen die Soldaten, verachtete und tadelte die Jagdbelustigungen, weil die Bauern durch sie gedrückt würden, bespöttelte die Schauspiele, besonders das Tabacks-Collegium, in welchem der König sich mehr als irgendwo ergötzte. So etwas läßt sich nicht leicht ein Vater gefallen, am wenigsten ertrug es Friedrich Wilhelm I., der ganz patriarchalische Vorstellungen von einem Familienoberhaupte hatte; daher wurde der

Zwiespalt immer drohender. Ja der König dachte ganz ernstlich auf Mittel die Krone seinem zweiten Sohne August Wilhelm zu verschaffen.

Der Plan der Königin, ihre älteste Tochter mit dem Prinzen von Wales, Friedrich mit der englischen Prinzessin Amalie zu verbinden, gab Veranlassung zu einem heftigen Ausbruch. Anfangs zwar war Friedrich Wilhelm I. dem Plane nicht entgegen, doch wurde er ungehalten, als man mit der bestimmten Erklärung darüber am Hofe von St. James zögerte. Bald kamen noch andere Irrungen hinzu. Georg I. hatte zuvorkommend große Rekruten nach Potsdam geliefert; da dies nicht mehr unter dem mit Friedrich Wilhelm I. gespannten Nachfolger geschah, so suchten preußische Werber ihre Leute auf hannövrischem Grund und Boden. Wir haben schon oben gesehen, daß beide Monarchen über diese Streitigkeiten fast zum Kriege mit einander gekommen wären. Von der Zeit an war an eine so nahe Verbindung, gegen die sich außerdem der Fürst von Dessau, Grumbkow und Graf Seckendorf, der damals jede Annäherung an England zu verhindern suchte, erklärten, gar nicht mehr von Seiten des Königs zu denken; dennoch ließ die Königin, ihre Kinder und die englisch gesinnte Partei den Muth noch nicht sinken. Von der Zeit aber war der gute zutrauensvolle Ton, welcher bisher in der königlichen Familie geherrscht hatte, verschwunden, da jeder des andern Schritte belauerte [1]).

Endlich erschien der Ritter Hotham, als jene Händel wegen der preußischen Werber friedlich beigelegt waren, als außerordentlicher Gesandter wegen der lange besprochenen Wechselheirath in Berlin. Da er ein eifriger Jäger, ein leidenschaftlicher Soldat, und ein sehr munterer Tischgenosse war, so erwarb er sich leicht Friedrich Wilhelms I. Gnade, aber Seckendorf, der um jeden Preis die Verbindung der beiden Höfe zu hindern suchte, wußte dennoch alle seine wohlbegründeten Hoffnungen zu zertrümmern. Dessenungeachtet schrieb der Kronprinz der Königin von England, er werde keine andere als ihre Tochter zur Frau nehmen. Dies blieb dem Könige nicht verborgen, dessen Unwillen dadurch noch gesteigert wurde, daß er erfuhr, sein Sohn habe 7000 Thaler Schulden. Die unangenehmen Begeg-

1) Siehe hierüber, so wie über die ganze Jugendgeschichte Friedrichs II. Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine Margrave de Bareith.

nungen zwischen beiden wiederholten sich, und machten dem Kronprinzen das Leben an dem Hofe seines Vaters so unerträglich, daß der schon lang gehegte Gedanke an eine Flucht nach England jetzt in ihm reifte. Schon als er mit seinem Vater zu dem großen Lustlager bei Radewitz reiste, ging er mit einem Plane dazu um, doch drang 1730
ihm August II. der seine Absicht erfuhr, das Versprechen ab, wenig- Juni
stens nicht während seines Aufenthaltes in Sachsen davon zu gehen. Bald erschien eine günstigere Gelegenheit. Auf einer Reise, die Friedrich Wilhelm I. mit dem Kronprinzen und mehreren Generalen in das südliche Deutschland machte, beschloß Friedrich aus dem Dorfe Steinsfurth, zwischen Heilbronn und Heidelberg sich von seinem Vater zu entfernen. Der König wußte um den Plan seines Sohnes, doch fehlten ihm die Beweise. Er erhielt sie durch einen Brief des Kronprinzen, der anstatt an den Lieutenant von Katte in Berlin, seinen Vertrauten, aus Versehen zum Rittmeister von Katte nach Nürnberg gekommen war. Der König ließ seinen Sohn in das 8.
Schiff bringen, mit welchem er nach dem Haag den Rhein hinab ge- Aug.
hen wollte, kam dann selbst in der höchsten Wuth in dasselbe, und stieß ihm mit seinem Stocke so heftig ins Gesicht, daß das Blut herabfloß. Empört über die unfürstliche Behandlung rief dieser aus: „Nie hat das Gesicht eines Prinzen von Brandenburg eine solche Schmach erlitten.“ Die Obersten von Rochow und von Waldow, denen der König mit ihrem Leben für den Prinzen zu haften befohlen hatte, warfen sich zwischen beide um größeres Unheil zu verhüten.

Friedrich ward nach Wesel gebracht und nun als Staatsgefangener behandelt. Hier hätte bei der ersten Zusammenkunft der König den Kronprinzen in der heftigen Aufwallung erstochen, wenn nicht der General von der Mosel dazwischen gesprungen, und mit den Worten; „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie ihres Sohnes,“ den zum tödtlichen Stoße erhobenen Arm zurückgehalten hätte. Von Wesel wurde Friedrich nach Mittenwalde abgeführt.

Groß war auch die Wuth Friedrich Wilhelms I. gegen die Mitwisser und Beförderer der Flucht. Der Lieutenant von Keith, durch einen mit Bleistift geschriebenen Zettel von der Entdeckung des Plans benachrichtigt, floh zur rechten Zeit, und entkam über England nach Portugal, wo er sogleich Cavaleriemajor wurde. Sein Bild ließ der König in Berlin an den Galgen nageln. Unglücklicher war

der Lieutenant von Katte. Er hätte, da man, was in Wesel vorgefallen war, in Berlin wußte, noch entfliehen können, ließ aber den günstigen Augenblick vorübergehen. Ueberhaupt hatte er mit dem Vertrauen des Kronprinzen stets eitel geprahlt, und so den Verdacht des Königs auf jenen und sich selbst gelenkt. Auch Katte wurde thätlich gemißhandelt, und vor ein Kriegsgericht gestellt, welches unter dem Vorsitz des General-Lieutenants von der Schulenburg und drei General-Majors, von Schwerin, Graf Dönhoff und von Linger, drei Obersten, von Derschau, von Steding und von Wachholz, drei Capitains und zwei Geheim-Räthen, dem bekannten General-Auditeur Mylius und dem General-Fiskal Gerbett bestand. Ihr Erkenntniß lautete auf Festungsbau, ein Urtheil, über dessen Gelindigkeit der König so ungehalten war, daß er als oberster Richter die Todesstrafe eigenmächtig über ihn aussprach. Alles Flehen um Gnade war vergebens. Am 6ten November früh um 7 Uhr ward von Katte in Küstrin mit dem Schwerte hingerichtet. Schon befand sich Friedrich an diesem Ort, und ein wahrscheinlich gegründetes Gerücht sagt, daß nicht weit von seinem Fenster die Hinrichtung vor sich ging. „Verzeihung theurer Katte," rief Friedrich dem Unglücklichen zu, als ihn sein letzter Weg bei ihm vorüberführte, worauf dieser ihm tröstend erwiederte: „der Tod ist süß für einen solchen Prinzen." Und mit Wahrheit konnte er so sprechen, denn dieser Prinz hat seinem Namen wenigstens die Unsterblichkeit gesichert.

Friedrich, den sein Vater nur noch „den Delinquenten oder den entlaufenen Oberstlieutenant Fritz" nannte, befand sich in äußerst harter und einsamer Gefangenschaft. Ganz gewöhnliche Speisen, Mittags für sechs, Abends für vier Groschen, wurden ihm geschnitten ohne Tischgeräth gebracht. Der Kammerpräsident von Münchow und seine Familie bemühten sich, so weit es nur thunlich war, ihn mit den nothwendigsten Bequemlichkeiten zu versorgen.

Härter als über Katte war das Urtheil des Kriegsgerichts über den Kronprinzen; alle Beisitzer bis auf die Generale Dönhoff und Linger stimmten für den Tod; allein das Heer, das preußische Volk, ja ganz Europa empörte sich gegen diesen nur dem Buchstaben der Gesetze nach gerechten, in jedem andern Sinne verdammlichen Spruch. Der Kaiser selbst ermahnte in einem besondern Handschreiben den König Gnade für Recht ergehen zu lassen, und Seckendorf, der nur

eine Trennung von Hannover, kein Blut wollte, unterstützte mit seiner einflußreichen Stimme das Fürwort des Kaisers. Auch von andern Höfen liefen Bitten deshalb ein, doch gab Friedrich Wilhelm den fremden Gesandten zu verstehen, daß der Prozeß seines Sohnes eine häusliche Angelegenheit sei, in welcher er durchaus keiner Verwendung Gehör verstatten könnte. Schriftlich jedoch dankte er höflich für die Theilnahme, und hielt auch seinen Sohn, wahrscheinlich um ihn recht zu demüthigen, dazu an.

Mehr als die Fürbitten der fremden Monarchen wirkten auf den König die festen und derben Vorstellungen seiner geachtetsten Generale. Der Fürst von Dessau, der General-Feldmarschall von Natzmer und der General-Major von Buddenbrock erklärten dem König unumwunden, er sei nicht befugt ohne förmlichen Prozeß den Thronfolger am Leben zu strafen; ja Buddenbrock entblößte, als jener heftig auf seiner Meinung bestand, die Brust, und sagte: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf.“ —

Der Tod Katte's hatte auf Friedrich einen tiefen und schmerzlichen Eindruck gemacht. Sein Sinn war gebeugt durch das von ihm veranlaßte schreckliche Ende seines Freundes, daher ließ er sich gern den geistlichen Zuspruch des lutherischen Feldpredigers Müller, der jenen zum Tode vorbereitet hatte gefallen. Vielleicht war er überzeugt, daß dieser ihm jetzt denselben Dienst leistete. Müllers Berichte über den Prinzen lauteten für den König befriedigend. Sein Zorn ließ etwas nach, doch mußte der Geistliche fortfahren ihn zu ermahnen, und ihm seine großen Sünden gegen Gott, den König und seine eigne Ehre vorzustellen, „indem er Geld geliehen, das er nicht wieder bezahlen könne und außerdem habe desertiren wollen; noch könne er ihn nicht gänzlich pardonniren, doch wolle er aus unverdienter Gnade den scharfen Arrest nachlassen, ihm freies Ausgehen innerhalb der Stadt erlauben und von Morgen bis Abend Geschäfte geben.“ Friedrich versprach alles zu thun, was man von ihm verlangte, und unterwarf sich auch einer Eidesleistung, doch mit der Bedingung, daß der König vorschreiben würde, was väterlich und zu halten möglich sei. Sonntag den 19ten November wurde ihm der Eid abgenommen. Von dem Tage an erhielt Friedrich ein für ihn eingerichtetes Haus mit einem eigenen Hofstaate, der König hatte

ihn also wieder als Sohn anerkannt, aber aus dem Soldatenstande, und dies war nach Friedrich Wilhelms Ansichten eine sehr große Strafe, blieb er noch verstoßen, durfte daher auch keine Uniform, sondern nur ein einfaches graues mit schmaler Silbertresse besetztes bürgerliches Kleid tragen.

Vom 21sten November an arbeitete Friedrich als Kriegs- und Domainenrath, und zwar mit der ganzen Strenge, zu welcher König Friedrich Wilhelm I. seine Diener anzuhalten pflegte. Zwei vortreffliche Beamte, der Kammerdirector Hille und der Kriegsrath Hünicke führten ihn, jener in den Geschäftskreis der Finanzen und der Polizei, dieser in den der Landwirthschaft und des Domainenwesens ein. Hier lernte er die Details der Verwaltung kennen, ein ungemeiner Vortheil für einen Fürsten, der auch fähig war mit großartigem Sinne das Ganze zu umfassen, und neue Wege zur Beförderung des Wachsthums und der Macht seines Volkes einzuschlagen.

Es fehlte dem Prinzen auch nicht an der für so strenge Arbeit nothwendigen Erholung. Der Präsident von Münchow suchte ihm durch Festlichkeiten aller Art Freude zu bereiten; die liebste Erholung aber in seiner Verbannung blieb ihm die Flöte, deren Trost er hier ungestörter als früher am berliner Hofe genießen durfte.

Hart wurden alle diejenigen bestraft, die nur im Entferntesten Theil an der Flucht oder den jugendlichen Verirrungen des Prinzen genommen hatten; selbst die Königin und die Prinzessin Wilhelmine entgingen der Ungnade des Königs nicht, letztere wurde sogar thätlich gemißhandelt, dagegen verzieh Friedrich selbst großmüthig allen seinen Gegnern.

Um diese Zeit beschäftigte sich Friedrich Wilhelm I. ernstlich mit Vermälungsplänen für seine Kinder. Der Prinzessin Wilhelmine ließ er die Wahl zwischen drei Bewerbern, von denen sie dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth, den sie nicht kannte, den Vorzug gab, und so dem Unfrieden in der königlichen Familie ein Ende machte, welchen die Gemalin Friedrich Wilhelms I. so lange durch ihren Plan diese Tochter an den Prinzen von Wales zu vermälen genährt hatte. Ihre
1731 Vermälung ward durch den Umstand für sie ein glücklicher Tag, daß
20. Nbr. er Anlaß zur Erlösung ihres geliebten Bruders wurde. Am vierten Tage des diesmal glänzend und reichlich gefeierten Hoffestes trat der König plötzlich in den Speisesaal, und führte den Kronprinzen in die

Arme seiner hochbeglückten Mutter zurück. Auf Verwendung der bedeutendsten Generale durfte er auch während des Festes wieder seine militairische Kleidung anlegen, doch kehrte er nach demselben in seiner bürgerlichen Tracht zu seinen vorigen Beschäftigungen zurück. Daß der König ihm aber ganz verziehen habe, bezeugte das bald darauf folgende Patent als Oberst und Befehlshaber des von der 1732
goltzischen Regiments. Nun wurde er von seinen bisherigen Civil- 10. Fbr.
diensten befreit, und nach Ruppin zur Uebernahme seines neuen Commandos beordert.

Zu gleicher Zeit dachte Friedrich Wilhelm I. auch an die Vermälung seines Kronprinzen. Zwei Prinzessinnen waren im Vorschlag, Anna von Mecklenburg, eine nahe Verwandte und muthmaßliche Thronfolgerin der damaligen Kaiserin Anna von Rußland, die andre Elisabeth Christine, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Bevern, eine Nichte Kaiser Karls VI. Durch Seckendorfs Einfluß entschied sich der König für die letztere zu großem Verdruß seines Sohnes, der der Erbin des moskovitischen Thrones den Vorzug gab; doch fügte er sich in den Willen des Vaters. Die Vermälung wurde unter Anwesenheit des ganzen berliner Hofes in Salzdalum gefeiert. 1733
Die Prinzessin konnte trotz ihrer Vorzüge nie die Liebe Friedrichs ge- 12. Juni
winnen, dessen Herz sich gegen den Zwang auflehnte, allein jeder Ungerechtigkeit feind, bezeugte er ihr wenigstens lebenslänglich die Achtung, welche sie ihrer Tugenden wegen verdiente. Die Lage der Kronprinzessin war nicht beneidenswerth, denn auch die Königin, deren heißester Wunsch die Vermälung ihres Sohnes mit ihrer Nichte, der englischen Prinzessin Amalie gewesen war, verhehlte gegen die aufgedrungene Schwiegertochter ihre Abneigung keinesweges.

Friedrich residirte von nun an theils in Ruppin bei seinem Regimente, theils in Berlin, wo er das alte Gouvernementshaus, das jetzige sogenannte königliche Palais bewohnte. Einige Jahre später kaufte ihm sein Vater Rheinsberg. Oft kam der König nebst seiner 1736
Gemalin hierher, und verlebte fröhliche Tage, indem er sich durch Jagd, Fischfang und Vogelschießen vergnügte. Wie sehr sich die Zeiten geändert hatten, kann man daraus schon ersehen, daß er 40,000 Thaler Schulden, die der Kronprinz seiner Einrichtung wegen hatte machen müssen, ohne weiteres bezahlte.

In Rheinsberg begann Friedrich ein geistig schönes Leben, wie es

wohl selten ein Königssohn geführt hat, voll von Genüssen, nach denen er sein ganzes Leben hindurch sich sehnte, ohne sie doch immer so ungetrübt wie in dieser seiner frischesten Jugendzeit erreichen zu können. Früh hatte er sich den Ausschweifungen und Eitelkeiten der üppigen Sinnenwelt entrissen, und lebte unter behaglichen äußern Umgebungen, welche ein verfeinerter Geschmack erzeugt hatte, den größten Theil seiner Zeit einer freien geistigen Thätigkeit im Kreise gebildeter zum Theil berühmter Männer. „Wir kennen keine heftigen Leidenschaften," schreibt er an seinen alten Freund Duhan, „wir befleißigen uns nur von dem Leben Gebrauch zu machen. — Ich bin mehr als je unter Büchern begraben, ich jage der Zeit nach, welche ich in meiner Jugend so unbedachtsam verloren habe, und ich sammle mir, so viel ich vermag, einen Vorrath von Kenntnissen und von Wahrheiten." Und von Ruppin aus an von Suhm: „Ich
1736 flüchte jetzt in meine liebe Einsamkeit, wo ich meine Studien fortsetzen werde. Wolff wird, wie Sie leicht glauben werden, seinen Platz behaupten, Rollin wird seine Stunden haben, und die übrige Zeit wird den Göttern der Ruhe und Stille gewidmet sein. Ein gewisser Dichter Gresset kommt zu mir und mit ihm Jordan, Keyserlingk, Fouqué und der Major von Stille. Welch unglückliches Geschick muß uns trennen und warum dürfen wir nicht in Rheinsberg unsre Tage im Schooße der Wahrheit und Unschuld verfließen sehen!

Unter einem heitern Himmel, sitzend am Fuße der Buchen
Forschen wir hier im Wolff, zum Trotz unsern Priestern.
Grazien und Scherze besuchen uns hier;
Doch haben auch andre Götter noch Zutritt.
Ergreift uns dann poetische Begeisterung
Besingen wir Mars und Minerva;
Dann ehren wir Bacchus, das Glas in der Hand, —

So lautet das Bekenntniß, das ich ihnen über das Leben ablege, welches wir an diesem glücklichen Aufenthalte führen, worin uns der Himmel lange erhalten möge." Ein anderes Schreiben an denselben lehrt uns, was für eine ernste Lebensaufgabe er sich trotz der Annehmlichkeiten seines Aufenthalts gestellt hatte. „Ich studire aus allen Kräften und thue alles mögliche mir die Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind um mich würdig aller der Dinge zu entledigen, welche

meines Amtes werden können; kurz ich arbeite, um mich besser zu machen und mir den Geist zu erfüllen mit allem dem, was das Alterthum und die neuern Zeiten uns an glänzenden Musterbildern darreichen.“

Einen Kreis geistvoller Freunde finden wir um den Kronprinzen versammelt. Der Oberst Dietrich von Keyserlingk, der ehemalige Prediger Jordan, der ehemalige sächsische Minister Graf Manteuffel, der Baumeister Baron Knobelsdorf, Oberst Senning, Franz Isaac von Chazot aus der Normandie, der deutschgesinnte Major von Stille, die Maler Antoine Pesne und Dubuisson, der Kapellmeister, so wie sein Bruder der Concertmeister Graun, der Violinspieler Franz Benda, in den letzten Lebensjahren Friedrich Wilhelms I. der Baron von Bielfeld, Männer, deren heiteres Zusammenleben durch die weibliche Umgebung der Kronprinzessin einen gemüthlicheren Charakter annahm, als die spätern berühmten Cirkel in Sans-Souci, trugen wechselseitig zur Belebung und Erheiterung des schönen Vereins bei. Auch die Briefe an Voltaire, Algarotti und die schönen Herzensergießungen an den Obersten von Camas und dessen Gattin bezeugen, welch ein geistreiches und zugleich gemüthliches Leben der Prinz, der nicht umsonst die Worte Friderico tranquillitatem colenti über den Eingang geschrieben hatte, in seinem der Weisheit und den Musen gewidmeten Wohnsitze geführt hat.

Ernsthaft beschäftigte sich damals Friedrich eine Zeit lang mit der wolffschen Philosophie, später neigte er sich durch Voltaire's und Bayle's Schriften gewonnen, zum Scepticismus, zu dem seine ganze, in Vielem der voltairischen nicht unähnliche Denkweise neigte; allein es waren ihm auch durch das Studium der Alten die Grundsätze Epikurs und der Stoiker nicht fremd; er erscheint daher, namentlich was die praktische Anwendung der Philosophie betrifft, als ein geistreicher Eklektiker. Bald jedoch gab er das strenge Studium der Philosophie auf, und wandte sich, freilich ein wunderlicher, der Natur entgegengesetzter Gang, der Poesie zu; doch ist diese Wandlung nur scheinbar, denn in der That sind seine poetischen Erzeugnisse nur geistreiche Episteln, die sich minder durch den hohen Flug der Phantasie als durch tiefe, alle höheren Verhältnisse des menschlichen Lebens durchdringende Betrachtungen in einer höchst eleganten Sprache auszeichnen.

Noch müssen wir der rheinsberger Kapelle gedenken, welche, wie Quantz selbst sagt, jeden Componisten und Concertisten reizen und ihm vollkommen Genüge leisten konnte. Hier finden wir nur Deutsche, vor allem die beiden Graun, die beiden Benda und Bach; ja Friedrich hörte fast nur Musiken von Quantz, Graun und Hasse; auch alle Kapellmeister waren Deutsche; in der Musik allein blieb er dem deutschen Geschmacke treu, in allen übrigen Künsten wandte er sich zum französischen und italienischen. Friedrich selbst brachte es auf seinem Lieblingsinstrumente, der Flöte, zu einem hohen Grade der Vollendung; aber auch mit der Theorie der Musik machte er sich bekannt. Bei dem Kapellmeister Graun, den ihm der Herzog von Braunschweig 1735 überließ, hat er musikalische Schularbeiten gemacht. Hasse konnte er nicht für Preußen gewinnen, doch Emanuel Bach, damals den vollkommensten Klavierspieler, den geistestiefen Componisten der Passionsmusiken, und Franz Benda, den größten Violinisten seiner Zeit, warb er für seinen Dienst an.

So war Rheinsberg eine Zeit lang, wie zu Ende dieses Jahrhunderts Weimar, der Sitz der Musen, ohne daß Friedrich einen Augenblick seine hohe Aufgabe, sich zum Regenten eines bedeutenden europäischen Staates auszubilden, aus dem Auge verloren hatte; mit seltener Weisheit wußte er praktische Zwecke in seiner idealen Richtung zu erreichen. Damit nichts dem geistvollen, das Gewöhnliche in allen Dingen überschreitenden Leben in Rheinsberg fehlen möchte, bildete sich auch daselbst ein Ritterorden, dessen Schutzpatron und Vorbild der berühmte Ritter ohne Furcht und Tadel war. Der Ritterschlag weihte hier zunächst auf das Gelübde jeder edlen That und insbesondere zu wahrer Feldherrngröße die Mitglieder dieses Ordens ein.

Es läßt sich erwarten, daß ein so idealisches Leben nicht wenig die Besorgniß des strengen und praktischen Friedrich Wilhelm I. aufregte, aber auch ihn wußte Friedrich mit großer Gewandtheit zu befriedigen. Das ruppinische Regiment war eins der schönsten und geübtesten; dazu wanderten beständig aus der Holländerei und dem Garten des Kronprinzen Kibitzeier, Pasteten, fette Kälber, Truthähne, Tauben, früher Spargel, Blumen, Weintrauben und Melonen in die königliche Küche. Solche schlagende Beweise einer praktischen Thätigkeit beruhigten den umsichtigen Regenten, der im Ganzen gern ei-

nen jeden gewähren ließ, wenn er nur materielle Resultate einer nützlichen Thätigkeit von ihm erhielt.

Auch nicht ganz ohne kriegerische Vorbereitung sollte Friedrichs Jugend bleiben. Der Feldzug von 1734 lehrte ihm wenigstens durch eigene Anschauung die Form kriegerischer Märsche. Den Kanonendonner der Feinde hörte er wohl, jedoch kam es zu keiner bedeutenden Action. Wichtig wurde für Friedrich der Aufenthalt bei dem kaiserlichen Heere dadurch, daß er während desselben mit dem schon oben genannten Ritter von Chazot zusammentraf, und in ihm einen liebenswürdigen Gesellschafter für sein Rheinsberg gewann. Das Merkwürdigste jedoch bei dem ganzen Feldzuge für Friedrich war wohl die Bekanntschaft mit dem damals ein und siebzigjährigen Sieger über Franzosen und Türken, dem Prinzen Eugen; wenn der alte Held auch schon stumpf geworden war, und keine neuen Lorbeeren in diesem schlaff von Oestreich geführten Kriege sammelte, so mußte doch der Anblick eines so ruhmgekrönten Feldherrn einen tiefen Eindruck auf den für Heldensinn lebhaft empfänglichen jungen Fürsten machen. Als Friedrich Wilhelm I. um diese Zeit krank ward, ging auch der Kronprinz vom Heere nach Potsdam zurück, und übernahm während der langen schweren Krankheit des Vaters einen Theil der Regierungsgeschäfte. In Folge des Feldzuges ward Friedrich zum General-Major befördert; höher hat es der Held von Roßbach und Leuthen als Kronprinz in seiner militairischen Laufbahn nicht gebracht.

Im vier und zwanzigsten Jahre verfaßte Friedrich seine geistreichen Betrachtungen über den damaligen Zustand des europäischen Staatensystems. Nicht nur durch die Kenntniß, welche der königliche Autor hier entwickelt, allein, sondern auch durch die sittlich hohe Idee über Regentenpflicht und Volksrechte verdienen sie unsere Aufmerksamkeit und Verehrung, namentlich in einem Zeitalter, wo ohne alle Rücksicht auf moralische Gebote jedes Cabinet nur seinen Vortheil, und diesen großentheils in ungerechtem Ländererwerb suchte. Verweilen wir daher hier einen Augenblick, um Friedrichs Grundsätze kennen zu lernen. „Wenn meine Betrachtungen," sagt der zukünftige Monarch, „das Glück haben, einigen Fürsten zu Ohren zu kommen, so werden sie in denselben Wahrheiten finden, die sie aus dem Munde ihrer Höflinge und Schmeichler nie würden vernommen haben; vielleicht werden sie selbst erstaunt sein, diese Wahr-

heiten neben sich auf dem Throne sich niederlassen zu sehen. Mögen sie dann lernen, daß ihre falschen Grundsätze die giftigste Quelle des Unglücks von Europa sind. Es ist ein Irrthum, wenn die meisten Fürsten glauben, daß Gott absichtlich und aus einer ganz besondern Vorliebe für ihre Größe, für ihr Glück und für ihren Stolz diese Menge von Menschen geschaffen habe, deren Wohl ihnen anvertraut ist, und daß ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und zu Dienern ihrer Leidenschaften bestimmt seien. So wie der Grund, von dem man ausgeht, falsch ist, so können die Folgen nicht anders als bis ins Unendliche fehlerhaft sein. Daher diese ungeregelte Liebe zu eitlem Ruhm; daher dieses brennende Verlangen Alles zu verschlingen; daher die Härte der Auflagen, welche das Volk bedrückt; daher die Trägheit der Fürsten, ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur entehren. Wollten die Fürsten sich lossagen von diesen irrigen Ideen, wollten sie zurückschauen auf den Zweck ihrer Einsetzung, so würden sie sehen, daß dieser Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist; daß diese Millionen Menschen, welche ihnen anvertraut sind, sich nicht zu Sclaven eines einzigen Menschen erklärt, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs einem Bürger unterworfen haben, um die Märtyrer seiner Launen und der Spielball seiner Einfälle zu sein, sondern daß sie denjenigen unter sich erlesen haben, den sie für den Gerechtesten erachtet, um sie zu regieren, für den Besten, um ihr Vater zu sein, für den Menschlichsten, um ihr Unglück mitzufühlen, für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu beschützen, für den Weisesten, um sie nicht ungeschickt in verheerende und verderbliche Kriege zu verwickeln, für den Fähigsten endlich dem Staate vorzustehen und die höchste Gewalt als Stütze der Gesetze und der Gerechtigkeit zu gebrauchen, nicht als Mittel ungestraft Verbrechen zu begehen und Tyrannei zu üben.“ In ähnlichem Sinne ist sein berühmter Antimachiavell geschrieben, der, wenn er auch irrthümlich einen Ehrenmann und warmen Vaterlandsfreund als einen Tyrannenknecht verdammt, dennoch ein schönes Denkmal eines Fürsten bleibt, welcher sich für die Freiheit des Volkes zum Kampfe gürtet.

Wenn Friedrich in diesen Schriften eindringlich und ernst die eu-

ropäischen Regenten an ihre Pflichten gegen die Unterthanen erinnert, so vergißt er nicht, ihnen ihre politische Stellung gegen einander darzulegen und sie aufmerksam zu machen, daß Frankreich, dem schlauen Sohne des Amyntas gleich, wie dieser Griechenland, so jenes Deutschland mit seinen Netzen umgarne. Elsaß und Straßburg nennt er die deutschen Thermopylen, Lothringen unser Phocis, und zeigt so seinen richtigen Blick in die Geschichte wie in die damalige Politik Europas.

Friedrich verlor sich, wie wir schon erwähnt haben, nicht in eine blos ideale Richtung, nicht allein in die großen politischen Kreise und allgemeinen Regierungsprinzipien, sondern auch in die gewöhnliche Praxis des Lebens stieg er hinab, um sich mit allen Verhältnissen desselben zu befreunden, weil er die Wahrheit erkannte, daß der Weg zu richtigen allgemeinen Grundsätzen nur durch die genaue und umsichtige Prüfung der Details gehe. Deshalb verkehrte er gern mit Leuten wie Gotzkowski, der am berliner Hofe und in Rheinsberg die Warenlieferungen hatte, als erfahrner und unternehmender Kaufmann die Kenntnisse des Königssohnes in diesem Zweige der menschlichen Thätigkeit erweiterte, und in ihm das Verlangen nach Ausdehnung des Handels und des Gewerbfleißes in seinen Staaten erregte.

Friedrich hätte in Rheinsberg ein durchaus glückliches Leben geführt, wenn er der väterlichen Gunst recht sicher gewesen wäre; aber dies konnte er niemals ganz. Die Naturen des Vaters und Sohnes waren zu verschieden, alle auch noch so großen Opfer des letztern konnten jenen nicht ganz befriedigen, der stets unbedingten Gehorsam ohne vernünftige Prüfung, nur Beschäftigung mit dem unmittelbar materiel Nützlichen als unerläßliche Pflicht verlangte, und in Stunden des Unmuths den Ausbrüchen seiner bösen Launen keinen Zügel anzulegen vermochte. Ein beständiges Kreuz für den Kronprinzen waren die drückenden Geldverhältnisse. Seine geistigen Genüsse, und eher hätte er doch seinem Leben als ihnen ganz entsagt, kosteten viel, wenigstens mehr als ihm sein haushälterischer Vater zuertheilte; und dazu mußte er, um die Gunst desselben nicht aufs Spiel zu setzen, für große Rekruten in seinem Regimente sorgen. Seine Freunde waren mit inländischen, und da wenige von diesen wegen der unangenehmen Vorfälle von 1730 sich in Geschäfte

einlassen wollten, mit ausländischen Banquiers in fortwährenden Unterhandlungen; denn er durfte sich nicht zum zweitenmale der Möglichkeit aussetzen, daß sein Vater Kenntniß von dem schlechten Zustande seiner Finanzen erhielt. Dies Verhältniß drückte ihn oft schwer darnieder. So schreibt er z. B. an einen seiner vertrautesten Freunde:
1738 „Mein theurer Camas, die Schule der Widerwärtigkeiten ist eine harte Schule; ich bin darin, so zu sagen, geboren und erzogen: das reißt sehr von der Welt los, das läßt uns die Eitelkeit der Dinge, ihre geringe Zuverlässigkeit und den Wechsel einsehen, welchen die Umwälzungen der Zeit nach sich ziehen. Für eine Person meines Alters sind das wenig angenehme Betrachtungen; das Fleisch sträubt sich dagegen.“ Um so angenehmer mußte es ihm sein, als ihm sein Vater im Sommer 1739 die Stuterei Trakehnen, welche 12,000 Thaler jährlich eintrug, verehrte. Immer bleibt es ein großer Ruhm für Friedrich, daß er seinem Vater, der doch äußerst hart, fast ungerecht gegen ihn gewesen war, und ihn lange Zeit in einer für einen Königssohn unwürdigen Beschränkung gehalten hatte, nicht nur stets die zärtlichste kindliche Liebe bewahrte, sondern sich wegen alles dessen, was vorgefallen war, ganz allein anklagte. Allein er errang auch die schönste Befriedigung durch seine tugendhafte Selbstverleugnung, denn er zwang den rauhen Mann in seinen letzten Tagen unter Thränen der Rührung zu dem Ausrufe: „O mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe!“ —

Friedrichs II. erste politische Schritte; die beiden ersten schlesischen Kriege bis 1745.

Wohl vorbereitet, haben wir gesehen, bestieg Friedrich II. den väterlichen Thron. Zwar hatte die Erziehung wenig gethan, um ihn zu seinem großen Berufe zu bilden, er selbst aber desto mehr, um die Lücken, welche die einseitige Richtung seines Vaters gelassen hatte, auszufüllen, und dazu kam ein Charakter, der sich unter Widerwärtigkeiten des Lebens geläutert und durch strenge Dienstbarkeit zum Befehlen herangebildet hatte, ein Herz voller Mitgefühl für die Leiden der Menschheit, und für alles Große geöffnet. Von allen seinen Gaben jedoch ist die staunenswertheste jene schöpferische Genialität,

mit welcher er stets neue Quellen des Wohlseins und der Macht hervorrief, die selbst in den traurigsten Zeiten nie ganz versiegten.

Durch Friedrich Wilhelm I. war viel für den preußischen Staat gethan; er hatte ein Musterheer für Europa aufgestellt, in den Zeiten allgemeiner Verschwendung einen Schatz gehäuft, aber dennoch stand Preußen bisher, wie wir gesehen haben, noch in dem Staatensystem Europas in einem untergeordneten Range; Friedrich II. setzte die todte Kraft so in Bewegung, daß sie durch seinen Geist vervielfacht nie geahnte Ergebnisse hervorbrachte.

Die Welt hatte etwas ganz anders von dem jungen Könige vermuthet, als nun geschah. Vielen war seine Sinnesänderung nach der Flucht nicht ganz aufrichtig erschienen, und man erwartete daher von manchen Seiten ein gemächliches, genußvolles Leben, fern von allen ernsten und anstrengenden Pflichten der Regierung. Der Baron von Pöllnitz, der unter dem vorigen König als besonderer Günstling keine unbedeutende Stelle ausgefüllt hatte, glaubte jetzt gewonnenes Spiel zu haben, und sich für die Entbehrungen an dem sparsamen Hofe Friedrich Wilhelms I. durch einen desto üppigeren Haushalt schadlos zu halten. Er theilte auch dem jungen Könige einen Plan, wie es künftig gehalten werden möchte, mit. Um besser sein Ziel zu erreichen, wußte der in Hofkünsten wohl erfahrne Günstling die wackern, auf Sparsamkeit bedachten Minister des verstorbenen Königs zu verdächtigen, und wirklich scheinen einen Augenblick wenigstens seine Einflüsterungen nicht ohne Erfolg geblieben zu sein; denn Friedrich verweigerte dem Finanzminister von Boden sogar die nachgesuchte Audienz. Auf wiederholtes dringendes Ansuchen ward derselbe endlich vorgelassen, und nun sprach er mit solcher Einsicht und solchem Nachdruck, daß er ganz das Vertrauen des Königs gewann. Friedrich zeigte ihm Pöllnitzens Plan. Boden entgegnete, es sei allerdings unter dem verstorbenen Herrscher etwas zu genau gewirthschaftet, doch der vorliegende Plan sei mit einer weisen Haushaltung unverträglich; nach ihm müsse man entweder das Heer verringern oder neue Abgaben auf die Unterthanen wälzen. Lebhaft erklärte sich Friedrich gegen beides. „Alles, was ich thun kann," entgegnete er, „ist, die großen Kerls abzuschaffen, die meinem Vater so viel Geld gekostet haben; ich werde mir eine andre Garde einrichten; das Ding muß anders werden." Der Plan des Barons

Pöllnitz ward verworfen, die alten Minister blieben in ihrer Stellung, die Verbesserungen geschahen mit Umsicht und Nachdruck. Kein Vernünftiger konnte es tadeln, daß die übergroße Kargheit in der Hofhaltung aufhörte, und diese ein etwas königlicheres Ansehen erhielt, namentlich aber freute sich Jeder, daß für die Erziehung der jüngeren Prinzen des Hauses besser gesorgt wurde. Friedrich selbst nahm eine bedeutende Zahl von Bedienten, Jägern, Läufern und Heiducken aus dem Riesenregimente in seinen Dienst, und stattete sie mit reichen, seiner königlichen Würde entsprechenden Uniformen aus.

Eine seiner ersten öffentlichen Handlungen war eine Wohlthat. Da als Folge eines langen und schweren Winters ein Getraidemangel eingetreten war, so öffnete er für die Bedürftigen seine eigenen Speicher. Aber nicht nur dem leiblichen, auch dem geistigen Bedürfniß seiner Unterthanen widmete Friedrich von dem ersten Augenblick an seine Sorgfalt. Wir haben gesehen, wie Friedrich Wilhelm I. selbst die geringfügige berliner Zeitung unterdrückte, weil er alle Zeitungsleserei als die Quelle des Müßigganges und demnach des nutzlosen „Raisonnirens" ansah. Sein Sohn war so sehr von der Nothwendigkeit des geistigen Verkehrs überzeugt, daß er nicht nur sogleich
1740 30. Juni den Verlag von Haude zu den berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen bevorrechtigte, sondern auch bei dem berliner Journal für politische und litterarische Neuigkeiten sich **selbst zum**
9. Juli **Mitarbeiter** anbot.

Wolffs Zurückberufung nach Halle, mit ihr die Wiedereinsetzung der Philosophie und der Wissenschaften überhaupt in die ihnen gebührende Stelle, war natürlich eins der ersten Geschäfte des neuen Monarchen. Falscher Glaubenseifer, den, wie wir rühmend bemerkten, auch Friedrich Wilhelm I. nicht begünstigt hatte, wurde von seinem Sohne auf das Kräftigste zurückgewiesen. Daher bekam das Consistorium, welches das Fortbestehen der katholischen Schulen in Berlin bedenklich fand, den berühmten Bescheid:

> „**Die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden.**"

Gebräuche und Ceremonien, die ein scharfer Kabinetsbefehl vom Jahr 1736 verboten hatte, und überhaupt alle andern Mitteldinge wurden

erlaubt, den Predigern empfohlen, das Volk zu belehren, wie alles dies nur leere Rinden und Schalen seien, und es nur auf einen friedlichen und rechtschaffenen christlichen Lebenswandel ankomme.

Nicht weniger erfreute sich die Justiz der aufmerksamen Beachtung des Königs. Die Gerichtsordnung Friedrich Wilhelms I. hatte 1713
zwar einige Mißbräuche abgestellt, aber vieles zu wünschen übrig 12. Juni
gelassen. Noch waren die Richterstellen käuflich, die Justizbeamten, wie oben berichtet ist, zurückgesetzt, daher auch jede lebendigere Regung in ihnen erstorben. Friedrich erkannte, daß die Kraft des Staates in einer tüchtigen Gerichtsverwaltung bestände, weil durch sie erst die sittliche Würde zu ihrem Rechte käme, und wo er etwas erkannte, da folgte auch die Ausführung auf dem Fuße nach. Folter und manche andere unmenschliche Strafen wurden abgeschafft.

Das kostspielige potsdamsche Riesenregiment ward sogleich nach dem königlichen Leichenbegängniß, wo es zum letzten Male erschien, aufgelöst, und durch ein neues Leibregiment, zu welchem Friedrich den Stamm aus dem bisherigen kronprinzlichen Regiment nahm, ersetzt. Alle Fahnen und Standarten erhielten den schwarzen Adler, den Degen in der einen, den Scepter in der andern Klaue, mit des Königs Wahlspruch, welchen auch sein Degen führte: „Für den Ruhm und für das Vaterland.“ Um den Wetteifer im Dienste des Staates und überhaupt im Schaffen und Wirken des Guten anzuregen, stiftete Friedrich den Orden pour le mérite, besonders für das Militair.

Auf Handel und Gewerbfleiß hatte Friedrich schon als Kronprinz sein Auge gerichtet; daher schuf er bald nach seiner Thronbesteigung 27. Juni
ein Handels- und Manufactur-Departement, und gab dem Chef desselben, dem Minister von Marschall, eine merkwürdige Instruction: „wie die jetzigen Manufacturen im Lande zu verbessern, wie die Manufacturen, so darin noch fehlen, einzuführen, wie so viel Fremde von allerhand Conditionen, Charakter und Gattung in das Land zu ziehen, als sich nur immer thun lassen will.“ Der Kaufmann Gotzkowski, der von Friedrich schon vor seiner Thronbesteigung ausgezeichnet worden war, erhielt den Auftrag, nützliche und geschickte Künstler und Handwerker aller Art ins Land zu ziehen, indem er versprach, daß er ihn aufs Kräftigste unterstützen und für lebhaften Absatz sorgen würde. Zur größeren Ermunterung wurde allen ge-

schickten und nützlichen Leuten, welche sich in Berlin niederlassen würden, Accise- und Servis-Freiheit auf zwei Jahre zugesagt.

Des jungen Königs Thätigkeit verbreitete sich über alle Zweige des Staatslebens; alles prüfte er selbst, und da er einem Jeden freien Zutritt gestattete, selbst den Geringsten anhörte, so drang er in alle Verhältnisse mit seltener Tiefe ein; er blieb, ein großer Vortheil für einen einsichtsvollen Regenten, überall selbständig. Selten hat wohl ein Monarch in allen Gebieten so ganz durch sich selbst regiert, denn so starr auch immer Friedrich Wilhelm I. auf seinen Willen beharrte, war er doch nicht frei von dem Einflusse einiger Günstlinge, die mitunter den unbeugsamen Autokraten nach ihren Ansichten lenkten. Friedrich, der wenigstens einen eben so scharfen praktischen Verstand als sein Vater, aber eine vielseitige Bildung vor ihm voraus hatte, besonders den genialen Blick, welcher ihm jede menschliche Thätigkeit aus dem rechten Lichte erscheinen ließ, mußte um so freier von jeder fremden Einwirkung bleiben. Freilich dürfen wir uns nicht verhehlen, daß jene Selbständigkeit auch ihre Nachtheile mit sich führte; der umfassendste Geist, sobald er sich selbst überlassen bleibt, kann sich nicht nach allen Richtungen hin vor einseitigen und irrthümlichen Ansichten durchaus bewahren, und auch dem großen Könige gelang dies nicht ganz.

Friedrich hatte bei seiner geistigen Ueberlegenheit seines Vaters unverwüstliche Ausdauer und Treue in dem Dienste des Staates; ja noch mehr, wenn jenen die Pflicht an seinen schweren Beruf fesselte, so gewährte ihm derselbe zugleich den höchsten Genuß.

Kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung schildert Friedrich selbst
12. Juli in einem Briefe an Voltaire die Art, wie er seine Zeit benutzte, folgendermaßen:

„Nein nicht im stillen Aufenthalt
Der Wissenschaft in Rheinsberg mehr,
Von wo Du Verse sonst bekamst,
Sing ich dies Liedchen ohne Kunst:
Denn wisse, jetzt verflößen sich
Der Dichter und der Fürst in mir,
Von nun an dien' ich keinem Gott
Als meinem lieben Volk allein.
Lebt wohl ihr Verse, du Musik
Und alle Freuden, Voltaire selbst;

Mein höchster Gott ist meine Pflicht.
Wie manche Sorgen bringt sie mit!
Wie lastend ist ein Diadem!
  Wenn dieser Gott befriedigt ist,
Dann, theurer Voltaire, flieg ich schnell
So wie ein Pfeil in Deinen Arm,
Und lerne dann im Unterricht,
Den mir mein lautrer Freund ertheilt,
Wie heilig Königspflichten sind.“

Vierzehn Tage später schreibt er demselben: „Seit dem Tode meines Vaters glaube ich ganz meinem Lande zu gehören, und bei dieser Gesinnung habe ich nach allen meinen Kräften gearbeitet, um so schleunig als möglich Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen. Fürs Erste habe ich die Macht des Staats mit 15 Bataillonen, 5 Schwadronen Husaren und 1 Schwadron Garde du Corps vermehrt, und den Grund zu unserer neuen Akademie gelegt: Wolff, Maupertuis, Vaucanson und Algarotti habe ich schon; von Gravesande und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs- und Fabrik-Departement etablirt, engagire jetzt Maler und Bildhauer, und reise nach Preußen, um mir da ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien huldigen zu lassen, welche Ignoranz eingeführt hat, und die nur von der hergebrachten Gewohnheit begünstigt werden. Meine Art zu leben ist für jetzt noch nicht recht im Gange, denn die Facultät hat es für gut befunden, mir ex officio pyrmonter Wasser zu verordnen. Ich stehe um vier Uhr auf, trinke bis um acht Uhr Brunnen, schreibe bis zehn, lasse bis Mittag Regimenter exerciren, schreibe bis fünf Uhr, und erhole mich des Abends in guter Gesellschaft. Wenn die Reisen geendigt sind, soll meine Lebensart ruhiger und planmäßiger werden. Für jetzt nehmen mich die gewöhnlichen fortlaufenden Geschäfte und überdies noch neue Einrichtungen in Anspruch; bei dem Allen muß ich auch viele unnütze Complimente machen und Cirkulare ergehen lassen. Die meiste Mühe habe ich mit der Anlage neuer Magazine in allen Provinzen, die so beträchtlich sein sollen, daß sie auf anderthalb Jahre Getraide für das ganze Land enthalten.“

Daß es nicht nur bei den schönen Vorsätzen Friedrichs, auf gleiche Weise für Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Heeresmacht zu sorgen, blieb, sondern den Entschlüssen rasch die Ausführung folgte, se-

hen wir aus den Berichten der Gesandten an ihre Höfe über den neuen Regenten, wie er alles selbst thue, und nur in dem Finanzwesen von Boden, dessen Sparsamkeit fast noch mehr Eingang fände als bei dem Vorgänger, sich Rath ertheilen ließe, den andern Ministern aber die Befehle zur Expedition aus dem Kabinet zusende. Allgemein rühmen diese Berichte den scharfen Blick in Geschäften, und die treffenden lakonischen Ausdrücke; nur über eins beklagen sie sich — daß man an dem jetzigen Hofe keinen leitenden Faden in dem Gange der Dinge mehr auffinden könne.

Friedrich reiste, wie wir aus seinen Worten gesehen, zur einfachen Huldigung nach Königsberg; nach seiner Rückkehr erfolgte die-
2. Aug. selbe Feierlichkeit in Berlin. In Magdeburg, Halle und Stettin ließ er an demselben Tage durch Bevollmächtigte die Erbhuldigung entgegen nehmen. Bei der feierlichen Handlung in Berlin stellte er seine Gemalin dem versammelten Hofe mit den Worten vor: „Das ist Ihre Königin;" doch freilich war diese äußere Ehre nebst einer königlichen Fürsorge für ihre Bedürfnisse fast der einzige Beweis, daß er sie für seine Gemalin anerkannte, denn nie erschien sie in Sans-Souci. Ihr Sommeraufenthalt war Schönhausen, den Winter über wohnte sie in dem berliner Schlosse. Zuweilen speiste der König mit seinen Brüdern des Sonntags, wenn er sich in Berlin befand, bei ihr, und erwies ihr dann die ihrer Stellung gebührende Ehrerbietung. Sie dagegen zeigte stets dem Könige eine ebenso rührende als bescheidene Anhänglichkeit, lebte nur für andächtige und wissenschaftliche Beschäftigungen, besonders aber der Wohlthätigkeit, denn von den ihr ausgesetzten 41,000 Thalern verwendete sie 24,000 zur Unterstützung von Bedürftigen.

Nach Verlauf der Huldigungsfeierlichkeiten reiste Friedrich in die westphälischen Provinzen. Auf dieser Reise sprach er Voltaire zum erstenmal auf dem Schlosse Moyland bei Cleve. Auch Frankreich besuchte er, und sah, was er so sehnlich wünschte, französische Truppen.

Kaum hatte Friedrich gezeigt, mit welcher Genialität er die Segnungen des Friedens zu benutzen verstand, so verlangten die politischen Verhältnisse Europas, daß er seinen Arm im Kampfe erprobte. Am 20sten Oktober trat der lang gefürchtete und erwartete Moment ein, daß mit Kaiser Karl VI. der habsburgische Manns-

stamm erlosch. Die pragmatische Sanction, deren Anerkennung Karl VI. Königreiche geopfert hatte, und welche seiner Tochter Maria Theresia die weitläufigen östreichischen Erbländer zuwendete, schien allen in das politische Treiben der Welt Eingeweihten ein unzulänglicher Schutz für die junge Fürstin zu sein; schon Eugen hatte dem Kaiser zu verstehen gegeben, ein gefüllter Schatz und 200,000 Soldaten wären besser als alle pragmatische Sanctionen.

Friedrich Wilhelm hatte im Vertrage zu Wusterhausen seinen Beistand der habsburgischen Familie zugesagt, wenn der Kaiser das pfalzneuburgische Haus vermöchte, seine Besitzungen auf Preußen übergehen zu lassen, und dennoch sprach Karl VI. dem Hause Sulzbach 1739
die Länder zu. Alle Vorgänger Friedrichs II. seit Georg Wilhelm 13. Jan.
hatten sich über Oestreichs Politik zu beklagen. Was halfen diesem seine schweren Opfer für das östreichische Interesse? Der große Kurfürst, sein Nachfolger, verlor, von Oestreich verlassen, den besten Theil von Pommern; er und sein Sohn mußten ihre Ansprüche auf die ihnen gebührende schlesische Herzogthümer vertagen, ja Friedrich I. sagte zu seinen Ministern, als er den schwiebuser Kreis an den Kaiser abtrat: „Ich muß, will und werde mein Wort halten, das Recht aber in Schlesien auszuführen will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ohnedem, bei diesen widerrechtlichen Umständen weder binden kann noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders, als jetzt, so müssen wir es zufrieden sein, schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls darauf zu thun und zu lassen haben mögen.“ Wie unwürdig man Friedrich Wilhelm I. von Wien aus behandelte, wie man sich bemühte, seine Macht und Vergrößerung zu hemmen, haben wir schon oben gesehen; er hatte ja in gerechtem Unmuthe die Vergeltung für so manche Beleidigung und Vernachlässigung durch die Worte: „Hier steht einer, der mich rächen wird,“ seinem Sohne feierlichst vermacht, und jetzt kam der geeignete Zeitpunkt zur Ausführung.

Obgleich die Nachricht von dem Tode des Kaisers eintraf, während Friedrich in Rheinsberg am viertägigen Fieber krank darnieder lag, ließ er doch seine Minister zu geheimen Conferenzen berufen. Schon am 28sten Oktober schrieb er aus demselben Orte unter anderm: „Ich werde nicht nach Berlin gehen; eine Kleinigkeit, wie der

Tod des Kaisers, fordert keine große Regungen. Alles war vorhergesehen, alles vorbereitet; also handelt sichs um die Ausführung der Entwürfe, welche ich lange in meinem Kopfe bewegt habe. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung leiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezars Bild von vielerlei Metallen rollt, und es zermalmen wird.“

Der östreichische Geschäftsträger von Demerad meldete nach Wien die Gerüchte, welche zu ihm gedrungen waren, und die Truppenbewegungen, die er gesehen hatte. Aber weder die stolze Kaiserstochter noch ihr Staatsrath wollten an die Möglichkeit eines Angriffes von Seiten des Königs von Preußen glauben, den ja selbst Leopold von Dessau für eine frevelhafte Tollkühnheit hielt. Demerad empfing aus Wien zur Antwort: „Wir wollen und können den von Euch anhero erstatteten Berichten keinen Glauben beimessen.“ Da jedoch immer dringendere Vorstellungen einliefen, so schickte man den Marquis von Botta nach Berlin, um dem Könige zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, und bei dieser Gelegenheit Erkundigungen über die Bewegungen am preußischen Hofe einzuziehen. Dieser Diplomat konnte sich über das, was vorging, nicht täuschen, auch trat der König unumwunden mit Vorschlägen heraus, um den sonst unvermeidlichen Ausbruch des Krieges zu verhindern. Der Marquis, der keine Instruction hatte, auf Verhandlungen der Art einzugehen, und auch den festen Sinn seiner Herrin zu gut kannte, um nur bei ihr einen Versuch dazu zu machen, gab dem Könige zu verstehen, daß er mit seiner vor dem Feinde noch nicht erprobten Armee einen gefährlichen Versuch gegen die Veteranen Oestreichs wage; doch solche Vorstellungen konnten Friedrichs muthige Hoffnungen nicht niederschlagen; er beharrte fest bei seinem Entschlusse.

Der Marquis von Botta eilte nun von Berlin aus nach Petersburg, um den dortigen Hof für Oestreich zu stimmen; auch gewann er den Grafen von Lynar, Gesandten des Königs von Polen, den begünstigten Liebhaber der Regentin Großfürstin; dagegen war der allmächtige Premierminister und Chef des Conseils, der Graf von Münnich, preußisch gesinnt. Der Schwiegersohn desselben, Major von Winterfeld, welcher Friedrichs Glückwünsche für den Kaiser Iwan

überbrachte, fand eine so günstige Aufnahme, daß bald der Verthei- 27. Dec.
digungsvertrag mit der Verpflichtung von 12,000 Mann gegenseitiger Hilfe zwischen Preußen und Rußland erneuert wurde.

Eine so von dem bisherigen Gange abweichende Politik wie ein Krieg gegen das Kaiserhaus schien manchem preußischen Staatsmann, manchem General bedenklich. Der alte Fürst von Dessau, der so oft die preußischen Fahnen mit den östreichischen vereint zum Siege geführt hatte, konnnte sich seinen alten Gefährten nicht recht als Feind gegenüber denken. Dem Einfluß einer solchen Stimmung mußte man entgegen arbeiten; daher versammelte Friedrich, ehe er zur Armee abging, die Offiziere der berliner Garnison, und redete sie folgendermaßen an: „Ich unternehme einen Krieg, meine Herren, in welchem ich keinen andern Verbündeten habe, als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen; meine Sache ist gerecht, und meine Hilfsmittel liegen im Glücke. Erinnern sie sich immer des Ruhmes, den Ihre Vorfahren sich in den Ebenen von Warschau, bei Fehrbellin und auf dem preußischen Zuge erworben haben. Ihr Schicksal liegt in Ihren Händen: die Auszeichnungen und Belohnungen warten, daß Ihre schönen Thaten sie verdienen. Aber ich habe nicht nöthig Sie zum Ruhme anzufeuern; Sie haben nur ihn vor Augen, er ist der einzige Ihrer Mühe würdige Gegenstand. Wir gehen Truppen die Stirn zu bieten, welche unter dem Prinzen Eugen den größten Ruhm gehabt haben. Obgleich dieser Prinz nicht mehr lebt, so wird es uns immer eine Ehre sein zu siegen, da wir unsre Kräfte gegen so tapfere Soldaten zu messen haben; Leben Sie wohl. Reisen Sie ab. Ich werde Ihnen alsbald folgen zu dem Sammelplatz des Ruhmes, der uns erwartet.“

Dem gewöhnlichen Auge mußte allerdings Friedrichs Unternehmen verwegen erscheinen, wenn man erwog, was Oestreich und was Preußen bisher gewesen. Doch sehr hatten sich die Dinge in den letzten Jahrzehnten geändert. Schon im polnischen Thronfolgestreite hatten die ehemals so gefürchteten östreichischen Truppen ihren alten Ruhm nicht bewährt, und als nun auch Prinz Eugen, der Schöpfer des östreichischen Kriegsruhms geschieden, kein seiner würdiger Nachfolger vorhanden war, da ging alles mit schnellem Schritte der Auflösung entgegen. Der unglückliche Krieg mit den Türken kostete dem Kaiser den Kern seines tapfern Heeres, während durch die

Spaltung der höchsten Staatsdiener die Finanzen des ausgedehnten Reiches zu Grunde gerichtet wurden. Dagegen herrschte in der preußischen Monarchie vollkommene Einheit und frisches jugendliches Leben; überdies wünschten manche Höfe trotz der pragmatischen Sanktion sich auf Kosten des habsburgischen Hauses zu vergrößern.

Von Frankreichs Seite fürchtete man, der König habe es auf die Herzogthümer Jülich und Berg abgesehen. Pläne der Art waren auch Friedrich nicht ganz fremd geblieben, doch jetzt hatte er seine Augen auf Schlesien gerichtet, und deutete dies dem Marquis von Beauvau, als er den Glückwunsch Ludwigs XV. nach Berlin brachte, durch einen Wortwitz an: Ich bin, glaube ich, in Begriff, Ihr Spiel zu spielen, wenn die As mir fallen (si les as [Silesia] me viennent), wollen wir theilen.

Am 13ten December, nach einem großen Maskenballe, reiste der König von Berlin ab. Mancher sah ihm besorgt nach, er aber schritt mit kühnem Selbstvertrauen vorwärts. Auch böse Vorbedeutungen wußte er zur Beruhigung des Volks gut zu deuten, denn als in Krossen bei seiner Ankunft mit dem morschen Dachstuhl der Hauptkirche die Glocke herabstürzte, und das Volk bedenklich dazu den Kopf schüttelte, rief er heiter aus; „das Hohe, (das Haus Oestreich nämlich) wird erniedrigt werden!"

16. Dec. Drei Tage nach der Abreise des Königs standen 28,000 Preußen auf schlesischem Grund und Boden, doch noch nicht als Feinde, sondern nach dem Manifeste, „um das Herzogthum, als die Vormauer der brandenburgischen Länder in Verwahrung zu nehmen, und gegen diejenigen, welche an die östreichische Erbschaft Anspruch machen würden, zu beschützen; auch solle dieser Schritt nicht als Beleidigung der Königin von Ungern gelten, vielmehr wünsche der König mit ihr eine genaue Freundschaft anzuknüpfen, und sei deshalb in Unterhandlung." Der Kanzler der Universität Halle, von Ludewig, wurde nach Berlin gerufen um das „rechtsgegründete Eigenthum" des Hauses Brandenburg auf die Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau und die zugehörigen Herrschaften in Schlesien auseinander zu setzen.

Wir haben oben gesehen, wie durch die, über Johann George,
1622 den Sohn Joachim Friedrichs ausgesprochene Reichsacht das Haus Brandenburg des Herzogthums Jägerndorf verlustig ging, und trotz

aller Reklamationen später immer durch die Aussicht auf gütlichen Vergleich hingehalten wurde. Aehnlich war es mit Liegnitz, Brieg, und Wohlau gegangen. Als 1675 der piastische Herzogstamm ausstarb, zog Kaiser Leopold das Land trotz der 1537 zwischen Joachim II. und Herzog Friedrich II. von Liegnitz geschlossenen Erbverbrüderung ein; selbst die Abfindung durch den schwiebuser Kreis hatte zu einer neuen Ungerechtigkeit Oestreichs Anlaß gegeben. Der Graf von Gotter ging nach Wien mit dem Auftrage Friedrichs der Königin Maria Theresia den Beistand seiner ganzen Macht, im Bündniß mit Rußland und den Seemächten, zwei Millionen Gulden baares Geld, und die Kaiserkrone für ihren Gemal, dem Großherzog Franz von Toskana anzubieten, wenn sie seine Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer bestätigte. Im Fall einer Weigerung sollte Gotter unverzüglich den Krieg erklären. Dies geschah. Unterdessen drang Friedrich siegreich in Schlesien vor. Die musterhafte Disciplin der Truppen, die bare Bezahlung aller Bedürfnisse, das Versprechen Friedrichs, alle Privilegien zu achten, der den Evangelischen, welche zwei Drittheile der Bevölkerung ausmachten, zugesicherte Schutz erleichterten das Vordringen; selbst Breslau, obgleich es nie bisher landesherrliche Truppen eingenommen hatte, öffnete wenigstens zum feierlichen Einzuge seine Thore dem Könige, der durch seine Leutseligkeit bald alle Herzen für sich gewann. Am Anfang des folgenden Jahres war er schon wieder in Berlin, und nur Glogau, Brieg und Neiße 1741 befanden sich noch in den Händen der Oestreicher. 26. Jan.

Die Garants der pragmatischen Sanction wurden bald, wenn sie nicht, wie es Frankreich that, heimlich den Krieg gegen das Haus Habsburg wünschten, von Friedrich über seine Schritte beruhigt, sogar die katholischen Stände des deutschen Reiches; nur Hannover und Kursachsen glaubten ihn durch die Aufstellung eines Observationscorps von 42 Schwadronen und 25 Bataillonen zur Ruhe verweisen zu müssen.

Während man von den beiden Kabinetten aus sich mit Rechtsgründen und Widerlegungen bekämpfte, bereitete sich in Schlesien eine letzte Entscheidung durch die Waffen vor. Aus dem Innern Oestreichs sammelte sich ein Heer von 25,000 Mann Kerntruppen die unter der Anführung Eugens an Sieg gewöhnt waren. Der Feldmarschall Graf Neipperg, ein General aus der Schule des großen Feldherrn, ward

aus der Haft, in welcher er sich seit dem unglücklichen Frieden von Belgrad befand, entlassen, und an die Spitze dieser Truppen gestellt; er führte sie von Neiße heran gegen Brieg, um dies zu entsetzen, und die Vorräthe der preußischen Armee in Ohlau wegzunehmen. Der König, zur rechten Zeit von seinen Bewegungen benachrichtigt, ging auf das linke Neißeufer zurück. Am 10ten April entschloß er sich, da es an Lebensmitteln zu fehlen begann, die Oestreicher in ihrer Stellung bei Molwitz anzugreifen. Unruhig pochte ihm das Herz in diesem wichtigen Augenblick, denn unendliche Folgen mußte die ruhm- oder schmachvolle Entscheidung des ersten Kampfes für den Großes sinnenden Fürsten in sich tragen; es handelte sich um das Schicksal seines Lebens. Dies spricht sich auch in einem Briefe, den Friedrich vor der Schlacht an den geheimen Rath Jordan schrieb, aus. „Mein lieber Jordan," heißt es darin, „morgen werden wir uns schlagen. Du kennst das Schicksal der Waffen; das Leben der Könige wird ebenso wenig geachtet, als das Leben der Gemeinen. Ich weiß nicht, was aus mir werden wird. Ist meine Laufbahn geendigt, so erinnre Dich eines Freundes, der Dich immer zärtlich liebte. Verlängert der Himmel meine Tage, so schreibe ich Dir morgen sogleich, und Du erfährst unsern Sieg. Leb wohl, theurer Freund, ich liebe Dich bis in den Tod."

An Zahl waren die beiden Heere ungefähr gleich, die Oestreicher durch ihre Reiterei, die Preußen durch ihr Geschütz überlegen. Das Fußvolk war auf beiden Seiten vortrefflich, nur herrschte bei den Preußen wohl mehr Zucht, besonders hatten sie durch die eisernen Ladestöcke, weil sie ein schnelleres und dauernderes Feuer möglich machten, einen entschiedenen Vortheil über ihre Gegner.

Friedrich verlor eine kostbare Zeit mit der schulgerechten Aufstellung seines Heeres, während ein schneller Angriff vielleicht die überraschten Oestrreicher gänzlich vernichtet hätte. So behielt Neipperg Zeit seine Truppen zu ordnen. Ein wirksames Geschützfeuer von Seiten der Preußen eröffnete die Schlacht, und gab ihnen einigen Vortheil, bis der kaiserliche General von Römer, der auf dem rechten Flügel die Reiterei kommandirte, mit seinen dreißig Schwadronen nach dem linken hin eilte, und dort die weit schwächere preußische Reiterei unter Schulenburg auseinandersprengte. Zwar fiel der feindliche Feldherr, doch war die Verwirrung unter den Preußen

so groß, daß Friedrich selbst durch die Flüchtlinge mit fortgerissen wurde. Jetzt war das Fußvolk des rechten Flügels ganz ohne Deckung. Da zeigte sich der Werth des strengen preußischen Exercitiums. Durch ein immerwährendes, wie Donner klingendes Feuer jagte es die feindlichen Reiter auf die eigenen Fußgänger zurück. Den dadurch erzwungenen Vortheil benutzte schnell und geschickt der Feldmarschall Graf Schwerin. Mit dem ganzen Heere drang er auf den erschreckten Feind ein, und entschied so den Tag. Zur Verfolgung war es zu spät geworden, doch deckten 7000 Feinde das Schlachtfeld; außerdem hatten diese 1700 Mann Gefangene, sieben Kanonen und drei Fahnen verloren.

Der König selbst war nicht bis zur Entscheidung zugegen gewesen. Schwerin hatte ihm, als der Sieg noch hin und her schwankte, den Rath gegeben, den Herzog von Holstein-Beck, der mit einem kleinen Corps von sieben Bataillonen und vier Schwadronen jenseits der Oder stand, aufzusuchen. Nach einigem Schwanken entschloß sich Friedrich ihn herbeizuholen, und kam so nach Ohlau. Hier hatte unter der Zeit ein Posten feindlicher Husaren sich festgesetzt. Leicht hätten sie den König gefangen nehmen können, da sie aber eine große Anzahl von Begleitern bei ihm vermutheten, so begnügten sie sich die Einlaß Begehrenden mit Pistolenschüssen zurückzuweisen. Schnell ritt der König nach Löwen zurück, wo er bei der Morgendämmerung anlangte, und die freudige Botschaft von dem Siege seines Heeres erhielt. Mit sehr gemischten Gefühlen langte er auf dem Schlachtfelde an; bitter gereute es ihn jetzt dasselbe vor der Entscheidung verlassen zu haben, denn welche Auslegung konnte dieses Forteilen erfahren; aber die erste Uebereilung entmuthigte ihn nicht in seinem Streben ein tüchtiger Feldherr zu werden, ja seine ersten Mißgriffe belehrten ihn mehr, als es ein geregelter Sieg gethan haben würde; er war groß genug zu gestehen, daß er mit Reipperg gewetteifert habe, wer die meisten Fehler machen könne, er jedoch mehr Gelegenheit als jener zum Tadel biete.

Schon einen Monat vor der Schlacht bei Molwitz war Glogau 1741
durch einen Nachtsturm vom Erbprinzen Leopold von Dessau genom- 8. Mrz.
men worden; noch nicht einen Monat später ergab sich Brieg. 4. Mai

Der Herzog von Holstein-Beck, dessen Truppen Friedrich vergebens gesucht hatte, war wenige Meilen vom Schlachtfelde entfernt

gewesen; allein obgleich er das Schießen gehört hatte, war er ruhig in seiner Stellung bei Strehlen diesseits der Oder geblieben, wo sich der König mit ihm später vereinigte und jetzt 43 Bataillone und 69 Schwadrone zusammen hatte.

Unendlich wichtig für die politische Bewegung des ganzen Europas war der Sieg von Molwitz. Der Hof von Versailles schickte
26. April den Marschall von Belle-Isle in das Lager von Strehlen, einen Mann, der eben so rasch und unternehmend war, als der Premier-Minister Ludwigs XV. Kardinal Fleury vorsichtig und furchtsam; damals aber hatten die glänzenden Vorstellungen der Kriegspartei alle Bedenklichkeiten des sparsamen Fleury überwunden. Der Marschall machte dem Könige einen Vorschlag zur Theilung der östreichischen Monarchie. Maria Theresia glaubte man mit Ungern, Niederöstreich, Steiermark, Kärnthen und Krain zufriedenstellen zu können; der Kurfürst Karl Albert, der einzige, welcher ehrlich genug stets gegen die pragmatische Sanction protestirt und sein Erbrecht auf die österreichischen Staaten behauptet hatte, sollte Oberöstreich, Böhmen, Tyrol, Breisgau sammt der Kaiserwürde, Preußen zur Entschädigung für Berg und Jülich Niederschlesien erhalten. Friedrich war nicht abgeneigt einem solchen Bündniß beizutreten, jedoch machte er fürs erste noch tiefes Geheimniß zur Bedingung. Als sich diesem Theilungsplan auch
1741 Spanien durch den Vertrag von Nymphenburg anschloß, und 20,000
18. Mai Mann in die Lombardei sendete um für den Infanten Don Philipp Parma und Piacenza zu erwerben, Maria Theresia dagegen mit ganz unzeitigem Hochmuth verlangte, Friedrich solle Schlesien räumen, und dann abwarten, wie das wiener Kabinet ihn für seine Ansprüche in Güte entschädigen würde, so schloß er sich enger an die
5. Juli Verbündeten. Von Dresden aus trug ihm überdies der Marschall von Belle-Isle noch Mähren und Oberschlesien an. Schweden folgte wie immer dem Interesse Frankreichs; es erhob die Waffen gegen Rußland, da die Regentin Anna, durch den Grafen von Lynar und den Marquis von Botta, die Gesandten des Königs von Polen und der Königin von Ungern bewogen, sogar ein Bündniß zur Theilung der preußischen Monarchie mit diesen beiden Mächten geschlossen hatte. Auch Frankreich setzte nun seine Truppen in Bewegung. Die Marschälle Maillebois und Belle-Isle führten zwei Heere über den Rhein, und nöthigten Hannover zur Parteilosigkeit. Dadurch fühlte sich

Georg II. auch für England gefesselt. Noch gestaltete sich alles glücklich für die Feinde Maria Theresias, denn der von Rußland aus drohende Sturm wurde durch eine ganz unerwartete Revolution, welche die Tochter Peters des Großen Elisabeth auf den Thron setzte, 6. Dec.
für den Augenblick ganz und gar beschwichtigt.

Die Unterhandlungen in dem Lager von Strehlen hatten den raschen Lauf der Ereignisse einigermaßen gehemmt. Uebrigens stand der Marschall Neipperg hinter Neiße in einer so festen Stellung, daß jeder Angriff einen schlechten Erfolg versprechen mußte; als er aber vorrückte, um hinter dem Rücken des Königs sich Breslaus zu bemächtigen, nahm dieser die Stadt förmlich in Besitz und ließ sich 11. Aug.
von den Einwohnern huldigen.

Jetzt begann für Maria Theresia eine äußerst unglückliche Zeit. Die Baiern und Franzosen machten reißende Fortschritte in den österreichischen Erbländern, selbst Wien ward bedroht. Mächte, die bisher sich zur österreichischen Partei gehalten hatten, traten zurück, oder schlossen sich wie Sachsen, durch die Aussicht des Besitzes von Mäh- 31. Aug.
ren angelockt, den Feinden der Königin an. England allein suchte, aber nur auf diplomatischem Wege Oestreich zu retten. Lord Hyndford, der englische Gesandte am berliner Hofe, schlug als Vermittler auf einer Zusammenkunft in Klein-Schnellendorf einen Tractat vor, 9. Okt.
in Folge dessen Neipperg mit seinen Truppen und Magazinen nach Mähren gehen und die Preußen ihre Quartiere in Oberschlesien nehmen sollten. Neiße durfte Friedrich durch Belagerung erobern, jedoch nichts mehr als diese Festung und Niederschlesien verlangen; im December sollte ein Definitiv-Frieden die Bestimmungen dieses geheim zu haltenden Tractates bestätigen. Friedrich, der bald größere Vortheile dem Stande der Angelegenheit nach hoffen und sich darüber beklagen konnte, daß man den Vertrag nicht der Verabredung gemäß geheim gehalten hatte, versagte die Vollziehung desselben, allein auch die Königin von Ungern erhielt bald ihrerseits hinlängliche Veranlassung sich von ihm loszusagen.

Einen Monat nach Abschluß des Klein-Schnellendorfer Traktats nahm der König die Huldigung der Stände von Niederschlesien bis 7. Nbr.
an die Neiße an. Ganz einfach in seiner Uniform saß er auf dem Throne der östreichischen Fürsten. Mit größerem Glanze ertheilte er in Berlin vom Throne herab die Lehen. Bei den zahlreichen

Standeserhöhungen, die hier verkündet wurden, ertheilte er auch zum ersten Male die preußische Fürstenwürde an die Grafen von Carolath-Schönaich und von Hatzfeld-Trachenberg; überhaupt erfreute sich die neu erworbene Provinz einer ganz besonderen Begünstigung.

Unter diesen für sie so äußerst ungünstigen Verhältnissen zeigte sich Maria Theresia als eine würdige Vertreterin ihres erhabenen Geschlechtes. Ausgerüstet mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes, die eine Frau, eine Fürstin schmücken konnten, verlassen von ihrem königlichen Bundesgenossen, warf sie sich ihren Unterthanen in die Arme. Die rauhen ungarischen Magnaten, durch die Bedrängniß ihrer schönen Herrscherin gerührt, schworen eher den letzten Tropfen Bluts zu vergießen, ehe sie die Königin so schmachvoller Erniedrigung, als die Bundesgenossen ihr drohten, überlassen würden, und hielten mehr als sie versprachen. Während der Kurfürst von Baiern
1742 24. als Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser gewählt wurde, trieben schon
Jan. Maria Theresias Scharen die Baiern und Franzosen aus den östreichischen Ländern heraus, und zogen wenige Wochen nachher siegreich
12. in des Gegners Hauptstadt München ein, an demselben Tage, wo
Fbr. seine feierliche Kaiserkrönung in Frankfurt statt fand.

Die preußische Armee war nach Mähren vorgedrungen; der König hatte Ollmütz genommen, belagerte aber Brünn vergebens, und mußte wieder nach Böhmen zurückgehen. Ihm folgte Karl von Lothringen um seine Vereinigung mit dem Marschall Broglio bei Prag zu verhindern, und die Magazine von Czaslau und Kolin zu vernichten. Bei jener Stadt schlug Friedrich sein Lager auf, die Oestreicher bei Chotusitz. Hier zeigte sich der König schon als umsichtiger Feldherr, indem er mit Schnelligkeit und Geistesgegenwart die Vortheile, die seine Truppen errangen, benutzte, und nach einem blutigen
27. Kampf durch seine Anstrengungen den Sieg davontrug. 3500 Todte
Mai und Verwundete zählten die Preußen. Die Oestreicher verloren 5600 Todte und Verwundete, 1000 Gefangene, siebzehn Kanonen und eine Fahne; sie wurden nach Mähren zurückgejagt. Diesmal hatten alle Truppen auf gleiche Weise des Königs Zufriedenheit verdient, wofür er ihnen auch auf der Parole die ehrenvollste Anerkennung zukommen ließ.

Es läßt sich denken, mit welchem Jubel der siegreiche junge Kö-

nig in seiner Hauptstadt aufgenommen wurde, da wenige Tage darauf hier ein glorreicher Friede zum Abschluß kam, der die Anstrengungen des preußischen Heeres und Volkes reichlich belohnte. Schon am 11ten Juni war dieser von den Bevollmächtigten der beiden Souveraine, dem Minister Grafen von Podewils und dem Lord Hyndford in Breslau unterzeichnet worden, am 28sten Juli folgte die Ratification. Maria Theresia überließ dem Könige von Preußen mit völliger Souverainität und Unabhängigkeit von der Krone Böhmen das Herzogthum Nieder- und Ober-Schlesien nebst der Grafschaft Glatz und dem mährischen District Katscher, behielt aber von Schlesien das Fürstenthum Teschen, den jenseits der Oppa gelegenen Theil der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf und den südlichen Theil vom Fürstenthum Neiße, wodurch 78 Q.-M. von Schlesien östreichisch blieben, während 641 an Preußen kamen. Dies wurde durch den Grenzrezeß von Ratibor näher bestimmt.

28. Juli.

6. Dec.

Großen Ruhm hatte Friedrich durch seinen zweijährigen Feldzug erworben. Fleury und Walpole, die beiden Staatsmänner, welche das Schicksal Europas damals lenkten, nannten ihn den Schiedsrichter Europas, ersterer bedauerte nur, daß er nicht mit Frankreich vereint das gewisse Ziel, die gänzliche Demüthigung Oestreichs verfolgt habe. Er selbst glaubte aber, das höchste Ziel seines Strebens sei das Glück und das Wohl seines Volkes; und dieses hätte er neuen Siegen opfern müssen, denn zur Zeit der Schlacht von Chotusitz war der Schatz, den ihm sein Vater hinterlassen hatte, erschöpft, die Fortsetzung des Krieges hätte ihn daher zu neuen Auflagen gezwungen. Uebrigens konnte er wenig auf seine Bundesgenossen zählen; suchte doch das Kabinet von Versailles ihm wo möglich die Frucht seiner Siege zu verkümmern, während der König von Polen, dem man doch das von den Preußen besetzte Mähren versprochen hatte, trotz seiner maßlosen Verschwendung sich entschieden weigerte grobes Geschütz zur Belagerung von Brünn zu liefern.

Friedrich ergab sich nicht der Sorglosigkeit eines sichern Friedens. Was er erworben, suchte er dadurch zu schützen, daß er seine Armee um 18,000 Mann verstärkte und für die Befestigung mit Eifer sorgte. Schlesien, welches anderthalb Millionen Einwohner zählte und viertehalb Millionen Thaler jährlicher Einkünfte bot, ward nicht unter das Generaldirectorium, sondern unter einen Minister, der unmittel-

bar mit dem Könige in Verbindung trat, gestellt. Für die geistlichen Angelegenheiten errichtete man unter dem Oberpräsidium des Fürsten von Karolath in Breslau und in Glogau Ober-Consistorien, welche aus einem katholischen Prälaten, einem evangelischen Geistlichen und weltlichen Räthen bestanden. Für die Rechtspflege wurden Oberamtsregierungen in Breslau, Glogau und Oppeln eingesetzt. Die Stadt Breslau, zur dritten Haupt- und Residenzstadt des Reichs erklärt, bekam zwei jährliche Messen; überhaupt wurde für den Handel und den Gewerbfleiß der Provinz von Anfang an viel gethan. Die Sorgfalt des Königs für seine neuen Unterthanen trug segensreiche Früchte; sie liebten ihn, denn sie befanden sich unter seinem Scepter wohl, da er eben so gut ihre materiellen als geistigen Bedürfnisse zu befriedigen wußte. Der Landmann, von dem gutsherrlichen Drucke befreit, wurde ein freier Mann, die Städte erhoben sich aus ihrem Verfall, und die Religion ward von jeder äußeren Beschränkung befreit.

Friedrich hatte sich in dem ersten schlesischen Kriege überzeugt, daß er seine Reiterei, die von der Höhe, auf welcher sie unter Derfflinger, dem tapfersten Reiteranführer nach Pappenheim im siebzehnten Jahrhundert gestanden, herabgesunken war, wieder von neuem bilden müßte, wenn er den auf den Schlachtfeldern von Molwitz und Chotusitz gewonnenen Ruhm seines Heeres erhalten wollte; daher war es seine eifrigste Sorge die Kavalerie manövriren zu lehren. Unter anderm gab er für diese Waffe folgenden Verhaltungsbefehl: „Es verbietet der König hierdurch allen Offizieren der Cavalerie bei infamer Cassation, sich ihr Tage in keiner Action vom Feinde attaquiren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attaquiren;" und keine Kavalerieattaque hielt er für lebhaft genug, wenn ihn nicht der Schaum der Pferde bei dem „Halt" bespritzte. Aber auch in allen andern Zweigen des Kriegswesens drang er mit belebender Kraft ein, und hob außer den materiellen Verbesserungen, die er überall anbrachte, den moralischen Character seines Heeres.

Seit dem berliner-breslauer Frieden konnte Maria Theresia ihre ganze Kraft gegen Frankreich und den Kaiser Karl VII. wenden. Mit der größten Mühe rettete der Marschall von Belle-Isle, indem
1742 16. Dbr. er Prag mitten im Winter verließ, die Trümmer des vor kurzem noch so furchtbaren französischen Heeres; im Frühling des folgenden Jah-

res wurde Karl VII. aus seiner Hauptstadt gejagt, und Baiern huldigte der Königin von Ungern. Jetzt trat auch England, wo der östreichisch und kriegerisch gesinnte Lord Carteret an die Stelle des friedliebenden Robert Walpole getreten war, entschiedener für Maria Theresia auf. Eine sogenannte pragmatische Armee, aus Engländern, Hannoveranern und Oestreichern gebildet, schlug die Franzosen unter dem Marschall Noailles bei Dettingen; Holland, Sardinien, Sachsen schlossen sich nun gleichfalls der östreichischen Partei an. 1743 27. Juni

Da wurde Friedrichs Lage bedenklich. Nur die Noth hatte der stolzen Maria Theresia die Unterschrift zu dem berliner-breslauer Frieden entrissen; es stand zu erwarten, daß sie ihn bei der geringsten Hoffnung auf besseren Erfolg brechen würde. Ja ihre Bundesgenossen forderten sie dazu auf. Selbst Georg II. schrieb ihr die bedeutungsvollen Worte: „Madam, was gut zu nehmen ist, ist auch gut wiederzugeben." Der Brief fiel Friedrich in die Hände und mahnte ihn auf seiner Hut zu sein. Um die Mitte des Februars im folgenden Jahre kam der Feldmarschall Graf von Seckendorf, welcher 1744 aus den östreichischen Diensten in die des Kaisers getreten war, nach Potsdam, und fand den König zur Aufrechthaltung seines Herrn sehr günstig gestimmt. Zwar scheiterte Friedrichs Plan eines Fürstenbundes in Deutschland zum Schutze des Reichsoberhauptes, doch schloß er von Neuem einen Allianztractat und bald darauf ein Angriffs- April bündniß mit Ludwig XV. gegen Oestreich um Karl VII. zu schützen, 5. Juni und sich in seinem eigenen Besitz zu behaupten.

Schnell zum Schlage fertig, als einmal der Entschluß gefaßt war, brach Friedrich mit 80,000 Mann nach Böhmen auf. Vergebens sträubte sich Sachsen, da die Gewalt dem kaiserlichen Requisitorialschreiben zur Veranstaltung alles für den Durchmarsch der kaiserlichen Hilfstruppen Nöthigen hinreichenden Nachdruck verlieh. Zu gleicher Zeit forderte Friedrich in einem mit großer militairischer Einsicht ausgearbeiteten Schreiben von Ludwig XV., daß er ein Heer durch die hannövrischen Lande, das andre die Donau hinauf senden sollte. Der Marschall von Sachsen, und der Marschall von Noailles drangen auch bald siegreich gegen die Verbündeten der Königin von Ungern vor. Friedrich hielt seinerseits genau, was er versprochen. In der Nacht vom 9ten zum 10ten September eröffnete er die Laufgräben vor Prag, welches sich wenige Tage darauf ergab. 16. Spt.

Dem glänzenden Beginn entsprachen die Folgen durchaus nicht. Friedrich erfuhr hierbei, daß es leichter ist zu erobern als Eroberungen zu behaupten. Den Winter über konnten sich die Preußen aus Mangel an Lebensmitteln in Böhmen nicht halten; Friedrich mußte über die Elbe zurückgehen, während sich jetzt die Sachsen offen für Oestreich erklärten. Außerdem hatte der König einen gefährlichen Gegner an dem Marschall Traun, den er selbst seinen Lehrer, so wie den Feldzug von 1744 seine Schule in der Kriegskunst nannte. Alles wurde daher an den Krieg gesetzt, um ihn mit gehörigem Nachdruck zu führen.

Während Frankreich und Preußen ihre Kräfte aufboten, nicht nur um Oestreich zu demüthigen, sondern um von dem eignen Heerde
1745 das Verderben abzuwehren, starb der Kaiser Karl VII., in dessen
20. Jan. Namen sie ihre Heere marschiren ließen. Sein Sohn Maximilian
22. April Joseph erkaufte in dem Vertrage zu Füßen für seine glänzenden Ansprüche den Frieden und die Wiederherstellung in seine Erbländer; um so mehr sahen sich Ludwig XV. und Friedrich II. genöthigt ihre Anstrengungen zu verdoppeln, da man nur nach entschiedenen Erfolgen Nachgiebigkeit von Seiten Oestreichs erwarten durfte. Diesmal wurden beide vom Glück begünstigt. Der Marschall von Sachsen
11. Mrz. errang den wichtigen Sieg bei Fontenoi in Flandern über die Engländer und ihre Verbündeten. Friedrich war anfangs im Verlust gewesen; er hatte ganz Oberschlesien nebst Kosel räumen müssen, da zog er endlich dem Herzog Karl von Lothringen über Striegau ent-
1745 gegen, und lieferte ihm die Schlacht bei Hohenfriedberg. Der
3. Juni unerwartete Anmarsch des Königs und noch mehr sein schneller geordneter Angriff setzten den Feind in Verwirrung, den Sieg entschied aber der gewaltige Reiterangriff des Dragonerregiments von Baireuth unter dem Generallieutenant von Geßler, welches allein zwanzig Bataillone schlug, 2500 Gefangene machte, 67 Fahnen und vier Geschütze erbeutete. Ehrenvoll erkannte Friedrich das Verdienst dieses Regiments an, und gestattete ihm unter andern einen besonderen Kürassiermarsch, den sogenannten hohenfriedberger zu blasen, der noch bis auf den heutigen Tag das Eigenthum dieses Regimentes geblieben ist. Der General du Moulin trieb den Feind bis nach Böhmen in sein altes Lager von Königgrätz zurück. Dem König von Frankreich schrieb Friedrich II. nach diesem glänzenden Siege, er habe

den bei Fontenoi auf ihn gezogenen Wechsel bei Hohenfriedberg eingelöst.

Noch einmal versuchte der Herzog Karl bei Sorr einen Angriff auf das Heer des Königs, der um die Zufuhr zu decken, sein Hauptheer hatte schwächen müssen. Geschickt war der östreichische Feldherr mit seinen Truppenmassen herangekommen, ohne daß Friedrich genauere Kunde davon erhalten hatte. Trotz der großen Uebermacht mußte dennoch der Feind das Feld räumen, obgleich seine leichten Truppen das Lager des Königs plünderten; gerade dies aber erleichterte ihm den Sieg, indem er dadurch von dem Angriff im Rücken befreit wurde. So sicherte ihm denn die Schlacht die in dem Feldzuge bisher gewonnenen Vortheile, und raubte den Oestreichern jede Hoffnung von dieser Seite wieder in Schlesien einzubringen. 30. Spt.

Doch trotz seiner beiden herrlichen Siege sah Friedrich bald seine Staaten in größerer Gefahr als je, da seine Gegner alle ihre Kräfte aufboten, um gemeinschaftlich einen letzten Angriff zu machen. Mit der größten Eifersucht hatte der sächsische Hof Preußens wachsende Größe gesehen; der eigenmächtige Durchmarsch der preußischen Truppen nach Böhmen, die Schlacht bei Hohenfriedberg, in welcher die Sachsen besonders gelitten hatten, dazu manches beißende Wort des Königs hatten den allmächtigen Minister Augusts III., den Grafen von Brühl zur Rache gespornt. Auf mehreren Seiten zugleich von Sachsen und Schlesien aus sollten überlegene Truppenmassen auf die Hauptstadt der preußischen Monarchie losrücken. 10,000 Oestreicher unter dem Feldmarschall Grafen von Grünne kamen in Eilmärschen vom Rhein nach Sachsen und marschirten gegen Berlin, während Prinz Karl mit 40,000 Mann durch die Oberlausitz denselben Weg einschlug. Doch schnell war auch hier die Gegenwehr bereit. Prinz Leopold von Dessau hielt mit 35,000 Mann den Herzog zurück, während Friedrich von Berlin aus den Sachsen die Spitze bot, bei Katholisch-Hennersdorf vier sächsische Kürassierregimenter und ein Regiment zu Fuß, die gar keinen Feind vermutheten, schlug, und sich der Magazine in Görlitz bemächtigte. Graf von Grünne ward durch diese Bewegung gezwungen, sich mit der sächsischen Hauptarmee unter den Grafen Rutowski zu vereinigen. Berlin, wo 16,000 Bürger in einem verschanzten Lager gegen feindliche Streifcorps gerüstet standen, war so von jeder Gefahr befreit. 23. Nbr.

Dem alten Fürsten von Dessau, der bei Halle stand, schrieb der
König: „Ich habe in der Lausitz geschlagen, schlagen Sie bei Leipzig,
so will ich Sie in Dresden wiedersehen.“ Nun brach der alte Held
welcher Friedrichs Angabe nach aus Eigensinn schon zu lange gezögert
13. hatte, mit seinen Truppen auf, nahm Leipzig, und vereinigte sich mit
Dec. dem Generallieutenant von Lehwaldt. Er traf auf seinem Wege nach
Dresden, von wo der König August nach Prag entflohen war, den
Grafen Rutowski in einer sehr festen Stellung bei Kesselsdorf.
Anfangs war der Angriff auf die starken Verschanzungen erfolglos,
ganze Reihen der Stürmenden wurden durch die Batterien niederge-
schmettert, aber als die Sachsen ihre Gegner verfolgen wollten, da
hemmten sie selbst die kräftige Wirkung ihres Geschützes, und wurden
ihrerseits durch einen heftigen Angriff der Dragoner von Bonin ge-
15. worfen. Die Erstürmung von Kesselsdorf entschied vollständig den
Dec. Sieg. Der Herzog von Lothringen, welcher während des Kam-
pfes im plauenschen Grunde gehalten hatte, zog mit den Trümmern
der geschlagenen Armee nach Böhmen. Am 18ten traf Friedrich in
Dresden ein. Hier ward nach kurzen Friedensunterhandlungen der
berliner Frieden bestätigt. Friedrich erkannte den Gemal der Maria
Theresia Franz I. als Reichsoberhaupt an, und erhielt dafür die Be-
stätigung dessen, was er in dem ersten schlesischen Kriege erworben,
sowohl von Oestreich als auch von Sachsen als Eventualerben des
östreichischen Herrscherhauses. Sachsen zahlte noch außerdem eine
Million Thaler an Preußen und versprach gegen ein Aequivalent die
Stadt und den Zoll Fürstenberg mit dem Dorfe Schildlo in der
Niederlausitz nebst allem kursächsischen Gebiete auf dem rechten Oder-
ufer den Preußen zu überlassen. Den schnellen Abschluß dieses Frie-
dens hatte die Diversion des Prinzen Eduard in England befördert.
Hier war an die Stelle des östreichisch gesinnten Lord Carteret der
Herzog von Newcastle und sein Bruder Pelham getreten, von wel-
26. chen schon einige Monate früher durch die Convention zu Hannover
Aug. dem Könige für Schlesien Gewähr geleistet worden war.

Der zweite schlesische Krieg hatte Friedrich II. acht Millionen ge-
kostet ohne ihm den geringsten Länderzuwachs zu gewähren, aber die
preußische Monarchie war durch ihn befestigt worden. Bisher hatte
der König seinen Unterthanen durch seine Kriege keine außerordent-
liche Last aufgebürdet, obgleich die vorhandenen Mittel fast ganz er-

schöpft waren, denn nur 150,000 Thaler befanden sich noch beim Friedensschlusse in seinem Schatze. Dennoch waren seine Ersparnisse nicht nutzlos verwendet worden, sie hatten ihm und seinem Volke einen unvergänglichen Ruhm erworben, die erste Grundlage zu Preußens künftiger Größe.

Selbst der Papst, der seinen Unwillen beim Ausbruch des ersten schlesischen Krieges nicht zurückgehalten hatte, ließ dem Könige jetzt seine Glückwünsche bringen, und empfahl ihm seine neuen katholischen Unterthanen.

Frankreich war allerdings von Friedrich II. im Stiche gelassen worden, doch kann man seine Handlungsweise damit entschuldigen, daß er von seinem Bundesgenossen dasselbe fürchten mußte. Nach Fleurys Tode war eine vollkommene Verwirrung über die Verwal- 1743
tung der Staatsangelegenheiten hereingebrochen, nur die Willkühr 9. Jan.
herrschte, es fehlte ganz an einem festen Prinzipe, wer konnte es da Friedrich II. verdenken, wenn er das Wohl seines Volkes nicht dem gedankenlosen Zufall überlassen wollte. Uebrigens bemühte er sich eifrig die Aussöhnung zwischen den kriegführenden Parteien zu befördern, dessenungeachtet ward erst drei Jahr später die Ruhe in Europa durch den Frieden von Aachen wiederhergestellt. 1748

Friedrichs segensreiche Landesverwaltung bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges — 1756.

Wir berühren jetzt die stillste aber glücklichste Zeit in Friedrichs thatenreicher Regierung. Während der fünf Kriegsjahre, denn die Waffenruhe von 1742 bis 1744 ist nur als eine Rast zu neuem Kampfe anzusehen, war sein leidenschaftlicher Durst nach Kriegsruhm befriedigt. Durch die großen Bilder der Vorzeit mit edlem Eifer angestachelt, hatte er seinen Arm geprüft und sich überzeugt, daß er sich ihnen ebenbürtig fühlen durfte. Dies nur hatte er gewollt, stets Herr über sich selbst, mit philosophischer Ruhe seiner Leidenschaft gebietend, und seinen eigentlichen hohen Zweck verfolgend, das Wohl des ihm untergebenen Volkes zu fördern, kehrte er in die engeren Schranken des Schaffens und Wirkens im friedlichen Kreise zurück, achtete auf die geringsten Kleinigkeiten in der Verwaltung und in dem betriebsamen Leben seiner Unterthanen, ohne deshalb den sanf-

ten Genüssen des Umgangs mit den Musen, und des freundlich geselligen Kreises zu entsagen.

In Potsdam schuf er sein Sans-Souci zu einem neuen Musensitze. Eine ausgesuchte Gesellschaft von liebenswürdigen und gelehrten Leuten umgab hier den König; vorzüglich galten der Graf Algarotti, d'Argens, Maupertuis viel bei ihm. Auch Voltaire er-
1750 schien in Sans-Souci mit der Zusage sich für immer dort niederzu-
10. Juli lassen; er erhielt die Kammerherrenwürde, den Verdienstorden und ein Jahrgehalt von 3500 Thaler. Seine Wohnung war das Schloß, freie Tafel bei Hofe, Equipage, Dienerschaft standen ihm zu Gebote. Doch nicht allzu lange währte das gute Einverständniß zwischen beiden, denn Voltaire erschien als Mensch weder liebens- noch achtungswerth. Seine Streitigkeiten mit Maupertuis gaben den ersten Anlaß zu Mißverständnissen mit Friedrich II. Im Jahre 1753 verließ er den berliner Hof, und ward in Frankfurt am Main auf Gesuch des preußischen Residenten festgehalten, bis er die Papiere des Königs, welche sich noch in seinen Händen befanden, herausgegeben hatte. Nach dieser Zeit knüpfte sich zwischen beiden wieder ein lebhafter Briefwechsel an, doch wie sehr auch Voltaire es wünschte, mochte der König sich nicht entschließen, den geistreichen aber im Umgang gefährlichen und sittlich nicht achtungswerthen Mann wieder an seinen Hof zu nehmen.

Von deu Genossen seiner Jugendzeit standen Chazot, Knobelsdorf und die Künstler, welche den Aufenthalt in Rheinsberg so angenehm gemacht hatten, ihm auch jetzt noch nahe; zwei edle Britten, der Feldmarschall Keith und Lord Marischall vermehrten seit 1747 den freundlich geselligen Kreis. Aber auch die Familie genoß seine innige Freundschaft. Mit zärtlicher Hochachtung begegnete er seiner Mutter und behandelte seine Brüder, von denen er den ältesten August Wil-
1744 helm zum Prinzen von Preußen, d. h. zum muthmaßlichen Thronerben ernannte, mit Liebe und Freigebigkeit.

Welche Sorgfalt Friedrich für die Wissenschaften, besonders für die Wiederbelebung der berliner Akademie trug, haben wir schon im Anfange seiner Regierung erwähnt. Er wollte selbst thätiges Mitglied dieses höchsten wissenschaftlichen Gerichtshofes sein. D'Alembert, dem er die Präsidentschaft der Akademie nach Maupertuis Tode antrug, lehnte das Anerbieten ab, allein mit seinem Rath unterstützte

er den königlichen Freund. Die vier Klassen der Akademie beschäftigten sich mit Physik, Mathematik, spekulativer Philosophie und Philologie. Die erledigten Plätze wurden ohne Rücksicht auf das Vaterland mit den berühmtesten Gelehrten, die man gewinnen konnte, besetzt. Friedrich ließ seine geschichtlichen Werke, so wie seine philosophischen Abhandlungen, in der Akademie vorlesen.

Nicht so viel geschah für die Akademie der Künste. Zwar wurde le Sueur zum Director berufen, aber es fehlte ihm so sehr an Mitteln, daß er auf eigene Kosten für Feuerung und sonst nöthigen Bedarf sorgen mußte, und es war nur ein glücklicher Zufall, daß Bernhard Rhode die jungen Künstler in seinem Hause zu einer kleinen Privatakademie versammelte, in welcher Abends bei Erleuchtung nach dem Leben gezeichnet wurde. In diesem Vereine bildete sich unter andern auch der berühmte Daniel Chodowiecki.

Andere Künste fanden mehr Unterstützung, besonders die Baukunst. Wer kennt nicht Friedrichs II. Prachtbauten in Berlin und Potsdam? Sie hatten außer seinem Kunstsinne den Zweck die Betriebsamkeit im Lande zu fördern. Er selbst konnte hierin als Kunstverständiger gelten, war aber nicht vom Eigensinne frei, denn, wenn er einmal einen Entwurf gemacht hatte, so mochte er, selbst im Falle ihm die Fehler offen dargelegt wurden, selten davon abgehen. Doch nicht Prachtwerke allein rühren von ihm her, auch Bürgerhäuser baute er in Menge auf seine Kosten, sowohl in Potsdam als in Berlin, und verschönerte dadurch das Ansehen der oft noch düstern und verfallenen Straßen.

Eine seiner ersten bedeutenden Bauten war das Opernhaus, welches am 1sten December 1742 mit der graunschen Oper Kleopatra und Cäsar eröffnet wurde. Gleichzeitig baute man einen neuen Flügel am charlottenburger Palais, und 1744 begannen die Arbeiten an dem Lustschloß im königlichen Weinberge oder, wie es bald hieß, „Sans-Souci.“ Das Invalidenhaus, der neue Dom und die Erlaubniß zum Bau der katholischen Kirche, für welche Friedrich wenigstens den Bauplatz und einen Theil der Materialien gab, fallen ebenfalls in die ersten Jahre seiner Regierung.

Antike Bildwerke und geschnittene Steine ließ er in Italien ankaufen, so wie Meisterwerke der Malerei aus der französischen und niederländischen Schule; später gab er den Italienern den Vor-

zug, doch beschäftigte er auch deutsche Künstler, namentlich Rhode und Frisch.

Vor allen Künsten erfreute sich die Musik seiner lebhaften Theilnahme. Hier herrschte Graun. Seine Opern wurden anfangs auf dem kleinen Schloßtheater gegeben. Zuweilen versuchte sich der Hof selbst in dramatischen Darstellungen, bis französische Schauspieler ankamen; das größte Interesse für Friedrich hatte immer die italienische Oper. Er selbst arbeitete mit an den Texten der musikalischen Aufführungen, ja mitunter blies er, wenn der Hof selbst spielte, die Flöte. Auch Hoffeste liebte er zu Anfang seiner Regierung, und feierte sie mit Geschmack, oft sogar mit großem Aufwande.

Dieser Sinn für Glanz und Genuß that dem Nützlichen keinen Abbruch. Der plauensche, finower und Swine-Kanal beförderten Schiffahrt und Handel. Der Oderkanal ward gebaut, und machte so das Entstehen des fruchtbaren Oderbruches möglich. Friedrich sah, wie Colbert, die Grundlage des Volksreichthums im Handel und in dem Gewerbfleiß. Ausfuhrverbote roher Stoffe und Privilegien für Manufactur und Fabriken erschienen ihm als nothwendige Mittel zu diesem Zwecke, und waren auch für jene Entwickelungsstufe gewiß noch nothwendig. Wenn er sich hier von den während seiner Lehrzeit in Küstrin aufgenommenen einseitigen Ansichten nicht zu trennen vermochte, so müssen wir bedenken, daß er immer noch mit den rohesten Anfängen zu kämpfen hatte, daß überhaupt seine Zeit nicht die unsrige war. Wir würden deshalb sehr ungerecht gegen Friedrich II. sein, wenn wir ihn nicht trotz mancher Wunderlichkeiten als den Begründer des Gewerbfleißes in seinen Staaten feiern wollten. Trotz seiner eifrigen Sorge für die Entwickelung desselben achtete er darum den Ackerbau nicht gering, sondern bemühte sich auch die Landwirthschaft in seinen Staaten zu vervollkommnen. Auswärtige Oekonomen wurden auf die Domainengüter gerufen, inländische nach Holland und England geschickt, um durch ausgebreitetere Erfahrung diesen Zweig der Kultur zu heben. Selbst die Klöster benutzte man zu diesem Zweck, denn der König pflegte die neugewählten Aebte nur unter der Bedingung zu bestätigen, daß sie auf den Stiftsgütern Weinstöcke, Eichen, Maulbeerbäume, Kartoffeln pflanzen, und andere die Landwirthschaft fördernde Einrichtungen treffen wollten. Von den vielen Einzelheiten des Landbaus, auf

welche der umsichtige Herrscher seinen Blick warf, müssen wir noch die Kartoffeln herausheben, die zwar schon vom großen Kurfürsten eingeführt, jedoch erst von Friedrich II. über alle Theile des preußischen Staates verbreitet wurden.

Allerdings zielten manche Unternehmungen Friedrichs nur dahin Geld zu gewinnen, was freilich weniger unser Lob verdient. Dazu gehört die Einrichtung einer Lotterie. Auch führte den König der 1740
Wunsch, jeden Abfluß des Geldes nach andern Ländern hin zu vermeiden zu sehr unangenehmen, selbst dem Fortschritte der Bildung schädlichen Beschränkungen. Dahin ist das Verbot für Studirende, auswärtige Universitäten zu besuchen, und die bald darauf folgende Verordnung, daß Niemand ohne ausdrückliche Erlaubniß in das Aus- 1743
land reisen sollte, zu rechnen. Zwar wollte er nach seiner eigenen Erklärung nur den Mißbrauch des Reisens, das Reisen ohne Zweck und Geist verhindern, doch wird eine so willkürliche Beschränkung der menschlichen Freiheit stets nachtheilige Früchte tragen.

Um Friedrichs Wirksamkeit vom rechten Standpunkte aus zu betrachten, müssen wir erwägen, daß sich die Bewohner seines Staates noch in dem Zustande der Unmündigkeit befanden. Nur wenige waren im Stande, das für sie selbst Heilsame zu begreifen, noch weniger es ins Werk zu setzen. Da schritt er denn rüstig voran, erzog seine Unterthanen, und leitete sie dem Ziele zu, welches er mit scharfem Blick für sie ersehen hatte. Hierbei verfuhr er wie natürlich, da er seinem Zeitalter vorausgeeilt war, obervormundschaftlich, und ließ dem Einzelnen in seiner Sphäre wenig Spielraum. Daß seine Einrichtungen für immer Norm bleiben sollten, hat er wohl selbst nie gemeint, aber mit durchdringendem praktischem Verstande hat er fast überall die Maßregeln ergriffen, welche dem Standpunkte des von ihm beherrschten Volkes entsprachen.

Wenn wir Friedrich II. streng die Stände auseinander halten sehen, so war dies ebenfalls in den Verhältnissen begründet, obgleich es stets auffallend bleiben wird, daß ein Fürst, der sich über die Vorurtheile seiner Zeit so hoch zu erheben wußte, in dieser Beziehung von dem Althergebrachten nicht abgehen wollte. Ausschließlich wurden dem Adel die Minister-, Präsidenten-, Landeshauptmanns- und Landrathstellen, so wie die hohen Hofämter, die Gesandtschaftsposten und die höhern Offizierstellen übertragen. Unter 62 wirklichen ge-

heimen Etatsräthen von seiner Ernennung war ein einziger, der Finanzminister Michaelis ein Bürgerlicher. Nur bei den Husarenregimentern fand die Beförderung ohne Unterschied des Standes unparteiisch nach Verdienst und Ancienniität statt.

Uebrigens konnte das Ausschließen vom Offizierstande für den Bürgerlichen damals minder für eine Kränkung als etwa heut zu Tage gelten, da Preußen so wenig wie andere Staaten ein Nationalheer hatte; vielmehr bestand dieses zum großen Theile aus Fremden und aus den niedern Klassen der Landeskinder, denn die gebildeteren Stände waren von dem Militairdienste befreit. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte allerlei Ausnahmen von der 1733 eingeführten Kantonpflichtigkeit eintreten lassen; Friedrich II. dehnte diese noch aus. Er gab 1741 der Stadt Potsdam, 1746 Berlin und vielen schlesischen Städten und Dörfern Kantonfreiheit; auch sollten „die Söhne der Kaufleute, Rentiers, Künstler, Fabrikanten, ingleichen der Weinhändler und Materialisten, so guten Handel führen, so wie auch der königlichen Bedienten und anderer Leute, welche vom Stande sind, und von ihren Kapitalien leben, überhaupt aber von allen denjenigen, welche 6000 Thaler im Vermögen haben, seit dem Jahr 1746 von aller Enrollirung und Werbung ganz und gar frei sein.“ Daher blieben zuletzt nur der Auswurf vom Inlande, so wie die ganz armen Klassen und Fremdlinge für das Kriegshandwerk bestimmt; wunderbar genug wußte Friedrich II. in dieser zusammengewürfelten Masse die Ideen von Ehre und Vaterland hervorzurufen, und sie zum Kampfe für Güter, an denen sie eigentlich keinen Theil hatten, zu begeistern.

Die Städte, vor dem sechszehnten Jahrhundert ganz frei von der landesherrlichen Macht, wurden nach und nach der genauesten Bevormundung in ihrer innern Verwaltung unterworfen. Die alten Verfassungen waren bis auf geringe Spuren in der Form fast ganz verschwunden; doch herrschte Ordnung, denn Friedrich ließ namentlich das Kämmereiwesen durch die Kriegs- und Steuerräthe scharf beaufsichtigen.

Uebler war der Zustand des Landvolks. Hier herrschte noch zum Theil die vom Mittelalter herstammende und durch die wendischen Einwohner noch mehr befestigte Leibeigenschaft. In Schlesien lastete sie sogar auf vielen Bürgern, von denen oft reiche Kaufleute, wie heut

noch in Rußland, von ihr nicht frei waren. Friedrich suchte den Zustand dieser an der Scholle haftenden Unterthanen, so weit es ohne durchgreifende und organische Gesetze, die einer spätern Zeit aufbehalten waren, geschehen konnte, nach Möglichkeit zu erleichtern, und wirklich war auch praktisch der Zustand der Erbunterthänigen in Preußen besser als in andern deutschen Ländern. Durch die Neigung des Königs, dem Menschen die ihm gebührende Freiheit zurückzugeben, mußten auch die Juden in ihrer Stellung gewinnen, doch konnte sich in Bezug auf sie der helldenkende Philosoph von Sans-Souci nicht ganz von den Vorurtheilen seiner Zeit losmachen.

Einer der vorzüglichsten Glanzpunkte in Friedrichs unsterblicher Regierung ist die Justizpflege, seine Hochachtung vor dem Recht, welche dasselbe als heilig und unverletzlich darstellte. Bis auf wenige Ausnahmen ließ er der Rechtsverwaltung freien Lauf. Sein steter Wille war, alle Parteigunst zu entfernen, die Prozesse abzukürzen und die Strafen zu vermindern. Auch als Gesetzgeber erscheint er groß. Sein Project des codex Fridericianus, zu welchem er den Plan selbst entwarf, und den die treue und geschickte Hand des Großkanzlers von Cocceji ausführte, steht neben den andern Institutionen des großen Fürsten würdig da. Dem Mißbrauche, welcher unter Friedrich Wilhelm I. stattgefunden hatte, daß Leute ohne hinlängliche Bildung zu Justizämtern gelangten, wenn sie nur die gehörigen Summen an die Rekrutenkasse zahlten, wurde entgegengearbeitet, und strenge Prüfung für die Bewerber angeordnet. In demselben Jahre, wo das Project des codex Fridericianus erschien, errichtete der König das kurmärkische Pupillencollegium.

Die geistlichen Angelegenheiten des Landes erfuhren ebenfalls eine zweckmäßige Berücksichtigung. Von der Erwerbung Schlesiens an hatte Friedrich II. mit der Anmaßung der katholischen Kirche viele Kämpfe zu bestehen, ehe er der Unduldsamkeit, Verfolgungssucht und Proselytenmacherei Schranken setzen konnte. Doch nicht allein die Katholiken boten dem Könige Grund zur Unzufriedenheit, auch lutherische Prediger gab es, die durch unzeitigen Glaubenseifer die Ruhe in der Gemeine störten. In solchen Fällen ertheilte er strenge Zurechtweisungen, oft freilich mit nicht ganz passenden Sarkasmen. Die Religion erschien ihm nicht als Heiligthum, sondern nur als nothwendiges Mittel zu einem sittlichen Zwecke auf einer unvollkom-

menen Stufe, daher band er sich auch nicht an heilige Traditionen, wenn sie ihm nachtheilige Folgen zu haben schienen. So verminderte er die kirchlichen Feste, selbst für die Katholiken, indem er ihnen für diesen Zweck ein Breve vom Papst Benedict XIV. auswirkte.

Wenn wir den König seinen Blick zu gleicher Zeit nach allen Seiten hinwerfen sehen, so scheint uns unglaublich, daß er allein die vielfältigen Geschäfte, mit denen er sich belud, habe übersehen können. Und dennoch geschah nicht nur dies, sondern er behielt noch manche glückliche Stunde zum Dienste der Musen für sich. „Du
1742 hast Recht," schreibt er an Jordan, „wenn Du glaubst, daß ich viel arbeite; ich thue es, um zu leben; denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang." In dem Kalender auf seinem Schreibtische waren alle feststehenden Geschäfte verzeichnet; veränderte sich etwas, oder mußte Neues hinzugefügt werden, so ward auch dies nachgetragen. Im Sommer stand er um drei, selten nach vier, im Winter eine Stunde später auf; fünf bis sechs Stunden Schlaf genügten ihm. Eine Viertelstunde vor dem Wecken wurde im Schlafzimmer Sommer und Winter Kaminfeuer gemacht. Nach dem Aufstehen las er die von dem ersten Kabinetsrathe eingesandten Briefe; es waren solche, die dem Pettschaft oder dem Postberichte nach von Adligen waren. Alle übrigen Berichte und Anzeigen sämmtlicher Departements, so wie alle Bittschriften von Nichtadligen, ließ er sich im Auszuge von zwei andern Kabinetsräthen bringen. Nun kleidete er sich bis auf die Uniform, anstatt deren er in seinem Zimmer meistens sammetne Kasaquins trug, vollständig an, und setzte den Hut auf, den er außer bei Tische und wenn er mit Personen von Range sprach, beständig trug. Nachdem er den Rapport von allen in Potsdam und Berlin ein- und abgegangenen Fremden erhalten, machte der Generaladjutant die sämmtlichen Militairberichte. Erst nach Beendigung derselben ging es zum Frühstück, welches meistentheils aus Kaffee bestand. Hierauf pflegte Friedrich Uebungen, die er auswendig konnte, oder auch Phantasien auf der Flöte zu blasen. Dabei ging er im Zimmer umher, und überlegte Dinge, die ihm zur Beurtheilung vorlagen. Zwischen neun und zehn Uhr las er die Auszüge des Kabinetsraths, ließ die Kabinetsräthe einzeln vor sich, und ertheilte ihnen die Antworten auf die eingelaufenen Briefschaften, welche sie wörtlich mit Bleistift auf die Ein-

gaben setzten. Da Friedrich so ganz selbstständig aus seinem Kabinette herrschte, so waren die Kabinetsräthe und sein Generaladjutant, wie wenig er sich auch immer von anderer Meinung abhängig machte, dennoch sehr einflußreiche Männer, denn sie kannten wenigstens die schwachen Seiten ihres Herrn, welche ihm, so groß er auch war, nicht ganz fehlten, und konnten deshalb durch ihren Wink den Vorstellungen, die an ihn gelangen sollten, einen guten Eingang verschaffen. Zwei der Kabinetsräthe trugen täglich dem Könige vor; der dritte, welcher die auswärtigen Angelegenheiten, das geistliche Departement und die prinzlichen Kammern zu seinem Geschäftskreise hatte, kam nicht so oft. Friedrich nahm seine geheimen Kabinetsräthe, die er freilich auch trotz ihres bedeutenden Einflusses seine Schreiber nannte, alle aus dem Bürgerstande, gern, wie es scheint, aus den kameralistischen Subalternen. Aus den kurzen, den Kabinetsräthen gegebenen Resolutionen tritt der Geist des großen Regenten am aller deutlichsten hervor; aus ihnen erfährt man, daß der mit Recht der „Einzige" genannte Herrscher nur ein Ziel verfolgte: „Preußens Ehre und Glück."

Die Kabinetsminister, die Justizminister und die Minister des Generaldirektoriums bildeten immer noch den wirklichen geheimen Staatsrath oder das Minister-Conseil; doch kamen sie der Regel nach nicht zu dem Könige. Alles zwischen ihnen und diesem ward schriftlich abgemacht, denn mündliche Berathungen gehörten zu den außerordentlichen Fällen. Selbst die auswärtigen Angelegenheiten machte Friedrich mit seinen und den fremden Gesandten allein ab; den beiden Kabinetsministern blieb nur die Besorgung der Staatsschriften, so wie der vorschriftmäßige Verkehr mit den fremden Diplomaten; oft fielen die wichtigsten Dinge vor, von denen sie nicht die leiseste Ahndung hatten, und dennoch befanden sich Männer wie Hertzberg in diesen wichtigen Stellen.

Nach dem Flötenspielen speiste der König von den Kirschen, Feigen, Weintrauben und dem andern feinen Obst, welches er so sehr liebte, daß er die ersten Kirschen im Winter mit zwei Thalern das Stück bezahlte, und dazu die kostbaren Treibhäuser in Sans-Souci hielt. Um elf Uhr ward die Parole ausgegeben, nach der Friedrich entweder Familienbriefe beantwortete oder einen oder den andern, den er bestellt hatte, sprach. Mitunter übte er auch, wenn

Zeit dazu war, Concertstücke ein, oder besuchte die Parade, ritt oder fuhr spazieren.

Schlag zwölf Uhr war angerichtet, wohl auch ein Viertelstündchen früher, wenn besondere Lieblingsschüsseln erwartet wurden, oder wenn der durchgesehene und verbesserte Küchenzettel auf etwas Seltenes Hoffnung machte, denn Friedrich war troß seiner geistigen Natur gegen sinnliche Genüsse nicht gleichgültig. In spätern Jahren folgte er der sich ändernden Sitte, und verschob den Anfang seiner Mittagstafel bis gegen zwei Uhr. Die gewöhnlichen acht Schüsseln erschienen in zwei Gängen, zum Nachtisch Obst, wie es die Jahreszeit mit sich brachte. Gewöhnlich wurde den Gästen Moselwein und Pontack aufgesetzt, Champagner und Tokaier nur auf besondern Befehl. Der König selbst trank Bergerac mit Wasser vermischt, Rheinwein aber war ihm verhaßt. Er liebte, wie bekannt, einen guten Tisch, besonders scharf gewürzte französische und italienische Speisen, doch war die Befriedigung seines Gaumens nicht so kostspielig, als man demnach erwarten sollte, denn der Etat für seinen und den Marschalltisch war auf 12,000 Thaler jährlich gestellt. Natürlich wurden die großen Tafeln bei Redouten oder, wenn fremde vornehme Gäste zugegen waren, besonders bezahlt. Erlaubten es die Geschäfte oder war die Gesellschaft besonders anziehend, so währte die Tafel wohl bis vier Uhr und noch länger. Gäste waren nicht in großer Zahl bei Tische, in der Regel sieben bis zehn Personen, damit die Unterhaltung allgemein werden konnte; der König selbst sprach sehr lebhaft und viel. Jedes Gebiet des Wissens, dem eine allgemeine Seite abzugewinnen war, bot hier Stoff, auch Anekdoten und Schwänke wurden gern erzählt und gehört. Alles, was an Witz und feiner Wendung Unterhaltendes gesagt werden konnte, floß dann aus Friedrichs Munde, und eine gewisse Anmuth verbreitete sich über sein ganzes Wesen. Gegen den Beifall und das Lob achtungswerther Personen war er nicht unempfindlich, doch haßte er jede plumpe Schmeichelei.

War abgespeist, so blies der König wieder eine halbe Stunde auf der Flöte, und unterschrieb dann die ihm von den Kabinetsräthen zugeschickten Briefe, verwarf sie mitunter ganz, oder hängte noch hin und wieder einige kräftige Worte an. Alle Eingaben wur-

den an demselben Tage beantwortet, nur Todesurtheile vollzog der König nie vor dem zweiten Tage.

Nach dem Kaffee sprach Friedrich Künstler, welche mit ihren Arbeiten bestellt waren, oder spazierte im Freien umher, um die Gartenanlagen zu mustern. Auch kam der sogenannte Lecteur um diese Zeit, der übrigens nicht las, sondern sich mit dem Könige über neue bedeutende Werke unterhielt, und auf die merkwürdigsten Stellen hinwies. Dabei las der König in der Regel selbst. Einen eigentlichen Vorleser hatte Friedrich nur in den beiden letzten Jahren seines Lebens, einen gewissen Dantal, durch dessen Mittheilung wir wissen, daß der große Fürst bis zu seinem Ende die griechischen und römischen Klassiker, und dann die vorzüglichsten französischen Schriftsteller, doch meistens nur ihre ernsteren Schriften gelesen habe. Leichtere Sachen, wie der „Candide,“ kamen nur in Krankheiten vor. Sonst war die Zeit nach dem Kaffee auch schriftstellerischen Arbeiten gewidmet; ihr verdanken wir einen großen Theil von Friedrichs Werken.

Nun kam noch täglich, wenn der König nicht auf Reisen war, ein Concert, welches eine Stunde währte. Dabei blies er immer selbst die Flöte. Emanuel Bach, Nichelmann, später Fasch begleiteten auf dem Fortepiano. Das Adagio spielte der König ausgezeichnet gut, zum Allegro fehlte ihm der Athem, namentlich bei langen und schweren Passagen, was ihn zu Willkürlichkeiten in der Ausführung verleitete, gegen die nicht alle seine Begleiter gleich nachsichtig waren. So ging Emanuel Bach deshalb, und weil er der ewigen Wiederkehr der 300 quantzischen und einiger Stücke von Friedrichs eigener Arbeit müde war, lieber aus des Königs Dienst nach Hamburg. Ueberhaupt schaltete Friedrich auch in seiner Kapelle oft mit gewohnter Willkür. Um die Zeit des baierschen Erbfolgekrieges hörte er ganz auf die Tonkunst auszuüben; von da an wohnte er auch selten mehr Concerten bei.

Bis zum siebenjährigen Kriege war die Abendtafel ein wichtiger Abschnitt in der Tagesordnung, Gastmäler, die mit sokratischem Geiste einen Kreis liebenswürdiger und bedeutender Männer versammelten, wo sich ein Jeder dem freien Ergusse seiner Laune hingab. Hier wurde das Gespräch sehr lebhaft, sehr witzig, oft mehr als schalkhaft

31*

und launig, denn in Worten war Friedrich äußerst frei, und nannte jedes Ding bei seinem Namen.

Als diese Abendtafeln aufgehört hatten und der Kreis der alten Freunde durch den Tod gelichtet war, versammelten sich nach dem Concerte die Gesellschafter des Königs zur Unterhaltung, namentlich d'Argens, Bastiani, Lord Marischal, Quintus Icilius, Generallieutenant Graf von Görtz, Lucchesini u. a. m. Es wurde vorgelesen, und Friedrich unterhielt sich dann mit seinen Gästen über das Gelesene.

Ueber die geistigen und physischen Genüsse seines heitern und in gewisser Beziehung auch gemüthlichen Lebens versäumte Friedrich II. die militairischen Uebungen, besonders die großen Revüen und Manövres nicht. Letztere wurden immer mehr und mehr taktische Vorübungen. Auf diesen Uebungen, so wie auf Märschen, pflegte Friedrich stets zu reiten, oft viele Meilen Weges. Die Revüen wurden jährlich in mehreren Provinzen abgehalten.

Um die Mitte des Juni ließ der König sämmtliche Minister des Generaldirectoriums, später auch die Regiedirectoren nach Sans-Souci kommen, um die Etats erneuern zu lassen. Im Volke nannte man dies die Ministerrevue. Auf ihr wurde über Ausgabe und Einnahme Abschluß gehalten. Bei dieser Gelegenheit legte aber auch Friedrich selbst Jahresrechnung den Ministern ab, welche neue Befehle erhielten, und dann mit dem Könige speisten, der gewöhnlich an solchen Tagen sehr vergnügt war, weil er sich durch den Abschluß von dem wachsenden Wohlstande seines Landes überzeugte. Den Ministern legte er dabei die Aufnahme des Landes, Ackerbau, Fabriken und Manufacturen ans Herz. „Sie glauben nicht, meine Herren," pflegte der König bei solcher Gelegenheit nachdrücklich zu sagen, „was mir alles daran gelegen ist, die Leute klug und glücklich zu machen." Ja er bereitete sich eifrig zu diesen Ministerrevuen vor, um seinen höchsten Dienern die zweckmäßigsten Befehle zur Verwendung großer Mittel für das Wohl seines Volkes zu geben.

Die Ministerrevue schloß gleichsam sein Geschäftsjahr ab. Dann kam eine Zeit der Ruhe, wo er den Egerbrunnen trank; er selbst nannte dies seine Ferien. In dieser Zeit empfing er auch gern den Besuch seiner Geschwister.

Auf seinen jährlichen Revuereisen sah Friedrich nach Allem. Beamte

jeden Ranges, Präsidenten, Directoren der Kammern und Regierungen bis zu den niedrigsten Subalternen, mußten bis in die geringsten Einzelheiten Bericht auf alle Fragen geben. Landräthe, Amtleute und Schulzen fanden sich ein, um auf Verlangen eine Strecke neben dem Wagen herzureiten und Rede zu stehen. Aber nicht blos Beamte, sondern auch Kaufleute und Geschäftsmänner aller Art sah der König gern, und bemühte sich ihre Wünsche zu befriedigen. Seine Reisen waren kein unwesentlicher Theil seiner Regententhätigkeit. Er selbst äußerte sich hierüber an Voltaire: „Ich suche blos in meinem Vaterlande zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke, und bisweilen Sentenzen zu mildern, die mir zu streng erscheinen. Dies ist zum Theil meine Beschäftigung, wenn ich die Provinzen durchreise; Jedermann hat Zutritt zu mir, alle Klagen werden entweder von mir selbst untersucht oder von anderen, und ich bin dadurch Personen nützlich, deren Dasein ich nicht einmal kannte, ehe ich ihre Bittschrift erhielt. Diese Revision macht den Richter aufmerksam und verhütet zu harte und strenge Proceduren."

Des Königs äußere Erscheinung war sehr einfach, ja in spätern Zeiten waren seine Röcke oft geflickt und sehr unscheinbar, desto reicher glänzte die Kleidung seiner Domestiken. Gegen diese war er streng nicht selten bis zu Stockschlägen. Am heftigsten äußerte sich sein Unwille über sie, wenn sie sich in näheren Umgang mit dem andern Geschlecht einließen. Ja selbst das eheliche Verhältniß war ihm an ihnen, so wie überhaupt bei seinen Freunden und Gesellschaftern, vorzüglich aber in der Armee, gar nicht genehm. Sehr viele Offiziere der höchsten Grade waren daher unvermählt, namentlich bestand ein großer Theil der gewöhnlichen Gäste in Sans-Souci aus Hagestolzen.

Der siebenjährige Krieg.[1]) 1756—1763.

Nach den beiden ruhmvollen schlesischen Kriegen glaubte Friedrich II. sein siegreiches Schwert für immer in die Scheide stecken,

1) Da dieser langwierige Kampf nicht nur einer der glänzendsten Punkte der preußischen Geschichte, sondern überhaupt eine der denkwürdigsten Begebenheiten der Weltgeschichte ist, so hoffe ich bei den Lesern Vergebung zu erhalten, wenn ich ihn im Verhältniß zur Anlage des Buches sehr ausführlich erzähle. S. darüber die

seinen schöpferischen Geist nur den Segnungen des Friedens zuwenden zu dürfen; Niemand konnte ahnen, daß er bald nicht um Ruhm oder Eroberung, sondern um die mühsam errungene selbständige Existenz seines Staates mit dem verbündeten Europa einen Kampf auf Leben und Tod würde bestehen müssen. Doch wenn auch die vollendeteste Politik eine so furchtbare Katastrophe nicht voraussehen konnte, so war doch der weise Monarch, den ein tiefer Blick in die Geschichte gelehrt hatte, daß der Staat seinem unvermeidlichen Untergange entgegen ginge, welcher sein Heil dem gedankenlosen Zufall überließe, zu dem bevorstehenden Kampfe, als hätte er ihn vorausgewußt, vorbereitet; sein Heer war zahlreich und wohlgerüstet, seine Finanzen blühender als die irgend eines Staates in Europa, ohne daß sich seine Unterthanen schon, wie es später geschah, durch strenge Steuermaßregeln gedrückt fühlten, und, was am meisten galt, der Ruhm seiner Waffen stand durch zwei glorreich geführte Kriege in der Meinung der Welt fest begründet.

Die diplomatischen Verhältnisse Preußens zwischen dem dresdner Frieden und dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges bieten wenig Interessantes dar. Die endliche Erwerbung von Ostfriesland nach dem Aussterben des dortigen Regentenhauses fällt noch in das Jahr 1744, und eine Gesandtschaft des Tartarchans war eher eine sonder-
1750 bare als politisch wichtige Erscheinung. Dennoch kam sie für Friedrich II. erwünscht, Rußland neigte sich immer mehr auf die östreichische Seite, deshalb konnte die Freundschaft mit jenem Häuptlinge bei einem möglichen Bruche mit Rußland von Wichtigkeit sein.

Während die tiefe und segensreiche Ruhe den europäischen Reichen einen langen Frieden zu versichern schien, wucherten schon in der Stille die Keime des neuen schrecklichen Streites. Maria Theresia konnte nicht den Verlust Schlesiens, weniger noch die Schande vergessen, daß sie im Kampfe mit dem Könige von Preußen unterlegen sei. Aber sie sah ein, daß, wenn sie die Scharte auswetzen wollte, eine Umgestaltung der verfallenen östreichischen Herrschaft nothwendig wäre. Um größeres Leben in die Verwaltung ihrer weitläuf-

immer noch unübertroffene Darstellung des siebenjährigen Krieges von J. W. von Archenholtz, und Stuhr, der siebenjährige Krieg in seinen geschichtlichen u. s. w. Beziehungen.

tigen Länder zu bringen, erhob sie den Grafen Wenzel Anton von Kaunitz zum geheimen Haus-, Hof- und Staats-Kanzler, der Oest- 1753
reich vierzig Jahre hindurch in allen großen politischen Bewegungen der Zeit nicht unrühmlich geleitet hat. Das Kriegswesen des Kaiserstaates gewann unter seiner Einwirkung neues Leben. Mit Maria Theresia, die oft ihren Willen seinen Einsichten unterwerfen mußte, stimmte er in dem einen Punkte vollkommen überein, daß Preußen wieder von seiner politischen Höhe herabgedrückt werden müßte. Beide sahen ein, daß man mächtiger Bundesgenossen zu diesem Zwecke bedürfe. Sie gaben ihre Hoffnung, Ludwig XV. zu gewinnen, nicht auf, als er Flandern und Brabant ablehnte, welches man ihm als Preis bot, wenn er seine Hand zur Wiedererwerbung Schlesiens böte. Der Graf Kaunitz und nach ihm Graf Stahremberg gewannen als Gesandte immer festeren Fuß für Oestreich im versailler Kabinet oder, was dasselbe bedeutet, im Boudoir der Marquise von Pompadour, ja die stolze Maria Theresia schrieb an sie eigenhändig, und nannte sie Prinzessin und Cousine, während Friedrich die Huldigungen der allmächtigen Gebieterin Ludwigs XV., welche Voltaire ihm brachte, zurückwies, und die beißendsten Satiren über das elende Weiberregiment in Frankreich ergoß.

Elisabeth von Rußland, die sich keiner größern Schonung wegen ihrer Galanterien zu rühmen hatte, und von dem Großkanzler Bestuchef, einem entschiedenen Feinde des Königs, geleitet wurde, war eben so leicht gewonnen als jene. Zu beiden gesellte sich noch Friedrich August III., der König von Polen, oder vielmehr sein Minister Brühl; auch diesen trieb der Spott des witzigen Philosophen von Sans-Souci ebenso sehr wie die unangenehme Erinnerung an die durch den dresdner Frieden vereitelten Hoffnungen. Von den meisten deutschen Fürsten war zu erwarten, daß sie dem Kaiser folgten; so sah sich Preußen in der europäischen Politik vereinzelt dastehen.

Da Preußens Bündniß mit Frankreich bis zum Juni 1756 währte, so ließ Friedrich vor Ablauf desselben durch seinen Gesandten auf Verlängerung antragen; allein zu mächtig war die östreichische Partei, daher blieb dem Könige nichts übrig, als England zu gewinnen, in der Hoffnung, auch Rußland, welches bisher in engem Verbande mit dieser Macht gestanden hatte, dadurch zu neutralisiren. Das Bünd- 1756
niß Englands und Preußens ging dahin, daß beide Mächte keine 16. Jan.

fremde Truppen den deutschen Boden betreten lassen wollten. Klug war diese Berechnung, doch täuschte sie; Rußland ließ sich diesmal weder durch Englands Freundschaft noch Gold gewinnen; dagegen kam schon einige Monate darauf der Vertrag von Versailles zwischen Frankreich und Oestreich zu Stande.

Während die Kabinette Europas sich durch Bündnisse zum Angriff oder zur Vertheidigung zu stärken suchten, war der Krieg zwischen England und Frankreich schon wirklich ausgebrochen. Eine Strecke Landes am Lorenzstrom, deren Besitz im utrechter Frieden so wenig als in den darauf folgenden Verträgen genauer bestimmt worden war, hatte jetzt, wo man die Wichtigkeit dieses Erdstriches für die europäischen Interessen schärfer ins Auge faßte, lebhaften Streit, der bald in Thätlichkeiten ausartete, hervorgerufen, aber erst
1755 im folgenden Jahre erklärten sich beide Nationen den Krieg. Zur See war sich das Kabinet von St.-James seiner Ueberlegenheit bewußt, allein es fürchtete für Hannover. Vergebens richtete man den ängstlichen Blick auf Wien, hier dachte man nur an den lang vorbereiteten Bund mit Frankreich, daher blieb nur Preußen zum Schutz des deutschen Stammlandes übrig.

Doch immer noch mangelte es an einem hinreichenden Grunde, die Segnungen des Friedens in Deutschland zu stören, obgleich der wiener Hof nicht abgeneigt war, die Klagen des Herzogs von Mecklenburg über gewaltthätig erzwungene Anwerbungen, auf welche Preußen ein altes Recht zu haben vorgab, zu einer Klage über Reichsfriedensbruch zu benutzen. Es fehlte einerseits an dem nöthigen Gelde, dann wollte Oestreich nicht gern den ersten Schlag führen, sondern bei dem bevorstehenden Kampfe die Meinung Europas für sich haben. Rußland rüstete wirklich, gab jedoch als Grund seiner Rüstungen den englischen Subsidientractat an; wenn es seine Vorbereitungen beendigt hätte, sollte es Preußen unvermuthet überfallen.

Friedrich erhielt eine ungenügende Antwort vom wiener Kabinet auf die Anfrage, was die Verbindungen und geheimen Unterhandlungen an den fremden Höfen bedeuteten; endlich der räthselhaften Antworten müde, und durch den Kabinetskanzellisten Menzel in Dresden, so wie durch seinen begeisterten Verehrer, den Großfürsten Peter, von allen Plänen seiner Gegner in Kenntniß gesetzt, beschloß er seinen Feinden zuvorzukommen. Er wußte, daß man auf den Frühling 1756

schon den Angriff bestimmt, aber noch bis aufs nächste Jahr verschoben hatte, weil es den Russen an Matrosen, Rekruten und Magazinen fehlte.

Thorheit wäre es gewesen, wenn Friedrich den gemeinschaftlichen Angriff, d. h. sein sicheres Verderben, abgewartet hätte, denn nur Schnelligkeit konnte ihn gegen die Uebermacht retten. Seit dem Juni 1756 war sein Heer marschfertig. Am 20sten August ließ er den geheimen Legationsrath von Hertzberg nach Sans-Souci rufen, und ihn „die Ursachen, welche S. K. Majestät in Preußen bewogen haben sich wider die Absichten des wienerischen Hofes zu setzen, und deren Ausführung zuvorzukommen," zur Mittheilung an alle Höfe entwerfen. Noch ehe die entscheidende Antwort auf das letzte Promemoria angekommen war, rückte das preußische Heer in drei Kolonnen nach Sachsen vor. Da sie nicht genügte, so fiel der König mit Blitzesschnelle in dies Land ein. Ein von Jüterbock aus datirtes 29. Aug.
Manifest verkündete, er sei in das Kurfürstenthum eingerückt, um von den sächsischen Truppen nicht das wieder besorgen zu dürfen, was sie in dem letzten Kriege gegen ihn zu unternehmen Willens gewesen. Er versprach in demselben gute Mannszucht. Die vom Könige von Polen nachgesuchte Neutralität wies er unter manchen Vorwänden zurück, bemächtigte sich des Elbstromes, und zog am 10ten September in Dresden ein. Der Feldmarschall von Keith erhielt den Auftrag, dem Könige von Polen Friedrichs und seines Heeres Ankunft auf die verbindlichste Weise anzuzeigen.

Der Kaiser erließ nun ein Dehortatorium an Friedrich und Avo- 13. Spt.
catorien an alle seine Generale und Kriegsobersten. Er drohte mit Acht und Oberacht, im Falle nicht alles wieder in den vorigen Zustand zurückkehrte. Den hochtönenden Befehlen stellte Friedrich die Originalschriften aller Umtriebe seiner Feinde aus dem sächsischen Kabinetsarchive entgegen. Dieses wurde im dresdner Schlosse in Zimmern, welche hinter denen der Königin lagen, verwahrt. Vergebens verweigerte letztere den Schlüssel dazu; man sprengte die Thüren und bemächtigte sich der gesuchten Schriften. Die Theilungsverträge zwischen beiden Höfen, nach welchen Oestreich Schlesien und Glatz, Sachsen aber Magdeburg, Crossen, den züllichauer und schwiebuser Kreis u. s. w. erhalten sollte, wurden außer Zweifel gesetzt, Friedrichs Angriff daher in den Augen aller Unparteiischen vollkommen gerechtfer-

tigt. Auch vermochte das wiener Kabinet auf Hertzbergs mit großer Treue und Klarheit dargestelltes mémoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe nur wenig Gegründetes zu erwiedern.

Ueberrascht durch den schnellen Anfall hatte sich die sächsische Armee, in Allem 17,000 Mann stark, mit einer bedeutenden Artillerie
2. Spt. von 150 Kanonen von Dresden nach Pirna in ein festes Lager zurückgezogen. Die natürlich feste Stellung war noch durch Werke ungemein verstärkt worden. Das Lager zu forciren schien ganz unthunlich, daher beschloß Friedrich, die Sachsen förmlich zu blokiren, und mit der Hauptarmee nach Böhmen den Oestreichern entgegen zu marschiren. Alle Unterhandlungen zwischen ihm und König August hatten sich zerschlagen, denn letzterer hatte die Forderung, daß die Sachsen mit ihm gegen die Oestreicher marschiren sollten, wie vorauszusehen war, entschieden verweigert. Hierauf wurden auch die Pässe nach Polen dem Könige August abgeschlagen.

Friedrich traf bei Lowositz auf die Oestreicher unter Anführung
1. Okt. des Feldmarschalls Browne. Anfangs glaubte er es nur mit der Nachhut des Feindes zu thun zu haben, ward aber bald seinen Irrthum gewahr. Von sieben Uhr Morgens bis Nachmittags um drei währte die Schlacht mit wechselndem Erfolge; erst als der Herzog von Bevern die Stadt Lowositz mit stürmender Hand erobert hatte, wich Browne vom Schlachtfeld, und bald in sein altes Lager hinter der Eger zurück. Ruhmvoll war dies erste Zusammentreffen für das preußische Heer, denn die Oestreicher fochten mit großer Uebermacht. Browne führte 40,000 Mann in die Schlacht, Friedrich nur 24,000, doch eine stärkere Artillerie. Der Verlust war auf beiden Seiten fast gleich. Friedrich gestand ein, daß er „die alten Oestreicher" nicht mehr wiederfände, und empfahl Vorsicht für die späteren Kämpfe.

Während der Zeit war Schwerin von Schlesien aus gegen die Elbe zu vorgedrungen, und hatte in der Nähe von Königingrätz ein Lager bezogen. Ihm gegenüber nahm Piccolomini eine feste Stellung ein. Beide Heere blieben ruhig, bis Schwerin, nachdem er die ganze Gegend ausfouragirt hatte, nach Schlesien zurückging.

Der Zustand der Sachsen in ihrem Lager bei Pirna wurde, da sie sich gegen jeden Feind, nur nicht gegen den Hunger sicher gestellt hatten, von Tag zu Tag verzweifelter. Dennoch hielten sie treu

aus in der Hoffnung auf die ihnen von Browne versprochene Hilfe. Vom 11ten bis 14ten Oktober stand er auch wirklich bei Schandau, doch verhinderte ihn ein Sturm, die Lärmzeichen vom Königsstein herab zum Angriff zu hören. Ohne seinen Zweck erreicht zu haben mußte er nach Böhmen zurückgehen. Nachdem auch diese Hoffnung verschwunden, schloß der Feldmarschall Rutowski endlich eine Ca- 16. Okt.
pitulation, nachdem seine Krieger durch ihre fast beispiellose Standhaftigkeit wenigstens den Lauf des Siegers aufgehalten, und ihren Verbündeten Zeit zur Rüstung verschafft hatten. Die ganze sächsische Armee ergab sich als kriegsgefangen; der König von Polen mit seinen Söhnen und seinem Gefolge ging nach Warschau ab. Seine Gemalin und der Kurprinz wollten Dresden nicht verlassen. Das Kurfürstenthum behielt der König von Preußen bis zum Frieden „im Depot." Die sächsischen Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wider gegen den König von Preußen zu dienen, entlassen, von dem gefangenen Heere blieben zehn Infanterie-Regimenter zusammen, indem ihnen preußische Uniformen, Fahnen und Befehlshaber gegeben wurden, die übrigen, so wie die Reiterei, vertheilte man unter preußische Corps. Diese gefährliche Maßregel, bei welcher nicht die Vaterlandsliebe der Sachsen in Rechnung gebracht war, veranlaßte für Preußen die herbesten Verluste. Ganze Bataillone dieser unglücklichen Krieger zogen mit Munitionswagen, Kassen und dem ganzen Troß zu Friedrichs Feinden, die ja die Freunde ihres treu verehrten Königs waren, hinüber, ja manche wichtige Stadt ging so für das Heer, in dessen Scharen man sie so schmählich hineingezwängt hatte, verloren.

Die glücklichen Erfolge Friedrichs regten seine Feinde zu lebhafterer Thätigkeit auf. Frankreich rief die Schweden, Oestreich die Armee des deutschen Reiches auf den Kampfplatz, und auch Rußland setzte sich in schnellere Bewegung. Das nächste Frühjahr sollte den ganzen ungeheuren Schwarm von Friedrichs Feinden gegen seine Staaten heranstürmen sehen.

Kaiser Franz I. erhob auch als Reichsoberhaupt seine Stimme; er erklärte wegen des Einfalls in Sachsen den König als einen Landfriedenbrecher, und deshalb seiner Lehen und Würden verlustig. Es handelte sich daher jetzt um die ganze Existenz der preußischen Monarchie, denn wenn man sich auch schon lange daran gewöhnt hatte

der Beschlüsse des Reichstages zu spotten, so durften doch jetzt seine Drohungen furchtbarer erscheinen, da die größten Mächte Europas sich zu Preußens Untergang verbunden hatten. Nicht nur die Rache sondern auch der Eigennutz lockte, denn Rußland sollte durch Preußen, Schweden durch Pommern, Frankreich durch die westlichen Besitzungen belohnt werden. So weit ging die Rachsucht der Feinde Friedrichs, daß man ihn, und auch dies nur bei zeitiger Unterwerfung, wieder zum Markgrafen von Brandenburg erniedrigen wollte. Zwar stellten sich achtungswerthe Streitgenossen dem Könige zur Seite; Braunschweig, Wolfenbüttel, Hessen-Kassel, Sachsen-Gotha und Lippe-Bückeburg schlossen sich ihm nebst England an, doch waren ihre Streitkräfte geringfügig gegen die ungeheure Uebermacht der Feinde, denen mehr als 90 Millionen Unterthanen gehorchten. Das englische Volk, welches wahre Größe immer verehrt, glühte für den kühnen Helden, aber Georg II. selbst hatte für Friedrichs Sache ein halbes Herz, nur Hannovers wegen hatte er sich zum Bündniß mit ihm entschlossen. Nie erschien, wie doch im Vertrage bestimmt war, ein englisches Geschwader in der Ostsee. Den wesentlichsten Theil der Mittel zum Kriege mußte dem Könige Sachsen hergeben, welches er durch ein preußisches sogenanntes Felddirectorium verwalten ließ.

Den Winter über schlug Friedrich seine Residenz in Dresden auf, und lebte hier nicht anders als er es in Berlin und Potsdam gewohnt war. Die großen Kunstschätze dieser Stadt ließ er unangetastet, ja nicht einmal ein Bild aus der Galerie ließ er ohne Erlaubniß des Hofes kopiren; nur die Besitzungen Brühls fühlten es, daß auch der Philosoph von Sans-Souci den Wunsch sich zu rächen nicht ganz unterdrücken konnte. Die Königin von Polen war mit den Ihrigen in Dresden geblieben, wahrscheinlich in der Hoffnung, durch ihre Intriguen das Land wieder den Händen des Königs zu entreißen,
1757 sie starb aber schon im folgenden Jahre. Ihr Gemal lebte an dem
17. Nbr. warschauer Hofe in glänzender Unthätigkeit ohne die geringste Anstrengung zur Befreiung seiner so hart gedrückten Sachsen zu machen.

Fast in einem noch schlimmeren Zustande als Sachsen befand sich Mecklenburg. Schwer mußten die Unterthanen die Heftigkeit büßen, mit welcher ihr Herzog in Regensburg auf Friedrichs Achtserklärung bestanden hatte. Viele Millionen Kriegscontributionen und 16,000 Rekruten wurden aus dem Lande gezogen. Bei dem Streite auf

Leben und Tod, den Friedrich mit seinen Feinden bestand, konnte er den Gegner nicht schonen, mußten doch seine eigenen Länder eben so leiden, und dennoch bleibt es unbegreiflich, wie er die sieben Leidensjahre hindurch die nöthigen Mittel zu dem so unerhört ungleichen Kampfe herbeischaffen konnte.

Wenige Tage nur vom 4ten bis 12ten Januar hielt sich Friedrich in Berlin auf, und ging dann wieder nach Dresden um den Plan zu dem neuen Feldzuge zu entwerfen. Gewaltig waren seine Rüstungen vermehrt worden. Sein Heer, welches beim Beginn des Kampfes aus 128,844 Mann Feld-, und 26,620 Mann Garnisontruppen bestanden hatte, zählte jetzt 210,800 Mann, aber auch Maria Theresia hatte ihre Truppen ansehnlich vermehrt, und in großen Schaaren zogen ihre Bundesgenossen heran. Es fochten wirklich 143,000 Oestreicher, 134,000 Franzosen, 100,000 Russen, 32,000 Mann Reichstruppen und 22,000 Schweden, zusammen 431,000 Mann, wogegen Friedrich II. nur 152,000 Mann von den seinen, und 45,000 von der Armee seiner Verbündeten, also im Ganzen 197,000 Mann verwenden konnte. Dagegen wog die Einheit in seinen Plänen, die Schnelligkeit in seinen Bewegungen diese ungeheure Ungleichheit einigermaßen wieder auf; immer waren es nicht die physischen Mittel, sondern sein Geist, welchem der preußische Staat die Rettung verdankte. Seine Nähe begeisterte die Truppen in der Stunde der Gefahr; ein jeder that das unmöglich scheinende, wenn Friedrichs Auge auf den Kampfplatz blickte.

Feldzug 1757

Friedrich hatte alle mögliche Vorsichtsmaßregeln getroffen um sich in dem Besitz seiner Eroberung zu erhalten. Aus Böhmen waren die preußischen Truppen zurückgezogen, dafür Torgau und die Vorstädte von Dresden eifrig befestigt worden; doch als ihn der Herzog Ferdinand von Braunschweig als Gouverneur von Magdeburg darauf aufmerksam machte, daß dieser wichtigen Festung vieles für einen Fall der Belagerung fehle, antwortete ihm der König, „er wolle nicht hoffen, daß der Herzog in einiger Apprehension wegen einer Belagerung von Magdeburg sein werde, allermaßen es dazu kommen sollte, sie zuvörderst alle nicht mehr da sein müßten."

Maria Theresia hatte zwar ihren Schwager Karl von Lothringen, welchem sein früheres Unglück alles Zutrauen der Soldaten geraubt, wieder an die Spitze des Heeres gestellt, doch ihm Browne zur

Seite gesetzt. Anfangs hieß es, man wolle gegen Sachsen und die Lausitz angriffsweise verfahren, doch hielt man sich später in der Defensive. Daher brach das preußische Heer in fünf Kolonnen, Schwerin über Trautenau und Nachod, Moritz von Dessau über Kommotau, Prinz Heinrich über Neustädtel, Friedrich selbst über Außig, der Herzog von Bevern über Zittau in Böhmen ein, um die zerstreuten feindlichen Korps theilweise aufzureiben. Der letztere stieß zuerst auf
21. April den Feind bei Reichenberg und schlug ihn mit bedeutendem Verluste zurück. Wenige Tage darauf vereinigte er sich bei Münchengrätz mit Schwerin.

Indeß ging Friedrich über die Eger und zwang den Feldmarschall Browne sich von seinem festen Lager bei Budin auf Prag zurückzuziehen. Hier vereinigte er sich mit Schwerin. 64,000 Mann stark beschlossen sie den Angriff auf den 76,000 Mann starken, auf vortheilhaften Anhöhen gelagerten Feind. Sumpfige Wiesen, abgelassene Teiche und schlammige Wege machten die Zugänge äußerst schwierig. Nur hier und da durchschnitten schmale Dämme das unwegsame Terrain. Der linke Flügel der Kaiserlichen stand auf beinah unersteiglichen Felsen, und war durch einen hundert Fuß tiefen Graben vor seiner Fronte gegen jeden Angriff gedeckt. Deshalb sollte der preußische linke Flügel unter Schwerin den rechten der Feinde bestürmen, der königliche rechte Flügel dagegen nur den Angriff des linken unterstützen.
6. Mai Um 9 Uhr des Morgens begann die Schlacht, eine der blutigsten und denkwürdigsten dieses an Schlachten so reichen Krieges. Selten wohl ist mit so unerschrockener Tapferkeit und muthiger Ausdauer gekämpft worden als hier. Fast vier Stunden währte es, ehe der angreifende Flügel festeres Terrain gewann. Nun stürzte er zum Angriff, aber ein mörderisches Kartätschenfeuer warf rottenweise die stürmenden Grenadiere nieder. In wenigen Augenblicken bedeckten 1000 Mann vom Regimente Winterfeldt zerschmettert den Boden, doch die Tapfern schreckten nicht zurück; frische Truppen rückten heran, und lösten mit dem Zuruf: „Kameraden, ihr habt Ehre genug gehabt, laßt uns heran," ihre blutenden Gefährten ab. Aber dem Unmöglichen mußte selbst die unerschrockenste Tapferkeit erliegen; das Schicksal des Tages schien zu Gunsten des Feindes entschieden, als es endlich der Reiterei unter dem Prinzen von Schönaich glückte, die feindliche Reiterei zu durchbrechen. Zwar mußte auch sie wieder

zurückweichen, da stürmte Zieten mit seinen Husaren in gestrecktem Laufe heran, und zersprengte die feindlichen Reiter, ja selbst die dichtgeschlossenen Scharen der östreichischen Kürassiere. Nun führte Schwerin selbst seine Infanterie ins Gefecht. Er ergriff die Fahne des zweiten Bataillons von seinem Regimente, und ritt damit gegen den Feind vor, wurde jedoch in demselben Augenblick durch fünf Kartätschenkugeln vom Pferde herab zu Boden gestreckt. Der Opfertod des Heldengreises entflammte den Muth der schon ermattenden Truppen zur höchsten Begeisterung. Die Generale führten zu Fuß ihre Scharen zum letzten entscheidenden Sturme. Sie fanden eine verzweifelte Gegenwehr, denn die unerschrockenen kaiserlichen Grenadiere standen wie eherne Mauern, da traf die Nachricht von dem Reitertreffen auf dem Wahlplatze ein, und entschied den Sieg.

Noch stand der linke Flügel fest und unbeweglich, deshalb ersuchte der Prinz Ferdinand von Braunschweig den König um Erlaubniß dem Feinde hier in die Flanke und in den Rücken fallen zu dürfen. Der Versuch gelang über Erwartung. Von Berg zu Berg wurden die Oestreicher gejagt, sieben mit dem Kern ihrer Grenadiere besetzte Schanzen erobert, und beide Flügel getrennt. Die kleinere Hälfte floh mit Verlust ihres ganzen Lagers nach Beneschau, die größere mit dem Herzoge Karl selbst warf sich in Prag hinein.

Theuer, sehr theuer war der Sieg erkauft, denn außer Schwerin, den Friedrich 10,000 Mann gleich schätzte, verloren die Preußen in allem 18,000 Mann; die Oestreicher ihren tapfern Feldherrn Browne, an 24,000 Mann nebst 60 Kanonen und vielem Heergeräth. Mehrere preußische Generale, unter andern Fouqué und Winterfeld waren schwer verwundet. Friedrich selbst sagt in seinen Werken von dieser Schlacht, es seien in derselben die Säulen des preußischen Fußvolks gefallen.

In Prag befanden sich jetzt mit der Besatzung 50,000 Mann streitfähiger Krieger, worunter 4000 Reiter, und 140 Geschütze. Am Morgen nach der Schlacht ließ Friedrich Schanzen und Redouten auf den Höhen aufwerfen, und den Platz beschießen. Er hatte nach dem Siege etwas über 45,000 Mann beisammen. Unter dem Feldmarschall Keith standen jenseits der Moldau vor der Altstadt Prag 25,000 Mann; aber der Feind hatte noch immer die Uebermacht, denn der Feldmarschall Daun, welcher am Tage der Schlacht mit

seinem Korps bis eine Meile vor Prag gekommen war, hatte die Flüchtlinge aus dem Kampfe an sich gezogen und so sein Heer auf 60,000 Mann verstärkt, mit welchen er sich über Czaslau zurückzog.

Prag wurde nun eng blokirt; überall glaubte man, und der König selbst gab der Hoffnung Raum, daß sich die ganze Besatzung ergeben müßte. Aber freilich war es ein großes Unternehmen bei Prag wiederholen zu wollen, was bei Pirna gelungen war. Napoleon erklärte dies für einen der ungeheuersten und kühnsten Gedanken, welche in der neuern Zeit gefaßt worden seien. Unaufhörlich beschoß man die Stadt; 180,000 Bomben wurden hineingeworfen, an 900 Häuser brannten nieder. Zu den Verheerungen des mörderischen Feuers kamen Krankheit und Hunger. Von Wien aus gelangten Befehle an den Herzog Karl, Prag nicht zu verlassen, und den Feind so von den Erbstaaten zurückzuhalten. Daher behauptete er sich trotz der gräßlichen Noth, trotz der Wehklagen der gequälten Einwohner. Daun dagegen sollte jetzt eine Schlacht wagen um Prag, welches sich nur noch bis zum 20sten Juni halten konnte, zu retten. Am 13ten Juni rückte der östreichische Feldherr etwa 54,000 Mann stark bis nach Kuttenberg vor. Der Herzog von Bevern, der ihm bis jetzt gegenübergestanden hatte, zog sich vor der Uebermacht zurück; der König vereinigte seine Truppen mit denen des Herzogs, und lagerte sich in der Nähe des Städtchens Kolin.

18. Juni Am folgenden Tage wollte Friedrich mit 32 Bataillonen und 116 Eskadronen, etwa 34,000 Mann den überlegenen und sehr vortheilhaft aufgestellten Feind angreifen. Der Plan des Königs war den rechten Flügel des Feindes zu umgehen; nur der linke Flügel sollte angreifen, der rechte mit ihm im steten Zusammenhange bleiben, und nicht eher vorrücken, bis der Feind im vollen Weichen wäre. General Hülsen wurde mit sieben Grenadierbataillonen ausgesendet, und entledigte sich auch seines Auftrages mit Einsicht und Muth. Er gewann einige Vortheile, ward von dem Fürsten Moritz, der übrigens dem Könige lange Zeit vergeblich vorstellte, daß man zu weit von der Vorhut entfernt bliebe, tapfer unterstützt. Friedrich ließ sich bei dieser Gelegenheit so sehr vom Zorne hinreißen, daß er dem Fürsten mit dem blanken Degen drohte. Auch Zieten hatte mit achtzig Schwadronen den General Nadasdy geworfen, ward aber, als jener mit Verstärkung zurückkehrte, seinerseits zurückgedrängt. Noch standen

die Wageschalen des Glückes gleich, da griff General Manstein ganz zur Unzeit gegen die ausdrücklichen Befehle des Königs auf dem rechten Flügel an, wodurch dem linken Flügel in dem Augenblicke der Entscheidung die nöthige Unterstützung geraubt, und so das ganze künstliche Gebäude militairischer Berechnung mit einem Schlage umgestürzt wurde. Jetzt geriethen die Preußen auf verschiedenen Punkten in Nachtheil, und obgleich Seydlitz, hier zum ersten Male an der Spitze einer Brigade, ein feindliches Infanterie-Regiment im ersten Anlaufe warf, zwei Reiterregimenter sprengte, und in ein Infanterie-Regiment der zweiten Linie einbrach, dessen Fahnen er eroberte: so mußte er doch, auf dieser Seite vereinzelt, endlich seine erschöpften Haufen zurückführen. Auch die Kürassiere, welche Hülsen zur Hilfe gesendet waren, flohen vor der feindlichen Kavalerie, und ließen ihn und den Fürsten Moritz ohne Unterstützung. Es war vier Uhr Nachmittag. Von Anfang an hatten ihre vierzehn Bataillone im Feuer gestanden, und ihre Munition verschossen; die Reihen waren sehr gelichtet, keine frische Leute füllten ihre Lücken. Da ward Fürst Moritz noch fünf Schwadronen Kürassiere hinter sich gewahr; er führte sie durch sein Fußvolk vor, aber auch sie wichen und brachten auf der Flucht das Regiment Bevern in Unordnung. Dadurch wurde die Verwirrung allgemein. Mit großer Umsicht benutzte diesen Moment der Befehlshaber eines sächsischen Dragonerregiments, der Oberstlieutenant von Benkendorf; ihm folgten bald die übrigen sächsischen Reiterregimenter, indem sie unter dem Ausruf „dies für Striegau" ein furchtbares Blutbad unter den aufgelösten Preußen anrichteten. Kaum 40 Mann konnte der König um sich sammeln, um sie zum Vorgehen zu bringen. Als er sich überzeugt hatte, daß keine Möglichkeit des Widerstandes hier blieb, ritt er ruhig nach dem linken Flügel um dem Herzoge von Bevern Befehle zum Rückzuge zu ertheilen. An einzelnen Orten wurde noch muthig gefochten, doch bald war die Niederlage allgemein. Zieten schlug Nadasdys dritten Angriff zurück, behauptete den Wahlplatz und zog Abends spät und unverfolgt von dannen. Manstein, der Urheber des ganzen Unglücks hatte das Dorf Chotzemitz, welches er angegriffen, erobert, mußte aber der Uebermacht weichen. Auch der übrige Theil des rechten Flügels wurde in das Gefecht verwickelt, und litt viel durch die feindlichen Kartätschen; das erste Bataillon Garde allein verlor 24 Offi-

ziere und 475 Mann, doch zog man sich unverfolgt über Planian nach Nimburg zurück. Mehr als 13,000 Mann, 45 Geschütze, 22 Fahnen hatten die Preußen in dieser ersten unglücklichen Schlacht eingebüßt.

Unbeschreiblich wirkte die Nachricht von dieser Niederlage auf die Stimmung des Heeres. Nicht nur die besiegten Truppen, sondern auch die Belagerer Prags waren von dem Schlage wie betäubt. Friedrich selbst war so niedergeschlagen über sein Unglück, daß er dem Prinzen Heinrich die Vorkehrungen zum Abzuge von der belagerten Stadt überlassen mußte. Er warf anfangs die Schuld seines Verlustes auf den Fürsten Moritz, besonders auf den General Manstein, bei ruhiger Stimmung aber maß er sie sich selbst bei. In einem Briefe an den Lord Marischal darüber sagt er: „das Glück hat mir den Rücken gewandt; ich hätte darauf gefaßt sein sollen: es ist ein Weib, und ich bin nicht galant. Ich hätte mehr Fußvolk nehmen müssen, 23 Bataillone reichten nicht hin 60,000 Mann aus einer vortheilhaften Stellung zu vertreiben. Die Erfolge, mein lieber Lord, geben oft ein schädliches Vertrauen, wir werden unsre Sachen ein andermal besser machen.“ Allein Friedrichs Fehler war zu entschuldigen. Bisher überall siegreich gegen Uebermacht und im Vertrauen auf die kurz zuvor so glorreich errungenen Vortheile, auf den seine Schwäche genial ausgleichenden Schlachtplan, kann ihm ein solches Wagniß nicht als Verwegenheit ausgelegt werden.

Bald gewann Friedrich den alten Muth wieder, ja er entwickelte jetzt erst die bewundernswürdige Thätigkeit, durch die er die übrigen Feldzüge hindurch glänzend strahlte, indem es nun galt stets neue Hilfsquellen wider einen überlegenen Feind zu schaffen, und in eigner Person nach allen Seiten hin gleichzeitig zu wirken. Einen Theil seines Heeres zog er nach Leitmeritz, den andern nach Jung-Bunzlau zurück.

Daun hatte zwar zu siegen aber den Sieg nicht zu benutzen verstanden. Acht Tage ließen die Oestreicher verstreichen, ehe sie zur Verfolgung des Feindes aufbrachen. Nun marschirte das Hauptheer unter Dauns und des Herzogs Karl Führung gegen das vom Prinzen von Preußen befehligte Corps bei Jung-Bunzlau, während die leichten Truppen unter Nadasdy und Loudon, der hier zum ersten Male als geschickter und tapferer Führer erwähnt wird, den kleinen

Krieg mit Erfolg führten. Der Prinz von Preußen zog sich vor der Uebermacht des Feindes, freilich gegen den ausdrücklichen Befehl seines königlichen Bruders bis nach Bautzen zurück. Zittau mit den preußischen Magazinen war von den Oestreichern im Angesicht seines Heeres eingeäschert worden. Als Friedrich in dem bautzener Lager mit seinem Bruder zusammentraf, überhäufte er ihn mit schonungslosen Vorwürfen, und erlaubte ihm sofort die Armee zu verlassen. Der Prinz zog sich nach dem Schlosse Oranienburg zurück, wo er 1758
im folgenden Jahre starb. Friedrichs Tadel über das Verfahren sei- 12.
nes Bruders war nicht ungegründet, da sein Rückzug mehr als eine Juni
verlorne Schlacht, über 10,000 Mann gekostet hatte.

Zu den schweren Sorgen, die des Königs Herz jetzt von allen Seiten her niederdrückten, kam noch der Schmerz über den Tod seiner innig geliebten Mutter, welche zehn Tage nach der Schlacht von Kolin in Monbijou starb. Sein tiefer Gram über diesen Verlust und die trüben Aussichten für sein bedrohtes Land zeigen sich in allen seinen Briefen aus jener Zeit. Nicht nur Friedrich, sondern auch seine Familie, namentlich seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth in ihren Briefen, sprach um diese Zeit die Furcht vor dem Untergange Preußens aus. Dies war keine ganz ungegründete Furcht, denn nicht allein in Böhmen, sondern auch auf den übrigen Kriegsschauplätzen hatte das Glück auf gleiche Weise dem Könige den Rücken gewandt. Die Franzosen waren schon Anfangs April in Cleve, Wesel und Ostfriesland eingedrungen, Cöln war ihr Hauptwaffenplatz. Der Marschall d'Etrées, des Marschalls von Sachsen bester Schüler führte die französische Armee. Fast ungehindert nahm er ganz
Hessen ein, erst bei dem Dorfe Hastenbeck, südöstlich von Hameln 26.
stellte sich die verbündete Armee unter dem Oberbefehl des Herzogs Juli
von Cumberland ihm entgegen. Schon hatte der Erbprinz von Braunschweig und der handörische Oberst von Breitenbach fast den Sieg errungen, da wandte sich der englische Prinz von seinen tapfern Gefährten, und überließ den Franzosen das Schlachtfeld. An die Stelle des siegreichen Feldherrn trat der Herzog von Richelieu, der Eroberer von Minorka, welcher den Prinzen von Soubise, einen Günstling der Marquise von Pompadour mit 25,000 Mann nach Erfurt schickte, während er selbst dem Herzoge von Cumberland nachzog. Jetzt waren Sachsen und Magdeburg durch die Franzosen, von den Schweden

unter dem Feldmarschall Rosen sogar Berlin bedroht. Cumberland stand an den Grenzen Holsteins; es fehlte ihm der Muth zur Fortsetzung des Kampfes, daher bot er willig die Hand, als Friedrich V., König von Dänemark, sich als Vermittler antrug. So ward nach kurzer Unterhandlung der Vertrag von Kloster-Zeven abgeschlossen, nach welchem die Hessen, Braunschweiger, Gothaer und Bückeburger in ihre Heimath zurückkehrten, die Hannoveraner aber ruhig bei Stade auf dem rechten Elbufer bleiben sollten. König Georg II. empfing seinen Sohn, der bis dahin sein Liebling gewesen war, mit großer Kälte; er sagte öffentlich: „Hier ist mein Sohn, der mich zu Grunde gerichtet und sich selbst beschimpft hat.“ Zwar rühmte sich der dänische Unterhändler, Graf Lynar, dieses Vertrages, und sah ihn wie eine Eingebung Gottes an, aber das Urtheil des eigenen Vaters über die Handlung seines Sohnes fällt wohl schwerer ins Gewicht. Daß Friedrich im höchsten Grade darüber empört sein mußte, läßt sich begreifen. „Der schändliche Accord, schrieb er an den Herzog Ferdinand, welchen der Herzog von Cumberland zu machen sich von den hannövrischen Ministern hat verleiten lassen, ist wieder ein Contretemps, so mir geschieht, indeß wir doch thun müssen, was uns gebührt.“ Im äußersten Falle sollte sich Herzog Ferdinand in Magdeburg hinein werfen.

Auch von Ostpreußen langten nicht minder düstere Nachrichten an. 83,000 Russen waren unter der Anführung des Feldmarschalls Grafen Apraxin in Preußen eingefallen. Um Königsberg zu decken hatte der zwei und siebzigjährige Feldmarschall von Lehwaldt seine Stellung bei Wehlau verlassen um den fast vierfach stärkeren Feind
30. Aug. bei Großjägersdorf anzugreifen. Das preußische Heer schlug sich sehr tapfer, hatte auch schon einige Vortheile errungen, doch die große Uebermacht zwang zuletzt den alten Feldherrn zum Rückzuge. Die Russen aber zogen zur allgemeinen Verwunderung nicht in Königsberg ein, sondern kehrten zufrieden mit dem Besitz von Memel über ihre Gränze zurück. So erhielt Lehwaldt freie Hand sich gegen die Schweden zu wenden, die 22,000 Mann stark die Ukermark unbarmherzig gebrandmarkt hatten; bald jagte er sie bis unter die Kanonen von Stralsund zurück.

Friedrich, von allen Seiten schwer bedroht, wußte nicht, wohin er sich zuerst wenden sollte. Daun stand in einem unangreifbaren

Posten bei Eckartsberge, und ließ sich durch nichts zu einer entscheidenden Bewegung bringen. Da zog er denn, durch die Annäherung der Franzosen und der Reichsvölker gedrängt, diesen mit 18 Bataillonen und 30 Eskadronen entgegen, und ließ sein Heer von 56,000 Mann unter Bevern und Winterfeldt zurück. Ersterer lagerte nach Friedrichs Abmarsch mit 50 Bataillonen und 110 Schwadronen an der Landeskrone bei Görlitz; Winterfeldt stand am andern Neißeufer auf dem Jäkel- oder Holzberge, nahe dem Dorfe Moys. Während er zu einer Unterredung bei dem Herzoge sich befand, griff Nadasdy 7.
seine Truppen an. Schleunig eilte Winterfeldt herbei, doch er selbst Spt.
fiel, und sein Corps büßte 1200 Mann nebst vielen tapfern Offizieren ein. Bevern hob nun sein Lager auf; er zog sich vor Karl von Lothringen und Daun bis an die Lohe bei Breslau zurück.

Der König, den der Tod seines Freundes Winterfeld äußerst schmerzte, ging unterdessen nach Erfurt zu gegen die Franzosen unter Soubise. Seydlitz jagte mit 15 Schwadronen durch eine kühne Kriegslist das ganze französische Heer aus Gotha, doch rückte ein 19.
Corps von der großen französischen Armee aus Westphalen durch Spt.
Hessen zur Verstärkung herbei. Zu gleicher Zeit ging das Gerücht von einem östreichischen Streifzuge durch die Oberlausitz und in die Mark. Schnell verließ der König Erfurt, ging bei Naumburg über die Saale, bei Torgau über die Elbe, und kam bis Annaburg, wo er hörte, daß der General Hadik mit 4000 Kroaten in seiner Hauptstadt eine Brandschatzung von 200,000 Thalern erhoben, sich aber 16.
schon Tages darauf nach Cottbus zurückgezogen habe. Da es dem Okt.
Könige weder gelungen war Hadik abzuhalten noch ihm den Rückzug abzuschneiden, so eilte er nach der Saale den Franzosen entgegen. Bei Roßbach schlug Friedrich sein Lager auf. Soubise, zu dem die Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburgshausen gestoßen war, schien in eitlem Uebermuthe nur besorgt, daß der Feind ihm entkommen möchte; er ließ den Grafen St. Germain mit 6000 Mann dem feindlichen Lager gegenüber, und marschirte mit der Hauptmacht rechts ab, um des Königs linke Flanke zu umgehen. Anfangs glaubte dieser nicht an das, was man ihm von der Bewegung des Feindes berichtete, doch kaum hatte er sich von der Wahrheit überzeugt, so that er, als ob er auf der Straße nach Merseburg zurück marschirte, 5.
besetzte den Janus-Hügel mit Artillerie, und eröffnete ein lebhaftes Nbr.

Feuer von dort auf die Franzosen, während der General-Major von Seydlitz ihre rechte Flanke umging. Mit unwiderstehlicher Gewalt sprengte dieser auf die Reiterei ein, vernichtete zwei östreichische und zwei französische Regimenter, welche tapfern Widerstand leisteten, und fiel dann auf das Fußvolk. Abends 6 Uhr war auch dies in völlige Unordnung gebracht. Alle Mannszucht wich, das Heer löste sich in so schnelle lächerliche Flucht auf, daß ein Fähnrich mit sechs Soldaten erst in Göttingen halt machte, die umliegenden Gegenden aber weit und breit mit einzelnen Flüchtlingen bedeckt waren. So wurden 64,000 Mann Franzosen und Reichstruppen von 21,600 Preußen, oder vielmehr nur von dem linken Flügel derselben in die schimpflichste Flucht gejagt, deren man sich je erinnerte. Die Feinde verloren 5000 Mann, unter ihnen 5 Generale und 300 Offiziere, an Gefangenen, 67 Geschütze, 7 Fahnen, 15 Standarten und vieles Gepäck.

Das Glück hatte wieder einmal gelächelt, und außer der Sicherung des Vaterlandes dem Könige neuen unsterblichen Ruhm erworben. Seydlitz, der jugendliche Held, dessen Tapferkeit Friedrich den schnellen Sieg zunächst seiner vortrefflichen taktischen Anordnung am meisten verdankte, ward zur Belohnung für den glorreichen Dienst, 37 Jahr alt, zum General-Lieutenant ernannt. Für Friedrich erhob sich nach der Schlacht bei Roßbach selbst in Feindes Land, in Frankreich ein Mitstreiter, die öffentliche Meinung. Ja ein französischer Schriftsteller der Zeit sagt, nach den Siegen bei Roßbach und bei Leuthen habe man in den Gesellschaften, in den Zirkeln, auf den Spaziergängen, in den Schauspielhäusern von Paris mehr Preußen als Franzosen angetroffen; die wenigen, welche noch am französischen Interesse Theil nahmen, durften sich kaum getrauen damit laut zu werden.

Wenige Tage nach der Schlacht von Roßbach brach Friedrich
12. mit 14,000 Mann auf, der Festung Schweidnitz zur Hilfe. Keith,
Nbr. um ihm Luft zu machen, that mit 6000 Mann einen Einfall in Böhmen, und die Oestreicher, hierdurch getäuscht, zogen in Eilmärschen von der Lausitz bis nach Prag. Dies war gelungen, aber ehe Friedrich sein Ziel erreichte, erfuhr er noch schwere Unfälle. Schweidnitz
11. war schon durch einen nächtlichen Sturm fast unter den Augen des Her-
Nbr. zogs von Bevern den Oestreichern in die Hände gerathen. Nun suchte der Feldherr wenigstens die Hauptstadt zu decken. Auf dem rechten Ufer

der Lohe bezog er ein verschanztes Lager. Herzog Karl, nachdem er Nadasdy an sich gezogen, unternahm einen Sturm auf dasselbe. Dieser gelang; 8000 Mann und 80 Geschütze waren der Verlust des für die Preußen unglücklichen Kampfes. Der Herzog selbst gerieth Tages darauf, als er sich bis zu den Vorposten des Feindes wagte, in Gefangenschaft, man meinte, aus Vorbedacht, weil er des Königs Zorn wegen seines theilweis verschuldeten Mißgeschicks fürchtete. Die Kaiserin setzte ihn als nahen Verwandten ohne Lösegeld bald nachher auf freien Fuß. Friedrich verwies ihn nach seiner Befreiung in das Gouvernement Stettin, und da er hier löblich die Vertheidigung des Landes gegen die Schweden leitete, so ward er später wieder zum Heere berufen, wo er seines alten Rufes würdige Dienste leistete. 23. Nbr.

In Schlesien folgte damals ein Mißgeschick dem andern. Generallieutenant von Kyau zog sich auf Glogau zurück; der Generallieutenant Lestwitz übergab mit großer Uebereilung den Feinden Breslau sammt 98 Geschützen, vieler Munition und allen Kassen. So gehäuftes Unglück schien Friedrich trotz des glorreichen Tages von Roßbach unwiderstehlich zu Boden zu drücken, in eben dem Grade als Maria Theresias Seele sich mit Muth und Siegeshoffnung füllte. Den 18ten Juni nannte sie, und dies mit Recht „den Geburtstag der Monarchie,“ und kannte für ihre Dankbarkeit gegen ihren Schwager, das Heer, vor allem aber gegen Daun fast keine Grenzen. Ihr Heer selbst fühlte sich wie von Neuem geboren; an die Stelle der Muthlosigkeit, welche zur Zeit der Schlacht von Prag geherrscht hatte, trat Selbstvertrauen und frischer Siegesmuth — aber gerade dies war für die Oestreicher der Anfang des Verderbens, denn sie hatten einen Feind gegen sich, dessen kühner Sinn und feste Beharrlichkeit in eben dem Grade wuchs, als seine Lage bedrängter wurde, und der deshalb stets am gefährlichsten dastand, wenn er besiegt worden war. Jede Niederlage wurde dem nachdenkenden Feldherrn eine Quelle weiser Lehren für die Zukunft, während seine Feinde nicht einmal ihre Siege zu benutzen verstanden.

In siebzehn Tagen war Friedrich 41 Meilen mit 14,000 Mann von Leipzig bis nach Parchwitz ohne Magazine gezogen. Hier führte ihm Zieten die ersten Regimenter des bevernschen Heeres zu. Der Muth der Sieger von Roßbach theilte sich bald den schlesischen Truppen mit, und alles dürstete, die vielen Scharten wieder auszuwetzen.

Der König wandte alle ersinnlichen Mittel an um den Muth seiner Krieger zu beleben. Kleine Erfolge erleichterten ihm dies Werk. Kaum waren seine Truppen vereinigt, so nahmen sie Neumarkt sammt
4. den zahlreichen Mundvorräthen und der Bäckerei des Feindes, und
Dec. hinderten Daun die Höhen hinter dieser Stadt zu besetzen. Immer jedoch mußte es als eine Eingebung der Verzweiflung erscheinen, die Oestreicher bei ihrer ungeheuren Uebermacht anzugreifen, und dies stellten ihm auch seine Generale vor. „Ich weiß es, antwortete er, aber es bleibt mir kein anderes Mittel als zu siegen oder unterzugehen; ich will sie angreifen, ständen sie auch auf den Kirchthürmen von Breslau." Karl von Lothringen dachte seinerseits den König zu vernichten, während der vorsichtigere Daun der Meinung war, hinter der Lohe stehen zu bleiben. Andere riethen zu rascherem Verfahren; der General der Kavalerie, Graf Luchesi äußerte zu dem Prinzen um ihm zu schmeicheln, er würde mit der berliner Wachtparade wohl fertig werden. Daher verließen die Oestreicher ihr festes Lager zur großen Freude des Königs, und nahmen eine neue Stellung bei Lissa ein.

Friedrich glaubte die für sich und Preußen so entscheidende Stunde nicht vorübergehen lassen zu dürfen, ohne durch einige Worte die Führer seines Heeres auf den nahen Kampf vorzubereiten. Er versammelte sie um sich, zwischen Neumarkt und Leuthen, wo noch jetzt eine Birke die wichtige Stelle bezeichnet. Seine Worte lauteten: „Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt, und alle meine darin befindlichen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden bis auf's Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbedingtes Vertrauen auf Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist keiner unter ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit

nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben nichts gethan zu haben, ließe ich die Oestreicher im Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinah dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen, und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß dieses Vorzugs sich nicht unwürdig machen. Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." Und als er nun in allen Blicken die glühende Begeisterung bemerkte, fuhr er lächelnd fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben, und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehn Sie nun ins Lager, und wiederholen Sie den Regimentern was Sie jetzt von mir gehört haben. — Das Regiment Kavalerie," sagte er endlich, „welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen, und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und den Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Friedrich hatte mit 33,000 Mann und 167 Geschützen das bevernsche Lager bezogen; Prinz Karl, der mit mehr als 80,000 Mann

dem Könige gegenüberstand, dachte bei seiner ungeheuren Uebermacht natürlich den Krieg durch diesen einzigen Schlag zu beenden. Am 5ten December halb fünf Uhr Morgens brach die preußische Armee in vier Kolonnen auf, der König selbst voran. Die vorüberziehenden Truppen stimmten fromme Lieder mit Feldmusik an. Sie sangen:

„Gieb, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet,
Gieb, daß ichs thue bald, zu der Zeit, da ichs soll;
Und wenn ichs thu', so gieb, daß es gerathe wohl."

Ein Kommandeur fragte, ob die Soldaten schweigen sollten? „Nein, versetzte der König, lasse Er das, mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen." Friedrich hatte die sogenannte schräge Schlachtordnung, welche Epaminondas bei Leuctra und Mantinea, Alexander bei Issus und Arbela, und Cäsar bei Pharsalus mit Glück angewendet haben, zur Entscheidung dieses großen Tages gewählt. Sie war der Stellung des östreichischen Heeres angemessen, und ward mit bewundernswürdigem Einklange von allen preußischen Befehlshabern ausgeführt. Der rechte Flügel des Königs unter dem General von Wedell machte auf den Feind den Angriff; ihn unterstützte eine starke Artillerie, von der besonders die schweren Zwölfpfünder, von dem gemeinen Mann gewöhnlich Brummer genannt, nachdrücklich wirkten. Friedrich rollte nach und nach das ganze östreichische Heer auf, und vernichtete es in seinen einzelnen Theilen. Die zerstörende Wirkung der starken Artillerie des Feindes, die hauptsächlich im Centrum stand, wurde durch die besondere Art des Angriffs von dem erfahrenen Feldherrn mit großer Klugheit vermieden.

Von 2 bis 5 Uhr hatte die blutige Schlacht gewährt. Sie kostete dem Könige 6000 Mann; der Herzog Karl verlor 27,000 Mann, 116 Geschütze, 51 Fahnen und 4000 Wagen auf dem Schlachtfelde selbst. Wenige Tage darauf wurden die Laufgräben von Breslau eröffnet; ein Pulverthurm flog in die Luft, die Gräben drohten einzufrieren; da fürchtete der Commandant einen erfolgreichen Sturm, und kapitulirte nach der Vorschrift des Obergenerals selbst. Dieser, um dem Spotte der Wiener über sein Unglück zu entgehen, legte den Oberbefehl nieder; Daun führte den Rest des großen Heeres, nur

noch 37,000 Mann, nach Böhmen zurück, von Zieten nachdrücklich verfolgt.

Sehr dankbar bewies sich Friedrich gegen die Treuen, die ihm den herrlichen Sieg hatten erfechten helfen. Vor allen that er dies bei dem Prinzen Moritz von Dessau, den er so ungerechter Weise als einen Haupturheber seines Unglücks bei Kolin beschuldigt hatte. „Sie haben mir so bei der Bataille geholfen und alles vollzogen, wie mir noch nie einer geholfen hat," lautete die Anrede des im Lobe sonst nicht verschwenderischen Helden an den Prinzen. Auf eine höchst originelle Weise ernannte er ihn bei dieser Gelegenheit zum General-Feldmarschall. „Ich gratulire Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall!" rief er dem Prinzen zu, als er sich ihm in Dienstangelegenheiten näherte, und da dieser in seinem Eifer auf den Sinn des Grußes nicht achtete, so wiederholte der König mit lauter Stimme: „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratulire, Herr Feldmarschall!" und machte ihn so erst auf seine Beförderung aufmerksam. Schlesien war jetzt wieder bis auf Schweidnitz in den Händen Friedrichs, sein Heer mit neuem Siegesmuthe erfüllt, während die Oestreicher sich aufs Neue gebeugt fühlten. Bei diesen schied außer dem Herzog Karl auch Nadasdy aus dem Dienste. Erst sehr spät konnte die siegreiche Armee nach diesem thatenreichen Jahre die Winterquartiere 1758 6. Jan.
beziehen.

Der Umschwung des Glücks zu Gunsten Friedrichs kam Manchem ungelegen, der in der Erwartung, ihn kraftlos zu Boden gestreckt zu sehen, sich durch Verrath an ihm bei seinen Feinden einzuschmeicheln gesucht hatte. So ging es dem Grafen Schaffgotsch, Bischof von Breslau. Obwohl mit Wohlthaten, man kann sagen mit Freundschaftsbeweisen vom Könige überhäuft, war er in seinem Undank so weit gegangen, den Feinden zu gefallen, den ihm von seinem gnädigen Herrscher verliehenen hohen Hausorden mit Füßen zu treten. Doch sein nichtswürdiger Verrath erhielt den verdienten Lohn, die Verachtung von Seiten der Freunde und Feinde des großen Königs.

Das Unglück Friedrichs hatte eine große Kraft in seinen Unterthanen entwickelt. Nach seiner Niederlage von Kolin, als 20,000 Schweden das nur mit einigen hundert Mann besetzte Stettin bedrohten, brachten die Pommern auf Anregung ihres berühmten Landsmannes, des damaligen geheimen Rathes von Hertzberg, in

kurzer Zeit zehn Bataillone Landmiliz, jedes zu 500 Mann auf, die sie auf ihre eigene Kosten erhielten. Dem patriotischen Beispiele der Pommern folgten auch die magdeburgischen und märkischen Stände. Zu den Milizbataillonen mußten sich alle Edelleute der Provinz, welche gedient hatten, als Offiziere stellen. Diese Landwehren vertheidigten nicht nur die Festungen Kolberg, Stettin, Küstrin, Magdeburg, selbst die Hauptstadt Berlin, mit sehr gutem Erfolge, sondern sie zeigten sich auch unter den Generalen von Wedell und von Belling in dem kleinen Kriege gegen die Russen und die Schweden sehr wacker. In Preußen kam ein ähnliches Aufgebot gegen die Russen zu Stande.

Das Jahr 1757 hatte nach so vielen unglücklichen Zufällen auch einen glücklichen ins Leben gerufen, nämlich die Ernennung William Pitts zum Staatssecretair. Dieser große Staatsmann machte von dem Anfang seiner politischen Laufbahn an den Grundsatz für den Krieg mit Frankreich geltend: „Amerika muß in Deutschland erobert werden.“ Daher beschloß man den hier schimpflich aufgegebenen Kampf mit verdoppeltem Nachdruck wieder aufzunehmen. Die schmachvolle Convention von Kloster Zeven wurde verworfen, der Herzog Ferdinand von Braunschweig auf den Wunsch Georgs II., eine äußerst glückliche Wahl, an die Spitze der bei Stade stehenden hannövrischen Truppen gestellt, und sogar englisches Kriegsvolk unter der
1758 Aug. Anführung des Herzogs von Marlborough nach Deutschland geschickt. Pitt sprach in diesen Maßregeln durchaus den lebhaften Wunsch der englischen Nation aus, denn das Parlament ertönte von Friedrichs Ruhme wieder; man nannte ihn „den Großen und Unverwüstlichen,“ und schlug vor, eine Subscription für ihn zu eröffnen, um seine Unternehmungen auf jede Weise zu unterstützen; ja eine hochherzige Verehrerin seines Heldengenius, die Lady Salisbury, übersandte ihm für ihre Person durch ihren Banquier eine bedeutende Summe Geldes zum Geschenk. Daher ward es Pitt leicht, den Abschluß eines
1758 11. April neuen Freundschafts- und Subsidientractates mit Preußen abzuschließen, welcher dem Könige jährlich 670,000 Pfund Sterling zusicherte, wofür dem Bundesheere drei preußische Regimenter zu Fuß und 15 Schwadronen überlassen wurden. Lieber noch hätte der König eine englische Flotte in dem baltischen Meere gesehen, aber hierzu wollte sich das Kabinet von St. James nicht verstehen, deshalb

mußte Friedrich, da Preußen und die rheinischen Besitzungen in den Händen seiner Feinde waren, mit diesen Gaben in seiner bedrängten Lage schon zufrieden sein.

Außer den englischen Subsidien fand Friedrich eine reiche Hilfsquelle in Sachsen. Das hart bedrängte Land mußte, freilich ganz gegen seinen Willen, die preußischen Regimenter mit Rekruten und Montirungen versehen, und außerdem noch sehr bedeutende Kontributionen bezahlen. Von Dresden allein forderte man 300,000 Thaler, von dem brühlschen Hause für die prächtige Einrichtung desselben 30,000 Thaler; nur die Schonung des General-Major Fink setzte die Summe für Dresden auf 120,000 Thaler herab; doch mußte der Adel außerdem 50,000 und Brühl für seine Bibliothek, Bildergallerie, Kunst- und Naturalien-Sammlung 18,000 Thaler bezahlen.

Im Frühjahr 1758 stand Friedrich wieder gerüstet da, wie beim ersten Anzuge, obgleich das Glück wie das Unglück der Schlachten, verbunden mit bösartigen Krankheiten, in dem vorigen thatenschweren Jahre sein Heer bis auf das Drittheil des ursprünglichen Bestandes geschmolzen hatte. Zwar hatte diese Truppen nur theilweise das Vaterland, eine nicht geringe Zahl das Ausland geliefert, da der Ruhm der preußischen Fahnen viele herbeizog, allein der Geist des großen Führers wußte die Ungeübten bald den alten Kriegern gleich zu bilden. Auch Freicorps wurden errichtet, von denen einige dem großen Könige die wichtigsten Dienste leisteten. Friedrich ward der Held Europas. Das Ausland, auch das feindliche, forderte seine Bildnisse; in Deutschland ertönten in Aller Munde Siegeslieder auf ihn und Spottlieder über seine Feinde; große Geister wurden durch das Ungemeine seiner Thaten geweckt. Selbst die feindlichen Krieger sahen mit Bewunderung auf Friedrich und die großen Feldherrn, die er um sich erzog.

Im Beginn des neuen Feldzuges stand er wieder an der Spitze eines Heeres von 200,000 Mann Fußvolk und 50,000 Reitern. Aber höher als der blutige Lorbeer galt dem Vater seines Volkes die Segenspalme des Friedens; doch Friedrich und Pitt suchten ihn vergebens, zu tief war der Haß der beiden Kaiserinnen gewurzelt, ihr Einfluß auf den französischen Hof noch unerschüttert. Daher scheiterten nicht nur alle Versuche zu einer Versöhnung, sondern die

Feinde Friedrichs wußten sogar noch eine bisher ganz neutrale Macht, Dänemark, für ihre Interessen zu gewinnen; gleichwohl war der König Friedrich V. jeder thätlichen Theilnahme an den Feindseligkeiten abgeneigt.

Zuerst erschien Herzog Ferdinand von Braunschweig mit 30,000 gegen 80,000 Mann im Felde, denn Frankreich, durch die Schmach seiner Waffen und den Ruhm des siegreichen Gegners tief gekränkt, verdoppelte bei jedem Verluste seine Anstrengungen. Der neue Feldherr stand an der Spitze derselben Truppen, welche, durch Unfälle und schlechte Anführung entmuthigt, vor dem Feinde bis über die Elbe zurückgegangen waren; jetzt trieben sie ihrerseits die übermüthigen Sieger vor sich her. Freilich hatte die an dem Hofe von Versailles herrschende thörichte Weiberlaune einen geistlichen Herren, den Grafen Clermont, Abt von St. Germain, an die Spitze gestellt, und so zu dem eigenen Mißgeschick geholfen; doch war es hauptsächlich Friedrichs Geist in dem Herzoge Ferdinand, durch den das kleine Heer seine zahlreichen Feinde schreckte. Der Ruf: „schwarze Husaren kommen!“ reichte hin, um die Flüchtlinge mit wilder Hast in die Weite zu schrecken. Von der Weser bis über den Rhein jagte Herzog Ferdinand seinen entmuthigten Gegner, machte auf diesem glorreichen Zuge 11,000 Mann Gefangene, ging mit kühnem Muthe
23. über den Strom, und schlug die immer noch überlegenen Franzosen
Juni bei Krefeld. Bis an die Maas hin dehnten sich die preußischen Waffen aus; die französische Verwaltung, welche dem Vertrage des versailler Hofes mit Maria Theresia gemäß sogleich in den clevischen Besitzungen und in Ostfriesland begonnen hatte, zog mit Schimpf und Schande davon. Herzog Ferdinand mußte seine Siegesbahn verlassen, da von Süden her der Herzog von Broglio mit großer Uebermacht in Hessen eindrang. In der französischen Armee dienten jetzt die bei Pirna von Friedrich gefangenen sächsischen Regimenter. Sie waren bei der ersten Gelegenheit zu seinen Feinden übergegangen, und traten unter der Oberanführung des Prinzen Franz Xaver, zweiten Sohnes des Königs von Polen, in französischen Sold.

Der Sieg von Krefeld, über die Franzosen erfochten, erregte besonders in England die ungezügeltste Freude. Leicht stimmte hierauf Pitt das Parlament zu reichlicheren Gaben. 18,000 Mann sollten nach Deutschland gehen, von denen freilich nur zwei Drittheile

hier wirklich erschienen, aber allerdings ganz vortrefflich ausgerüstet; sie waren eine sehr wesentliche Hilfe in der drangvollen Zeit.

In Schlesien war mit dem Frühjahre auch Schweidnitz wieder in die Hände der Preußen gefallen. Nun drang Friedrich nach Mähren vor gegen Ollmütz, welches Schwerin im ersten schlesischen Kriege 15. April ohne Mühe genommen hatte. Diese Diversion kam den Feinden sehr erwünscht, denn Daun erhielt dadurch Zeit, sein Heer in Böhmen zu verstärken, während Ollmütz, jetzt besser als ehemals vertheidigt, den Anstrengungen des Königs Trotz bot. Das Belagerungscorps, weit geringer an Zahl als die Belagerten, hatte überdies nicht die nöthigen Hilfsmittel, um den Ort zur Uebergabe zu zwingen. Endlich kam ein Zug von 3000 Munitionswagen unter der Bedeckung des tapfern Obersten von Mosel mit 9000 Mann von Troppau heran. Zieten ward dem Transport entgegen geschickt, aber Daun, diesmal gegen seine sonstige Gewohnheit überraschend schnell, brach mit seiner großen Armee von Königingrätz auf, verstärkte Ollmütz, und ließ durch 25,000 Mann unter Loudon und Serbelloni die Bedeckung der Zufuhr angreifen. Alle Kühnheit und Geschicklichkeit des ausgezeichneten Feldherrn konnte doch die ungeheure Uebermacht des Feindes nicht ausgleichen; kaum entkam er selbst mit einer geringen Anzahl seiner Streiter nach Troppau. Natürlich mußte Friedrich 2. Juli die Belagerung von Olmütz, die er dem Urtheile der Sachverständigen nach nie hätte unternehmen sollen, nun unverzüglich aufheben. Schon glaubte der vorsichtige Daun seinen Gegner von der Rückkehr abgeschnitten zu haben, da wendete sich Friedrich, immer nach einem Fehler am größten, plötzlich nach Böhmen, und entkam durch einen meisterhaften Rückzug ohne erheblichen Verlust nach Schlesien. In Wien aber erhob man mit lautem Ruhme den deutschen Fabius Maximus, und hoffte, daß die Zukunft noch mehr so unblutige Siege ihm bringen würde.

Friedrich mußte nun den Russen entgegen ziehen. Elisabeth war sehr unzufrieden über den Rückmarsch ihrer Truppen gewesen. Graf Apraxin wurde vor Gericht gestellt, sein Commando dem Feldmarschall Grafen von Fermor übergeben. Dieser schloß zu Anfang des Jahres mit der Stadt Königsberg eine Capitulation ab, nach welcher sie, freilich ohne ausdrückliche Huldigung, sich unter russische Oberhoheit fügte. Die übrigen Städte, Marienwerder, Elbing,

Thorn, bald das ganze Land, folgten dem Beispiele der Hauptstadt. Welchen Widerstand hätte auch die verlassene Provinz einem so übermächtigen Heere entgegenstellen können, da außerdem eine große russisch-schwedische Flotte an ihren Küsten kreuzte; übrigens war Fermor als ein menschenfreundlicher Befehlshaber bekannt, von dem man auf jede Weise Schonung zu erwarten hatte. Langsam und schwerfällig ging die russische Armee über Posen gegen die Neumark vor. Der Graf Dohna eilte zur Unterstützung Küstrins, der einzigen Vormauer der Mittelmark, von Stralsund herbei. Die Stadt wurde
16. Aug. durch ein furchtbares Feuer eingeäschert; die Einwohner flohen in die benachbarten Städte.

Friedrich hatte in Grüssau dem Prinzen Heinrich seinen letzten Willen schriftlich übergeben. „Den Marsch, den ich morgen gegen die Russen antrete," sagte er darin, „so wie die Ereignisse des Krieges, können alle Arten von Zufällen herbeiführen, und es kann mir leicht begegnen, getödtet zu werden; ich habe es also für meine Pflicht erachtet, Sie um so mehr über meine Absichten in Kenntniß zu setzen, als Sie der Vormund unsers Neveu mit unbegränzter Vollmacht sind:

1) Wenn ich getödtet werde, so müssen alle Armeen auf der Stelle meinem Neveu den Eid der Treue leisten.

2) Man muß mit so vielem Nachdruck fortagiren, daß der Feind keine Aenderung im Befehl merken kann.

3) Was die Finanzen betrifft, so muß ich Ihnen sagen, daß alle die Verlegenheiten, welche sich zuletzt ereignet haben, besonders die, welche ich noch voraussehe, mich genöthigt haben, die englischen Subsidien anzunehmen, welche erst wieder im Monat Oktober zahlbar sind.

4) Was die Politik betrifft: Es ist gewiß, daß, wenn wir diesen Feldzug gut bestehen, der Feind matt und müde und erschöpft durch den Krieg, zuerst den Frieden wünschen werde, daß aber, wenn gleich nach meinem Tode unserer Seits Ungeduld und ein zu heftiges Verlangen nach dem Frieden bewiesen wird, dies uns schlechte Bedingungen und die Verbindlichkeit bringen dürfte, das Gesetz von den Besiegten anzunehmen."

Mit 14,000 Mann ging der König in Eilmärschen durch Schlesien dem Feinde entgegen, und vereinigte sich bei Küstrin mit der
21. Aug. dohnaschen Armee. „Seine Leute haben sich außerordentlich geputzt,"

lautete die wenig verbindliche Anrede; „ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber — sie beißen." Fermor brach mit seinen Truppen auf, um den Preußen den Uebergang über die Oder zu wehren, doch war dieser schon bewerkstelligt, und beide Heere standen nun bei Zorndorf einander gegenüber. Die Russen zähl- 25. Aug.
ten über 50,000, die Preußen 32,000 Mann. Friedrich richtete seinen Angriff auf des Feindes rechten Flügel, während er den eigenen rechten zurückhielt. Seine Bewegung wurde durch ein furchtbares Artilleriefeuer unterstützt, aber die russische Infanterie zeigte die bewunderswürdigste Unerschrockenheit. Ganze Reihen wurden niedergestreckt, doch immer füllten die Hinterleute die Lücken aus, und wichen nicht einen Fuß breit. Schon kehrten einige preußische Grenadierbataillone ermattet und verwirrt um, die Russen dagegen brachen mit dem Victoria-Geschrei aus dem großen Viereck ihrer Schlachtreihe, in welche sie gestellt waren, zur Verfolgung auf: da stürzte sich Seydlitz mit unwiderstehlichem Ungestüm in die russische Reiterei, und warf sie so gewaltsam auf ihr eigenes Fußvolk, daß auch dieses endlich zersprengt und unter großem Blutvergießen niedergemetzelt wurde. Die Unordnung ward noch dadurch vermehrt, daß die besiegten Russen sich in ihrer Verzweiflung der Branntweinfässer bemächtigten, und sich unbekümmert um den anstürmenden Feind in dem beliebten Getränk berauschten. Der linke Flügel der Russen stand noch. Ja noch einmal schien es, als ob das Glück ihren Anstrengungen Erfolg verheißen wollte: da war es wieder Seydlitz, der mit seinen siegreichen Scharen auch hier das Feld behauptete, und, von einigen brandenburgischen Infanterieregimentern unterstützt, den Feind in die Sümpfe jagte. Trotz aller Verluste flohen die Russen nicht. Bis in die Nacht hinein währte das Morden, denn Friedrich hatte verboten Pardon zu geben, weil sein Herz über die grausamen Verheerungen seines Landes durch den barbarischen Feind blutete. Am andern Morgen stand Fermor wieder in Schlachtordnung hinter Zorndorf, und Friedrich machte sich fertig zur Erneuerung des blutigen Werks, doch fehlte es auf beiden Seiten an Munition. Nun ersuchte Fermor, ein Bekenntniß seiner Niederlage, um einen Waffenstillstand von drei Tagen unter dem Vorwande, seine Todten zu begraben; da der König dies für die Pflicht des Siegers erklärte, so traten die Russen den Rückmarsch, und zwar in guter Ordnung

an. Ueber 20,000 Mann hatten sie eingebüßt, 103 Kanonen, 27 Fahnen und Standarten, doch auch Friedrich beklagte den Verlust von 11,000 seiner Tapfern, und bei dem wunderbaren Wechsel der Erfolge waren 26 Kanonen den Feinden in die Hände gefallen. Seydlitz, welchem der König das ehrenvolle Zeugniß gegeben hatte, daß es ohne ihn schlecht würde ausgesehen haben, lenkte mit seltener Bescheidenheit das hoch verdiente Lob auf seine Leute und den wackern Rittmeister der Garde du Corps, von Wackenitz, den Friedrich auch auf diese rühmliche Empfehlung sogleich zum Oberstlieutenant erhob.

Fermor ging nach Pommern, und belagerte Kolberg. Dies vertheidigte der Invalidenmajor von der Heyde mit 700 Mann Landmiliz und der tapfern Bürgerschaft so glänzend, daß der starke Gegner nach einer Belagerung von neun und zwanzig Tagen in Polen und Preußen die Winterläger suchte; daher hatte Friedrichs Sieg wenigstens die Neumark und Pommern von dem schrecklichen Feinde befreit. Preußen dagegen war für den Augenblick verloren, allein es blieb nicht nur von allen Drangsalen verschont, sondern befand sich sogar durch die Anwesenheit des russischen Heeres in größerem Wohlstande als zuvor. Die Kaiserin sah es als ihr bleibendes Besitzthum an, und behandelte es deshalb wie ihr eigenes Land. Die Lieferungen für eine so bedeutende Armee, welche ihre Winterquartiere dort nahm, und den Raub an den übrigen preußischen Provinzen dort verpraßte, mußte vielen Leuten zu Reichthümern verhelfen. Aber auch der Hang zum Luxus wurde durch die verschwenderischen Fremden in dem eroberten Lande befördert. Die Leichtigkeit, mit der die Preußen die russische Herrschaft ertrugen, machte den König seit dem siebenjährigen Kriege ihnen abgeneigt.

Friedrichs Heere waren sehr durch Schlachten gelichtet, auch verheerende Krankheiten, wie die ungarische, welche die Oestreicher ins Land gebracht hatten, wirkten dazu mit. Deshalb sah er sich auf den kleinen Krieg beschränkt. Prinz Heinrich schützte Sachsen gegen die Reichsvölker, der Prinz Franz von Braunschweig wehrte Loudon, Markgraf Karl nebst Zieten den Feldmarschall Daun von der Lausitz ab; Fouqué hatte mit 4000 Mann die Pässe von Schlesien nach Böhmen besetzt. Der König ließ Dohna gegen die Russen stehen, und eilte selbst nach Sachsen. Hier zog er den Markgrafen Karl und den Marschall Keith an sich. Daun, der zwischen Pirna und

Dresden über die Elbe hatte gehen wollen, wendete sich, um seine Vorräthe in Zittau zu schützen, gegen Bautzen; hierhin folgte ihm Friedrich, und nahm auf Kanonenschußweite von dem Feinde eine so kühne Stellung bei Hochkirch, daß der Quartiermeister-Lieutenant von Marwitz sich weigerte, das Lager abzustecken, überhaupt viele Generale laut ihre Unzufriedenheit darüber aussprachen. Auch die kaiserlichen Offiziere äußerten, sie verdienten alle kassirt zu werden, wenn sie den Preußen diese Bravade ungestraft hingehen ließen. Friedrich, obwohl von allen Seiten gewarnt, hielt es jedoch für schimpflich sich zurückzuziehen, und außerdem waren die Preußen bis jetzt noch nie von ihren Gegnern angegriffen worden. Daun, dessenungeachtet noch nicht mit seiner vortheilhaften Stellung zufrieden, gesellte dazu die List, indem er durch Anlegung von Verhauen und Schanzen den König noch mehr über einen Angriff von seiner Seite beruhigte. Dennoch wollte dieser in der Nacht vom 14ten bis 15ten aufbrechen; das Unheil kam der Ausführung seines Entschlusses zuvor. Halb fünf Uhr Morgens am 14ten Oktober, während ein Nebel den Mond vollkommen bedeckte, erreichten die östreichischen Kolonnen das preußische Lager. Einige Flintenschüsse verkündeten den Schläfern ihre Ankunft, doch stürmten auch schon die feindlichen Grenadiere die Höhen von Hochkirch, und nahmen die preußischen Geschütze. Noch wollte Friedrich nicht an einen Angriff des ganzen östreichischen Heeres glauben, wurde aber bald durch die reißenden Fortschritte seiner Gegner davon überzeugt. Nun entwickelte er seine bewundernswürdige Geistesgegenwart, so wie das Heer seine unerschütterliche Mannszucht, denn nur diese konnte hier retten, wo nach gewöhnlichem Laufe der Dinge alles verloren war. Auf das Kriegsgeschrei stürzten alle aus den Zelten, in wenigen Augenblicken stand der größte Theil des Heeres in Schlachtordnung. Ein furchtbarer Kampf entspann sich um das Dorf Hochkirch; hier commandirte Keith. Da seine Mannschaft vor dem Angriff der Uebermacht zusammenschmolz, ward sie endlich überwältigt, ihm selbst die Brust von einer tödtlichen Kugel durchbohrt. Sein Schicksal theilte Franz von Braunschweig; Fürst Moritz von Anhalt war verwundet und gefangen, dem Könige selbst ein Pferd unter dem Leibe getödtet. Zuletzt vertheidigte das zweite Bataillon des Markgrafen Karl den Kirchhof von Hochkirch wie eine Festung; die Eroberung desselben kostete den

Oestreichern den Kern ihrer Grenadiere. Allein alle Tapferkeit war vergebens, der König mußte weichen, und ließ 101 Geschütze, 28 Fahnen, 2 Standarten und den größten Theil des Gepäckes in den Händen des Feindes, der zum Glück für den Gegner die Früchte seines Sieges nicht zu pflücken verstand. Der Verlust Friedrichs an Todten, Gefangenen und Verwundeten belief sich auf 8851 Mann, aber fast eben so viel hatten die Oestreicher eingebüßt.

Kein menschliches Auge konnte eine Spur von der schmerzlichen Bewegung in Friedrichs Brust entdecken, und doch war er auf das Schlimmste gefaßt. Als ihm sein Vorleser le Catt seine Theilnahme über das schwere Geschick äußerte, dankte er freundlich, versicherte, daß er nichts verabsäumen würde, um sich aus dem verworrenen Handel zu ziehen, und schloß mit den bedeutungsvollen Worten: „Auf jeden Fall führe ich etwas bei mir, um das Trauerspiel zu enden." Der König trug nämlich Giftpillen bei sich, damit wenigstens Gefangenschaft das Schicksal seines Landes nicht erschweren möchte. Wie tief muß aber der Kummer an dem Herzen des Monarchen genagt haben, da er sich bei ruhiger Ueberlegung nicht verhehlen konnte, daß nicht sowohl das Spiel des Schicksals, sondern sein Eigensinn an dem großen Unglück Schuld gewesen war. Ja diese Meinung wurzelte bei Allen so tief, daß man unter den Soldaten das Singen von Schimpfliedern über diesen Vorfall ausdrücklich verbieten mußte.

Auch diesmal traf für Friedrich häusliches Unglück mit dem öffentlichen zusammen. An demselben Tage, ja in derselben Stunde, wo sich Friedrichs Geschick auf dem Schlachtfelde entschied, starb seine Lieblingsschwester, die Markgräfin von Baireuth.

Noch im Angesichte des Feindes hatte Friedrich nach seiner Niederlage ausgerufen: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen; das Spiel ist nicht verloren; wir werden uns hier einige Tage erholen, alsdann nach Schlesien gehen und Neiße befreien." Dies that er wirklich. Zwei kaiserliche Feldherrn, de Ville und Harsch, hielten die Festung eingeschlossen, ihr Fall schien die nothwendige Folge der Niederlage bei Hochkirch zu sein. Da rief der König den General von Wedell aus der Uckermark, den Grafen von Dohna aus Pommern (Fermor war nach Polen zurückgegangen) zur Deckung von Sachsen herbei. Durch kluge Bewegungen umging er

Daun, welcher den Belagerern die dreiste Versicherung gegeben hatte, daß der König von ihm zurückgehalten würde, und brachte wirklich die ersehnte Hilfe, denn schon sein Name schreckte die Feinde in die Flucht. Neiße und bald darauf Kosel wurden befreit, die Kaiserlichen eilten, von Fouqué verfolgt, über Jägerndorf nach Mähren.

Dresden war unterdessen bei der drohenden Annäherung Dauns durch seinen Commandanten, den General Grafen von Schmettau, welcher seit des Prinzen von Preußen verderblichem Rückzug aus Böhmen die Gunst des Königs verloren hatte, rühmlich und mit Glück vertheidigt worden. Die pirnaer Vorstadt mußte er, als ihn Daun ernstlich bedrohte, abbrennen, und 280 Häuser gingen in Rauch und Flammen auf, aber die harte Maßregel erfüllte ihren Zweck, da der feindliche Feldherr aus Besorgniß für die Stadt sein Vorhaben aufgab. Er nahm seine Winterquartiere in Böhmen.

Friedrich blieb in Breslau. Den Winter über hatte er auf neue Mittel zum Widerstande gegen seine Feinde zu denken. Vornehmlich mußte Sachsen die verderbliche Politik seines Herrschers büßen; auch Mecklenburg wurde hart mitgenommen, weil es schwedischen Kriegsvölkern den Durchzug gestattet hatte. Die Summe, welche die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Güstrow den Krieg hindurch an Preußen zahlen mußten, belaufen sich auf siebzehn Millionen. Mecklenburg-Strelitz theilte anfangs das harte Schicksal, bis die Prinzessin Charlotte, die später als Gemalin Georgs III. den englischen Thron bestieg, um Schonung für dasselbe bat. Trotz dieser Hilfsquellen waren die englischen Subsidien nöthiger als je. Ueberdies ward alles Geld, welches man aus fremden Kassen erhielt, in leichtere Münze verwandelt, freilich eine gefährliche Maßregel, deren drückende Folgen zuletzt am schwersten auf Friedrichs Unterthanen fielen.

Während der kurzen Muße, die ihm die Winterruhe gewährte, hatte er reiflich erwogen, welche Mittel er zum endlichen Siege ergreifen sollte. Die Frucht seines Nachdenkens theilte er in der bekannten Schrift: „Wie gegen die Oestreicher fortan der Krieg zu führen sei," seinem alten Freunde und Vertrauten, dem General Fouqué, mit. Er erkennt in ihr nicht nur an, daß die Oestreicher von allen seinen Feinden das Kriegshandwerk am aller weitesten gebracht hätten, sondern, daß sie in der Vorsicht bei der Wahl der

Läger, der Klugheit, nichts als das Gewisse zu unternehmen, sich nie wider Willen zum Schlagen nöthigen zu lassen, als Muster daständen, und empfiehlt sie daher hierin zur Nachahmung. Aber sein scharfer, durchdringender Geist, wie groß er immer war, würde ihn nicht gerettet haben, wenn es nicht die Fehler seiner Feinde gethan hätten. Der hauptsächlichste war ihre gegenseitige Eifersucht. Die Russen boten weder den Oestreichern noch den Schweden die Hand, oft wußten sie gegenseitig von einander nichts. Ja selbst unter den östreichischen Feldherren herrschte wenig Einheit in den Unternehmungen; nur selten wirkten Daun und Loudon nach einem Zwecke hin. Und nun gar die Franzosen nebst der Reichsarmee! Die französischen Feldherren wechselten nach den Launen der allmächtigen Freundin Ludwigs XV., wie konnte daher Nachdruck in ihre Unternehmungen kommen? Dagegen war Friedrich unumschränkter Herr und Gebieter in seinem Heere. Sein Geist beseelte alles, auch wo er nicht persönlich befehligte; sein Heldensinn begeisterte den gemeinen Krieger, gab dem Feldherrn Vertrauen auf den Sieg.

So schreiten wir nun zu dem Feldzuge vom Jahre 1759, dem unglücklichsten des ganzen langen, verderblichen Krieges. Freilich mochte Friedrich nur lächeln, wenn der Papst Clemens XIII. sich unter seine offenbaren Feinde reihte, und dem östreichischen Feldherrn Daun für seinen Sieg bei Hochkirch einen geweihten Hut und Degen übersandte, doch leider brachen ernstere Prüfungen über ihn herein. Merkwürdig ist dieses Jahr besonders dadurch, daß der König auch trotz aller seiner bisherigen Opfer den Kampf zur See versuchte. Zwar wurden eilf Fahrzeuge, welche er in Stettin zum Schutze der Odermündungen gegen die Schweden hatte ausrüsten lassen, von ihrer Flotte zerstört, doch machte sich der preußische Adler von der Ostsee bis zur Levante den Schiffen der feindlichen Mächte furchtbar. Vom Anfange dieses Jahres an ertheilte Friedrich die sogenannten Commissions- oder Marque-Briefe zur Ausrüstung von Kaperschiffen. Ein jeder solcher Kaper mußte 3000 Pfund Sterling Caution stellen, sich der preußischen Gerichtsbarkeit unterwerfen und einen gewissen Theil des reinen Ertrags der Prisen an die königlichen Kassen liefern.

Herzog Ferdinand von Braunschweig und Prinz Heinrich, jener wider die Franzosen unter einem neuen Feldherrn, dem Marschall

Marquis von Contades, dieser gegen die Oestreicher und die Reichstruppen, waren die ersten, welche im Felde erschienen. Prinz Soubise hatte Frankfurt genommen. Um es den Feinden zu entreißen, ließ der Herzog Ferdinand seine westphälische Armee unter den englischen und hannövrischen Generalen zurück, und zog mit den in Hessen liegenden Truppen, 28,000 Mann stark, gegen den Herzog von Broglio, den Nachfolger Soubise's, der mit 35,000 Mann eine vortheilhafte Stellung bei Bergen in der Nähe von Frankfurt ein- 1759
genommen hatte. Broglio behauptete das Feld, und wurde vom 13. April
Kaiser dafür durch die Reichsfürstenwürde belohnt; Herzog Ferdinand mußte in sein Winterlager zurückkehren. Hierauf nahm der feindliche Feldherr die Festung Minden ein, und lagerte nebst Con- 10. Juli
tades in der Nähe derselben. Da eilte Ferdinand herbei, lockte die Feinde aus ihrer vortheilhaften Stellung heraus, und schlug sie so entscheidend, daß die ganze Armee vernichtet worden wäre, wenn 1. Aug.
Lord Sakville mit der Reiterei auf seinen wiederholten Befehl zur rechten Zeit angegriffen hätte. 4000 Mann Todte, 3000 Gefangene, 25 Kanonen, viele Fahnen und Standarten verloren die Franzosen in dieser von den Engländern hoch gefeierten Niederlage. Lord Sakville wurde nach seiner Rückkehr in England in Anklagestand gesetzt und durch ein Kriegsgericht kassirt. An dem Tage der Schlacht von Minden besiegte der Erbprinz von Braunschweig wenig Stunden weiter die Weser hinauf bei Gohfeld ein detaschirtes Corps Franzosen unter dem Befehl des Herzogs von Brissac.

Nun trat Broglio allein an die Spitze des französischen Heeres. Um die erlittenen Verluste wieder auszugleichen, sandte er den Herzog von Würtemberg, der sich als französischer Söldner mit 12,000 Mann den Feinden Friedrichs anschloß, nach Kassel der verbündeten Armee in den Rücken. Aber er kam auf seinem Zuge nicht weiter als bis Fulda, wo ihn, als er sich zu einem Balle vorbereitete, ganz unerwartet der Erbprinz Ferdinand angriff, sein Heer zersprengte, 30. Nov.
und 1200 Mann davon gefangen nahm.

Während die Westarmee die glänzendsten Erfolge errang, drückte den König selbst eine Kette der schwersten Widerwärtigkeiten zu Boden. Zwar hatte er mit erfinderischem Geiste eine neue furchtbare Waffe, die berittene Artillerie, gegen seine Feinde ins Leben treten lassen, allein das Glück schien ihm ganz und gar den Rücken gewandt

zu haben. Wider seine Gewohnheit mußte er sich bei Schmottseifen oder Dürings-Vorwerk zwischen Löwenberg, Lauban und Liebenthal in ein festes Lager zurückziehen, um die Lausitz zu decken. Auch Fouqué wich vor der Uebermacht de Ville's bis in die feste Stellung von Oppersdorf zurück. Friedrichs Plan, den nahehden Feind zu überraschen, ward von Mönchen verrathen. Nun mußte er, da auch Daun aus Böhmen heranrückte, vor allem auf Hilfe gegen die Russen denken. Der Feldmarschall Iwan Soltikof, unter dem jetzt Fermor diente, da ihm wegen der Schlacht von Zorndorf der Oberbefehl genommen war, drang gegen die Oder vor. Vergebens bemühte sich Graf Dohna, ihn zurückzuhalten; daher sandte ihm Friedrich den Generallieutenant von Wedell mit dictatorischer Gewalt zu. Er sollte die Person des Königs, da dieser seine Stellung nicht verlassen mochte, ganz und gar vertreten. Wedell hatte den mißlichen Auftrag, im Falle er auf keine andere Weise die Vereinigung der Oestreicher unter Loudon mit den Russen verhindern könnte, ohne Weiteres eine Schlacht zu versuchen. Seine Lage war um so schlimmer, da er außer der Uebermacht der Gegner mit der Unzufriedenheit der ihm gegen alle Gewohnheit untergeordneten älteren Generale zu kämpfen hatte. Diese erschien allerdings durch die Handlungen des neuen Dictators gerechtfertigt, denn kaum war er bei der
23. Juli Armee angekommen, so bereitete er sich zum Angriff, ohne einmal das Terrain noch die Stellung des Feindes genau zu kennen. Er wußte nicht, daß die Russen in der Nacht seinen linken Flügel umgangen, sich bei Palzig aufgestellt, und das Defilé von Kay im Rücken des Lagers besetzt hatten. So mußte der Angriff auf überlegene, wohlgeführte Streitkräfte natürlich mißrathen. Zum Unglück des Feldherrn fiel sein Freund, der vortreffliche General von Wobersnow gleich im Anfange des Kampfes; dieser Unfall und der Mangel an Einklang in den Bewegungen entschieden bald das Schicksal des Tages. Die unglückliche Schlacht bei Palzig oder Kay kostete dem 26,000 Mann starken preußischen Heere fast den dritten Theil seiner tapfern Krieger.

Wie immer unterließen es die Russen, ihren Sieg zu benutzen. Langsam gingen sie über Krossen nach Frankfurt zu. Ihre drohende Nähe zwang den König jetzt, auf die Rettung des Herzens seiner Staaten zu denken. Sein Bruder Heinrich mußte ihn bei Schmott-

seifen gegen 70,000 Mann unter Daun vertreten, wenige Truppen blieben zum Schutze Dresdens, Fouqué mit 10,000 Mann gegen eine doppelt so große Zahl unter de Ville bei Landshut stehen. Der König ging durch die Lausitz, fügte dem Corps Hadiks bei Guben einigen Schaden zu, zog Wedell mit seinen Truppen an sich, und bald darauf Fink, den er von Sachsen her beordert hatte. Am 11ten August ging er in drei Colonnen zwischen Lebus und Küstrin über die Oder; sein Heer war 48,000 Mann stark.

Loudon hatte sich schon vor der Ankunft Friedrichs mit den Russen vereinigt. Beide verschanzten sich auf dem rechten Oderufer. Soltikof stand auf den Höhen von Kunersdorf, gegen Frankfurt gerichtet, den linken Flügel an die Judenberge, den rechten auf den Bäckergrund gelehnt; den linken Flügel deckte Loudons Corps. Das feste Lager der Russen hatte vor der Front Moräste, Teiche und Buschwerk, im Rücken einen großen Wald und auf den Flügeln Anhöhen, welche ihre drei Treffen deckten. Mit diesen von der Natur gebotenen Vortheilen nicht zufrieden, hatten sie sich noch mit vielen Schanzen und Redouten umgeben.

Friedrich dagegen lehnte seinen rechten Flügel an Trettin, den linken an Bischofssee; Fink mit der sogenannten Nachhut lagerte vor den Linien auf Höhen, welche dem Gegner die preußischen Bewegungen verdeckten. Nur ein sumpfiger Bach, das Hünerfließ, trennte beide Heere. Diese Stellung machte Soltikof für seinen Rücken besorgt. Er änderte seine Fronte, und zog sie noch mehr zusammen, stellte den rechten Flügel auf die Judenberge, den linken auf die Mühlberge, während immer noch diesen linken Flügel der östreichische Feldherr mit seiner Heeresabtheilung deckte. Am 12ten August schlug die Stunde der Entscheidung. Bei schwüler Hitze und deshalb verdoppelten Strapazen gewann der König durch einen Umweg gegen 11 Uhr den Saum des Waldes an dem linken Flügel der Russen. Batterien wurden nun gegen den Feind aufgeführt; dann rückten die preußischen Grenadiere vor, nahmen die russischen Verschanzungen nach heldenmüthigen Anstrengungen, und trieben das russische Fußvolk unter furchtbarem Gemetzel bis an den Kirchhof von Kunersdorf. Der ganze linke Flügel der Russen war aufgelöst. Es war sechs Uhr Abends, als die Schlacht für die Preußen sich so günstig entschied. Sie waren Sieger, hatten 180 Kanonen er-

obert, mehrere tausend Gefangene gemacht, und ein großes Blutbad unter den Feinden angerichtet. Euriere gingen nach Berlin und Breslau ab, um die freudige Botschaft den Freunden zu bringen. Allein dieser Erfolg genügte dem Könige noch nicht. Er glaubte die Russen vernichten zu müssen, um für die Zukunft sicher zu sein. Deshalb wollte er seine siegenden Truppen auch noch gegen die Verschanzungen auf dem Judenberge führen, wohin sich die Flüchtigen gerettet hatten. Die vornehmsten Generale, sogar der kühne Seydlitz machte den König auf die Erschöpfung seiner Krieger aufmerksam; schon wankte er in seinem Entschluß, da rief er Wedell heran, und auf die Zustimmung dieses Mannes, der gleichsam vom Schicksal ersehen schien um den Preußen in diesem Feldzuge den Untergang zu bereiten, ertönte von Neuem das verhängnißvolle: Marsch!. Das Glück des Tages wendete sich für Friedrich auf eine schreckliche Weise. Den erschöpften Preußen traten auf diesem letzten schweren Wege die frischen Truppen aus dem hohlen Grunde (jetzt Loudonsgrunde) entgegen. Nur noch 150 Schritte waren die tapfern preußischen Grenadiere von der letzten Batterie der Judenberge entfernt, als die Oestreicher von Neuem das russische Geschütz auf die siegreichen Scharen schmettern ließen. Alle Angriffe blieben nun erfolglos; das Fußvolk wankte und gerieth in Verwirrung, die Reiterei ward zurückgeschlagen, da Seydlitz in dem furchtbar entscheidenden Augenblick schwer verwündet dalag. Dem Könige wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Ihm ward, als er das Pferd seines Flügeladjutanten bestieg, ein goldenes Etui in der Tasche von einer Flintenkugel zusammengeschlagen. Flehentlich bat ihn seine Umgebung den allzu gefährlichen Ort zu verlassen, doch Friedrich erwiederte: „Wir müssen hier alles versuchen um die Bataille zu gewinnen, und ich muß hier so gut wie jeder andere meine Schuldigkeit thun.“ Aber unrettbar war schon die Niederlage entschieden, fast wäre der König selbst der leichten russischen Reiterei in die Hände gefallen, wenn nicht der Rittmeister Joachim Bernhard von Prittwitz, von Zietens Regiment, mit etwa hundert Mann seinen Rückzug durch einen Hohlweg mit Entschlossenheit und hingebender Tapferkeit gedeckt hätte.

Die geschlagenen Truppen gingen in der Nacht auf der Schiffbrücke bei Reitwen über die Oder. Noch nie war die preußische Armee in einem Zustande solcher Bestürzung gewesen; nichts konnte sie

mehr von zügelloser Flucht zurückhalten. Der König selbst, Verzweiflung im Herzen, übernachtete in dem Dorfe Oetscher bei Göritz auf Stroh; er sah niemand als den Generallieutenant von Finck und einige Hausbediente. Von hier aus schrieb er nach Berlin, daß er von 48,000 Mann nicht mehr 3000 beisammen habe, daß alles fliehe, daß er nicht mehr Herr seiner Leute sei, und daß man wohl thun werde in Berlin an seine Sicherheit zu denken. „Das ist ein grausames Unglück," schließt der König seinen Brief, „ich werde es nicht überleben, die Folgen werden schlimmer als die Bataille sein. Ich habe keine Hilfsquellen mehr, und, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich halte alles für verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben. Auf ewig Lebewohl!"

Doch ganz war Friedrichs Stern noch nicht untergegangen; wenigstens benutzten die Sieger ihren unermeßlichen Vortheil nicht. Anstatt die geschlagene Armee durch rasche Schritte zu vernichten, überlegten sie, ob man die Preußen verfolgen müsse, darüber fingen sie an zu zechen, und vergaßen den König, um welchen sich jetzt nach und nach die versprengten Truppen sammelten. Am dritten Tage trat Friedrich wieder aus seiner Zurückgezogenheit hervor. Die Bewegungen in seiner Armee, die immer noch bei Reitwen stand, begannen mit derselben Ordnung, mit derselben Thätigkeit wie zuvor. Die Kraft des heldenmüthigen Königs war so groß, daß kein Unglück ihn ganz zu beugen vermochte. Doch nun konnte man erst die wahre Höhe des Verlustes recht ermessen. 8000 Mann Todte, 15,000 Verwundete und 3000 Gefangene hatte die preußische Armee verloren, die 180 eroberten russischen Kanonen nebst 100 eigenen; mehrere der besten Generale lagen verwundet darnieder. Aber leicht war auch den Feinden der Sieg nicht zu stehen gekommen. Soltikof selbst gestand die Einbuße von 16,000 Mann ein, und man wird nicht fehlen, wenn man den Verlust des vereinten Heeres an Todten und Verwundeten auf 24,000 Mann berechnet. Der russische Feldherr äußerte sich über diese Schlacht zu Daun: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich die Nachricht davon allein mit einem Stabe in der Hand nach Petersburg bringen müssen." Unter den Opfern dieses grausamen Kampfes befand sich auch der liebenswürdige Dichter des Frühlings Christian Ewald von Kleist; er

ward von den Russen mit der, der Tapferkeit und dem dichterischen Genius gebührenden Ehre bestattet.

In ganz Europa war man gespannt, wie sich Friedrichs Schicksal nach diesem Schlage wenden würde. Ohne Heer, ohne Geschütz, von siegreichen Feinden umringt, keine Aussicht auf rettenden Beistand. Hier zeigte sich wieder von Neuem, daß wahre Seelengröße dem Geschicke gebietet. Neue Mannschaft und Geschütz wurden herbeigeschafft, keine Hauptposition aufgegeben, denn Prinz Heinrich blieb durch geschickte Wendungen mit seinem königlichen Bruder in Verbindung, Schlesien geschützt. Freilich wurde die seit so langer Zeit erzielte Vereinigung der russischen und östreichischen Armee bewerkstelligt, doch hatte sie, wie wir bald sehen werden, nicht die erwarteten Folgen. Große Ehrenbezeugungen aber spendeten die Höfe ihren Feldherrn. Loudon ward zum Generalfeldzeugmeister, Soltikof zum Marschall ernannt; jeder russische Soldat bekam halbjährigen Sold und eine Denkmünze zur Belohnung.

Friedrichs größte Sorge war jetzt Berlin zu schützen, wohin Habik wollte, während Soltikof mit der Hauptarmee ihn selbst hinreichend beschäftigte. Auch Daun nahte über Priebus und lagerte bei Triebel, nachdem er sich in Guben mit dem russischen Feldherrn besprochen hatte. Prinz Heinrich war zu schwach um ihn durch offenen Angriff zurückzuweisen, und leistete daher mehr als man unter diesen Umständen erwarten konnte, als er ihn durch Abschneiden der Zufuhr nach Bautzen zurückzugehen nöthigte. In Folge dieser Bewegung mußten auch die Russen, da ihnen Friedrich die Zufuhr von Lübben abschnitt, ihre vortheilhafte Stellung bei Waldow aufgeben. Diese wenn auch kleinen Unfälle nach einem so glänzenden Siege erregten bald eine merkliche Mißstimmung zwischen den verbündeten Truppen. Von Tage zu Tage vermehrte sich die Kälte zwischen Daun und Soltikof; keiner war zum Angriff geneigt, auch Habik mied des Königs Nähe.

Sehr böse Folgen hatte die Niederlage bei Kunersdorf für den König in Sachsen, zum ersten Male zeigte sich hier die Reichsarmee mit Erfolg thätig. Leipzig, Torgau und Wittenberg fielen ihr in die Hände, Dresden, wo sich Graf Schmettau bisher mit einer geringen Besatzung so rühmlich gehalten hatte, war aufs äußerste bedroht. Hier befand sich die Kriegskasse von 5,600,000 Thalern an baarem

Gelde nebst großen Magazinen an Mundvorräthen und Kriegsbedarf. Nur diese sollte Schmettau, schrieb ihm Friedrich zwei Tage nach der verderblichen Schlacht, vor dem Feinde retten, und daher eine gute Capitulation mit freiem Abzuge willig annehmen. Als bald darauf die Lage des Königs sich besserte, erließ er an den Befehlshaber von Dresden ein zweites Schreiben, in welchem er ihm empfahl die Stadt, 26. Aug.
wenn es immer möglich wäre unter den damals herschenden Umständen zu halten. Hierauf eilte der Generallieutenant von Fink, über den Friedrich wegen seines vortrefflichen Benehmens nach der Schlacht von Kunersdorf das rühmende Wort ausgesprochen hatte, daß er einst ein zweiter Türenne werden würde, und der Generallieutenant von Wunsch zur Deckung Sachsens herbei. In wenigen Wochen nahmen sie Wittenberg, Torgau und Leipzig wieder, und obgleich sie 27. Aug. bis 13. Spt.
die Vereinigung von Hadiks Corps mit der Reichsarmee nicht hindern konnten, so gaben sie die Hoffnung auf glücklichen Erfolg noch nicht auf. Doch vergebens bemühten sich die wackern Männer, denn Schmettau, dem erst am 5ten Morgens der letzte Befehl des Königs zugekommen war, hatte schon am 4ten September capitulirt. Zwar machte der Vicekommandant Oberst Hoffmann, da die Feinde nicht alle Punkte der Capitulation gehalten hatten, den Versuch, die feindlichen Posten von der Brücke zu vertreiben, allein er ward von seinen eigenen Leuten erschossen, denn Schmettau selbst schien wenig über Fincks Ankunft erfreut, und der Abmarsch der Preußen erfolgte nun ohne allen Verzug. Schmettau verwirkte durch die buchstäbliche Befolgung seines Befehls die Gnade des Königs und seine Stelle auf immer, denn einer der wichtigsten Plätze war dadurch verloren, doch blieben trotz dieses Unfalls die preußischen Truppen bis auf die Hauptstadt Herren von ganz Sachsen.

Soltikof und London wendeten sich im Herbste auf dem rechten 2. Okt.
Oderufer gegen Glogau. Friedrich deckte die Festung von der andern Seite; dann ging auch er über den Strom, hielt den Feind jenseits der Bartsch gefesselt, und hatte die Freude die Russen nach der Weichsel zu, Loudon in Mähren ihre Winterquartiere suchen zu sehen.

Allein Friedrich, obgleich an der Fußgicht krank, ruhte nicht; nur seine Thätigkeit konnte die Erschöpfung seiner Mittel verbergen. In dieser Zeit des Unglücks entwickelte er seine ganze Feldherrngröße. Genöthigt sich und sein Heer der ungeheuren Ueberzahl seiner Feinde

gegenüber durch Schnelligkeit zu vervielfachen, sehen wir ihn in rastloser Bewegung nach allen bedrängten Punkten fliegen. Alle Schwierigkeiten, welche die schnellen Märsche für ein Heer mit Geschütz und Gepäck, namentlich einem überlegenen Feinde gegenüber mit sich führen, überwand er durch sein unerschöpfliches Genie, nach jedem Unfall, in den ihn das Geschick, oft auch eigenwillige Laune stürzte, sehen wir ihn so groß sich erheben, daß wir in Rücksicht auf seinen Ruhm diese Prüfungen kaum ungeschehen wünschen können. Sein Bruder, der Prinz Heinrich und die Generale Finck und Wunsch waren mit großem Erfolg in seine Pläne eingegangen. Ersterer hatte die unendlich überlegene Macht Dauns nicht nur abgehalten, sondern seinem zaudernden Gegner sogar viele Vortheile abgewonnen; den beiden andern war es geglückt den Herzog von Aremberg zu überraschen, und 1400 Mann seines Corps zu Gefangenen zu machen. Als Friedrich seinen Bruder bei Hirschstein in Sachsen zum ersten male wieder traf, ertheilte er ihm das große Lob, daß er der einzige General wäre, der in diesem Kriege keinen Fehler gemacht hätte. Nun ging er rasch gegen Daun vor, lieferte seiner Nachhut ein glückliches Gefecht bei Krögis, und hatte ihn bald bis auf ein kleines Stück in Sachsen, zwischen Dresden und Böhmen beschränkt. Wahrscheinlich wäre Daun von selbst nach Böhmen zurückgegangen, aber Friedrich wollte seinen Abzug beschleunigen, schickte daher den General von Fink mit 12,000 Mann ihm in den Rücken. Bei Maxen nahm dieser General, dessen Gegenvorstellungen der König zurückgewiesen hatte, seine gefährliche Stellung ein. Bald geschah, was er gefürchtet hatte. Daun eilte mit einer furchtbaren Uebermacht herbei, besetzte rings herum die Höhen mit Geschütz, während auf der andern Seite die Reichsarmee alle Pässe hütete. Es schien sämmtlichen Generalen und höhern Offizieren, die einen Kriegsrath deshalb hielten, unmöglich sich durchzuschlagen; nur Wunsch mit seines Herrn kühnem Sinn versuchte es, ward aber zurückberufen, da Finck mit Beistimmung aller übrigen eine Capitulation abschloß. 11,000 Mann unter neun Generalen, nebst 71 Kanonen, 96 Fahnen und 24 Standarten fielen so ohne Kampf den Feinden in die Hände, eine bisher den Preußen noch nie begegnete Schmach, daher war auch Friedrich tiefer als je durch den Verlust gebeugt. „Dies Unglück, schrieb er an d'Argens, hat mich so betäubt, daß ich mich von meiner Bestürzung nicht erho-

sen kann. Dies bringt alle meine Maßregeln in Unordnung, und geht mir tief ins Herz. Bestürzung, Gram, Unwille, Aergerniß, nagen an meiner Seele. Wann werden doch meine Qualen enden?" So hoch er Finck bisher geschätzt hatte, so vernichtete doch dieser Unfall alle frühere Gunst, denn in des Königs Augen erschien der General als schuldig. In diesem Sinne erkannte auch nach dem Friedensschluß ein Kriegsgericht über ihn und seine Gefährten, nur Wunsch wurde freigesprochen. Wenige Tage nach dem Unglück bei Maxen verlor der General von Diericke, vom General Beck bedrängt, beim Uebergang über die Elbe 1500 Mann an Gefangenen.

Mit 24,000 Mann, jetzt seiner ganzen Macht in Sachsen, behauptete Friedrich trotz aller Widerwärtigkeiten zum Staunen der Welt seine Stellung von Wilsdruf bis Freiberg gegen den siegreichen Daun. Bis er sein Heer wieder ergänzt hatte, mußte der Herzog von Braunschweig mit 12,000 Mann das Land hüten, von welchem auch nach dem Unglück bei Maxen nur Dresden und der meißner Kreis sich in den Händen der Feinde befand. Diese Kühnheit, diese Kraft waren freilich nicht mehr die Ergebnisse jenes frohen, unbedingten Glaubens an den Sieg, sondern die Frucht einer fast übermenschlichen geistigen Anstrengung. An dem Herzen des Königs nagten die drückendsten Sorgen, von denen auch seine äußere Erscheinung damals die Spuren zu zeigen begann. Schwer erkaufte der königliche Held die ihm von Europa gezollte Verehrung. Schon vor den Unfällen in diesem unheilvollen Jahre schrieb er an d'Argens. „Mein lieber Marquis, ich 18.
sehe wohl, daß Sie eben so verblendet sind, als das Publikum. In Mai
der Ferne kann zwar meine Lage einen gewissen Glanz von sich werfen, kämen Sie aber näher, so würden Sie nur undurchdringlichen Dunst finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sans-Souci in der Welt giebt; der Ort sei, wie er wolle, für mich ist dieser Name nicht mehr schicklich. Ich bin alt, traurig, verdrießlich, fange an grau zu werden, habe die Hälfte meiner Zähne verloren, und — ich rede aufrichtig mit Ihnen, ich habe verloren meinen frohen Sinn, mein Feuer, meine Lebhaftigkeit. Alles dies sind Wirkungen, nicht sowohl der Jahre als der Sorgen. Diese Betrachtungen versetzen mich grade in den Zustand, in welchem ein Mensch sein muß, der bestimmt ist, sich auf Tod und Leben zu schlagen. Mit dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben kämpft man muthiger, und verläßt diesen Aufenthalt

ohne Bedauern.“ Weder Noth noch Kummer trübten den scharfspähenden Blick Friedrichs in seiner Kriegführung so wie in der Politik. Jeden auch noch so schwachen Schein einer Hoffnung benutzte er mit unermüdlicher Thätigkeit. Den neuen König von Spanien, Karl III. suchte er für sich zu gewinnen, den König von Sardinien zu bereden, sich zum König der Lombardei krönen zu lassen, den von Neapel, Toskana und den Kirchenstaat sich zuzueignen, um Oestreich in Italien eine starke Diversion zu bereiten; aber die Vorsehung hatte Friedrich II. den dornenvollen Ruhm zugedacht allein den merkwürdigen Kampf auszukämpfen, denn die bourbonischen Herrscher wurden durch Frankreichs und Oestreichs Bündniß geschreckt, England selbst wegen der politischen Umgestaltung Europas, die durch solche Unternehmungen hervorgerufen werden konnte, mit Besorgniß erfüllt.

Mit dem Jahre 1760 beginnt der dritte Abschnitt des verderblichen Krieges. Bis zu dem Unglückstage von Kolin in unbegränzter Siegeshoffnung; von da an noch immer voller Kraft und kühnen Vertrauens, sehen wir den König jetzt mühsam der unerhörten Uebermacht entgegentreten. Er durfte nicht einmal mehr den Ruhm auf dem Schlachtfelde suchen, da selbst der glänzendste Sieg nicht ohne Einbuße an Leuten zu gewinnen ist. Nur auf 95,000 Mann konnte er seine Truppen gegen die 200,000 Feinde bringen, und diese verhältnißmäßig schon sehr geringe Zahl bestand nicht aus Kriegern, wie er sie nach Böhmen auf die Felder von Lowositz und Prag geführt hatte; es waren, wie er selbst sagt, nur Soldaten zur Schau, gewaltsam oder mit List in fremden Ländern Geworbene, Ueberläufer, unter Offizieren ohne Kenntniß und Erfahrung. Manche Infanterieregimenter hatten statt der vollständigen Zahl von 52 Offizieren nur noch 12. Dies war freilich nicht zu verwundern, da der preußische Dienst seit den letzten Unglücksfällen wenig Lockendes mehr bot, denn selbst die Generalität konnte nicht einmal mehr ihre Winterquartiergelder erhalten. Diese schlimme Lage merkten jedoch Friedrichs Feinde weder an seinen Worten noch an seinen Thaten. Kühn äußert er in einem Briefe an Voltaire, er werde, da seine Feinde keinen Frieden wollten, alle Segel der Politik und Kriegskunst entfalten, und nicht anders den Frieden unterzeichnen, als der König von England in Paris und er in Wien. Doch hatte er noch immer mit dem Unglück zu kämpfen, welches ihn seit einem Jahre fast unablässig verfolgte.

In Oberschlesien standen nur 5 Eskadronen und 7 Bataillone gegen Loudon; diese zogen sich vor der Uebermacht auf die Hauptarmee unter General Fouqué zurück, der dem 50,000 Mann starken Feinde nur 14,000 entgegenzustellen hatte. Der schlaue Loudon bedrohte abwechselnd Glatz, Breslau und Schweidnitz, während sich General Janus der festen Stellung bei Landshut versicherte. Auf des Königs Geheiß schlug Fouqué den Feind wieder heraus, da aber nahte Loudon mit 38,000 Mann. Der tapfere preußische Führer machte die heldenmüthigsten Anstrengungen, doch 10,400 Mann, über die er noch gebot, konnten den Kampf mit dem übermächtigen Feind 23. Jun
nicht bestehen. Der größere Theil ward niedergehauen, 4000 Mann nebst dem schwer verwundeten Oberfeldherrn gefangen genommen; nur die Reiterei schlug sich größtentheils durch. Daß sich das kleine Heer mit Tapferkeit geschlagen hatte, sehen wir schon daraus, daß auch der Feind 5000 Todte und Verwundete zählte. Der König trauerte über den herben Verlust, doch erkannte er Fouqués Verdienst, trotz seiner Niederlage an. Schon bei der ersten Nachricht davon äußerte er zu seinen Generalen: „Fouqué ist gefangen, aber er hat sich als Held vertheidigt.“ In seinen Werken vergleicht er den Kampf bei Landshut mit der Heldenthat des Leonidas.

Natürlich konnte die Vernichtung des Fouqué'schen Corps verbunden mit allen vorhergehenden Unfällen nicht ohne nachtheilige Folgen für Schlesien bleiben. Glatz fiel nach einer kurzen aber lebhaften Belagerung den Oestreichern unter dem General Harsch in die 26. Juli
Hände. Der König war so unzufrieden mit der Vertheidigung, daß er alle Offiziere der Besatzung kassirte; der Vicecommandant d'O ward zum Tode verurtheilt. Besser wurde Loudon vor Breslau empfangen. Hier befehligte Tauentzien, welcher jeden Antrag der Uebergabe zurückwies; er vertheidigte sich ruhmvoll bis zur Ankunft des Prin- 4. Aug.
zen Heinrich. Mit 50,000 Mann hatte der feindliche Feldherr vor der unvollkommen befestigten ausgedehnten Stadt gelegen, während der tapfere Vertheidiger nur über 3000 Mann, worunter zwei Drittheile Ueberläufer oder Invaliden, welche außerdem 9000 Kriegsgefangene zu hüten hatten, gebot. Von ihm sagte sein damaliger Secretair, der große **Lessing**: „Wäre der König so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General von Tauentzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden.“

Friedrich selbst belagerte unterdessen Dresden, hatte aber hier ebenso wenig Erfolg als Loudon vor Breslau, denn trotz des heftigen Bombardements, durch welches eine große Anzahl der Einwohner ihr Leben, eine noch größere ihren Wohlstand verlor, konnte er die Uebergabe des Platzes nicht erzwingen. Doch freilich waren hier die Verhältnisse anders als bei Breslau. Die Besatzung an sich war schon sehr stark, und Daun mit dem großen Heere dazu in der Nähe. Daher war es nicht zu verwundern, wenn manche Ausfälle glücklich für die Belagerer ausfielen, und dem Könige die Einschließung der Stadt vom 14ten bis 27sten Juli gegen 1500 Todte und 261 Gefangene kostete. Die Nachrichten aus Schlesien machten hier dem Kampfe ein Ende. Der Zorn des Königs über die mißglückte Unternehmung fiel auf das hallische Regiment des General-Major Fürsten von Anhalt-Bernburg, welches sich seiner Meinung nach nicht lange genug in den Laufgräben gewehrt hatte, und dafür Treffen, Bandlitzen und Pallasche zur Strafe verlor.

Nach Aufhebung der Belagerung ging Friedrich nach Schlesien, beobachtet von Daun und Lacy, von denen der erstere voranging, der andere aber ihm auf dem Fuße folgte. Während er selbst nicht mehr an einen günstigen Erfolg für seine unerhörten Anstrengungen glaubte, mußte er den sinkenden Muth seiner Mitstreiter durch trostreichen Zuspruch erfrischen. Kaum konnte er durch Bitten und Vernunftgründe seinen Bruder Heinrich, der in Verzweiflung über den Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln seinen bisher rühmlich geführten Oberbefehl gegen Soltikof niederlegen wollte, zum Ausharren in seiner Pflicht bewegen. Daun und Lacy waren jetzt entschlossen, den König in Verbindung mit Loudon in seinem Lager bei Liegnitz anzugreifen, da Soltikof sich laut über ihre Unthätigkeit beklagte und nach Polen zurückzugehen drohte, wenn man nicht durch entscheidende Operationen den König von einer Vereinigung seiner Macht gegen ihn zurückhielte. Die Oestreicher hatten den Preußen bei Liegnitz eine Wiederholung des Ueberfalls von Hochkirch zugedacht; diesmal aber
15. Aug. waren sie selbst die Ueberraschten, denn Loudon fand, als er um drei Uhr Morgens in drei Kolonnen über die Katzbach gegangen war, das preußische Heer in der besten Ordnung. Friedrich schlug nur mit seinem linken Flügel, 14,000 Mann stark, (denn Zieten mit dem rechten mußte Daun abhalten) gegen 32,000; der Feind konnte seine

Lücken stets durch frische Truppen füllen, doch die Tapferkeit der Preußen siegte über die Zahl, und Loudon wurde nach großem Verlust in vollkommner Unordnung zurückgetrieben. Gegen 10,000 Mann an Todten und Gefangenen verloren die Oestreicher an diesem für Preußen glorreichen Tage, der nach vielen Unfällen zuerst dem Könige wieder Hoffnung gab. Das preußische Heer hatte den Sieg wohlfeil genug mit 600 Todten und 1200 Verwundeten erkauft. Das Regiment Bernburg erfocht sich auf dem Schlachtfelde von Liegnitz durch die heldenmüthigsten Anstrengungen seine alten Auszeichnungen wieder. Zieten, welcher sein großes Feldherrntalent bekundet hatte, indem er Daun von jeder Theilnahme an dem Kampfe abgehalten, ward auf dem Schlachtfelde zum General der Kavalerie ernannt. Um 6 Uhr war die Schlacht geendigt, und um 9 Uhr sah man das preußische Heer ohne auch nur einen einzigen von den verwundeten Feinden zurückgelassen zu haben, schon wieder in schnellem Zuge forwärts eilen, denn es war wenig gewonnen, wenn man nicht die Russen unter Czernjschew von der Vereinigung mit den Oestreichern abhalten konnte. Dies gelang ohne Blutvergießen durch einen absichtlich dem feindlichen Feldherrn in die Hände gespielten Brief des Königs an den Prinzen Heinrich, nach welchem ein Angriff der vereinten preußischen Heere auf die Russen beabsichtigt sein sollte. Wirklich ließ sich Czernischew täuschen, und ging schleunig über die Oder zurück. Friedrich beschloß nun in Schlesien zu bleiben, bis er Daun zum Rückzug nach Böhmen gezwungen hätte, aber die Umstände geboten ihm bald eine andere Bewegung. Graf Fermor, welcher an des erkrankten Soltikofs Stelle wieder vorläufig den Oberbefehl angenommen hatte, schickte Czernjschew und Tottleben mit 20,000 Mann gegen Berlin, während sich Lacy dieser Unternehmung anschloß. Auch von Sachsen her drohte Gefahr, denn General Hülsen konnte sich gegen die Uebermacht seiner Feinde, obgleich er sie bei Strehlen empfindlich geschlagen hatte, auf die Dauer nicht halten. Daher brach 20. Aug.
Friedrich zum Schutze seiner Hauptstadt durch die Lausitz nach der Mark auf. Die Russen waren ihm zuvorgekommen. Invalide und Kranke, zum Theil unter verwundeten Befehlshabern machten die Besatzung Berlins aus. Man verschanzte sich hier, so gut es in der Eile ging, und machte sich sogar darauf gefaßt, im Verein mit den herbeieilenden Truppen einen ernstlichen Angriff mit Nachdruck zurück-

zuweisen. Die große Uebermacht des Feindes zwang jedoch zur Capitulation. Folgendes schreibt der Marquis d'Argens über die Einnahme Berlins an den König: „der General Tottleben ließ Berlin zur Uebergabe auffordern, da er aber irreguläre Truppen hatte, so beschloß man sich zu vertheidigen. Er warf Freitags den 3ten Oktober, von 5 Uhr Abends bis früh um 3 Uhr Stückkugeln und Bomben in die Stadt, und ließ sie an verschiedenen Orten bestürmen. Aber immer ward er von unsern Garnisonbataillonen mit Verlust zurückgetrieben. Ich muß, Sire, dem General Seydlitz und dem General Knobloch alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche die Bürger von Berlin ihnen schuldig sind. Diese Männer, beide verwundet, brachten die ganze Nacht auf der Batterie der angegriffenen Thore zu, und retteten Ihnen Ihre Hauptstadt; der alte Feldmarschall Lehwaldt that gleichfalls alles, was sein hohes Alter ihm zu thun erlaubte. Den Tag nach dem Bombardement kam der Prinz von Würtemberg mit seinem Corps vor Pasewalk an; aber er war so ermüdet, daß man die Russen erst am folgenden Tage angreifen konnte. Man trieb sie bis Köpenik, und beschloß sie den Tag darauf anzugreifen. Allein da man hörte, daß der Feind durch die Corps von Lacy und Czernyschew verstärkt worden, so beschloß man sich zurückzuziehen und die Stadt kapituliren zu lassen, die sonst gewiß von den Oestreichern angegriffen und geplündert worden wäre, indeß unsre Armee die Russen angegriffen hätte. Die Corps des Prinzen von Würtemberg und des Generals von Hülsen, welcher von Koswig herankam, als Lacy in Potsdam und Charlottenburg schon eingerückt war, zogen sich während der Nacht durch die Stadt um sich nach Spandau zu begeben." Am 8ten 4 Uhr Morgens schloß der General-Lieutenant die Kapitulation dahin ab, daß die Garnison, d. h. zwei Bataillone vom Garnisonregiment von Itzenplitz und die Landmiliz, so wie alle anwesenden Militairpersonen kriegsgefangen, alle Kriegsvorräthe, alles Staatseigenthum zur Verfügung des Siegers gestellt, Sicherheit der Person und des Eigenthums den Einwohnern zugesagt, und die Kontribution u. s. w. in einer besondern Uebereinkunft mit den städtischen Behörden festgestellt würde. Letzteres machte große Schwierigkeit, denn die Forderung lautete auf vier Millionen Thaler; sie wurde in so weit ermäßigt, daß Berlin 1,500,000 Thaler an Kontribution und 300,000 Thaler an Douceurgeldern, letztere

nebst einem Drittel sogleich baar, zwei Drittel in Wechseln, binnen zwei Monaten zahlbar, erlegen sollte. Dafür ward vollkommene Sicherheit der Personen und des Eigenthums zugesagt, die Stadt blieb bis auf die Offiziere der eingerückten Truppen von Einquartierung und Lieferungen verschont, überhaupt alles in dem bisherigen Zustande.

Die Russen unter Tottleben, so wie die Oestreicher unter Esterhazi in Potsdam hielten vortreffliche Mannszucht. Schlimmer machte es das Lacysche Corps in Charlottenburg, Schönhausen und Friedrichsfelde. Hier wurden viele Frevel, besonders von den bei Pirna gefangenen Sachsen, die jetzt großentheils in der östreichischen Armee dienten, verübt. Nur vier Tage blieben die Feinde Herr der Hauptstadt; das Gerücht von der Ankunft Friedrichs verjagte sie. Das Verfahren der Vertheidiger Berlins sowohl als der Bürger fand seine volle Anerkennung bei dem König, welcher die Einbuße der Stadt später ganz in der Stille vergütigte. Großes Verdienst um Berlin und überhaupt um die Mark hatte sich bei dieser Gelegenheit der unternehmende Kaufmann und Fabrikherr Gotzkovsky erworben, dessen Einwirkung auf preußischen Handel und Fabrikwesen wir schon oben erwähnt haben. Sein Fürwort bei den russischen Generalen, denen er manche Dienste geleistet hatte, schützte mehrere industrielle Anlagen in der Mark, welche schon dem Verderben geweiht waren. Das Glück belohnte seine edlen Thaten nicht; er fallirte ohne sein Verschulden nach dem Kriege im Jahre 1766, und starb neun Jahre darauf in beschränkten Umständen. Der kurze Besuch der Feinde in Berlin konnte den Muth der Preußen nicht beugen, ja er erhöhte ihn sogar, indem er ihnen zeigte, wie wenig nach allen Glücksfällen sie ihren Vortheil zu behaupten vermochten; auch scheiterten manche ihrer größten Unternehmungen, auf fast lächerliche Weise. Als der russische Admiral Miszakow mit 24 Linienschiffen und Fregatten 9 kleineren Kriegsfahrzeugen und 40 Transportschiffen, nebst leichter Reiterei, die von Polen kam, von sechs schwedischen Linienschiffen und Fregatten unterstützt, fast einen Monat lang Kolberg belagert hatte, warf der General Werner, welcher von Glogau aus in 13 Tagen herbeigeeilt war, eine Verstärkung von vier Bataillonen und neun Schwadronen in die Festung, und zwang so mit dem tapfern Commandanten der Stadt, dem Obersten von der Heyde vereint, die

Feinde zu einem schimpflichen Abzuge. „Wahrlich," ruft der König beim Bericht dieser seltsamen Thatsache aus, „es war Werner vorbehalten, mit einigen Schwadronen Husaren eine Flotte in die Flucht zu schlagen."

Als Tottleben und Czernischew wieder zu Fermor in die Nähe von Frankfurt an der Oder zurückgekehrt waren, brach die ganze russische Armee nach Pommern auf, um hier und in der Neumark die Winterquartiere zu beziehen; der neue Oberfeldherr Buturlin aber fand diese Gegenden so verwüstet, daß er bis nach der Weichsel zurückging.

Friedrich hatte sich unterdessen von Mukro, wo er die Vorfälle in Berlin erfuhr, nach Lübben gewandt, Daun dagegen nach Torgau. Beide Heere nahten sich wieder gegen das Ende des Oktobers; doch wagte der König noch keinen Angriff auf seinen Gegner, sondern trieb erst die Reichsvölker aus Wittenberg über die Pleiße und Elster nach Zeitz ganz aus der Verbindung mit dem östreichischen Hauptheere, und nahm hierauf Leipzig wieder in Besitz. Nun wendete er sich gegen Daun, der 65,000 Mann stark bei Torgau auf den süptitzer Höhen eine sehr feste Stellung eingenommen hatte. Da der Angriff von Süden her auf die Oestreicher zu schwierig war, so wollte er ihnen mittelst eines Umweges durch die Dommitzer Heide in den Rücken fallen. Am 2ten November machte Friedrich seine Generale in seinem Hauptquartiere, dem Pfarrhause zu Langen-Reichenbach mit seinem gefährlichen Unternehmen bekannt. „Meine Herren, sagte er zu ihnen, ich werde morgen den General Daun angreifen. Ich weiß, er ist in einer guten Stellung, aber zugleich in einen Sack eingeschlossen. Wenn ich ihn schlage, so ist seine ganze Armee gefangen, oder sie wird in der Elbe ersäuft. Werden wir geschlagen, so gehen wir alle zu Grunde, und ich zuerst. Dieser Krieg dauert mir zu lange; er muß auch Ihnen langweilig sein, wir wollen ihn also morgen endigen." Allein weder eins noch das andere geschah, sondern noch zwei Jahre hindurch zehrte der verderbliche Krieg an dem Lebensmarke seiner Unterthanen. Den Generalen, welche unter seinem Befehl den linken Flügel führen sollten, gab er bei dieser Gelegenheit die Disposition mündlich mit, Zieten dagegen erhielt unter vier Augen den Befehl auf der eulenburger Straße gegen Torgau vorzudringen, und, wenn die Schlacht gelänge, durch einen Angriff im Rücken

den Oestreichern den Rückzug abzuschneiden. Zu diesem Zwecke wurden ihm 21 Bataillone und 54 Eskadrone übergeben; mit 41 Bataillonen und 48 Eskadronen wollte der König selbst durch Wurfgeschütze und Kanonen unterstützt den Hauptangriff auf den Feind wagen.

Am 3ten November halb sieben Uhr brach die Armee in vier Kolonnen auf. Die feindliche Avantgarde wich zurück, und Daun änderte seine Stellung so, daß der linke Flügel auf den süptitzer Höhen, der rechte meist Reiterei, bei Zinna stand; die Reserve blieb auf den Höhen bei Groswig. Friedrich änderte seinen Plan, und beschloß seinen Gegner auf dem linken Flügel anzugreifen. Als der König aus der Gegend von Süptitz her, wo Zieten gegen das Lacysche Corps vorrückte, kanoniren hörte, was nur einigen Croaten galt, ließ er, in der Meinung, Zieten wäre schon zu einem förmlichen Treffen gekommen, um 2 Uhr schleunigst zehn Grenadierbataillone unter dem furchtbarsten feindlichen Geschützfeuer vorrücken. Vierhundert Feuerschlünde sprühten auf die Angreifenden Tod und Verderben, die ältesten Krieger waren davon erschüttert, der König selbst brach gegen seine Umgebung in die Worte aus: „Welch' eine schreckliche Kanonade, haben Sie je eine ähnliche gehört?" Schrecklicher noch war ihre Wirkung. Kolonnenweise deckten die angreifenden Grenadiere den Boden, wie Bäche rieselte das Blut den unerschütterlich Nachrückenden entgegen. Durch den großen Verlust der Preußen ermuthigt, drangen jetzt die Oestreicher ihrerseits vor, die unerschrockenen Gegner aber trieben sie mit Verlust zurück, erstiegen die Anhöhen und eroberten die verderblichen Batterien. Von Neuem wendete sich das Glück; noch war die preußische Reiterei fern, die östreichische in drohender Nähe; sie fiel ungestüm den stürmenden Preußen in die Flanke, warf sie von den Höhen herab und machte viele Gefangene. Der Rest der preußischen Infanterie ging nun zum dritten Angriffe vor. Auf beiden Seiten wurde mit unerhörter Anstrengung gefochten, bis endlich die feindliche Reiterei durch ihr Fußvolk hindurch ging, das preußische warf, und viele Leute zu Gefangenen machte. Da nahte zu rechter Zeit auch die preußische Reiterei. Sie jagte die östreichische in die Flucht, hieb in das Fußvolk ein, machte viele Gefangene; kurz das Glück wendete sich ganz, bis von Neuem die feindliche Artillerie mit heftigem Kartätschenfeuer die siegenden Reiter zurücktrieb. Da mußte Friedrich den Kampf aufgeben.

Ihm selbst waren zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden; eine Musketenkugel hatte ihn auf der Brust getroffen, doch war sie zu matt gewesen um einzudringen. Das feindliche Geschützfeuer hatte mörderisch unter seinen Kriegern gewüthet.

Unterdessen war es Nacht geworden; Hülsen stellte die hart mitgenommene Infanterie von Neuem auf, denn da Zieten immer noch im Rücken des Feindes stand, so wäre derselbe, obwohl er alle Stürme siegreich abgeschlagen hatte, bei seinem ebenfalls großen Verluste dennoch genöthigt gewesen, über die Elbe zurückzugehen; doch das Schicksal hatte dem Könige einen entschiedeneren Erfolg zugedacht. Zieten, nachdem er bis gegen Abend durch verschiedene Hindernisse zurückgehalten war, setzte sich, als die Dunkelheit anbrach, gegen Süptitz in Bewegung. Das Dorf ward genommen; die Kaiserlichen steckten es in Brand, wodurch sie allerdings die Preußen von hier aus vorzudringen verhinderten, aber auch die Schwächen ihrer eigenen Stellung durch den Flammenschein beleuchteten. Schnell bemächtigte sich Zieten einiger von dem Feinde verlassener Schanzen, und griff ihn in der Flanke an. Der Kampf war sehr hart, und schwankte, bis Hülsen um halb neun Uhr Nachricht erhielt. Sein Angriff mit frischen Bataillonen entschied die Schlacht; um neun Uhr waren die Preußen Herrn des Schlachtfeldes. Daun, welcher beim zweiten Angriff des Königs von einer Flintenkugel am Bein verwundet worden und nach Torgau gegangen war, übertrug dem General O'Donnel den Oberbefehl beim Rückzug. Noch in der Nacht gingen die Oestreicher über die Elbe. Auf beiden Seiten waren einzelne Truppenabtheilungen versprengt; sie irrten auf dem Schlachtfelde, ungewiß, wer den Sieg erfochten, umher. Ganze Bataillone Oestreicher geriethen so in die Gefangenschaft der Preußen. Im torgauer Walde sammelten sich Preußen und Oestreicher friedlich um dieselben Feuer, mit der Uebereinkunft, daß sich diejenigen, deren Armee besiegt wäre, den Siegern am andern Morgen gutwillig ergeben sollten.

Friedrich selbst erhielt die freudige Botschaft von Zietens glorreicher Unternehmung in dem nahe an der Wahlstadt liegenden Dorfe Elsnig, wo er die Nacht hindurch Befehle und Depeschen bei dürftigem Lichtscheine auf den Stufen des Altars abfertigte. Die Schlacht von Torgau war die hartnäckigste in dem ganzen Kriege. 12,000 Oestreicher und 10,000 Preußen deckten den Kampfplatz; erstere ver-

loren auf dem Schlachtfelde allein 8000 Gefangene, doch auch der König vermißte 4000 Mann, die den Oestreichern bei dem wechselnden Glücke in die Hände gefallen waren; 50 Kanonen, 27 Fahnen, 20 Pontons hatten die Sieger erobert. Ungemein wichtig waren die Folgen dieses Sieges für Friedrich; Torgau ergab sich, Dauns Armee ward bis hinter Dresden zurückgedrängt, und so die Fortsetzung des Krieges möglich, denn ganz Sachsen kam wieder in seine Hände, ohne dessen Besitz seine Mittel gänzlich erschöpft gewesen wären. Außerdem wurden Truppen frei um Schlesien, Brandenburg und Pommern zu decken. Der Kampf zwischen den Franzosen und den Verbündeten bietet in diesem Jahre wenig Bemerkenswerthes, außer daß der Prinz Ferdinand mit eben der Umsicht wie früher seine Truppen leitete, und die Provinz Westphalen gegen das doppelt so starke Heer Broglios ehrenhaft behauptete.

Ein schwerer Verlust hatte unterdessen den König durch den Tod Georgs II. betroffen. Sein Enkel Georg III., noch unmündig, wurde von seiner Mutter und Lord Bute geleitet, welche sich beide einer ganz andern Politik als der bisher befolgten zuneigten. Doch war auch der Hof der Sache des „protestantischen Helden" untreu geworden, so blieb die Begeisterung des Volkes für ihn dieselbe, und zwang jenen, da Pitt noch nicht ganz verdrängt war, und im Parlament allmächtig herrschte, die alten Verträge mit Preußen noch einmal zu erneuern. Niemals war dies auch nöthiger gewesen als jetzt, denn 1760
immer dürftiger flossen Friedrichs Quellen. Sachsen wurde fast ganz 12. Dec.
ausgepreßt, das Holz in den Forsten verkauft; die Pächter von den kurfürstlichen Kammergütern zahlten den Zins ein Jahr voraus; dazu wurde die Münze von so geringem Gehalte geschlagen, daß acht Thaler noch keinen Dukaten machten. Nicht minder schwer ward die Rekrutirung. Schlechtes Gesindel von dem Auslande, unerwachsene Bursche wurden in die dünn gewordenen Reihen eingestellt, aus Sachsen, Mecklenburg, den anhaltinischen Ländern und dem schwedischen Pommern wurden Leute zum Kriegsdienst gepreßt, ja selbst östreichische Gefangene, da der wiener Hof seit dem Vorfalle bei Maren nicht mehr auslieferte, stellte man in preußische Regimenter ein. Neue Freicorps wurden errichtet, von denen einige gute Dienste leisteten.

Den Winter über verlebte Friedrich in Leipzig, und zwar trotz

Friedrich selbst belagerte unterdessen Dresden, hatte aber hier ebenso wenig Erfolg als Loudon vor Breslau, denn trotz des heftigen Bombardements, durch welches eine große Anzahl der Einwohner ihr Leben, eine noch größere ihren Wohlstand verlor, konnte er die Uebergabe des Platzes nicht erzwingen. Doch freilich waren hier die Verhältnisse anders als bei Breslau. Die Besatzung an sich war schon sehr stark, und Daun mit dem großen Heere dazu in der Nähe. Daher war es nicht zu verwundern, wenn manche Ausfälle glücklich für die Belagerer ausfielen, und dem Könige die Einschließung der Stadt vom 14ten bis 27sten Juli gegen 1500 Todte und 261 Gefangene kostete. Die Nachrichten aus Schlesien machten hier dem Kampfe ein Ende. Der Zorn des Königs über die mißglückte Unternehmung fiel auf das hallische Regiment des General-Major Fürsten von Anhalt-Bernburg, welches sich seiner Meinung nach nicht lange genug in den Laufgräben gewehrt hatte, und dafür Tressen, Bandlitzen und Pallasche zur Strafe verlor.

Nach Aufhebung der Belagerung ging Friedrich nach Schlesien, beobachtet von Daun und Lacy, von denen der erstere voranging, der andere aber ihm auf dem Fuße folgte. Während er selbst nicht mehr an einen günstigen Erfolg für seine unerhörten Anstrengungen glaubte, mußte er den sinkenden Muth seiner Mitstreiter durch trostreichen Zuspruch erfrischen. Kaum konnte er durch Bitten und Vernunftgründe seinen Bruder Heinrich, der in Verzweiflung über den Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln seinen bisher rühmlich geführten Oberbefehl gegen Soltikof niederlegen wollte, zum Ausharren in seiner Pflicht bewegen. Daun und Lacy waren jetzt entschlossen, den König in Verbindung mit Loudon in seinem Lager bei Liegnitz anzugreifen, da Soltikof sich laut über ihre Unthätigkeit beklagte und nach Polen zurückzugehen drohte, wenn man nicht durch entscheidende Operationen den König von einer Vereinigung seiner Macht gegen ihn zurückhielte. Die Oestreicher hatten den Preußen bei Liegnitz eine Wiederholung des Ueberfalls von Hochkirch zugedacht; diesmal aber
15. waren sie selbst die Ueberraschten, denn Loudon fand, als er um drei
Aug. Uhr Morgens in drei Kolonnen über die Katzbach gegangen war, das preußische Heer in der besten Ordnung. Friedrich schlug nur mit seinem linken Flügel, 14,000 Mann stark, (denn Zieten mit dem rechten mußte Daun abhalten) gegen 32,000; der Feind konnte seine

Lücken stets durch frische Truppen füllen, doch die Tapferkeit der Preußen siegte über die Zahl, und Loudon wurde nach großem Verlust in vollkommner Unordnung zurückgetrieben. Gegen 10,000 Mann an Todten und Gefangenen verloren die Oestreicher an diesem für Preußen glorreichen Tage, der nach vielen Unfällen zuerst dem Könige wieder Hoffnung gab. Das preußische Heer hatte den Sieg wohlfeil genug mit 600 Todten und 1200 Verwundeten erkauft. Das Regiment Bernburg erfocht sich auf dem Schlachtfelde von Liegnitz durch die heldenmüthigsten Anstrengungen seine alten Auszeichnungen wieder. Zieten, welcher sein großes Feldherrntalent bekundet hatte, indem er Daun von jeder Theilnahme an dem Kampfe abgehalten, ward auf dem Schlachtfelde zum General der Kavalerie ernannt. Um 6 Uhr war die Schlacht geendigt, und um 9 Uhr sah man das preußische Heer ohne auch nur einen einzigen von den verwundeten Feinden zurückgelassen zu haben, schon wieder in schnellem Zuge forwärts eilen, denn es war wenig gewonnen, wenn man nicht die Russen unter Czernischew von der Vereinigung mit den Oestreichern abhalten konnte. Dies gelang ohne Blutvergießen durch einen absichtlich dem feindlichen Feldherrn in die Hände gespielten Brief des Königs an den Prinzen Heinrich, nach welchem ein Angriff der vereinten preußischen Heere auf die Russen beabsichtigt sein sollte. Wirklich ließ sich Czernischew täuschen, und ging schleunig über die Oder zurück. Friedrich beschloß nun in Schlesien zu bleiben, bis er Daun zum Rückzug nach Böhmen gezwungen hätte, aber die Umstände geboten ihm bald eine andere Bewegung. Graf Fermor, welcher an des erkrankten Soltikofs Stelle wieder vorläufig den Oberbefehl angenommen hatte, schickte Czernischew und Tottleben mit 20,000 Mann gegen Berlin, während sich Lacy dieser Unternehmung anschloß. Auch von Sachsen her drohte Gefahr, denn General Hülsen konnte sich gegen die Uebermacht seiner Feinde, obgleich er sie bei Strehlen empfindlich geschlagen hatte, auf die Dauer nicht halten. Daher brach 20. Aug.
Friedrich zum Schutze seiner Hauptstadt durch die Lausitz nach der Mark auf. Die Russen waren ihm zuvorgekommen. Invalide und Kranke, zum Theil unter verwundeten Befehlshabern machten die Besatzung Berlins aus. Man verschanzte sich hier, so gut es in der Eile ging, und machte sich sogar darauf gefaßt, im Verein mit den herbeieilenden Truppen einen ernstlichen Angriff mit Nachdruck zurück-

zuweisen. Die große Uebermacht des Feindes zwang jedoch zur Capitulation. Folgendes schreibt der Marquis d'Argens über die Einnahme Berlins an den König: „der General Tottleben ließ Berlin zur Uebergabe auffordern, da er aber irreguläre Truppen hatte, so beschloß man sich zu vertheidigen. Er warf Freitags den 3ten Oktober, von 5 Uhr Abends bis früh um 3 Uhr Stückkugeln und Bomben in die Stadt, und ließ sie an verschiedenen Orten bestürmen. Aber immer ward er von unsern Garnisonbataillonen mit Verlust zurückgetrieben. Ich muß, Sire, dem General Seydlitz und dem General Knobloch alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche die Bürger von Berlin ihnen schuldig sind. Diese Männer, beide verwundet, brachten die ganze Nacht auf der Batterie der angegriffenen Thore zu, und retteten Ihnen Ihre Hauptstadt; der alte Feldmarschall Lehwaldt that gleichfalls alles, was sein hohes Alter ihm zu thun erlaubte. Den Tag nach dem Bombardement kam der Prinz von Würtemberg mit seinem Corps vor Pasewalk an; aber er war so ermüdet, daß man die Russen erst am folgenden Tage angreifen konnte. Man trieb sie bis Köpenik, und beschloß sie den Tag darauf anzugreifen. Allein da man hörte, daß der Feind durch die Corps von Lacy und Czernischew verstärkt worden, so beschloß man sich zurückzuziehen und die Stadt kapituliren zu lassen, die sonst gewiß von den Oestreichern angegriffen und geplündert worden wäre, indeß unsre Armee die Russen angegriffen hätte. Die Corps des Prinzen von Würtemberg und des Generals von Hülsen, welcher von Koswig herankam, als Lacy in Potsdam und Charlottenburg schon eingerückt war, zogen sich während der Nacht durch die Stadt um sich nach Spandau zu begeben." Am 8ten 4 Uhr Morgens schloß der General-Lieutenant die Kapitulation dahin ab, daß die Garnison, d. h. zwei Bataillone vom Garnisonregiment von Itzenplitz und die Landmilitz, so wie alle anwesenden Militairpersonen kriegsgefangen, alle Kriegsvorräthe, alles Staatseigenthum zur Verfügung des Siegers gestellt, Sicherheit der Person und des Eigenthums den Einwohnern zugesagt, und die Kontribution u. s. w. in einer besondern Uebereinkunft mit den städtischen Behörden festgestellt würde. Letzteres machte große Schwierigkeit, denn die Forderung lautete auf vier Millionen Thaler; sie wurde in so weit ermäßigt, daß Berlin 1,500,000 Thaler an Kontribution und 300,000 Thaler an Douceurgeldern, letztere

nebst einem Drittel sogleich baar, zwei Drittel in Wechseln, binnen zwei Monaten zahlbar, erlegen sollte. Dafür ward vollkommene Sicherheit der Personen und des Eigenthums zugesagt, die Stadt blieb bis auf die Offiziere der eingerückten Truppen von Einquartierung und Lieferungen verschont, überhaupt alles in dem bisherigen Zustande.

Die Russen unter Tottleben, so wie die Oestreicher unter Esterhazi in Potsdam hielten vortreffliche Mannszucht. Schlimmer machte es das Lacysche Corps in Charlottenburg, Schönhausen und Friedrichsfelde. Hier wurden viele Frevel, besonders von den bei Pirna gefangenen Sachsen, die jetzt großentheils in der östreichischen Armee dienten, verübt. Nur vier Tage blieben die Feinde Herr der Hauptstadt; das Gerücht von der Ankunft Friedrichs verjagte sie. Das Verfahren der Vertheidiger Berlins sowohl als der Bürger fand seine volle Anerkennung bei dem König, welcher die Einbuße der Stadt später ganz in der Stille vergütigte. Großes Verdienst um Berlin und überhaupt um die Mark hatte sich bei dieser Gelegenheit der unternehmende Kaufmann und Fabrikherr Gotzkovsky erworben, dessen Einwirkung auf preußischen Handel und Fabrikwesen wir schon oben erwähnt haben. Sein Fürwort bei den russischen Generalen, denen er manche Dienste geleistet hatte, schützte mehrere industrielle Anlagen in der Mark, welche schon dem Verderben geweiht waren. Das Glück belohnte seine edlen Thaten nicht; er fallirte ohne sein Verschulden nach dem Kriege im Jahre 1766, und starb neun Jahre darauf in beschränkten Umständen. Der kurze Besuch der Feinde in Berlin konnte den Muth der Preußen nicht beugen, ja er erhöhte ihn sogar, indem er ihnen zeigte, wie wenig nach allen Glücksfällen sie ihren Vortheil zu behaupten vermochten; auch scheiterten manche ihrer größten Unternehmungen, auf fast lächerliche Weise. Als der russische Admiral Miszakow mit 24 Linienschiffen und Fregatten 9 kleineren Kriegsfahrzeugen und 40 Transportschiffen, nebst leichter Reiterei, die von Polen kam, von sechs schwedischen Linienschiffen und Fregatten unterstützt, fast einen Monat lang Kolberg belagert hatte, warf der General Werner, welcher von Glogau aus in 13 Tagen herbeigeeilt war, eine Verstärkung von vier Bataillonen und neun Schwadronen in die Festung, und zwang so mit dem tapfern Commandanten der Stadt, dem Obersten von der Heyde vereint, die

Feinde zu einem schimpflichen Abzuge. „Wahrlich," ruft der König beim Bericht dieser seltsamen Thatsache aus, „es war Werner vorbehalten, mit einigen Schwadronen Husaren eine Flotte in die Flucht zu schlagen."

Als Tottleben und Czernischew wieder zu Fermor in die Nähe von Frankfurt an der Oder zurückgekehrt waren, brach die ganze russische Armee nach Pommern auf, um hier und in der Neumark die Winterquartiere zu beziehen; der neue Oberfeldherr Buturlin aber fand diese Gegenden so verwüstet, daß er bis nach der Weichsel zurückging.

Friedrich hatte sich unterdessen von Mukro, wo er die Vorfälle in Berlin erfuhr, nach Lübben gewandt, Daun dagegen nach Torgau. Beide Heere nahten sich wieder gegen das Ende des Oktobers; doch wagte der König noch keinen Angriff auf seinen Gegner, sondern trieb erst die Reichsvölker aus Wittenberg über die Pleiße und Elster nach Zeitz ganz aus der Verbindung mit dem östreichischen Hauptheere, und nahm hierauf Leipzig wieder in Besitz. Nun wendete er sich gegen Daun, der 65,000 Mann stark bei Torgau auf den süptitzer Höhen eine sehr feste Stellung eingenommen hatte. Da der Angriff von Süden her auf die Oestreicher zu schwierig war, so wollte er ihnen mittelst eines Umweges durch die Dommitzer Heide in den Rücken fallen. Am 2ten November machte Friedrich seine Generale in seinem Hauptquartiere, dem Pfarrhause zu Langen-Reichenbach mit seinem gefährlichen Unternehmen bekannt. „Meine Herren, sagte er zu ihnen, ich werde morgen den General Daun angreifen. Ich weiß, er ist in einer guten Stellung, aber zugleich in einen Sack eingeschlossen. Wenn ich ihn schlage, so ist seine ganze Armee gefangen, oder sie wird in der Elbe ersäuft. Werden wir geschlagen, so gehen wir alle zu Grunde, und ich zuerst. Dieser Krieg dauert mir zu lange; er muß auch Ihnen langweilig sein, wir wollen ihn also morgen endigen." Allein weder eins noch das andere geschah, sondern noch zwei Jahre hindurch zehrte der verderbliche Krieg an dem Lebensmarke seiner Unterthanen. Den Generalen, welche unter seinem Befehl den linken Flügel führen sollten, gab er bei dieser Gelegenheit die Disposition mündlich mit, Zieten dagegen erhielt unter vier Augen den Befehl auf der eulenburger Straße gegen Torgau vorzudringen, und, wenn die Schlacht gelänge, durch einen Angriff im Rücken

den Oestreichern den Rückzug abzuschneiden. Zu diesem Zwecke wurden ihm 21 Bataillone und 54 Eskadrone übergeben; mit 41 Bataillonen und 48 Eskadronen wollte der König selbst durch Wurfgeschütze und Kanonen unterstützt den Hauptangriff auf den Feind wagen.

Am 3ten November halb sieben Uhr brach die Armee in vier Kolonnen auf. Die feindliche Avantgarde wich zurück, und Daun änderte seine Stellung so, daß der linke Flügel auf den süptitzer Höhen, der rechte meist Reiterei, bei Zinna stand; die Reserve blieb auf den Höhen bei Groswig. Friedrich änderte seinen Plan, und beschloß seinen Gegner auf dem linken Flügel anzugreifen. Als der König aus der Gegend von Süptitz her, wo Zieten gegen das Lacysche Corps vorrückte, kanoniren hörte, was nur einigen Croaten galt, ließ er, in der Meinung, Zieten wäre schon zu einem förmlichen Treffen gekommen, um 2 Uhr schleunigst zehn Grenadierbataillone unter dem furchtbarsten feindlichen Geschützfeuer vorrücken. Vierhundert Feuerschlünde sprühten auf die Angreifenden Tod und Verderben, die ältesten Krieger waren davon erschüttert, der König selbst brach gegen seine Umgebung in die Worte aus: „Welch' eine schreckliche Kanonade, haben Sie je eine ähnliche gehört?" Schrecklicher noch war ihre Wirkung. Kolonnenweise deckten die angreifenden Grenadiere den Boden, wie Bäche rieselte das Blut den unerschütterlich Nachrückenden entgegen. Durch den großen Verlust der Preußen ermuthigt, drangen jetzt die Oestreicher ihrerseits vor, die unerschrockenen Gegner aber trieben sie mit Verlust zurück, erstiegen die Anhöhen und eroberten die verderblichen Batterien. Von Neuem wendete sich das Glück; noch war die preußische Reiterei fern, die östreichische in drohender Nähe; sie fiel ungestüm den stürmenden Preußen in die Flanke, warf sie von den Höhen herab und machte viele Gefangene. Der Rest der preußischen Infanterie ging nun zum dritten Angriffe vor. Auf beiden Seiten wurde mit unerhörter Anstrengung gefochten, bis endlich die feindliche Reiterei durch ihr Fußvolk hindurch ging, das preußische warf, und viele Leute zu Gefangenen machte. Da nahte zu rechter Zeit auch die preußische Reiterei. Sie jagte die östreichische in die Flucht, hieb in das Fußvolk ein, machte viele Gefangene; kurz das Glück wendete sich ganz, bis von Neuem die feindliche Artillerie mit heftigem Kartätschenfeuer die siegenden Reiter zurücktrieb. Da mußte Friedrich den Kampf aufgeben.

Ihm selbst waren zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden; eine Musketenkugel hatte ihn auf der Brust getroffen, doch war sie zu matt gewesen um einzudringen. Das feindliche Geschützfeuer hatte mörderisch unter seinen Kriegern gewüthet.

Unterdessen war es Nacht geworden; Hülsen stellte die hart mitgenommene Infanterie von Neuem auf, denn da Zieten immer noch im Rücken des Feindes stand, so wäre derselbe, obwohl er alle Stürme siegreich abgeschlagen hatte, bei seinem ebenfalls großen Verluste dennoch genöthigt gewesen, über die Elbe zurückzugehen; doch das Schicksal hatte dem Könige einen entschiedeneren Erfolg zugedacht. Zieten, nachdem er bis gegen Abend durch verschiedene Hindernisse zurückgehalten war, setzte sich, als die Dunkelheit anbrach, gegen Süptitz in Bewegung. Das Dorf ward genommen; die Kaiserlichen steckten es in Brand, wodurch sie allerdings die Preußen von hier aus vorzudringen verhinderten, aber auch die Schwächen ihrer eigenen Stellung durch den Flammenschein beleuchteten. Schnell bemächtigte sich Zieten einiger von dem Feinde verlassener Schanzen, und griff ihn in der Flanke an. Der Kampf war sehr hart, und schwankte, bis Hülsen um halb neun Uhr Nachricht erhielt. Sein Angriff mit frischen Bataillonen entschied die Schlacht; um neun Uhr waren die Preußen Herrn des Schlachtfeldes. Daun, welcher beim zweiten Angriff des Königs von einer Flintenkugel am Bein verwundet worden und nach Torgau gegangen war, übertrug dem General O'Donnel den Oberbefehl beim Rückzug. Noch in der Nacht gingen die Oestreicher über die Elbe. Auf beiden Seiten waren einzelne Truppenabtheilungen versprengt; sie irrten auf dem Schlachtfelde, ungewiß, wer den Sieg erfochten, umher. Ganze Bataillone Oestreicher geriethen so in die Gefangenschaft der Preußen. Im torgauer Walde sammelten sich Preußen und Oestreicher friedlich um dieselben Feuer, mit der Uebereinkunft, daß sich diejenigen, deren Armee besiegt wäre, den Siegern am andern Morgen gutwillig ergeben sollten.

Friedrich selbst erhielt die freudige Botschaft von Zietens glorreicher Unternehmung in dem nahe an der Wahlstadt liegenden Dorfe Elsnig, wo er die Nacht hindurch Befehle und Depeschen bei dürftigem Lichtscheine auf den Stufen des Altars abfertigte. Die Schlacht von Torgau war die hartnäckigste in dem ganzen Kriege. 12,000 Oestreicher und 10,000 Preußen deckten den Kampfplatz; erstere ver-

loren auf dem Schlachtfelde allein 8000 Gefangene, doch auch der König vermißte 4000 Mann, die den Oestreichern bei dem wechselnden Glücke in die Hände gefallen waren; 50 Kanonen, 27 Fahnen, 20 Pontons hatten die Sieger erobert. Ungemein wichtig waren die Folgen dieses Sieges für Friedrich; Torgau ergab sich, Dauns Armee ward bis hinter Dresden zurückgedrängt, und so die Fortsetzung des Krieges möglich, denn ganz Sachsen kam wieder in seine Hände, ohne dessen Besitz seine Mittel gänzlich erschöpft gewesen wären. Außerdem wurden Truppen frei um Schlesien, Brandenburg und Pommern zu decken. Der Kampf zwischen den Franzosen und den Verbündeten bietet in diesem Jahre wenig Bemerkenswerthes, außer daß der Prinz Ferdinand mit eben der Umsicht wie früher seine Truppen leitete, und die Provinz Westphalen gegen das doppelt so starke Heer Broglios ehrenhaft behauptete.

Ein schwerer Verlust hatte unterdessen den König durch den Tod Georgs II. betroffen. Sein Enkel Georg III., noch unmündig, wurde von seiner Mutter und Lord Bute geleitet, welche sich beide einer ganz andern Politik als der bisher befolgten zuneigten. Doch war auch der Hof der Sache des „protestantischen Helden" untreu geworden, so blieb die Begeisterung des Volkes für ihn dieselbe, und zwang jenen, da Pitt noch nicht ganz verdrängt war, und im Parlament allmächtig herrschte, die alten Verträge mit Preußen noch einmal zu erneuern. Niemals war dies auch nöthiger gewesen als jetzt, denn 1760
immer dürftiger flossen Friedrichs Quellen. Sachsen wurde fast ganz 12. Dec.
ausgepreßt, das Holz in den Forsten verkauft; die Pächter von den kurfürstlichen Kammergütern zahlten den Zins ein Jahr voraus; dazu wurde die Münze von so geringem Gehalte geschlagen, daß acht Thaler noch keinen Dukaten machten. Nicht minder schwer ward die Rekrutirung. Schlechtes Gesindel von dem Auslande, unerwachsene Bursche wurden in die dünn gewordenen Reihen eingestellt, aus Sachsen, Mecklenburg, den anhaltinischen Ländern und dem schwedischen Pommern wurden Leute zum Kriegsdienst gepreßt, ja selbst östreichische Gefangene, da der wiener Hof seit dem Vorfalle bei Maxen nicht mehr auslieferte, stellte man in preußische Regimenter ein. Neue Freicorps wurden errichtet, von denen einige gute Dienste leisteten.

Den Winter über verlebte Friedrich in Leipzig, und zwar trotz

aller Sorgen, in ununterbrochener Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften. Er sah die gelehrten Männer der damals so hoch berühmten Universität, Gottsched, Ernesti und Winckler bei sich. Vor allen aber gefiel ihm Gellert. Dieser liebenswürdige Schriftsteller hat zu seinen übrigen Verdiensten auch noch das große hinzugefügt, daß er dem Könige durch seine Fabeln Achtung vor der deutschen Poesie einflößte. Der Major Quintus Icilius, welcher damals schon der fast tägliche Gesellschafter des Königs war, führte Gellert bei seinem Herrn ein, und dieser ließ sich die von ihm gewählte Fabel, „der Maler zu Athen," deklamiren. Friedrich erkannte den Reiz und die Gewandheit in Gellerts Sprache an, wogegen ihn Gottscheds hochtrabender Stil, wenn er auch sehr schmeichelhafte Verse an ihn richtete, keinesweges befriedigte.

Mit den trübesten Aussichten begann für Friedrich das Jahr 1761. Vergebens hatte jetzt selbst der versailler Hof, an welchem nach und nach der Eifer für die große Coalition erkaltete, die kriegführenden Mächte zum Frieden stimmen wollen; auch diesmal waren die Versuche gescheitert, denn Oestreich wollte keinen Frieden, Friedrich seinerseits nichts, was ihm seine Ehre verbot. Der bourbonische Hausvertrag entfernte durch die von ihm eröffneten glänzenden Aus-
1761 10. Aug. sichten auch in Frankreich fürs Erste wieder den Gedanken an friedliche Einigung mit den Gegnern. Schlimmer noch war es für Friedrich, daß Pitt, als das englische Kabinet mit der von ihm geforderten und später dennoch nöthigen Kriegserklärung gegen Spanien zögerte, sein Amt niederlegte. Von dem Augenblick an wendete sich die englische Regierung von Friedrichs Interesse ab, der sich jetzt außer Stande sah die Gegner aufzusuchen und durch Schlachten ihre Fortschritte zu hemmen, sondern nur daran denken konnte, seinen eigenen Heerd zu vertheidigen, dessenungeachtet aber ihnen immer noch zu furchtbar erschien, als daß sie nicht mit der äußersten Vorsicht ihm genaht wären.

Der Erste im Felde war in diesem Jahre der Herzog Ferdinand. Mitten im Winter beschloß er, die Franzosen in ihren ausgedehnten Quartieren zu überfallen. Es läßt sich denken, daß ein so kühner Plan dem großen Könige gefallen mußte. Mit Unterstützung von 7000 zur Hülfe gesendeten Preußen jagte Herzog Ferdinand die Franzosen aus allen minder festen Plätzen in Hessen bis an den

Main. Fast alle bedeutende Magazine fielen ihm in die Hände. Thüringen wurde gleichfalls von den Feinden befreit. Hier standen Franzosen, Sachsen und Reichsvölker; zwischen ihnen und dem hannövrischen General Spörken, mit welchem sich die 7000 Preußen unter General Syburg vereinigen wollten, kam es bei Langen- 15.
salza zu einer Schlacht. Mitten im Kampfe zogen sich die Fran- Febr.
zosen, deren Feldherr Stainville durch einen Courier von Broglio ein Verbot, sich in einen Kampf einzulassen, erhalten zu haben vorgab, aus der Schlachtreihe zurück. Die Sachsen mußten nach einer tapfern Gegenwehr mit Verlust von 5000 Mann ihr Heil in der Flucht suchen.

Wie glänzend diese Erfolge waren, so versprachen sie keine Dauer, da die Franzosen immer noch die hessischen Festungen in ihrer Gewalt hatten. Man belagerte sie, aber vergebens; der Herzog von Broglio nahte mit Uebermacht, und trieb die Verbündeten mit bedeutendem Verluste bis nach Paderborn zurück. Der einzige Vortheil, den Ferdinand erlangt hatte, war, daß die Franzosen ihre Magazine verloren hatten, und deshalb bis zum Juni unthätig bleiben mußten. Daher gelang es auch dem Prinzen trotz der neuen Anstrengungen Choiseuls, welcher die großen Verluste Frankreichs zur See und in den Colonieen durch die Vernichtung der Verbündeten rächen wollte, die hochfliegenden Pläne der Feinde zu vereiteln; aber wie sein großer Kampfgefährte litt auch er Mangel an den nöthigen Mitteln, wie sehnte er sich nach Erlösung von den immer drückender werdenden Sorgen.

Die Hauptbühne des Krieges blieb Schlesien. Hier befehligte der König, während sein Bruder Heinrich Daun in Sachsen die Spitze bot. Schwer war Friedrichs Stand, denn mit 50,000 Mann in der Eile zusammengeraffter Truppen sollte er 70,000 Russen unter Buturlin und 60,000 Oestreichern, welche diesmal Loudon als Oberbefehlshaber führte, zurückhalten. Da er gegen beide das offene Feld nicht behaupten konnte, so mußte er auf Vertheidigungsmittel denken. Zum ersten Male in seinem Leben beschloß er, eine Schlacht sorgfältig zu vermeiden, und bezog ein verschanztes Lager bei Bunzelwitz, nicht weit von Schweidnitz, um diese Festung dadurch zu decken. Aber wie alle Unternehmungen des großen Mannes das Gepräge des Außerordentlichen an sich trugen, so auch

diese. Mit allem, was die Belagerungskunst an Erfindungen darbietet, ward das Lager von Bunzelwitz in der beispiellos kurzen Zeit von drei Tagen in eine starke Festung verwandelt. Buturlin fand es bedenklich, mit dem Angriff einer so wohl befestigten und von einem solchen Feinde vertheidigten Stellung den Feldzug zu beginnen; er wendete sich endlich, wie sehr auch die Oestreicher zur Thätigkeit drängten, zurück, weil diese ihm nicht einmal die ausbedungenen Lebensmittel liefern konnten, und auch Loudon mußte nun wieder sein altes Lager bei Kunzendorf beziehen. Friedrichs Armee selbst hatte freilich während dieser Zeit, vom 20sten August bis 25sten September, unsägliche Noth in dem berühmten „Hungerlager" gelitten, doch war sein Zweck, die Feinde zu trennen, vollkommen erreicht.

Aber der König wollte seine Gegner ganz aus Schlesien entfernen. Mit den Russen war es ihm schon gelungen, indem der General
11. Spt. ral Platen mit 7000 Mann ihnen im Rücken einen Transport von 5000 Wagen aufgehoben, und drei ihrer größten Magazine zerstört hatte; dieser Unfall trieb Buturlin über die Oder zurück, nur Czernitschew ließ er mit 20,000 Mann bei den Oestreichern. Loudon blieb in seiner Stellung; als Friedrich sich zwei Tagemärsche von Schweidnitz entfernte, brach er mit seiner ganzen Macht auf, und nahm diese Festung, deren langwieriger Widerstand im folgenden Jahre zeigte, welchen Stützpunkt sie für ein Heer sein konnte, ohne vorhergegan-
1. Okt. gene Belagerung durch Ueberraschung ein. Mit tiefem Kummer vernahm der König die böse Nachricht, doch verzagte er nicht; er nahm seinen Sitz bei dem Dorfe Woiselwitz, 150 Schritte von der Stadt Strehlen an der Ohlau entfernt, um wenigstens nicht mehr Terrain seinem wachsamen Gegner zu überlassen. Hier hätte beinahe Verrath den König den Feinden in die Hände geliefert. Einer seiner schlesischen Unterthanen, der Baron von Warkotsch, trat deshalb in Unterhandlung mit dem östreichischen Obersten von Wallis; glücklicherweise ward die Ausführung der schwarzen That durch den Jäger des Barons, welcher Verdacht gegen das geheime Treiben seines Herrn gefaßt hatte, vereitelt.

Im Lager bei Strehlen langte auch eine Gesandtschaft des Tartarchans Kirim Gerai an, der dem Könige 16,000 Mann seiner Leute gegen Subsidien zur Verfügung stellen wollte. Das Anerbieten wäre gewiß benutzt worden, wenn nicht die Thronveränderung

in Rußland das ganze politische System so wesentlich verändert hätte. Auch die hohe Pforte hatte im Laufe des Jahres mit Friedrich einen Freundschafts- und Handelsvertrag zu Konstantinopel abgeschlossen; 1761
eine große Armee von mehr als 100,000 Mann wurde bei Belgrad 22. März
zusammengezogen, doch da der Hof von Versailles den entschiedensten Einfluß auf die Pforte ausübte, so ward Maria Theresia durch die drohende Bewegung ihrer Nachbarn fürs erste in keine große Unruhe versetzt.

Die Russen brachten dem Könige trotz ihres Abzuges aus Schlesien noch gegen das Ende dieses Jahres einen empfindlichen Schlag bei; die Festung Kolberg mußte sich nach einer heldenmüthigen Vertheidigung, weil Hunger und Seuchen im Bunde mit dem Feinde waren, dem später als Türkenbändiger berühmten General Roman- 16.
zow ergeben. Dec. Fast wäre auch Magdeburg, diese letzte starke Schutzwehr für Preußen verloren gegangen, indem der berüchtigte Baron von Trenck durch eine Verschwörung mit den in großer Zahl sich dort befindenden östreichischen Gefangenen die Festung den Feinden in die Hände zu spielen versuchte.

Schon oben haben wir erwähnt, daß Pitt, als sein Vorschlag, Spanien den Krieg zu erklären, zurückgewiesen war, seine Stellung in dem Kabinette aufgab; Lord Bute, der Jugendführer Georgs III., 5.
erhielt nach seinem Ausscheiden die Zügel der Herrschaft. Okt. Trotz des königlichen Versprechens in der ersten Parlamentsrede, die Verbindlichkeiten der englischen Regierung gegen Preußen zu erfüllen, worauf das Haus in der Thronadresse mit den schmeichelhaften Worten für Friedrich erwiederte: „Wir können die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs von Preußen, unsers Bundesgenossen, und die unerschöpflichen Hilfsmittel seines Geistes nicht genug bewundern; von ganzem Herzen und ohne Verzug bewilligen wir die Hilfsgelder zu seiner Unterstützung." — Trotz der Begeisterung des englischen Volkes für den Helden wußte der neue Premierminister dennoch mit Hilfe seiner engherzigen Partei die Erneuerung des Subsidienvertrages zu hintertreiben, und drängte mit ehrvergessener Eile auf einen einseitigen Frieden. Da schien endlich Friedrich erliegen zu müssen. Noch nie hatten seine Feinde bisher trotz ihrer mannigfachen Erfolge weder in Pommern noch in Schlesien ihre Winterlager aufschlagen können. Jetzt besaßen die Russen Kolberg; der nächste Feldzug mußte

ihnen Stettin geben, und wer sollte dann Brandenburg schützen? Schlesien war nach dem Falle von Schweidnitz kaum noch zu halten; die Franzosen hatten sich von Neuem erhoben, unter Broglios Anführung drohten sie ihre großen Pläne mit besserem Erfolge auszuführen, und wenn England vom Schauplatz abtrat, so fanden sie vor sich keinen Feind mehr zum Schutze der preußischen Staaten. Daher sah auch das wiener Kabinet Friedrichs Fall für so gewiß an, daß es 1500 Offiziere und 20,000 Mann abdankte. Das Uebermaß von Prüfungen hatte den Helden ganz darniedergebeugt. Sein Geist war nicht mehr frei genug, um den gewohnten Zerstreuungen und Stärkungen sich hingeben zu können; er sprach sehr wenig, speiste allein, kurz alles zeigte an, daß der Gram über das Verderben des Vaterlandes ihm das Herz zerriß. Dennoch blieb er thätig, keinen Augenblick wankte er in seiner Pflicht. Die beispiellose Standhaftigkeit des edlen Dulders ward belohnt. Als die düstern Wolken den Himmel vor Friedrichs Augen mit dem tiefsten Dunkel umhüllten, da erglänzte plötzlich der helle Stern der Hoffnung. Die Kaiserin Elisabeth starb am 5ten Januar 1762; ihr Nachfolger, der Sohn ihrer älteren Schwester, der Herzogin Anna von Schleswig-Holstein, Peter III., der begeisterte Freund Friedrichs, bestieg den russischen Thron. Zwar schien es noch zweifelhaft, ob der junge Monarch dem Verlangen, die Macht seines Reiches durch die leichte Behauptung von Preußen zu mehren, widerstehen, ob er der Nation, oder vielmehr den einflußreichen Großen seines Reiches gegenüber, die Frucht eines blutigen Krieges aufzugeben wagen durfte, doch die Möglichkeit wenigstens war vorhanden, und Friedrich suchte die Aenderung der Verhältnisse durch schmeichelhafte Botschaften an den neuen Regenten zu benutzen. Der Erfolg überstieg Friedrichs Erwarten. Alle Hindernisse verachtete sein glühender Verehrer; es drängte ihn sein Herz, das Unrecht seiner Vorgängerin an dem Helden zu vergüten. Alle preußische Gefangene wurden so schleunig, als es sich thun ließ, von Sibirien her ihren Regimentern wieder zurückgeschickt, bald folgte ein Waffenstillstand als Einleitung zu einem Friedensschluß. Den Grafen Bute, der in der Ehrlosigkeit und Unklugheit so weit ging, daß er Peter III. von diesem Schritt abmahnte, ja ihm einen Theil der preußischen Besitzungen mit beliebiger Auswahl anbot, wenn er seine Truppen bei den Oestreichern lassen wollte, stellte er vor allen Ka-

binetten Europas verdienter Weise blos. Empört über seine schimpfliche Zumuthung theilte er seinem Freunde den Vorschlag des Lord Premierministers, dessen freigebiges Anerbieten preußischer Provinzen auch am östreichischen Hofe, weil man es für einen Fallstrick hielt, ebenfalls mit Hochmuth zurückgewiesen wurde, mit. Bald nach dem Waffenstillstande wurde der Friede in Petersburg unterzeichnet, obgleich die Kaiserin Elisabeth noch auf dem Todtenbette dem Senate das Versprechen abgenommen hatte, ohne Zuziehung der Bundesgenossen nicht mit Preußen zu unterhandeln. In demselben Monate mußte Schweden Rußlands Beispiele folgen. Nie hatte es Friedrichs Schwager ernstlich mit dem Kriege gemeint, der nur wegen des französischen Einflusses auf den Reichsrath unternommen worden war. Auch fehlte es den Schweden stets an allem, was zur Erhaltung eines Heeres nothwendig ist, und daher erklärt sich der äußerst geringe Erfolg ihrer Waffen in dem unpopulären Kriege. 1762 5. Mai

Peter III. ging noch weiter. Ein russisches Corps unter General Czernischew von 20,000 Mann marschirte von Polen nach Schlesien, wo es sich bei Lissa mit dem Könige vereinigte. Dies verwandelte die kurz noch herrschende Verzweiflung in die kühnsten Siegeshoffnungen; doch bald mäßigte sich diese, und machte sogar einen Augenblick banger Erwartung Platz. Peter III. hatte durch sein leidenschaftliches Streben, den Russen preußische Einrichtungen aufzubringen, ihr Nationalgefühl verletzt, und, was ihm noch verderblicher wurde, seine Gemalin durch ein rücksichtsloses Betragen im Innersten ihres Herzens beleidigt. Die stolze, mit kräftigem Geiste ausgerüstete Frau ertrug die Beleidigungen nicht ruhig. Schnell wußte sie eine Partei um sich zu sammeln, und bald hörte man in Europa, daß Czar Peter III. entthront, wenige Tage darauf, daß er verschieden sei. Zehn Tage nach der Entthronung erhielt Czernischew den Befehl vom Senat, der neuen Gebieterin die Armee schwören zu lassen und nach Polen zurückzugehen. Der russische General brachte dem Könige diese unglückliche Botschaft; zugleich kam aus Preußen und Pommern die Nachricht, daß die russischen Truppen Miene zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten machten. Wahrscheinlich fürchtete die neue Kaiserin, Friedrich würde sich seines entthronten Freundes annehmen, so wie man auch geglaubt hatte, daß er der Urheber aller übereilten Neuerungen in Rußland gewesen sei, und 30. Juni 9. Juli

den Kaiser zur Härte gegen seine Gemalin gereizt habe. Allein bald überzeugte sich Katharine durch die vorgefundenen eigenhändigen Briefe des Königs von dem Gegentheil, bestätigte daher gern den schon geschlossenen Frieden, und erklärte sich für eine vollkommene Parteilosigkeit.

Mit Bedauern hatte sich Czernjschew zur Trennung von dem großen Könige, welchen er verehrte, und den er nun bald wieder bekämpfen zu müssen glaubte, entschlossen, doch ehe er schied, leistete er seinem königlichen Freunde einen wesentlichen, sehr gewagten Dienst. Friedrich stand der überlegenen östreichischen Armee bei Burkersdorf gegenüber; nur drei Tage sollte Czernjschew bei ihm bleiben, und so wenigstens den Schein seines Beistandes in dem bevorstehenden entscheidenden Augenblicke leihen. Hierzu verstand sich der russische Feldherr. Die Besorgniß vor dem Beistande der Russen lähmte die Kraft der Feinde; sie wurden geschlagen, und verloren 1400 Mann
21. Juli an Todten, 2000 an Gefangenen. Tages darauf trennte sich Czernjschew von dem Könige, der seinem großmüthigen Freunde einen reich mit Brillanten besetzten Degen zum Andenken für den wichtigen Dienst überreichte.

Nun schritten die Preußen zur Belagerung von Schweidnitz, von welchem Daun durch das Gefecht von Burkersdorf gänzlich abgeschnitten war. Kurze Zeit nach dem Siege wurden die Laufgräben
7. Aug. eröffnet, zwei Heere, eins unter dem Könige bei Peterswalde, das andere unter dem Herzoge von Bevern, der jetzt wieder das volle Vertrauen des Königs besaß, deckten das wichtige Unternehmen. Daun wagte noch einen Versuch, den wichtigen Platz und mit ihm die Hälfte von Schlesien zu retten, indem er den Plan entwarf, Bevern zu überfallen und zu vernichten. Der aufmerksame Feldherr merkte aber die Absicht des Feindes; mit Hilfe des Königs vereitelte
16. Aug. er sie, Daun mußte nach dem unglücklichen Treffen von Reichenbach unverrichteter Sache über Glatz in die böhmische Grenze zurückgehen, wo er bis zu Ende des Feldzuges regungslos verweilte. Loudon, der thätigste und gefährlichste unter den östreichischen Generalen war seit der Erstürmung der Festung Schweidnitz, weil er sie ohne vorhergegangene Anfrage in Wien unternommen hatte, in eine Art von Ungnade gefallen, wogegen das Publikum in Wien Launs Mangel an Energie aufs bitterste verspottete.

Unterdessen wurde die Belagerung von Schweidnitz mit großer Lebhaftigkeit betrieben; ungeachtet der entschlossensten Tapferkeit mußten die Vertheidiger endlich den unermüdlichen Anstrengungen ihrer Gegner unterliegen. 63 Tage nach Eröffnung der Laufgräben ergab sich der Commandant Guaskó, als eine Granate ein Pulvermagazin angezündet, und durch dasselbe eine Bastion nebst zwei Kompagnien der Besatzung in die Luft gesprengt hatte. 3000 Oestreicher waren 9. Okt.
während der Belagerung geblieben, 9000 geriethen in Kriegsgefangenschaft; eine ungeheure Menge von Kriegsbedarf kam in die Hände der Preußen. Allein auch das preußische Heer hatte 3000 Mann bei der langwierigen Belagerung verloren.

Jetzt wandte sich Friedrich nach Sachsen, wo sein Bruder Heinrich mit vieler Geschicklichkeit gegen die große Ueberzahl der Reichstruppen unter dem Grafen von Stollberg und die Kaiserlichen unter Serbelloni gefochten hatte. Letzterer war bei Döbeln von seinem 12. Mai
kriegskundigen Gegner geschlagen worden. An seine Stelle schickte der wiener Hof den Grafen Hadik, der auch wirklich die Vereinigung mit den Reichstruppen bewerkstelligte. Um gegen die unverhältnißmäßige Uebermacht der Feinde sich zu schützen, mußte der Prinz sich mehrere Monate hindurch auf die Vertheidigung beschränken. Endlich bot sich ein günstiger Augenblick zum Angriff in der Nähe von Freiberg dar. Die Feinde, stolz auf ihre Uebermacht, wichen dem preußischen Heere nicht aus, büßten jedoch ihr Unterfangen mit einer vollständigen Niederlage. 8000 Mann verloren sie an Gefangenen und Todten, während der preußische Verlust nur auf 1400 Mann stieg; 28 Kanonen, 9 Fahnen, eine Menge Gepäck und Wagen fielen den Siegern in die Hände. Seydlitz mit seiner Rei- 29. Okt.
terei hatte bedeutenden Antheil an dem Ruhme des Tages. Dies war die letzte Schlacht in diesem blutigen Kriege.

Ein fliegendes Corps unter Kleist verfolgte die Feinde bis tief in Böhmen hinein. Friedrich schützte seine Staaten wie seine Eroberungen mit einer Truppenkette, welche von Thüringen an durch Sachsen, die schlesische Grenze entlang wider jeglichen Angriff deckte. Die Oestreicher waren gedemüthigt; gern schlossen sie einen Waffenstillstand ab, der ihnen den kleinen Bezirk um Dresden, den sie noch besaßen, und die Grafschaft Glatz, den letzten Rest ihrer Eroberungen in Schlesien wenigstens noch sicherte. Auch ihren Verbündeten,

den Franzosen, war nach und nach der Muth ganz gesunken. Broglio stand nicht mehr an ihre Spitze, sondern Soubise, der Günstling der Pompadour, dessen Unfähigkeit den ihm zur Seite gestellten Marschall d'Estrées in der geschickten Ausführung der kriegerischen Pläne hinderte. Die Franzosen erlitten einen Unfall nach dem andern. Ferdinand besiegte durch einen glücklichen Ueberfall seine Gegner bei
24. Juni Wilhelmsthal, einen Monat später brachte er dem sächsischen Corps
23. Juli unter dem Prinzen Xaver einen bedeutenden Verlust bei Lutternberg bei. Die Eroberung von Kassel gab den Verbündeten über ihre
1. Nbr. Feinde das vollständigste Uebergewicht. Zwei Tage nach dieser Begebenheit wurden die Friedenspräliminarien in Fontainebleau unterzeichnet, worin sich unter andern beide Theile verpflichteten ihren bisherigen Verbündeten keine Hilfe mehr angedeihen lassen zu wollen. Auch Georg III. gab seine Zustimmung zu diesem Frieden, welcher äußerst nachtheilig war, wenn man die unendlich bedeutenden Erfolge der Engländer zur See und in den Colonien berücksichtigt. Das englische Volk schrie über Verrath, doch dessenungeachtet erfolgte der voll-
1763 ständige Abschluß des Friedens im Anfange des folgenden Jahres.
10. Fbr. Friedrich hatte nicht minder gegründetes Recht die niedrige Gesinnung des englischen Kabinetts anzuklagen, da in dem mit Frankreich geschlossenen Frieden nicht einmal die Rückgabe der westlichen preußischen Provinzen an den König ausbedungen war. Fast wären diese in die Hände der Oestreicher gekommen, wenn Friedrich sie nicht durch Truppen des nun aufgelösten Bundesheeres hätte besetzen lassen.

Maria Theresia, vereinzelt, dachte ernstlich an den Frieden, doch konnte sie sich noch nicht mit dem Gedanken vertraut machen ihn ohne Vortheil abzuschließen; daher hielt es Friedrich für gut, durch irgend einen kühnen Streich die lang ersehnte Ruhe zu erzwingen. Der General von Kleist wurde dazu ausersehen. Mit seinem Freicorps, welches Friedrich auf 6000 Mann verstärkte, drang er von
13. Nbr. Sachsen aus im Reiche vor, brandschatzte Bamberg, Würzburg, Windsheim u. s. w. ja bis Nürnberg rückte er vor, und ließ sich von der reichen Stadt zwölf neue Kanonen und anderthalb Millionen Thaler liefern. Geistliche und weltliche Reichsstände schrieen jetzt nach Frieden, — das aber wollte der König. Um diese Zeit feierte der bisher wie ein Gebannter in Regensburg gemiedene preußische Gesandte Freiherr von Plotho einen großen Triumph. Alles bemühte sich

um seinen Schutz. Von dem ersten Ausbruch des Kampfes, von der etwas kurzen und unhöflichen Abfertigung des Ueberbringers einer Vorladung wegen Anklage auf Reichsacht gegen Friedrich, des Dr. April den er zur Thür hinauswarf, bis zum Friedensschluß zeigte sich Plotho durch Klugheit und Entschlossenheit als ein seines Herrn vollkommen würdiger Diener.

Nun beugte sich alles; Mecklenburg erkaufte durch schnelle Abzahlung seiner rückständigen Kontributionen seine Befreiung, Pfalz und Baiern riefen ihre Kontingente von dem Reichsheere ab, und dieses löste sich, nachdem der Kaiser feierlich auf seinen Beistand verzichtet hatte, nach wenigen Wochen auf. 11. Fbr.

Jetzt sah sich Maria Theresia selbst gefährdet, denn außer daß es ihr an Geld fehlte, ihr Haus uneins, ihre Minister mißhellig waren, nahmen 100,000 Türken, mit denen Friedrich jüngst noch einen Bund geschlossen hatte, eine bedenkliche Stellung an der ungarischen Grenze ein. Noch im Laufe des Novembers erschien von Seiten des Kur- 1762 prinzen von Sachsen, der sächsische Geheimrath Thomas Freiherr von Fritsch, den der Fürst Kaunitz zum Friedensvermittler ausersehen hatte, als Unterhändler im preußischen Hauptquartiere in Meißen; gegen ihn äußerte sich Friedrich günstig für die friedlichen Absichten seiner Gegner, in so fern ihre Vorschläge mit seiner Ehre vereinbar sein würden. Wir müssen hier die Mäßigung des großen Herrschers eben so sehr bewundern als früher seine Standhaftigkeit, denn jene ist eine fast noch schwerere Tugend als diese. In vortheilhafter Stellung, mit den nöthigen Mitteln zum nächsten Feldzuge vollständig versehen, durfte er nach wahrscheinlichem Glückslaufe, auf die entschiedensten militairischen Erfolge hoffen, und auf bedeutende Entschädigungen Anspruch machen, aber seinen Feinden sehr ungleich, benutzte er diese augenblickliche Ueberlegenheit weise genug nur um seinem auf das äußerste angestrengten Volke die nöthige Ruhe wieder zu erwerben.

In dem besonders während der letzten Jahre durch streng eingetriebene Contributionen hart bedrückten Leipzig, wo Friedrich den Winter über verweilte, erschien der Unterhändler mit billigen Anerbietungen. Nun zauderte Friedrich nicht länger. Hertzberg, damals noch geheimer Legationsrath, ward nach dem Jagdschlosse Hubertsburg gerufen um mit Fritsch und dem östreichischen Bevollmächtigten

35*

dem Hofrath von Collenbach über den Frieden zu unterhandeln. Am 31sten December begannen die Arbeiten, der 15te Februar ward von dem preußischen Bevollmächtigten als äußerster Termin des Abschlusses festgestellt. Nur die Grafschaft Glatz, das einzige, was Oestreich von Schlesien noch mit den Waffen behauptete, machte einige Schwierigkeiten; vergebens bot Maria Theresia dafür ein Aequivalent. Endlich
1763 15. Fbr. stand sie von ihrer Forderung ab, und der Friede ward unterzeichnet. Nicht ein Dorf war dem Könige, wie er von Anfang an sich ausgesprochen hatte, in diesem blutigen, eine Zeit lang für ihn so verderblichen Kriege verloren gegangen. Gegenseitig leisteten sich Oestreich und Preußen für ihre Besitzungen Gewähr, beide Theile machten sich sogar verbindlich in möglichst kurzer Zeit zur Beförderung des Handels ihrer Unterthanen einen Handelsvertrag mit einander abzuschließen. Dafür versprach Friedrich denn auch gern seine Stimme dem Erzherzog Joseph zur römischen Königswahl. Ein Jahr nach dem Frieden erfolgte die Wahl in Frankfurt, bei welcher der preußische Gesandte von Plotho wie Göthe uns beschrieben, seinen Monarchen wie in den Zeiten des Krieges würdig vertrat. Sachsen erhielt zwar alles Eroberte zurück, büßte jedoch noch im Frieden den Anschluß an die Feinde Friedrichs, indem es sich zur Entschädigung aller preußischen Besitzer sächsischer Steuerscheine verstehen mußte. Eine kleine Gebietsveränderung ward zwischen den beiden Nachbarstaaten verabredet. Zur Erleichterung des im dresdner Frieden festgestellten Austausches des fürstenberger Zolles und des Dorfes Schildlo gegen ein Aequivalent an Land und Leuten, sollte die Stadt Fürstenberg bei Sachsen bleiben, der Zoll aber und das Dorf Schildlo mit allem, was Sachsen an den Ufern der Oder nach der Mark zu besaß, Preußen zugehören. Auch mit Sachsen ward ein Handelsvertrag
1766 18. Juni verabredet, der wirklich einige Jahre darauf zu Stande kam, doch das Dorf Schildlo so wie der Oderzoll sind erst 1815 im wiener Frieden nebst dem übrigen sächsischen Gebiete mit dem preußischen Staate vereinigt worden. Mit Frankreich ward preußischer Seits kein besonderer Friede geschlossen, da Frankreich und Preußen nicht unmittelbar mit einander Krieg geführt hatten.

Der König war mit der Art wie sein Botschafter die Unterhandlungen mit den fremden Mächten geführt hatte, durchaus zufrieden. Als er nach Hubertsburg reiste, besuchte er ihn, und sagte zu ihm:

„Er hat einen guten Frieden gemacht, fast so, wie ich den Krieg geführt habe: Einer gegen drei;" bald darauf ernannte er den fähigen Diplomaten zum Kabinetsminister.

Stolz waren Friedrichs Unterthanen über den Ruhm ihres Königs. Vor allem bemühte sich die Hauptstadt ihn mit gebührendem Triumphe zu empfangen, aber der bescheidene Held, der alles eitle Gepränge haßte, wich den ihm bereiteten Huldigungen aus, und begnügte sich mit dem wahren Ruhme. Große Opfer hatte der langwierige Krieg gekostet. 180,000 Mann und ungefähr 4000 Offiziere hatte Friedrich im Laufe desselben eingebüßt; die Schweden berechneten ihren Menschenverlust auf 25,000, die Reichsvölker auf 28,000, die Russen auf 120,000, die Oestreicher auf 140,000, die Engländer und ihre Bundesgenossen auf 160,000, die Franzosen sogar auf 200,000 Mann. Aber schwerer noch als der Verlust an Menschen traf die Völker der Aufwand des Krieges; er lastete auch noch auf der Nachkommenschaft. Großbrittannien hatte seine fundirte Schuld von 72,289,673 Pfund Sterling auf 146,861,182 Pfund gesteigert. Frankreich auf zwei Milliarden Livres. Nicht weniger waren verhältnißmäßig Oestreich, Schweden u. s. w. vor allen aber Sachsen bedrückt, nur Friedrich allein, der doch größere Anstrengungen als alle übrigen hatte machen müssen, konnte von sich sagen, er habe im ersten Jahre nach dem Frieden alle Gläubiger des Staates befriedigt, und sei keinen Dreier von dem schuldig geblieben, was der Krieg gekostet. Aber freilich waren auch alle Mittel erschöpft, der größte Theil des Möbelsilbers aus dem berliner Schlosse, die Brillantknöpfe sammt dem übrigen Schmucke König Friedrichs I. dem dringenden Bedürfniß geopfert, das ganze Land, besonders die Mark Brandenburg durch Anstrengungen für den König so wie durch seine Gegner fast gänzlich ausgesogen. Alle Feinde hatten mehr oder minder Friedrichs Gebiet ausgebeutet und gebrandschatzt; die Brandschatzungen beliefen sich auf 125,000,000 Thaler, grade so viel als Friedrich zur Bestreitung seines Kriegswesens die sieben Jahre hindurch bedurft, und größtentheils ebenfalls in fremdem Gebiete erhoben hatte. Nun war endlich zwar die Ruhe wieder zurückgekehrt, allein die Felder lagen unbebaut, weil es an Vieh, Saatkorn, zum Theil auch an Händen zur Bestellung des Ackers fehlte. Da gab der König Beweise seiner Weisheit und Milde. Trotz seiner beschränkten

Lage konnte er bald der Provinz Pommern allein 12,327 Pferde, 930 Winspel Mehl, 5,380 Winspel Roggen, 20,044 Winspel Gerste, 7,224 Winspel Hafer, und in gleichem Maße den übrigen Provinzen ihren Nothbedarf schenken. Die Regimenter wurden auf den Friedensfuß gesetzt, wodurch 30,780 Menschen dem Ackerbau zurückgegeben wurden, und doch blieb das Heer Friedrichs noch 151,000 Mann stark.

Nie wohl hat sich die Kraft des menschlichen Geistes mehr als Herrscherin über das Geschick bewährt als in diesem an Wundern so reichen Kriege. Die Geschichte erzählt uns zwar von einem Häuflein begeisterter Griechen, welche Myriaden stolzer Feinde niederschlugen, von einigen armen schweizer Bauern, von einer Handvoll friedlicher Holländer, die der Macht des habsburgischen Hauses trotzten, von dem glänzenden Triumph der Römer über den großen Punier nach einer unerhörten Kette von Niederlagen, ja von dem Siege der niedergedrückten Preußen über den Giganten des neunzehnten Jahrhunderts, doch hier nährten Völker die todesverachtende Begeisterung aus ihrem von Vaterlandsliebe entflammten Herzen, aber in dem siebenjährigen Kriege war es ein Mann, Friedrich, der Herrscher selbst, welcher seinem Volke den Muth einhauchte und erhielt um den unglaublichen Kampf gegen das verbündete Europa auszufechten. Darum Preis ihm dem Stolze seines Jahrhunderts, ihm, dem höchsten Stolze seines dankbaren Volkes.

Friedrich, der vollendete Staatsmann und Politiker.

Die sichern Friedenshoffnungen hatten den König nicht in sorglose Ruhe versenkt; noch lagen seiner weisen Vorsorge, durch die er die unglaublichen Anstrengungen ertrug, gemäß, mehr als zwanzig Millionen Thaler zur Erneuerung des großen Kampfes bereit. Von diesen zum Kriege bestimmten Summen wurde der Segen des Friedens gespendet; Schlesien erhielt davon zur Aufhilfe drei Millionen, Pommern und die Neumark 1,400,000, Preußen 800,000, ebenso viel die Kurmark, und Cleve 100,000 Thaler; im Halberstädtischen, Hohensteinschen und Krossenschen wurden die Steuern auf die Hälfte herabgesetzt. Fast sein ganzes übriges Leben hindurch war es Friedrichs höchste Sorge, nicht nur jede Spur der ehemaligen großen Noth zu vertilgen, sondern einen noch höheren Wohlstand als früher hervor-

zurufen, denn nur darin sah er eine Gewährleistung für Preußens Zukunft. Schon im Jahre 1766 konnte er an Voltaire schreiben, daß er in Schlesien 8000, in Pommern und in der Neumark 6500 Häuser wieder habe aufbauen lassen.

Wir haben schon erwähnt, daß Friedrich keine Schulden aus dem Kriege in den Frieden mit hinübernahm, doch hatten seine Unterthanen außer den während des Kampfes erlittenen Drangsalen, mit manchen nachhaltigen Uebeln zu kämpfen. Die nöthigen Mittel waren oft durch harte und nur durch die äußerste Noth zu entschuldigende Maßregeln herbeigeschafft worden, namentlich durch das schlechte Geld und die Besoldungsscheine. Alle Civilbeamte erhielten außer in der Provinz Preußen, wo der Feind von den schon eingetroffenen Gehaltscheinen keinen Gebrauch machte, sondern baar bezahlte, statt des baren Gehaltes Kassenscheine, nach dem Frieden zahlbar, wofür sie sich Geld schaffen sollten. Es läßt sich denken, daß diese Besoldungsscheine der Beamten im Verkehr nicht angenommen wurden; beim Wechsler erlitten sie zuletzt, da die Hilfsmittel des Staates immer mehr schwanden, vier fünftel Verlust. Aber selbst der, welcher seine Bedürfnisse aus eigenen Mitteln bestritten und seine Scheine bis zum Friedensschlusse aufgehoben hatte, erhielt die Zahlung nur in dem laufenden schlechten Gelde, welches bald nachher auf seinen wahren Werth reducirt wurde. Die nothwendig hierdurch den Unterthanen erwachsenden Verluste konnte Friedrich in seiner Bedrängniß nicht berücksichtigen, da er vor allem zu sorgen hatte, daß für den nächsten Feldzug die erforderlichen 25 Millionen Thaler bereit wären. Dazu gaben seine eignen Länder, in so fern sie der Feind nicht inne hatte, 4 Millionen Thaler, aus Sachsen zog er sieben Millionen, die englischen Hilfsgelder wurden zu acht Millionen ausgeprägt, und endlich betrug die Münzpacht zuletzt sieben Millionen. Friedrichs Hauptmünzunternehmer war der Schutzjude und Hofjuwelier Veitel Ephraim, auf dessen Namen der Fluch manches hart betheiligten preußischen Unterthanen ruht. Genau läßt sich nicht mehr die Beschaffenheit des von ihm ausgeprägten Geldes bestimmen, es blieb nicht immer in gleichem Werth, sondern wurde mit der Zeit, besonders unter sächsischem und bernburgischem Stempel, immer geringer, wozu denn noch die willkührliche Verschlechterung des Unternehmers kam. Alles leichte Geld, in Gold und Silber erhielt im

Lande Umlauf, und wurde sogar in königlichen Kassen angenommen, wenn auch nur, wie sich die Resolution vom 25sten August 1762 darüber ausdrückt, aus Gnaden. Die noch schlechteren unter mecklenburgischem, stralsundischem, hildburghausischem, zerbstischem und holstein-plönschem Stempel geprägten Gelder und andere dergleichen „über alle Maßen schlecht geprägten Münzsorten" wurden vom 18ten November 1761 an wiederholentlich verboten, so daß nur preußische, sächsische und bernburgische Münzen in den königlichen Ländern angenommen werden sollten; denn die fremden Unternehmer trieben die Nachahmung ungleich ärger als die preußischen; ja die unter braunschweigisch-lüneburgischen Stempel 1759 geprägten Thalerstücke waren noch nicht neunlöthig. Einige Geldsorten von auswärtigen Münzstätten nannte man Grünjacken, weil selbst der Umlauf den Grünspan nicht tilgen konnte. Auch die preußischen Prägungen entgingen dem Witze des Volkes nicht, denn lange noch erhielt sich für die schlechten sächsischen Drittel in dem Munde des Volkes der Name Ephraimiten oder Blechkappen; da sie aber gut weiß gesotten waren, so machte man auf sie den Reim:

„Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim."

Daher stieg denn das gute Geld auf eine so unglaubliche Höhe, daß ähnlich der Kipper und Wipperzeit im Laufe des dreißigjährigen Krieges der Dukaten mit neun Thalern dieses schlechten Geldes bezahlt werden mußte. Im kleinen Geschäftsverkehr hatten die leichten Münzsorten fast immer ihre Geltung gefunden, der Soldat brachte sie überall für voll an; doch wo es sich um bedeutende Summen handelte, war natürlich die größte Vorsicht nöthig, wenn man sich nicht großem Verluste aussetzen wollte. Mit vieler Umsicht und Schonung kehrte Friedrich, was für den Handel und Wandel nothwendig war, zu einem dem übrigen europäischen Geldverhältnisse entsprechenden Münzfuße zurück, indem er die Mark zu 14 Thalern, dem sogenannten 21 Gulden-Fuße ausprägen ließ. Bei der Einwechselung
1764 verloren die Unterthanen an dem Courant nur wenige Procente, bei
29. Mrz. der allerschlechtesten Scheidemünze 22, und wenn auch dies als ein harter Druck angesehen werden könnte, so ist zu bedenken, daß dafür weder die Steuern im Laufe des Krieges erhöht, noch auch Schulden zur Belastung der Zukunft, wie in andern Staaten, gemacht wa-

ren. Freilich mußte selbst bei dieser Mäßigung viel Unheil hervorgerufen werden, aber welche große historische Katastrophe hat nicht traurige Wirkungen in ihrem Gefolge gehabt. Zum Ersatz für alle Leiden hat Friedrich seinen Unterthanen durch den siebenjährigen Krieg ein unschätzbares Gut gegeben, welches zwar nicht nach Procenten zu berechnen ist, aber stets die höchste Geltung behalten wird, „das Gefühl ein selbständiges, großes Volk zu sein," ein Gut, aus dessen Ertrage die Mittel zur Befreiung Deutschlands, ja wir können sagen, Europas fünf Decennien später bestritten wurden.

Friedrich vergaß nicht den Helden, welche ihm hatten siegen helfen, ein würdiges Denkmal ihrer Tapferkeit zu setzen. Vor allem genoß seine Hochachtung sein Bruder Heinrich, der ruhmreiche Sieger von Freiberg. Auch der Herzog Ferdinand von Braunschweig blieb noch als Feldmarschall und Gouverneur von Magdeburg in Friedrichs Diensten. Einige Jahre nach dem Frieden schied er plötzlich, ohne daß man genau die Gründe des schnellen Schrittes angeben kann, aus seinem bisherigen Verhältniß zu Preußen, doch behielt er die Achtung des Königs. Schwerin, Winterfeld, Keith und Seydlitz wurden durch Bildsäulen, noch jetzt Zierden der Hauptstadt, den Nachkommen zur Verehrung empfohlen, Zieten starb zu spät, als daß ihm dieselbe Verherrlichung noch von Friedrich hätte zu Theil werden können; jedoch genoß er von demselben die zartesten Aufmerksamkeiten. Minder in Gunst stand Seydlitz seit der Schlacht von Kunersdorf, woran, wie einige meinen, eine gewisse Eifersucht des Königs auf den talentvollen General schuld gewesen sein soll. Der Liebling des Königs war der Erbprinz von Braunschweig, von dem Friedrich in seinen Schriften sagt, daß ihn die Natur zu einem Helden auserſehen habe.

Friedrich wachte mit großer Aufmerksamkeit darüber, daß das wahre Verdienst im Heere belohnt wurde; daher waren denn auch sogenannte Beförderungen außer der Tour unter ihm keine Seltenheit; durch sie erregte er Wetteifer unter seinen Kriegern, und spornte sie zu dem Außerordentlichen an. Auf die Gemeinen so wie auf die Offiziere wußte er durch Ehrenbezeugungen und Belohnungen ermunternd zu wirken. Viele Offiziere wurden in anständigen Sinecuren als Dompröbste, Domherrn, Droste und Amtshauptleute versorgt; wenn sie ausgedient hatten, erhielten sie nach Verhältniß ihres Ran-

ges Stellen als Oberforstmeister, Forstmeister, Forsträthe, Postmeister, Zollinspectoren, Salzfactoren, Acciseeinnehmer, Rendanten, ja mitunter wurden invalide Kriegshelden zu den bedeutendsten Civilstellen befördert. Denen, die ohne weitere Versorgung nur auf Gnadengehalte angewiesen waren, ging es nicht so gut; diese Gnadengehalte waren meistens sehr kärglich, ihre Höhe wurde ganz nach Willkühr vom Könige bestimmt, Obersten bekamen mitunter nur 300 Thaler, Hauptleute 200. Dafür wurde der Offizier durch den Rang belohnt, den er im Staate einnahm, und der ihn weit über seine andern Mitbürger setzte. Als z. B. der Legationsrath von Schwerin, ein Neffe des großen Feldmarschalls, einen Rangstreit mit einem Fähnrich hatte, und bei dem Könige klagte, so wurde er dahin beschieden, daß die Sache gar nicht zweifelhaft wäre, sondern daß die Fähnriche den Rang vor allen Legationsräthen hätten; auch stellte der König einen Lieutenant im Heere über einen Kammerherrn. Durch eine solche Auszeichnung des Militairstandes war der Andrang zu den preußischen Fahnen zu erklären.

Die Invaliden wurden nach dem Kriege, so weit es die Kräfte des Staats ertrugen, versorgt, die übrigen gemeinen Soldaten, wenn sie nicht im Heere fortdienten, als Landreiter, Executoren, Kanzleiboten, Visitatoren, Thorschreiber, Holzverwalter, Wagenmeister, Schirrmeister und in ähnlichen kleinen Staats- und Kommunaldiensten versorgt; andern gab der König einige Morgen gutes Garten- und Wiesland in den urbar gemachten Warthe- und Netzebrüchen. In der Kurmark allein wurden 3000 solcher Büdner angesetzt; doch reichten die Mittel des Königs nicht hin für alle zu sorgen.

Schwerer noch waren die Opfer der übrigen Unterthanen zu vergüten. Die einsichtsvollsten Patrioten sahen mit trüben Blicken auf den Zustand des Landes nach dem hubertsburger Frieden, denn Städte und Dörfer lagen in Asche, Betriebsamkeit und Verkehr hatten aufgehört, und konnten bei dem fast gänzlich stockenden Geldumlaufe nicht leicht wieder emporkommen, nur der König allein verzagte nicht. Drückend war es besonders im Anfang, daß trotz der Erschöpfung des Landes die Ansprüche an dasselbe erhöht wurden, denn das Heer durfte der Stellung Preußens in Europa wegen nicht gut auf mehr als 150,000 Mann beim Frieden verringert werden. Die alte Einnahme schien daher bei den nothgedrungen vergrößerten Ausgaben

nicht mehr auszureichen, und dazu nahmen Unglücksfälle mancher Art des Königs Mittel in Anspruch. Mehrere bedeutende Städte wurden vom Feuer verzehrt, Königsberg selbst litt dreimal durch große Feuersbrünste, und überall gab der König Baugelder mit reichlicher Hand. Um so nothwendiger war es an Eröffnung neuer Quellen zu denken. Zuerst wendete Friedrich seinen Blick auf die Accise, welche seit dem Jahre 1736 unverändert geblieben war. In dem Etatsjahre 1764 bis 1765 stiegen sämmtliche Accise-, Zoll-, Licent- und Transito-Einnahmen in den Provinzen diesseits und jenseits der Weser brutto auf 3,926,538 und nach Abzug der Verwaltungskosten auf 3,437,820 Thaler. Die Verwaltung der Accise durch das Generaldirectorium geschah so, daß jeder Minister sie nur in der Provinz beaufsichtigte, deren Chef er war; der Steuerrath kontrollirte wiederum nur die Accisebeamten seines Bezirks und jeder Rath der Kammer bekümmerte sich ebenfalls nur um die seinigen. So war natürlich eine allgemeine Uebersicht und demnach zweckmäßige Erhebung der Accise nicht zu erwarten. Friedrich forderte für die Landesbedürfnisse eine Vermehrung seiner Einkünfte von zwei Millionen Thalern. Als sich bei dieser Gelegenheit der Vicepräsident des Generaldirectoriums in Berlin, Valentin von Massow in einem Ministerrathe zu Charlottenburg dahin 1765
aussprach, daß das durch den Krieg erschöpfte Land an gar keine 10. Juni
Abgabenerhöhung denken ließe, der König aber auf seine Frage, wie viel Pfund Kaffee in seinem Lande verbraucht würden, keine Antwort erhielt, so beschloß er unabhängig von dem Generaldirectorium, dem er schon während des Krieges ungnädig geworden war, ein besonderes Departement für die indirecten Steuersachen zu errichten. Um mehr Leben in die Verwaltung dieses Zweiges, den ihm seine bisherigen Beamten zu lässig und ungenügend bearbeitet hatten, zu bringen, dachte er daran, sich französische Finanzbediente kommen zu lassen. So entstand die sogenannte französische Regie oder mit ihrem amtlichen Namen, „die Generaladministration der königlichen Gefälle." Der berühmte Philosoph Helvetius, welcher sich als französischer Generalpächter ein großes Vermögen erworben hatte, kam, nachdem er Frankreich wegen seines Buches „über den Geist" hatte meiden müssen, gegen Ende des Jahres 1765 nach Berlin, wo er bis zum Juni des folgenden Jahres blieb, und dem Könige über die neue Acciseverwaltung die nöthige Auskunft gab. Zuerst erschien „ein vorläufiges De-

1766 clarationspatent wegen einer für sämmtliche königliche preußische Pro-
14. April vinzen, wo bishero die Accise eingeführt gewesen, vom 1sten Juni 1766 an, allergnädigst gut befundenen neuen Einrichtung der Accise- und Zoll-Sachen." Der König versprach darin Erleichterung, besonders für die geringen Klassen seiner Unterthanen. Die einleitenden Maßregeln wurden von einer eignen Behörde unter dem Vorsitze des kurmärkischen Kammerpräsidenten Freiherrn von der Horst, der im Juni 1766 zum Staatsminister des fünften Departements im Generaldirectorium ernannt wurde, getroffen. Nun erschienen zur Ausführung derselben ganze Schaaren von französischen Finanzkünstlern unter den Namen von directeurs, inspecteurs, vérificateurs, controleurs, visitateurs, commis, plombeurs, controleurs ambulants, jougeurs (Weinvisirer), commis rats de cave (zu den Kellerrevisionen), anticontrebandiers zu Fuß und zu Pferde als Wächter, welche ins Gesammt, namentlich auf dem platten Lande, sich die größten Willkührlichkeiten erlaubten.

An der Spitze dieser sogenannten administration génerale des accises et péages oder Regie standen fünf Regisseure, deren jeder während der Dauer des sechsjährigen mit ihnen geschlossenen Vertrages einen jährlichen Gehalt von 12,000 Thalern erhielt. Unter ihnen beaufsichtigten 12 Directoren, 12 Departements oder Accisedistricte in Ostpreußen, Lithauen, Breslau, Glogau, Pommern, Berlin, Kurmark, Neumark, Magdeburg, Cleve, Minden und Neiße, doch wurden die westphälischen Provinzen auf die dringenden Vorstellungen der Unterthanen bald nach der Einführung von der Regie ausgenommen und dafür mit einer Fixaccise oder Accisefixation belegt, nach welcher die Städte ein Gewisses aufbrachten, und an die ihnen vorgesetzten Kriegs- und Domainen-Kammern ablieferten. In Westpreußen, Geldern und Ostfriesland nach der preußischen Besitznahme wurden die Steuerangelegenheiten ebenfalls auf besondere Weise regulirt.

1772 Nach Ablauf des sechsjährigen Vertrages behielt Friedrich von
31. Mai den fünf Regisseuren nur de la Haye de Launay, dem zwei Franzosen und zwei Deutsche zur Seite standen; zugleich wurde ein königliches Accise und Zollgericht in Berlin eingesetzt, überhaupt das Justizwesen der Accise verbessert. Das eigentliche Verwaltungsgeschäft der Regie lag ganz in den Händen der Regisseurs, ja nicht einmal der Acciseminister durfte sich in dieselbe mischen.

Diese durchgreifende Einrichtung erregte in ganz Europa Aufsehen, im Lande selbst viele Klagen, ja es fehlte nicht an prophetischen Stimmen, welche den Untergang des Staates durch sie weissagten. Diese Propheten wurden durch die Thatsache, daß der preußische Staat immer mehr aufblühte, widerlegt, denn es kam Ordnung und Leben in das bisher wirklich vernachlässigte Accisewesen, freilich aber nicht ohne große Nachtheile, ohne großen Druck für die Unterthanen. Eine Schaar französischer Hungerleider, die kein anderes Verdienst, als ein gewisses freches Selbstvertrauen und Bereitwilligkeit zu den verhaßtesten Diensten besaßen, wurde von dem Staate besoldet, um seine Unterthanen oft ganz unnöthigen Plackereien zu unterwerfen. Trotz aller dieser Plackereien aber gab die Regie ein ziemlich ungenügendes Resultat, indem sie genau berechnet dem Staate während der 21 Jahre ihrer Dauer nur eine Mehreinnahme von ungefähr 18 Millionen, d. h. jährlich 857,000 Thaler einbrachte, eine Summe, welche bei der rasch steigenden Entwickelung des Staats auch die bisherigen Einrichtungen mit etwas sorgfältigerer Controlle ohne Zweifel eingetragen haben würde. Dafür hatte man sich eine Menge, den Unterthanen verhaßter, ausländischer Beamten, die geringste Berechnung giebt sie auf 200 an, auf den Hals geladen, großentheils der Auswurf der Nation, welche zur Verderbniß derselben mitwirkten, indem sie die Grundlagen der Sittlichkeit untergruben. Aber welcher Geist sollte nicht einmal irren! Friedrichs Absicht dabei war durchaus lobenswerth, denn nur die Luxusartikel, nicht die nothwendigen Lebensbedürfnisse wie Fleisch und Bier u. s. w. wollte er mit Impost belegen. Ja de Launay sagt in seinem ökonomisch-politischen Finanzsysteme Friedrichs II.: „Anstatt die Abgaben des geringen Volkes vermehren zu wollen, hat der König sie oftmals ohne mir ein Wort davon zu sagen vermindert, und sich der Gefahr ausgesetzt, in seinen Einnahmen einen wesentlichen Ausfall zu leiden, wie ich es ihm öfter, obschon vergebens, vorzustellen die Freiheit nahm. — Was der König über die Summe, die er als nothwendiges Fixum verlangte und brauchte, theils von willkührlichen Artikeln, welche der reichere Theil der Nation bezahlen wollte, theils von den Ausländern an Zöllen, Transito und andern dergleichen Ausgaben erhielt, schenkte er allemal seinem Volke wieder, dem er nie etwas abforderte und immer gab; denn seine Ersparungen selbst hatten keinen andern Zweck als sei-

nem armen Volke in Unglücksfällen und kritischen Zeitläuften zu Hilfe kommen zu können. Seine Geschenke waren keine bloßen Geldspenden; er bezahlte Arbeiter, die er dadurch in Nahrung und Activität setzte; denn, pflegte er zu sagen, durchs Arbeiten lernt man Geld verdienen, Geld behalten, und macht sich, mehr oder weniger, dem Gemeinwesen nützlich. Er ließ daher Ländereien urbar machen, Moräste austrocknen, Häuser und Gebäude aufführen, Kanäle graben, öffentliche Arbeiten unternehmen, Fabriken anlegen, und bewies dadurch, daß sein einziges Augenmerk auf das Wohl und den Nutzen seines Volks gerichtet war. — Als der Krieg (von 1778) zu Ende und der König in Berlin zurück war, ließ er mich noch den nämlichen Tag zu sich rufen. Ich fand ihn noch mit edlem Staube bedeckt und schon mit der Fürsorge für sein Volk beschäftigt. Er fragte den Minister Michaelis, warum nach der sächsischen Grenze hin noch so viele unbebaute Striche wären? Als ihm zur Antwort gegeben wurde, daß diese Striche armen Edelleuten oder Gemeinheiten zugehörten, die nicht im Stande wären sie urbar zu machen, erwiederte der König: Warum hat man mir nicht früher etwas davon gesagt! Man weiß doch ein für alle Mal, daß wenn in meinen Staaten etwas über die Kräfte meiner Unterthanen geht, es mir obliegt, die Kosten über mich zu nehmen, und sie nichts weiter zu thun haben, als die Früchte davon einzusammeln. Ich assignire hiermit 300,000 Thaler um diese Ländereien urbar zu machen, und wenn diese Summe noch nicht hinreichen sollte, so will ich mehr geben."

Bei solchen Gesinnungen kann man Mittel, wie die Regie dem großen Könige wohl verzeihen. Was wollte er denn auch? Nur eine Ausgleichung der großen Verschiedenheiten des Besitzes. Kann man bei ihm den Grundsatz tadeln, daß er die Wohlhabenden für ihre nicht in den Nothwendigkeiten des Lebens bedingten Genüsse besteuern wollte, um es den entschieden Unvermögenden zur Anschaffung des unvermeidlichen Bedarfs zuzuwenden? — Dazu nehme man die Erfahrungen seiner glorreichen aber stürmischen Regierung. Kriege hatte er geführt und nur dadurch gesiegt, daß seine Geldmittel nicht ganz versiegten, doch wir haben gesehen, mit welchen verzweifelten Maßregeln. Noch war die Spannung der politischen Verhältnisse nicht gehoben, noch war die Erneuerung des furchtbaren Schauspiels eines

europäischen Krieges bei den ehrgeizigen Plänen Rußlands und Oestreichs, bei der nahenden Auflösung Polens nicht unwahrscheinlich, gebot es nicht die Klugheit — die Menschlichkeit um nicht zu ähnlichen Gewaltmitteln greifen zu müssen, bei Zeiten für den nöthigen Vorrath zu sorgen? —

Auch das Postwesen erhielt durch französische Chefs, den Generalintendanten Bernard, den Surintendanten de la Hogue und den Regisseur Moret eine neue Gestaltung; doch schon 1769 wurde 16. April
der Minister von Derschau zum Generalpostmeister mit ganz unbeschränkter Macht ernannt. Erst unter ihm wurden auf den Hauptrouten die ersten freilich noch immer schlecht bedeckten Wagen eingeführt. Die Posteinrichtungen blieben jedoch unter Friedrich II. noch in der Kindheit.

Durchgreifend und characteristisch für seine Regierung ist die Tabacks- und Kaffee-Verwaltung geworden. Seit der Einwanderung der französischen Flüchtlinge hatte man angefangen Taback zu bauen. Im Jahre 1778 wurde die erste Rauch- und Schnupftabacksfabrik von Samuel Schock aus Basel gegründet. Für seine sehr ausgebreiteten Geschäfte wurde er ansehnlich entschädigt, als der König den Tabackshandel zum Monopol machte, und an verschiedene Unternehmer verpachtete, bis er endlich den Alleinhandel damit selbst übernahm. Nachdem die Generaltabacksadministration kurze Zeit mit der Regie verbunden gewesen war, gestaltete man sie zu einem besondern Verwaltungszweig. Die eilf Provinzen des Reiches zerfielen hinsichtlich der Tabacksregie in vier Departements; über die Generaltabackskasse führte der schon öfter genannte de Launay die Aufsicht. Groß war der Gewinn für die Krone aus diesem Handelszweige, denn nach Abzug aller Kosten blieb in dem Etatsjahre 1785—86 ein reiner Ueberschuß von 1,286,289 Thalern, und dies für ein Erzeugniß des Landes. Wenn auch 250,000 Thaler für amerikanische Blätter ins Ausland gingen, so kehrten dagegen von dort 240,923 Thlr. 19 Gr. 2 Pf. für rohe Blätter Rollen-Taback nach Preußen zurück. Betrachtet man diesen unendlichen Vortheil, so läßt sich begreifen, wie Friedrich auf diese Einrichtung stolz sein konnte, und sie vorzugsweise sein Werk nannte, obgleich es immer auffallend erscheint, daß der Landesherr so streng den fremden Taback verpönte, und selbst Spaniol schnupfte.

Neben dem Taback sehen wir den Kaffee als ein einträgliches Regal. Zwar blieb er lange nach der Errichtung des ersten Kaffeehauses im Jahre 1721 nur ein Genuß der vornehmeren Welt, den sich der Mittelstand an Festtagen als etwas ganz Besonderes erlaubte, doch schon nach dem siebenjährigen Kriege war er ein fast allgemeines Bedürfniß geworden. Daher bot denn auch die Kaffeeadministration oder Kaffeeregie äußerst reichlichen Ertrag. Das Pfund bezahlte eine Steuer von 4 Groschen, welche das Edict vom 1sten April 1772 noch um 2 Groschen, und zum Besten der Bank um 2 Pf. erhöhte. Aber dieser bedeutende Gewinn aus dem Taback- und Kaffeeverkaufe zog traurige Folgen herbei, indem die hohe Auflage zum Schleichhandel selbst mit gewaffneter Hand aufforderte, und durch die Verbreitung desselben durch den ganzen Staat die Moralität des Volkes untergrub.

Um den unerlaubten Verkauf der beliebten arabischen Bohne zu wehren, erschien 1781 eine neue Kaffeeordnung. Nach dieser bekam jede Provinz ein Hauptentrepot nebst verschiedenen Nebenentrepots von Kaffee im Ganzen 21, von denen die Kurmark 4, die Neumark 3, Pommern ebenso viel, Magdeburg und Preußen, jedes 2, Halberstadt 1, Schlesien 4 und Westpreußen 2 hatte; die westphälischen Länder bezahlten dafür eine Aversionalsumme. Die königlichen Entreposeurs, inländische Kaufleute, stellten 6000 Thaler Kaution. Sie verkauften ungebrannten Kaffee an die Privilegirten und gebrannten in Büchsen an die Krämer. De Launay als Präsident beaufsichtigte dies Geschäft. Der Kaffee befand sich in blechernen Büchsen von 24 Loth gebranntem Kaffee, deren jede mit einer königlichen Verordnung verklebt war. Diese 24 Loth mußten mit einem Thaler bezahlt werden, wobei man für die Büchse, die wieder angenommen wurde, 4 Groschen rechnete. Dieses machte, obgleich der damalige Verbrauch fast nur auf ein Zehntheil des heutigen stieg, bei vier Millionen Pfunden, von denen ½ Million auf die Privilegirten kam, eine ziemlich bedeutende Summe, wenn man bedenkt, daß man von Hamburg aus mit allen Transportkosten, nur ohne Accise, das Pfund für 4¾ Groschen beziehen konnte. Die Privilegirten, zu welchen in den Städten der Adel, die Offiziere, die Geistlichen, die Mitglieder der Landescollegien u. a. m. gehörten, mußten sich sogenannte Brennscheine bei dem königlichen Acciseamte für einen Groschen lösen; dafür erhielten sie

das Pfund Kaffee zum Preise von 9 Groschen, mußten aber jährlich wenigstens 20 Pfund verbrauchen. Um die Unterthanen zu kontrolliren, wurden sogenannte Kaffeeriecher angestellt, die sich natürlich neben dem Spott auch den Widerwillen des Volks durch ihr gehässiges Nachspüren zuzogen. Bei dem ungeheuren Preise mußte der Schleichhandel Wege finden, das Publikum mit seinem Lieblingsgenusse zu versorgen, daher setzte die Kaffeeregie den Preis zu wiederholten Malen so weit herab, daß die Entrepots sowohl als die Krämer, welche 5 Procent Provision bekamen, das Pfund zu 10 Groschen, das Loth zu 5 und das halbe Loth zu 3 Pfennigen verkauften. Diese Verminderung hatte einen sehr wohlthätigen Erfolg, denn bald stieg dadurch die Kaffeeaccise von 300,000 auf 574,000 Thaler. Freilich blieb der Kaffee immer noch ein theurer Konsumtionsartikel, daher dachte man auf Surrogate, namentlich auf Zichorien, unter die man einige Kaffeebohnen mischte. Friedrichs Absicht bei dieser Kaffeeregie war nicht nur die Einkünfte des Staats zu vermehren, sondern auch den Kaffeeverbrauch, der jährlich eine Million Thaler aus dem Lande führte, und sich immer mehr und mehr bis auf die untersten Stände ausdehnte, möglichst zu beschränken. Doch läßt sich schwer in solchen Dingen die Neigung der Menschen bekämpfen; sie siegte auch hier, und der Kaffee ward trotz aller Hindernisse von Tag zu Tag ein allgemeineres Bedürfniß.

Der Salzverbrauch ward ebenfalls genau geregelt. Jeder Haus- 1763
wirth erhielt ein Salzbuch zur Controlle seines Salzverbrauches. 17. Dez.
Nach einer spätern Verordnung waren für jedes Individuum über 1774
9 Jahre 4 Metzen und dazu eine halbe Metze für das Fleisch, wel- 8. April
ches die Leute in ihren Häusern salzten und räucherten, festgesetzt; für eine milchende Kuh jährlich 2 Metzen, für fünf milchende Schaafe 1 Metze, und halb so viel für die, welche keine Milch geben u. s. w. Den Verbrauch der Gastwirthe und zu anderen Gewerben bestimmte der Salzinspector nach einem billigen Ueberschlage. Dem mindenschen Salzwerke mußten Ostfriesland und das Harlingerland jährlich 500 Lasten abnehmen.

Die Einführung der Lotterie sowohl der Zahlen als Klassen- 1763 und
lotterie vermehrte die königlichen Einkünfte; ebenso das erneuerte 1767
Stempel- und Kartenedict, durch welches der Ertrag bis auf 600,000 1760 13.
Thaler gehoben wurde. Mai

Damit die erhöhte Einnahme auch wirklich dem Staate zu Gute käme, mußte die Oberrechenkammer, welche zu einer Abtheilung des Generaldirectoriums erklärt wurde, eine strenge Aufsicht führen; durch Ordnung und Sparsamkeit wußte Friedrich den Ertrag seines schöpferischen Geistes zu vervielfachen.

Bisher haben wir gesehen, wie der König darauf hinarbeitete besonders dem wohlhabenden Zehrstande zu Gunsten der Bedürftigen Steuern aufzulegen, und so die Mittel der Regierung zur Ausführung großer Dinge zu erhöhen, doch begnügte er sich damit nicht, sondern suchte mit ebenso vielem Scharfsinn den Ausfluß des Geldes aus seinem Staate in die Fremde zu verhindern. Zu diesem Zwecke beförderte er mit freigebiger Hand die Einrichtung von Fabriken und Manufacturen in seinem Lande. 24,576 Webstühle verarbeiteten im Jahre 1780 für 4,382,951 Thaler Leinewand, von welcher ein großer Theil nach Amerika abgesetzt wurde. Wollenwaaren führte man für 4 Millionen Thaler aus. Die preußischen Tuche gingen selbst über Kiachta nach China. Den Tuchmachern zu Gute, und um der Concurrenz der Lausitzer zu wehren, wiederholte man die alten Ausfuhr-
1766 verbote der Wolle. So wie sein Vater verbot Friedrich bei Lebens-
1774 strafe die Ausfuhr dieses wichtigen Erzeugnisses. Freilich mußten hier-
3. April durch trotz der Sorge des Königs durch spanische Schaafe die Wollzucht zu veredeln, die Schäfereien beeinträchtigt werden; ungeachtet der strengen Verordnungen, welche bei 1000 Dukaten Strafe das Eingehen einer Schäferei verboten, kamen sie immer mehr und mehr herab. Diese und ähnliche Einseitigkeiten seines schon oben erwähnten aber erst jetzt vollständig ausgebildeten Merkantilsystems erkannte freilich der große König nicht, doch müssen wir dabei bedenken, daß sie tief in den Ansichten und Verhältnissen jener Zeit begründet lagen, und erst mancher gewaltsame Umsturz vorangehen mußte, um die industriellen Kräfte des Volkes ganz zu entfesseln. Eine der drückendsten aus seinem System entspringenden Maßregeln war die Sperre der Landesgrenzen für die rohen Erzeugnisse des Bodens, indem sie das allerausgebreitetste Gewerbe im Staate, den Ackerbau traf und lähmte. Um wie überall auch hier den Vermittler und Ausgleicher zu machen, ließ er die Ausfuhr des Getraides nur in sehr bedingter Weise zu, während es zu festen Preisen in die königlichen Speicher geliefert werden mußte, freilich zu dem lobenswerthen Zweck, um im

Fall der Noth zum Unterhalt für die Armen und für das Heer zu dienen. Zur Erreichung dieses Zweckes scheute er sich nicht, Visitationen anzuordnen, um die Kornhändler zum Verkauf ihrer Vorräthe zu zwingen, und war dabei so tief von der Nothwendigkeit seines Verfahrens überzeugt, daß er in seinen Schriften geradezu erklärte: Ein Souverain, welcher die öffentliche Wohlfahrt im Auge hielte, müßte wohlgefüllte Magazine unterhalten um die Ungleichheit der Ernten auszugleichen und der Hungersnoth vorzubeugen. Allerdings müssen wir hierbei eingestehen, daß er durch diesen Grundsatz in dem Hungerjahre 1772 seine Unterthanen schützte, wo der Mangel im Erzgebirge 100,000 in Böhmen sogar 180,000 Menschen dahinraffte. Glas- und Spiegelhütten, so wie Fayencefabriken wurden lebhaft von Friedrich befördert, ja sogar auch eine Porcellanfabrik noch während des siebenjährigen Krieges in Berlin gegründet. Alle Arten von Fabri- 1761
ken, das Berg- und Hüttenwesen, Steinkohlenbau und Torfgräbereien, kurz alles, was dem Gemeinwesen Nutzen, den Unterthanen Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienst geben konnte, wurde, das größte wie das kleinste, mit gleicher Sorgfalt von dem großen Könige befördert.

Ein von den ersten Regierungsjahren Friedrichs an ganz besonders gepflegter Zweig der Betriebsamkeit, welcher nach langen Bemühungen endlich sehr erfreuliche Früchte trug, war der Seidenbau. Anfangs äußerst gering, denn er betrug vom Jahre 1746 bis 1750 nicht mehr als 100 Pfund, stieg er bis zum Jahre 1785 auf 17,000 Pfund. Unermüdliche Sorge, Geldunterstützungen so wie Belohnungen durch Denkmünzen förderten diesen erst in den neuesten Zeiten wieder aufgenommenen Industriezweig zu einer so bedeutenden Höhe.

Wo irgend die Unterthanen litten, da griff Friedrich mit kräftiger Hand zu ihrer Unterstützung ein, besonders da, wo sie sich durch sittlichen Werth und Fleiß empfahlen. So ließ er den betriebsamen Bauerschaften der Grafschaft Ravensberg auf ihren Dank für seine vielfältig ihnen gespendeten Wohlthaten erwiedern: S. K. M. getreue 1785
Unterthanen in der Grafschaft Ravensberg haben blos ihrer guten 17. Juli
Aufführung beizumessen, daß Höchstdieselben ihnen dies Jahr einen Theil der Contribution erlassen haben. Dergleichen Unterthanen verdienen, daß ihr Landesvater sie soviel möglich unterstützt. Höchstgedachte S. K. M. nehmen dahero Ihren Dank mit gnädigstem Wohl-

gefallen an, und versichern dieselben, bei fernerhin verspürter deutscher Treue Dero fernerer Huld und landesväterlicher Fürsorge." Und als die Einwohner von Greiffenberg in Schlesien nach dem unglücklichen Brande von 1783 durch die bedeutenden Baugelder des Königs ihre Stadt aus dem Schutt und der Asche aufgerichtet, und ihren alten Wohlstand wiederhergestellt hatten, da antwortete Friedrich ihren Abgeordneten die denkwürdigen Worte: „Ihr habt nicht nöthig euch bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen, dafür bin ich da!" — Großartige Unternehmungen unterstützte er gern mit Rath und That; ja Millionen achtete er nicht, wenn sie zur wesentlichen Verbesserung des Landes wirken konnten. So beförderte er großmüthig die Absicht
1779 der pommerschen Ritterschaft das Kreditsystem bei sich einzuführen.

Friedrich war ein Freund jeder industriellen Speculation, sobald sie nur irgend eine vortheilhafte Seite darbot; er war zugleich umsichtig und unternehmend. Da die Forsten Bauholz im Ueberfluß gaben, so wendete man auf den Vorschlag des Geheimen Finanzrathes Delatre das schönste seit dem Jahre 1769 zur Erbauung einer Anzahl großer Fregatten an, die dann vollkommen ausgerüstet und zu gutem Preise auswärtigen Mächten überlassen wurden. Für das Brennholz dagegen trat 1766 eine besondere Gesellschaft zusammen. Als ihr Privilegium zu Ende ging, übernahm der König selbst das Brennholzmonopol, und dehnte dasselbe auch in sofern auf alle Provinzen aus, daß er alles Brennholz mit einer Accise belegte; nur einzelne Theile des Landes blieben in Folge besonderer Abfindung von dieser Abgabe verschont.

Auffallend könnte es erscheinen, daß Friedrich bei seinem regen Streben Handel und Wandel zu fördern, keine einzige Meile Chaussée in seinem Staate erbaut hat, wenn man nicht erwöge, daß der Aufwand dazu, der sich für eine Meile durchschnittlich auf 20 bis 22,000 Thaler beläuft, für die damaligen Kräfte des Staates zu bedeutend war. Noch war der Verkehr in den preußischen Landen nicht lebhaft genug geworden, um so große Anstrengungen wieder zu vergüten. Dieser wichtige Fortschritt war unsern Zeiten vorbehalten, erst in den letzten Jahrzehnten gelangte Preußen dahin, das Land mit einem Netze von Kunststraßen zu durchziehen, und sogar noch schnellere Communicationsmittel zu schaffen. Dagegen that

Friedrich viel für Kanalverbindung. Der johannisburger und Gilge-
canal in Ostpreußen, die Wasserverbindung zwischen Maas und Rhein
in Geldern, vor allen der bromberger Canal zeugen für die lebhafte
Thätigkeit des Königs in dieser Beziehung.

Der Handel Preußens erlitt außer dem Mangel an Communica-
tionsmitteln andere noch wesentlichere Hemmungen. So fehlte es an
großen Capitalisten, an Leuten, welche Geldgeschäfte machten; selbst
Berlin, bei einer Bevölkerung von 90,000 Menschen hatte noch kei-
nen Banquier von Profession. Splitgerber und Daum, die Vor-
gänger des jetzigen Hauses Schickler, begründeten mit königlicher Un-
terstützung zuerst diesen Geschäftszweig. Ein äußerst dringendes Be-
dürfniß für die Ausdehnung commerzieller und industrieller Unterneh-
mungen war natürlich auch eine öffentliche Bank. Vergebens hatten
Privatleute schon vor dem siebenjährigen Kriege die Anlegung einer 1765
solchen Kreditanstalt versucht, erst 1765 kam man zum Ziel; der Kö-
nig verbürgte ihr Bestehen, und lieh zum anfänglichen Stock acht
Millionen baar, welche unter dem folgenden Könige zurückgezahlt
wurden.

Neben der Bank erhob sich die Seehandlungsgesellschaft.
Sie wurde gestiftet, als die östreichische Regierung bei der ersten 1772
Theilung Polens in Besitz der Salzwerke von Wiliczka, Bochnia und 3. Okt.
Halicz gekommen war, und dadurch ein Monopol erhalten hatte, wel-
ches Friedrich gern getheilt hätte. Daher übertrug er der Seehand-
lungsgesellschaft den Handel mit Seesalz aus Spanien, Frankreich
und England. Vom 1sten Januar 1773 an sollte kein anderes als
der Seehandlungssocietät angehöriges oder für ihre Rechnung ver-
brauchtes Schiff zum An- und Verkauf des Salzes in den Preußen
unterworfenen Häfen und Rheden aufgenommen werden. Das Wachs
wurde ebenfalls ihrem Privilegium zugefügt. 1,200,000 Thaler,
welche durch 2400 Actien, von denen 2100 der Staat für seine Rech-
nung zurückbehielt, zusammengebracht wurden, bildeten den Fonds.
Die Zinsen der Aktien wurden auf 10 Procent gesetzt, doch waren
die Geschäfte der Gesellschaft im Anfange nicht sehr günstig.

Als eine höchst wohlthätige Einrichtung, welche von Friedrich eifrig
befördert wurde, müssen wir das landschaftliche Kreditsystem
hervorheben. Zuerst trat dieses in Schlesien ins Leben, wo der Adel
durch den Krieg in große Geldverlegenheit gerathen war. Ge-

meinschaftlich verbürgten sich sämmtliche schlesische Gutsbesitzer unter einander zur Aufrechthaltung ihres Kredits; ein Kabinetsbefehl be-
1769 stätigte die segensreiche Anstalt. Aehnliche Einrichtungen traf man
29. Aug. nach und nach in andern preußischen Provinzen.

Der König ließ es sich, wie wir schon oben gesehen haben, aufs äußerste angelegen sein den Adel in seinem Güterbesitz zu erhalten, und jede Veräußerung an Bürgerliche so viel als möglich zu verhindern, weil er die Scheidung der Stände für gut hielt, und die Bürgerlichen mit ihren Capitalien auf den Verkehr und Gewerbbetrieb hinweisen wollte. Während des Krieges hatte man von diesen Grundsätzen abgehen müssen, doch unmittelbar nach dem Frieden kehrte man zu ihnen um desto strenger zurück. Mit großem Mißfallen bemerkte der König, daß sich die alten Familien in seinem Lande nicht conservirten; deshalb gab er den Landescollegien darüber Befehle, und rieth selbst den Familien zur Errichtung von Majoraten, damit sie nicht durch Zersplitterung der Güter in Verfall geriethen. Er ergriff noch positivere Mittel um die Adligen in ihrem Besitz zu erhalten und den Ankauf ihrer Güter durch Bürgerliche zu verhindern.
1774 Wenn ein adliges Gut in Concours fiel, so wurde unverzüglich von
29. Jan. der Kriegs- und Domainenkammer in der Provinz ein Kriegsrath ernannt, der es wie eine Domaine in Verwaltung nahm, damit es in seinem Werthe nicht herabgedrückt, und nur wieder an Adlige verkauft würde. Um desto sicherer jeden Bürgerlichen von einem solchen
1775 Ankauf zurückzuschrecken, ward bestimmt, daß bürgerliche Eigenthümer
16. Zbr. adliger Güter die mit dem Besitze derselben sonst verbundenen Ehrenrechte, nämlich die Gerichtsbarkeit, das Kirchenpatronat, Kirchengebet, Kirchentrauer, die Benennung nach dem Gute nebst dem Zutritt zu den Kreis- und Landtagen, so wie hohe und niedere Jagd unter keiner Bedingung genießen sollten. Auch die den Adligen verliehene Accisefreiheit kam den bürgerlichen Besitzern adliger Grundstücke nicht zu Gute. Diese gewaltsamen Mittel den Adel in dem Besitz seiner Güter zu erhalten, führten nicht zum Ziele, ja sie bewirkten gerade das Gegentheil. Durch den Mangel an Concurrenz bei den Verkäufen sank der Güterwerth immer tiefer herab, und indem so mancher gezwungen war sein Besitzthum zu bewirthschaften, dem die nöthigen Mittel und Fähigkeiten dies mit Vortheil zu thun, abgingen, ward die Verarmung adliger Gutsbesitzer um so allgemeiner, und wenig

half es daher, wenn der König wiederholentlich selbst die bedeutendsten Summen zur Verbesserung adliger Besitzungen in mehreren Provinzen spendete.

Erfolgreicher waren Friedrichs Anordnungen, welche ohne Standesvorurtheile zu befördern die Erhaltung des Wohlstandes seiner Unterthanen zum Zwecke hatten. Die Gründung von Feuerassecuranzen, Leihhäusern zum Schutz wider den Wucher, einer allgemeinen
Wittwenverpflegungsanstalt, so wie tausend andere gemeinnützige An- 1775
stalten verdanken wir alle dem die Bedürfnisse seines Volkes scharf 10. Dez.
durchdringenden Blicke des großen Königs.

Seine unermüdliche Thätigkeit trieb ihn in den Kampf mit der Natur selbst um der widerstrebenden ihre Geschenke abzuringen. Die Ufer der Warthe und Netze, sonst nur der Aufenthalt des Wildes und Ungeziefers, wurden von Tausenden gewerbefleißiger Menschen besetzt, der Oderbruch so ausgedehnt und verbessert, daß der König freudig beim Anblick desselben ausrief: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, auf dem ich keine Soldaten zu halten nöthig habe.“ Keine Provinz ging bei diesen Verbesserungen leer aus, überall verbreitete Friedrichs milde und thätige Hand den Segen der Kultur. Viele tausend Ansiedler eilten aus Polen und allen Theilen des deutschen Reiches herbei, denn in seinen Ländern war jedem, der arbeiten wollte, ein hinreichender Unterhalt gewiß. In der Kurmark allein siedelten sich während seiner Regierung 11,618 fremde Familien an, die ganze Zahl der neuen Anbauer in den gesammten Landen stieg bis auf 250,000. Die dafür auf zehn Millionen veranschlagte Ausgabe trug reichliche Zinsen für den Staat. Bei diesen weisen und wohlthätigen Arbeiten stand dem Könige der Geheime Finanzrath von Brenckenhoff thätig und einsichtsvoll zur Seite.

Mit richtigem Blicke erkannte Friedrich, daß die Aufhebung der Gemeinheiten auf Aeckern, Wiesen, Hütungen u. s. w. zur Beförderung segensreicherer Thätigkeit für die Landbewirthschaftung nothwendig sei; aber freilich überstiegen seine Ansichten noch zu sehr die Fassungskraft seiner Zeit, als daß er von den durch Vorurtheile aller Art gefesselten Landbebauern hätte verstanden werden können, doch gebührt ihm auch hier wie in so vielen andern Gebieten der Ruhm, die erste Bahn zu einer segensreichen Umwälzung gebrochen zu haben.

Nahe genug lag hierbei der Gedanke an die Abschaffung der im-

mer noch das Landvolk niederdrückenden Lasten, der Gutshörigkeit, der Frohndienste und des Vorspanns. Hier stieß Friedrich auf noch größere Schwierigkeiten als in den eben erwähnten Punkten, da die Bauern z. B. in den hinterpommerschen und caminischen Aemtern größtentheils die Freiheit zurückwiesen, weil sie als Ablösung dafür das freie Bauholz verlieren und die Hofwehr bezahlen sollten. Ja als er endlich gereizt durch den Widerstand in einer so segensreichen Absicht etwas herrisch decretirte: „Sollen absolut, und ohne das geringste Raisonniren alle Leibeigenschaften, sowol in königlichen, adligen als Staatseigenthumsdörfern von Stund an gänzlich abgeschafft werden, und alle diejenigen, so sich dagegen opponiren würden, so viel als möglich in Güte, in deren Entstehung aber mit Force dahin gebracht werden, daß diese von S. K. M. so festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde," brachten die pommerschen Landstände geradezu die Unmöglichkeit der Ausführung dieses königlichen Befehls zu Protokoll. Sie wiesen nach, daß die Leibeigenschaft seit alten Zeiten in Vorpommern keine andere Bedeutung als Gutspflichtigkeit gehabt habe, und der Provinz so wie dem Lande großer Schaden durch die Aufhebung erwachsen könnte. Ihre Vorstellung hatte mit so scheinbarem Grunde die Entvölkerung des Landes und das Austreten der waffenfähigen Mannschaft als Folge von Friedrichs landesväterlichen Ideen zum Besten der hörigen Leute dargestellt, daß er dieselben, wenigstens in so weitem Umfange nicht nur ganz aufgab, sondern vielmehr den Edelleuten und Landbegüterten bei etlichen hundert Dukaten Strafe für jeden wüsten Hof anbefahl, denselben, wie in alten Zeiten, mit Bauern wieder zu besetzen. Doch blieb es ihm wenigstens gestattet, durch menschenfreundliche Verordnungen den schlimmen Zustand der Bauern einigermaßen zu verbessern. Freilich konnte er sie ohne gewaltsame Umwandlung der ganzen Staatsverfassung weder von den drückenden Anforderungen der Gutsherrn noch der Regierung lösen, denn wie hätte er ohne Vorspann, ohne Fouragelieferungen, welche oft dem Betrage der jährlichen Kontribution gleich kamen, ohne die Kavaleriegrasung ein so bedeutendes für jene Zeitverhältnisse durchaus nothwendiges Heer erhalten können?

Der Versuch die Bauern aus ihrer Unselbstständigkeit zu lösen, lief mitunter sehr übel ab, wie auf dem Amte Balster im dramburgischen

Kreise der Neumark, wobei die Bauern auch zugleich Eigenthümer von den Höfen und Inventarien wurden. Da währte es denn nicht lange, so gingen zum großen Theil die Einwohner mit Hab und Gut davon, verließen ihre Wohnplätze, weil sie daselbst keinen Absatz ihrer Producte fanden, und zogen mit ihrer Hofwehr, Pferden und Vieh nach den besseren Gegenden der Weichsel und Oder. Hier verkauften sie meistens, was sie besaßen, und dienten dann bei den Bauern im Bruche um Lohn. So mußte der König um nicht die ganze Gegend zu entvölkern, die Unterthänigkeit wieder herstellen.

Die Städte genossen nicht minder als das platte Land die sorgfältigste Aufsicht Friedrichs, doch wurden sie vielleicht in etwas zu strenge Vormundschaft genommen, namentlich durch die Instruction für die Steuerräthe, und zwei Jahr später durch die neue Organisa- 1766
tion der Oberrechenkammer. Dadurch mußte der letzte Rest der bür- 1. Aug.
gerlichen Selbstständigkeit, welche im Mittelalter so schöne Ergebnisse hervorgebracht hatte, in ihnen verloren gehen; dagegen war die Obhut, unter welcher die Gemeindeverwaltung von dem Herrscher genommen wurde, für jene Zeiten geringerer Entwickelung nicht so übel, denn manche böse Wirkungen, die aus der heutigen unabhängigen Verfügung über die Mittel in den Städten hervorgegangen sind, wurden durch Friedrichs Fürsorge vermieden, und dadurch der Mangel an freierer Entwickelung aufgewogen. Das schärfere Festhalten der Verhältnisse und Richtungen der Stände war damals eher segensreich als hemmend für das allgemeine Wohl. Selbst das Zunftwesen mit seinem Handwerkszwang hatte für jene Zeit noch die sehr wohlthätige Folge, daß bürgerliche Tüchtigkeit in der Gesinnung und in dem Handwerksbetriebe festgehalten, und nicht durch den allzuraschen Umschwung unbeschränkter Freiheit alles zu einer überfrühen Reife und dadurch dem Verderben entgegen getrieben wurde.

Wunderbar kann es erscheinen, daß ein der Kunst und Wissenschaft so ergebener Fürst, der litterarische Freund Voltaires, der Philosoph von Sans Souci unmittelbar nicht mehr für die Universitäten gethan hat. Halle, obgleich die wichtigste von allen vier Landesuniversitäten, stieg in ihrem Etat bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. auf nicht mehr als 7000 Thaler; aber wenn auch Reinhold Forster dem Minister von Zedlitz, der ihn aus London nach Halle berief, mit Recht sagen konnte, „im Preußischen habe der Gelehrte

Zeisigfutter und Eselsarbeit;" so brach derselbe Gelehrte doch auch mit Thränen im Auge vor Friedrich in die Worte aus: „Ich habe nun bereits sieben Könige gesehen, vier wilde und drei zahme, aber so einen wie Ew. K. M. habe ich in der Welt noch nicht gesehen." Der hohe Genius des Fürsten zog die verwandten Geister an, und schuf Großes selbst mit sehr geringen Mitteln. Freilich konnte es nicht fehlen, daß mancher vortreffliche Gelehrte die Belohnung, welche ihm in Preußen zu kärglich geboten wurde, im Auslande suchte, und so seine Talente dem Staate entzog. Großes Verdienst um das höhere Unterrichtswesen im Allgemeinen erwarb sich der Minister von Zedlitz, welcher von 1771 bis 1788 an der Spitze dieses wichtigen Departements in Preußen stand.

Lebendiger als wir bei den Universitäten gesehen haben, nahm Friedrich an dem Wohl der Schulen, besonders der Gymnasien Theil. Diese standen noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Latein machte fast den einzigen Lehrgegenstand aus; wenig Griechisch noch weniger Geschichte wurde getrieben; Mathematik und deutsche Sprache fehlten in dem Lehrplane, ja letztere hielten die gelehrtesten Professoren geradezu unter ihrer Würde. Dabei war die Disciplin selbst auf dem Joachimsthal in Berlin, welches Friedrich gern zu einer Musteranstalt erheben wollte, außer allen Fugen. Erst der berühmte Meierotto begründete hier ein wissenschaftlicheres Streben. Zu gleicher Zeit hoben sich das graue Kloster in Berlin unter Büsching und später Gedicke, die Domschulen in Magdeburg und Halberstadt, und bald auch nach ihnen andere im Bereiche der preußischen Monarchie. Eine neue pädagogische Richtung schuf der Prediger Hecker an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin durch die Stiftung der
1747 Realschule aus seinen eignen Mitteln. Diese Schule sollte ihrem ersten Plane nach Offiziere, Ingenieurs, Kaufleute, Landwirthe, Künstler und Handwerker bilden, eine Idee, welche freilich erst unsre neuesten Zeiten zur Vollendung gebracht haben. Es läßt sich denken, daß der König sich angelegentlich für eine Schöpfung der Art verwendete; er gestattete der Anstalt sogar zum bessern Fortkommen eine eigene Buchhandlung. Die Richtung, welche Hecker einschlug, fand Anklang, denn bald entstanden auch an andern Orten der Monarchie z. B. in Stargard und Breslau Realschulen von ähnlicher Form.

Am allermeisten lag dem Könige, als Grundlage der gesammten Volksbildung das Landschulwesen am Herzen. Kurz nach dem hubertsburger Frieden erschien ein äußerst zweckmäßiges Gene- 1763
rallandschulreglement. Hier heißt es zu Anfang: „Demnach 12. Aug.
Wir zu Unserm höchsten Mißfallen Selbst wahrgenommen, daß das Schulwesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lande bisher in äußersten Verfall gerathen, und insonderheit durch die Unerfahrenheit der mehresten Küster und Schulmeister die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen: so ist Unser wohlbedachter und ernster Wille, daß das Schulwesen auf dem Lande in allen Unsern Provinzen auf einen bessern Fuß als bisher gesetzt und verfaßt werden soll. Denn so angelegentlich Wir nach wiedergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden das wahre Wohlsein Unsrer Länder in allen Ständen uns zum Augenmerk machen, so nöthig und heilsam erachten Wir es auch zu sein, den guten Grund dazu durch eine vernünftige sowol als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht, und anderen nützlichen Dingen in den Schulen legen zu lassen, und Alles ins künftige darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die folgende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bilden und erziehen zu können."

Leider kam die vortreffliche Verordnung nicht zur Ausführung; der Landschulenunterricht blieb noch bis zu den neuesten Zeiten in den Händen schlecht besoldeter und unwissender Schulmeister. Ja der König selbst trug zum Theil die Schuld der Verwahrlosung der Volksschulen, indem er den Vorschlag des sonst so verdienstvollen von Brenckenhoff, die ausgedienten Unteroffiziere, welche sich dazu schickten, für den Unterricht auf dem Lande anzuwenden, und sie auf diese Weise 1770
zu versorgen, annahm. Diese Maßregel darf man jedoch nicht nach den 31. Juli
heutigen Verhältnissen beurtheilen; bei dem im Allgemeinen immer noch niedrigen Standpunkt der Bildung waren die an gute Zucht gewöhnten und mit den Elementen wohl vertrauten Unteroffiziere bei weitem nicht die schlechtesten Landschulmeister. Zum Ruhme muß man Friedrich nachsagen, daß er bei der Unterstützung, welche er den Landständen seiner Provinzen für ihre materiellen Zwecke zukommen ließ, auch jedesmal der Verbesserung des Schulwesens gedachte, und sehr viel für dasselbe aufwendete; freilich immer noch nicht genug zur Be-

friedigung des auf allen Seiten gefühlten Bedürfnisses. Sehr vieles blieb Privatpersonen überlassen. Vor allem muß hier der Domherr von Rochow hervorgehoben werden, der nicht nur durch seinen bis in alle Familien Deutschlands eingedrungenen Kinderfreund zur Bildung der Schuljugend beigetragen hat, sondern auch auf seinem eigenen Gute Rekahn eine Musterschule für Deutschland errichtete, und dadurch Epoche in diesem Theil des Schulwesens machte. Dabei blieb das, was jene strebsame Zeit andern Ortes erzeugte, nicht ohne Einwirkung auf die preußischen Länder. Weiße, Salzmann, Campe fanden hier ihre Verehrer und Nachahmer. Schön äußert sich Friedrich am Abend seines Lebens über die Wichtigkeit der Volks-
1772 bildung. „Die Sorge für die Erziehung, schreibt er an d'Alembert, ist ein wichtiger Gegenstand, den die Fürsten nicht vernachlässigen sollten, und den ich bis auf meine Landschulen ausdehne. Das sind Steckenpferde meines Alters, und ich verzichte auf gewisse Weise auf das schöne Handwerk, über welches Herr von Guibert so beredten Unterricht giebt. — Je mehr man im Alter fortschreitet, desto mehr überzeugt man sich von dem Schaden, welchen die vernachlässigte Erziehung der Jugend den Gesellschaften stiftet. Ich beeifre mich auf alle Weise diesen Nachtheil zu verbessern, und bilde die Gymnasien, die Universitäten, ja selbst die Landschulen um. Doch es sind dreißig Jahre nöthig um Früchte zu sehen, ich werde sie nicht genießen; aber es wird mich freuen meinem Vaterlande diesen Vortheil zu schaffen, dessen dasselbe entbehrt." Der König hielt diesen Gegenstand für bedeutend genug um einen Aufsatz „über die Erziehung" seinen Werken hinzuzufügen.

Eine wichtige Stiftung Friedrichs im Gebiete des Unterrichtwe-
1765 sens war die Ritteracademie zu Berlin, eine Anstalt für 15 fähige zum Theil aus dem Kadettencorps erlesene Eleven unter Aufsicht von fünf Gouverneurs, meistentheils adligen ehemaligen Kapitainen. Sechs Professoren, unter denen sich auch der berühmte Sulzer für Metaphysik und Moral befand, bildeten den eigentlichen Körper dieser Akademie; sie standen unter dem von Friedrich höchst geschätzten Generallieutenant von Buddenbrock, dem Sohn des Generalfeldmarschalls. In dieser Académie des nobles, wie sie Friedrich auch nannte, sollte weder Empfehlung noch Verwandschaft etwas ausrichten, nur fähige Köpfe durften darin aufgenommen werden, und wenn diese

der Erwartung nicht entsprächen, so sollten andre an ihrer Statt angenommen werden.

Wir haben oben schon von den eigenthümlichen Ansichten Friedrichs über den Adel und seine Stellung zum Staate gesprochen. Er selbst sagt unumwunden in seinem letzten Geschichtswerke, „nur der Mangel an Edelleuten in den Regimentern sei die Ursache gewesen, daß man die Offizierstellen während des Krieges an Bürgerliche habe geben müssen, doch um den für die Wohlfahrt des Staats so wichtigen Grad von Vollkommenheit im Heere zu erreichen, habe man nach dem Frieden aus dem Corps der Offiziere alle Bürgerliche hinweggeschafft, und in die Garnisonregimenter gebracht, wo sie wenigstens ebenso viel werth gewesen wären als ihre pensionirten Vorgänger. Da das Land selbst nicht die nöthige Zahl von Edelleuten hergeben konnte, so habe man Ausländer aus Sachsen, Mecklenburg und aus dem Reiche in das Heer genommen.“ Friedrich vergaß hier ganz, wie viele Offiziere bürgerlichen Standes bis zu den höchsten Graden hinauf dem Könige vortreffliche Dienste in dem großen Kampfe um Preußens Bestehen geleistet hatten. Die Gründe mit welchen er seine Ansichten unterstützt, lauten freilich in dem Munde des sonst alle Vorurtheile verachtenden Philosophen von Sans-Souci wunderbar genug. Er meint, „man müsse deshalb die Adligen in die Offizierstellen bringen, weil sie gewöhnlich Ehre haben. Wenn man bei Leuten ohne Geburt bisweilen auch Talent und Verdienst fände, so wäre dies selten, und in diesem Falle solle man sie behalten. Dem Adel bleibe im Allgemeinen kein anderes Mittel als sich durch den Degen auszuzeichnen; verliere er seine Ehre, so finde er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, statt daß ein Bürgerlicher, wenn er Gemeinheiten begangen, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreifen könne, ohne sich dabei weiter für entehrt zu halten.“ Mit diesen Worten glaubt der große Denker den wichtigen Gegenstand beseitigt zu haben, doch lassen sich für die an sich unhaltbare Sache bessere Gründe anführen. Wollte er nämlich den Adel, dem doch das allgemeine Landrecht noch besondere Pflichten und Rechte beilegt, nicht ganz zu Grunde gehen lassen, so mußte er ihm bei dem drohenden innern Verfall von außen zu Hilfe kommen. Bürgerliches Gewerbe durften Adlige nach damaliger Ansicht nicht treiben, der Weg durch die Wissenschaften zum Staatsdienst war lang und kost-

spielig, so blieb also nichts anders übrig, als ihm die Offizierstellen im Heere offen zu halten. Auch war dies Heer anders als heut zusammengesetzt. Durch Werbung im Auslande oder durch Aushebung in den Kantons meistens aus der Hefe des Volks zum Dienste eingestellt, war der gemeine Soldat auf keine Weise zu dem Stande eines Offiziers vorgebildet, ja es erschien sogar nothwendig um den Zauber militairischer Disciplin festzuhalten, daß er den Offizier als ein Wesen ganz anderer höherer Art verehrte, was nach den damals im Volke noch herrschenden Ansichten mit dem bevorrechteten Adel weit leichter gelang als mit Bürgerlichen.

Nicht der König allein, sondern auch andere treffliche Staatsmänner, wie der Minister von Zedlitz ließen sich von ähnlichen Vorurtheilen rücksichtlich des Adels und des Bürgerstandes bestimmen. Das allgemeine Landrecht sagt ausdrücklich, daß dem Adel wie der Besitz der Rittergüter, auch vorzugsweise alle Ehrenstellen gehörten; es erschien daher ganz natürlich, daß in den Provinzial- und Landes-Kollegien nur Edelleute zu Präsidenten ernannt wurden, und daß ein Bürgerlicher in höchst seltenen Fällen bei einem andern als bei einem Artillerie-, Garnison- oder Husarenregimente zu einem höheren militairischen Range stieg. Bemerkenswerth ist, daß es unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. den Bürgerlichen weit eher gelang sich zu den höchsten Stellen im Staate zu erheben als unter Friedrich II. Schon oben haben wir den einzigen bürgerlichen Minister des großen Königs, Michaelis, erwähnt; er war eines neumärkischen Apothekers Sohn, und hatte vom Regimentsquartiermeister herauf gedient. Ganz anders urtheilte der König über die Verschiedenheit der Stände als Philosoph und Dichter. „Mich dünkt," sagt er, „wenn von der Geschichte des menschlichen Geistes die Rede ist, verschwindet der Unterschied der Stände und Lebensarten; die Könige sind weiter nichts als Menschen, und alle Menschen sind einander gleich." Zu Anfang seiner brandenburgischen Denkwürdigkeiten entschuldigt er sich darüber, daß er dem dunklen Ursprung seines Hauses nicht nachforsche, mit den Worten: „Meinem Bedenken nach stammen die Menschen alle von einem gleich alten Geschlecht ab." Und in dem Aufsatz über Erziehung äußert er sich sogar: „Es wird in der Justiz, in dem Finanzwesen, im diplomatischen Fache und im Militair eine vornehme Geburt allerdings geehrt; aber gewiß wäre es um einen Staat geschehen

hen, wenn Geburt Vorzüge vor Verdiensten hätte. Von einem so falschen, so ungereimten Grundsatze würde eine Regierung, die ihn annähme, die unglücklichsten Folgen erfahren; — denn die Talente sind von der Natur ohne Rücksicht auf die Genealogie vertheilt. — Jeder, der sich durch Tugenden und Talente ausgezeichnet, ist ein Mann von Adel; und in diesem Sinn kann man ihn betrachten wie einen Melchisedeck, der weder Vater noch Mutter hatte." Wenn nun der König so aufgeklärt im Allgemeinen über die Verhältnisse der Geburt dachte und dennoch Adlige aus der Fremde in sein Land zog, um bürgerlichen Landeskindern die Ehrenplätze in seiner Nähe zu entziehen, so müssen wir auf die Vermuthung kommen, daß wirklich zur Zeit seiner Regierung der Bürgerstand sich in seiner Bildung im Allgemeinen noch nicht auf eine solche Höhe erhoben hatte, um mit dem Adel concurriren zu können. Dies mag gewissermaßen der Fall gewesen sein, aber gewiß nicht in so hohem Grade um des Königs ganz allgemeines Verfahren zu rechtfertigen. Wir mögen daher diese Eigenthümlichkeit Friedrichs in die Reihe der Schwächen setzen, von denen auch die größten Menschen, eben weil sie Menschen sind, nie ganz verschont bleiben.

Aehnlich ist oft des großen Königs politische Richtung in Beziehung auf das innere Staatsleben beurtheilt worden. In seinen Gedichten besingt er die Helden der alten Welt, einen Cato, Brutus u. s. w., welche für die republikanische Freiheit ihr Herzblut vergossen, während kaum eine einzige Regierung in Europa absoluter als die seine in die innersten Verhältnisse des Volkes bildend und leitend eingriff. Doch ist dieser scheinbare Widerspruch leichter zu lösen. Seine Unterthanen fand er für eine solche Freiheit nicht reif; er sah ein, daß noch ein Geist wie der seine nöthig war, die nothwendigen Bedingungen des Lebens zu erkennen, und den Einzelnen den Weg, der sie dahin führen konnte, zu zeigen; er durchdrang tief genug das Wesen der menschlichen Verhältnisse, um sich von jedem Fortschritt, der nicht organisch aus dem geschichtlichen Hergange entsprang, abzuwenden, da Nachdenken so wie Erfahrung ihn vor unpraktischen Theorien warnten. Um seinem Volke den Grad der Freiheit, dessen es fähig war, zu erringen und zu erhalten, wäre er nicht minder als Cato und Brutus geneigt gewesen sein Leben als Kaufpreis hinzugeben.

Wir wenden uns nun zu einem andern Punkte, in welchem man häufig den großen König hart angegriffen hat, nämlich zu seinen religiösen Ueberzeugungen. Seine Aufrichtigkeit hat ihm hier in dem Urtheile vieler geschadet. Fern von allem Streben etwas äußerlich zur Schau zu tragen, was er innerlich nicht bekennen oder durch die That bezeugen konnte, hat er seine Ansichten über Religion in seinen Schriften unumwunden dargelegt. Wenn er aber d'Alembert sagt, „daß er mit der Religion niemals unter einem Dache gewohnt," so kann dies wohl nichts anders heißen, als daß sein Glaubensbekenntniß nicht mit dem der Kirche übereinstimmte, und dies theilte er wohl mit manchen großen Männern der Geschichte. Fragen wir den Grundsätzen nach, die ihn in seinen Handlungen leiteten, so werden wir die hohe Sittlichkeit, welche sich in allen seinen Handlungen ausspricht, nicht verkennen, und durch sie auf eine wahrhaft religiöse Gesinnung zurückschließen. Dabei können wir ihn nicht der Gleichgültigkeit in Betreff der heiligsten Wahrheiten beschuldigen. Sorgfältig bemühte sich der große Herrscher von Jugend an, seinen Geist aufzuklären, und die wichtigsten Fragen über das Wesen und die Bestimmung des Menschen zu lösen; wie alle gewaltigen Geister ging er hier seinen eignen Weg, daher mögen wir ihn nicht verketzern, wenn er zu aufrichtig Fremdes nachzubeten, kühn seine eignen durch Thaten begründeten sittlichen Ansichten bekannte.

Wenn wir bedenken, mit welcher widerlichen Form dem Könige in seiner Jugend die christlichen Religionsübungen gleichsam unter militairischen Zwangsmaßregeln aufgedrungen wurden, wie wenig es seinem Vater daran gelegen war, den Geist und das Gemüth des jungen Prinzen für die gotterfüllte Lehre zu gewinnen, sondern nur ein starres äußeres Formelwesen ohne den Kern erhebender Gedanken und Gefühle ihm beizubringen, dann läßt sich das Vorurtheil, welches er sein ganzes Leben hindurch gegen die Geistlichen im Allgemeinen beibehielt, zwar nicht rechtfertigen, doch einigermaßen entschuldigen, weil er sie nach seinen ersten Eindrücken als scheinheilige, geistlose und verfolgungssüchtige Eiferer kennen gelernt hatte. Loben wollen wir es daher nicht, wenn Friedrich häufig die Theologen in seiner Sprache „Chekers, Muker, Pfaffen" nannte, sich manche muthwillige Aeußerung in seinen Schriften über sie erlaubte und ihnen gern sogar in Kabinetsordern einen witzigen Streich versetzte; darum

dürfen wir aber noch nicht seinen Glauben an Gott, Unsterblichkeit der Seele, auch nicht an den sittlichen Werth des Christenthums, dessen Diener ihm nur von dem rechten Wege gewichen zu sein schienen, in Zweifel ziehen. Denn wo läßt sich irgend eine wesentliche Handlung in dem Laufe seiner glorreichen und segensvollen Regierung auffinden, welche nicht mit den Grundsätzen der Lehre unsers Heilandes zusammenfiele? dagegen sehen wir in dem großen Monarchen eine wahrhaft christliche Demuth und Ergebenheit. Als er sich in einer Unterredung mit Sulzer geäußert hatte, daß die Einbildung der Geist- 1777
lichen von einem unmittelbaren göttlichen Berufe ebenso ungereimt wäre als das Vorgeben, mit welchem man den Souverainen schmeichelte, daß sie das Ebenbild Gottes auf Erden seien, fügte er hinzu: „Sieht er, wenn es mir gelänge alle meine Unterthanen vollkommen glücklich zu machen, so würde ich nur auf einen sehr kleinen Theil der Erde gewirkt haben, welche nur ein unendlich kleiner Theil des Weltalls ist. Wie könnte ich es wagen, mich mit dem Wesen zu vergleichen, welches dies unermeßliche Universum regiert und in Ordnung hält.“ Aehnlich spricht sich eine Verfügung an das Oberconsistorium von Breslau aus, daß die gemeinen Leute, wenn sie Bittschriften zu überreichen hätten oder auch bei andern Gelegenheiten vor ihm nicht mehr auf die Erde fallen sollten, denn das könnten sie wohl vor Gott thun.

Ein Beweis, daß Friedrich nicht nur nicht irreligiös, sondern auch von Gleichgültigkeit sehr weit entfernt war, zeigt uns sein Eifer für den Protestantismus. „Betrachten wir das Werk der Reformatoren, heißt es in seiner Vorrede zu dem Auszuge aus Fleury's Kirchengeschichte, so müssen wir gestehen, daß der menschliche Geist ihren Bemühungen einen Theil seiner Fortschritte zu verdanken hat; sie haben uns von einer Menge grober Irrthümer befreit, welche den Verstand unserer Väter umnebelten. Sie zwangen ihre Gegner zu mehrerer Vorsicht, und hinderten dadurch neue Arten von Aberglauben aufzukeimen: sie waren verfolgt und wurden dadurch tolerant. Nur unter der geheiligten Freistatt dieser in den protestantischen Staaten eingeführten Duldung konnte sich die menschliche Vernunft entwickeln, hier bearbeiteten die Weisen der Nation die Philosophie; hier erweiterten sich die Grenzen unserer Kenntnisse. Hätte Luther auch weiter nichts gethan, als die Fürsten und die Völker von der knechtischen

Sklaverei, worin sie der römische Hof fesselte, befreit; so verdiente er schon, daß man ihm als dem Befreier des Vaterlandes Altäre errichtete. Hätte er auch nur die Hälfte von dem Vorhange des Aberglaubens zerrissen, wie vielen Dank wäre ihm nicht dafür die Wahrheit schuldig? das strenge richtende Auge der Reformatoren hielt die Väter auf der Kirchenversammlung zu Trident zurück, als sie schon die heilige Jungfrau zur vierten Person in der Dreieinigkeit machen wollten; zur Entschuldigung gaben sie ihr indeß den Titel „Mutter Gottes" und „Königin des Himmels." Erst da, mitten unter den rauchenden Trümmern ihres Vaterlandes, erlangten Deutschland und Holland das unschätzbare Gut, die Denkfreiheit. Späterhin folgte der ganze Norden ihrem Beispiele." Wo im deutschen Reiche, wo in Europa sich religiöse Fragen erhoben, sehen wir überall Friedrich als Beschützer und Förderer des Protestantismus; in seinem eigenen Lande hielt er ihn mit allen seinen Kräften aufrecht. Dies bezeigt unter
1779 andern seine bekannte Kabinetsorder an den Freiherrn von Zedlitz:
5. Spt. „daß die Schulmeister auf dem Lande die Religion und die Moral den jungen Leuten lernen, ist recht gut, und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben, und nicht zur katholischen übergehen, denn die evangelische Religion ist die beste, und weit besser als die katholische; darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute Attachement zur Religion behalten."

Trotz dieser Ansicht beeinträchtigte Friedrich, wenn er auch ungern Katholiken in Civilämtern sah, die Glaubensfreiheit keinesweges. Sein berühmter Ausspruch: „In meinen Staaten darf ein jeder nach seiner Façon selig werden" hütete ihn vor jeder Beeinträchtigung der dem Staate unschädlichen Glaubensbekenntnisse; ja er sorgte dafür, daß ein jeder durch den Gottesdienst seiner Kirche erbaut werden konnte. Er war weise genug, auch entschiedene Verbesserungen in religiösen Angelegenheiten nicht mit Gewalt durchführen zu wollen, was er bei Gelegenheit des Streites über das porstensche Gesangbuch zeigte. Dies erschien nicht mehr zeitgemäß, und man schritt daher zur Herausgabe eines neueren, welches durch die Oberconsistorialräthe Diterich und Teller wirklich zu Stande gebracht wurde. Bald trennte sich Berlin in Anhänger des alten und neuen Gesangbuches. Die ersteren wandten sich mit den dringendsten Vorstellungen, und nicht ohne verketzernde Ausfälle auf ihre Gegner an

den König, um ihre Religion zu schützen, denn diese selbst stellte ihr Eifer ihnen als bedroht vor. Mit weiser Ruhe antwortete ihnen der Monarch, „er habe es sich aus völliger Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters sei, zum unveränderlichen Gesetz gemacht, jedem seiner Unterthanen völlige Freiheit zu lassen, zu glauben und seinen Gottesdienst zu halten, wie er wolle; nur daß seine Lehrsätze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staats noch den guten Sitten nachtheilig sein müßten; er wolle daher auch, daß in den Kirchen kein Zwang in Ansehung des Katechismus und Gesangbuches herrschen, sondern jeder Glaube hierunter ganz freie Hand haben und behalten solle, obgleich das neue Gesangbuch vermuthlich verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienste angemessener sei, weil so viele andere Gemeinden, bei welchen so in allgemeinem Rufe stehende Männer sich befänden, demselben den Vorzug eingeräumt haben.“ Eigenhändig fügte der König noch hinzu: „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einen jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder oder dergleichen dummes und thörigtes Zeug mehr; aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden.“ Des Königs Toleranz war so groß, daß er, als Kaiser Joseph die Klöster aufhob, den seinigen die förmliche Versicherung gab, „sie hätten nichts von ihm zu befürchten, so lange sie sich wie treue und redlich gesinnte Unterthanen verhielten; er würde nie etwas rühren und ändern in den Sachen, wie es einmal eingerichtet wäre, er würde nicht das mindeste weiter von irgend einem Stift und Kloster verlangen, oder gar etwas einziehen.“ Noch merkwürdiger war sein Benehmen gegen die Jesuiten; obgleich er die Vertreibung dieses gefährlichen 1765
Ordens aus Spanien als die Morgenröthe eines aufgeklärteren Zeitalters in jenen von dem fanatischen Pfaffenthum unterdrückten Regionen begrüßte, so blieb er doch, der aufgeklärte Protestant, ihr treuer Beschützer. Clemens XIV. (Ganganelli) Bulle „dominus se redemtor noster“ durfte in dem Gebiete Friedrichs nicht verkündet werden, ja dieser schrieb an seinen Agenten in Rom: „Sagen Sie es jedermann, der es hören will, jedoch ohne Prahlerei und Affectation, und suchen Sie auch eine schickliche Gelegenheit es dem Papste oder dem ersten Minister zu sagen, daß in Ansehung der Jesuiten Mein Entschluß

dahin gefaßt sei, sie in Meinen Staaten in jenem Zustande, in welchem sie sich bis jetzt befanden, beizubehalten. Im breslauer Frieden habe ich in Ansehung der Religion den status quo für Schlesien garantirt. Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester als die Jesuiten gefunden. Fügen Sie auch zugleich hinzu, daß, da ich in die Klasse der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich ebenso wenig von der Obliegenheit Mein Wort zu halten, als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und eines Königs dispensiren könnte." Später legten sie ihre Ordenstracht ab, und wurden zum Unterricht der katholischen Jugend unter der Aufsicht einer eignen Schulbehörde angewendet.

Was man auch in Betreff der Religion über den großen König sagen mag, so stellt sich doch als unumstößliche Wahrheit heraus, daß die Prinzipien seines Handelns vor dem Richterstuhle der erhabensten Religion die Prüfung bestehen, daß er die tiefste Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen, vor der Tugend empfand, daß er sein ganzes Leben hindurch nach Wahrheit gerungen, und das, was er als Wahrheit erkannt, auch treu und unverbrüchlich ausgesprochen hat. Und wenn nun den weisen Herrscher mitunter düstere Zweifel über die Unsterblichkeit seiner großen Seele befielen, dürfen wir ihn verdammen, oder müssen wir ihn nicht noch höher bewundern, wenn wir ihn mit einer Hingebung ohne Gleichen sechs und vierzig Jahre seines Lebens ohne einen Augenblick zu wanken sich für das Wohl der ihm von der Vorsehung anvertrauten Unterthanen jedem Opfer willig unterziehen sehen? — Darum auch hierin Ehrfurcht vor seiner Asche!

Manche äußere kirchliche Gebräuche wurden durch Friedrich beschränkt, wie z. B. die Zahl der Feste. Feind alles Aberglaubens wollte er auch den Kalender von allem astrologischen Aberglauben, der ihn bisher verunstaltete, reinigen. Doch die neuen Kalender ohne Aberglauben, in denen man die Bemerkungen, wann gut Baumfällen, gut Haarabschneiden, gut Kinderentwöhnen, gut Purgiren u. s. w. sei, weggelassen, fanden keinen Absatz; man mußte daher zu den alten Formen zurückkehren, ließ aber einen Unsinn nach dem andern aus, bis man sich zuletzt auf wenige Wetterprophezeiungen beschränkte.

Des Königs Duldsamkeit in Glaubens- und Gewissensangelegenheiten entsprang aus dem Verlangen sein Volk auf eine höhere Stufe

der Bildung zu heben, daher auch die fast unbeschränkte Rede- und Preßfreiheit in seinen Ländern für rein wissenschaftliche Werke, für die es fast gar keine Censur gab. Dagegen litt Friedrich keine unberufene Einmischung in die Verwaltung noch irgend eine Erörterung öffentlicher Verhältnisse. Die Landeszeitungen waren arm an Stoff, „denn in publicis durfte nichts ohne höhere Erlaubniß gedruckt werden," und fremde Flugschriften, wenn sie nicht im Interesse des Königs waren, wurden ohne weiteres verboten. Friedrich selbst spricht sich in einem Briefe an d'Alembert bei Gelegenheit der polnischen und türkischen Angelegenheiten folgendermaßen über diese Beschränkung aus: „Wegen der Preßfreiheit und der Spottschriften, die eine unvermeidliche Folge davon sind, gestehe ich, soviel ich die Menschen kenne, mit denen ich mich ziemlich lange beschäftigt habe, fest überzeugt zu sein, daß abhaltende Zwangsmittel erforderlich sind, weil die Freiheit stets mißbraucht wird; also daß man die Bücher zwar einer nicht strengen, aber doch hinreichenden Prüfung unterwerfen muß um alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit, wie das Wohl der Gesellschaft gefährdet, welche die Verspottung nicht verträgt." Der König hatte selbst die Erfahrung von dem Nachtheile einer vollkommenen Preßfreiheit gemacht. Diese war wirklich eine Zeit lang bewilligt worden, als Friedrich die im Jahre 1747 gegebene Verordnung, daß die Akademie der Wissenschaften alle zum Druck kommenden Schriften aus der ganzen Monarchie censiren sollte, als unausführbar zurückgenommen hatte; aber diese Freiheit war so ungebürlich benutzt worden, daß man Festungsstrafe auf die Herausgabe von Schandschriften gegen die christliche Religion verhängen mußte. Daher führte der König nach dem Vorschlag des Justizministers wieder eine Censur ein, doch befahl er, „daß ein ganz ver- 1749
nünftiger Mann zu solche Censur ausgesucht und bestellt werden soll, der nicht alle Kleinigkeiten und Bagatelles releviret und aufmutzet." Wenn es nicht an solchen fehlen wird, die es tadeln, daß die wolfenbüttelschen Fragmente, als man in Braunschweig davor zurückzuscheuen begann, in Berlin erscheinen durften, so wird doch jeder wahrhaft Gebildete stets der Meinung bleiben, daß auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung nur mit den Waffen des Geistes gekämpft werden, nicht äußere Gewalt angewendet werden darf um unser großes Ziel, die Wahrheit, zu errin-

gen, und daß es eine heilige Pflicht für uns ist in die Fußstapfen des großen Königs zu treten, der sein Land zur Heimath der Speculation und einer freien wissenschaftlichen Kritik gemacht hat.

Männer, die ihrer Schriften und Gesinnungen wegen anderswo verfolgt waren, durften auf einen gastfreien Zufluchtsort bei Friedrich hoffen, selbst wenn sie wie Rousseau und Raynal, ihn selbst nicht geschont hatten. Wahrhaft groß zeigte er sich gegen satirische und böswillige Angriffe. Als er einst, zur Zeit der Kaffeeregie, indem er die Jägerstraße hinaufritt, in der Nähe des Fürstenhauses einen großen Auflauf bemerkte, und endlich sah, daß ein höchst klägliches Bildniß, welches ihn selbst vorstellte, wie er auf einem Schemel sitzend mit der einen Hand eine Kaffeemühle drehte und mit der andern die herausgefallenen Bohnen aufsuchte, da befahl er das Bild niedriger zu hängen, damit sich die Leute nicht den Hals ausrecken dürften. Ein allgemeiner Jubelruf war die Erwiederung auf diese Worte, und bald war das Bild in tausend Stücke gerissen. Aehnlich benahm sich Friedrich in Potsdam. Als die Einwohner der Stadt einen großen Wagen mit Kaffeekannen und Kaffeemühlen beluden, damit in feierlicher Prozession durch die Straßen zogen, um den ihnen jetzt unnützen Hausrath in die Havel zu werfen, sah er aus seinem Fenster mit der heitersten Miene von der Welt dem burlesken Zuge nach.

Noch einem harten Vorwurfe müssen wir zu begegnen suchen, dem, daß Friedrich das Vaterländische verachtet, sich mit prüfungsloser Vorliebe den Franzosen zugewendet habe. Allerdings gestand er selbst in seiner Unterredung mit Gellert, und bewies es noch mehr durch seine völlige Unbekanntschaft mit den bessern Erscheinungen, daß er die deutschen Schriftsteller eben nicht hoch achte, aber zugeben müssen wir auch, daß in der Zeit, wo er den Grund zu seiner Bildung legte, die deutsche Litteratur sich gerade in ihrer kläglichsten und dürrsten Periode befand. Wer kann es da einem Fürsten zum Verbrechen machen, daß er nicht mühsam das Weizenkorn aus der unendlichen Masse Spreu herausgraben mochte, und nicht sogleich die ersten erhabenen Erscheinungen mit der gebührenden Theilnahme empfangen hat. Haben es ihm doch, Klopstock etwa ausgenommen, die Heroen des deutschen Parnasses selbst nicht nachgetragen. Wer kennt nicht Göthes Worte: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des

siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." Bis dahin schmachtete Deutschland im dumpfen Gefühl der Mittelmäßigkeit; durch den großen König ward es sich seiner inwohnenden Kraft wieder bewußt. Ja ein Zauber umfing alle Gemüther, vor dem sich selbst seine Feinde nicht schützen konnten, auch hat Friedrich nie die Völker zu seinen Feinden gehabt. Sie, vor allen die Deutschen, fühlten sich erhoben, daß der Genius der Zeit aus ihrer Mitte entsprossen sei, fühlten sich selbst durch ihn zu großen Dingen begeistert. Und der große König war nicht absichtlich ungerecht gegen seine Landsleute. Gellert fand bei ihm noch in seinen Jahren männlicher Kraft eine ehrenvolle Anerkennung, in seinem höhern Alter schrieb Friedrich an Moritz: „Wahlten alle deutschen Dichter, wie Ihr in Euren Mir zugesandten 1781
Gedichten, mit so vielem Geschmacke, und herrschte in ihren Schriften eben der Verstand und Geist, welcher aus den beigelegten zwei kleinen Briefsammlungen hervorblickt, so würde ich bald Meine landesväterlichen Wünsche erfüllt und die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang streitig machen sehen. Eure drei Schriften eröffnen Mir dazu eine angenehme Aussicht. Sie haben Meinen völligen Beifall, und ich ermuntere Euch zur ferneren Vervollkommnung der vaterländischen Sprache als Euer gnädiger König." In einer Unterredung mit Gottsched gestand er höchst freimüthig: „Ich bin nun ein zu alter Kerl um noch Deutsch zu lernen, und beklage, daß ich in der Jugend weder Anleitung noch Ermunterung gehabt habe; ich würde gewiß viele meiner Nebenstunden auf gute deutsche Uebersetzungen römischer und französischer Schriftsteller verwendet haben."

Nach dem siebenjährigen Kriege befahl Friedrich auch die deutsche Sprache in den Schulen zweckmäßiger zu lehren, und ohne seine Ermunterung hätte Garve Ciceros Bücher von den Pflichten nicht in die Muttersprache übersetzt. Von ihm dachte er nicht minder vortheilhaft als von Moritz. Besonders warf der König den Deutschen, und zwar sehr wohl begründet, den Mangel eines bedeutenden Geschichtsschreibers vor, denn daß er in dem jungen Johannes von Müller noch nicht den großen Heroen auf diesem Felde herauserkannte, ist ihm bei seiner mangelhaften Kenntniß der deutschen Sprache ebenso wenig vorzuwerfen, als daß er die altdeutschen Gedichte des 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderts in der sorglichen Sammlung

des Professor Myller für dummes Zeug und nicht einen Schuß Pulver werth erklärte. Solche Urtheile theilt er ja selbst mit Kunstrichtern späterer Zeiten.

Aber wenn er auch das litterarische Verdienst der Deutschen nicht seinem wahren Werthe gemäß würdigte, und die französische Schriftwelt der deutschen vorzog, so that er dies wenigstens nicht in Be-
1776 ziehung auf Character und Tüchtigkeit. Wie schön erkennt er in seinen Briefen an d'Alembert den hohen Werth des Deutschen Volkes an, wenn er spricht: „Ja, Frankreich besitzt Philosophen, aber ich behaupte, daß der größere Theil der Nation abergläubischer ist als irgend ein Volk in Europa. Diese Wuth läßt sich immer blicken, wie in dem Prozesse des Calas, der Sirvens, des de la Barre, in dem Vorfalle zu Toulon wegen d'Argens, in dem Geschreie des Publikums über Necker; kurz, hundert Beispiele zeigen, daß der unglückliche Sauerteig des Fanatismus noch in Frankreich gährt, und daß er sich unter allen europäischen Ländern dort am längsten erhalten wird. Dank sei dem Schicksale, daß Deutschland von Tage zu Tage duldsamer wird; jener schädliche Religionseifer, der Grund so vieler blutiger Scenen erlischt, und niemand fragt die, mit denen er umgeht, von welcher Religion sie sind. Und darum verdient Deutschland, daß der Philosoph d'Alembert einen Blick darauf werfe." Ja sogar über die französische Litteratur äußert sich Frie-
1769 drich in spätern Lebensjahren durchaus nicht sehr günstig. „Ihre Litteratur, schreibt er an denselben, ist auf der Neige, und unter hundert Werken, welche erscheinen, heißt es viel ein leidliches zu finden. Ich gestehe Ihnen, ich bin der neuen Bücher so ziemlich satt, die jetzt in Frankreich herauskommen. Man findet darin so viel Ueberflüssiges, viel Paradoxie, ungründliches und unzusammenhängendes Raisonnement, und neben diesen Fehlern so wenig Genie, daß man wahrlich an den Wissenschaften selbst einen Ekel bekommen möchte, wenn uns nicht das vorhergehende Jahrhundert Meisterwerke in jeder Art geliefert hätte."

Friedrich hatte sich einen literarischen Agenten oder Correspondenten in Paris gehalten, um mit allen neuen Geisteserzeugnissen in
1772 Frankreich bekannt zu werden. Als diese Stelle durch den Tod Thiriots erledigt war, wollte er, obgleich d'Alembert und Voltaire ihm Vorschläge machten, dieselbe nicht wieder besetzen. Ueberhaupt hatte

er sich um die Zeit schon ganz von den Franzosen losgesagt, und sich sehr ungünstig über sie geäußert, weil sie gar zu liederlich wären und lauter liederliche Sachen machten. An Voltaire schrieb er bei dieser Gelegenheit: „Wenn Sie noch jung wären, dann würde ich die Herren Grimm, de la Harpe, und alle vorzüglichen Köpfe in Paris dazu brauchen mir Ihre Werke zu schicken, aber jetzt! — Alles was mir Thiriot in seinen literarischen Werken genannt hat, ist nicht des Lesens werth, die vortreffliche Uebersetzung von Virgils Landbau (de Lille) ausgenommen. Soll ich mir einen Korrespondenten in Frankreich halten um eine Ludwig XV. gewidmete Barbierkunst kennen zu lernen? oder Versuche über die Taktik von jungen Offizieren, die nicht den Vegetius buchstabiren können? Werke über den Ackerbau, deren Verfasser nie einen Pflug gesehen haben? Ganze Wolkenbrüche von Dictionairen, und endlich einen Schwall von elenden Kompilationen, Annalen und Auszügen, bei denen man nur an den Absatz des Papiers und der Tinte gedacht zu haben scheint, und die übrigens gar nichts werth sind. Sehen Sie, deshalb habe ich dies geschriebene Journal abgeschafft." — Aehnlich sprach 1782
er in seinen Briefen an d'Alembert, dem er einige Jahre später seine Abhandlung „über die deutsche Litteratur" unter anderm mit folgenden Worten sandte: „Um Ihnen einen Beweis meiner Ruhe zu geben, so schicke ich Ihnen eine kleine Abhandlung, welche darauf abzielt, die Mängel der deutschen Litteratur zu bemerken und die Mittel zu ihrer Vervollkommnung anzuzeigen. An guten Schriftstellern fehlt es uns gänzlich; vielleicht aber werden sie erscheinen, wenn ich in den elysäischen Feldern lustwandle, wo ich dem mantuanischen Schwan die Idyllen eines Deutschen, Namens Geßner, und Gellerts Fabeln überreichen will. Sie werden über die Mühe spotten, die ich mir gegeben habe, einer Nation, die bisher nichts verstand als essen, trinken und sich schlagen, einige Begriffe von Geschmack und attischem Salze beizubringen. Indessen will man doch gern nützlich sein, und oft keimt ein Wort, welches man in einen fruchtbaren Boden säet, und bringt Früchte über Erwartung." Wenn wir auch die Unkunde des großen Königs belächeln müssen, der die unsterblichen Dichter des Messias, der Emilia Galotti, des Oberon, des Götz von Berlichingen und des Werther, zu deren Höhe nie ein französischer Schriftsteller herangereicht hat, noch, wie es scheint, je heranreichen wird,

nicht einmal dem Namen nach kannte, so sehen wir dessenungeachtet in diesen Worten, so wie in der übersendeten Schrift selbst Liebe und Eifer für die Deutschen, und nicht jene ihm so oft vorgeworfene Vergötterung der Franzosen.

Ueber den Character und die Tüchtigkeit der Franzosen spricht sich Friedrich keineswegs sehr schmeichelhaft aus: „unsere Völker des Nordens schreibt er schon 1742 an Voltaire, sind nicht so weich wie die Abendländer, die Männer sind bei uns weniger verweichlicht und folglich männlicher, fähiger zur Arbeit, zum Ertrage, aber vielleicht minder galant. Und gerade dies sybaritische Leben, welches man in Paris führt, und wovon Sie so viel Aufhebens machen, hat Ihre Truppen und Ihre Generale um den Ruhm gebracht." Ein Jahr später an denselben: „Das Gemälde, welches Sie mir von Frankreich machen, ist mit sehr schönen Farben gemalt; aber Sie mögen mir sagen was Sie wollen, eine Armee, welche drei Jahre nach einander flieht, und welche, wo sie sich sehen läßt, geschlagen wird, ist wahrhaftig keine Truppe von Cäsar und Alexander." Auf ein Schreiben d'Alemberts, der sich beklagt hatte, daß Friedrich der französischen Nation seit einiger Zeit weniger günstig sei, antwortet dieser folgen-
1774 dermaßen: „Ich bewundre Ihre Welschen sehr, wann sie gesunden Verstand und Geist haben; ich mache sehr viel aus Türenne, Condé, Luxemburg, Gassendi, Bayle, Boileau, Racine, Bossuet, selbst Deshoulières, und in diesem Jahrhundert aus Voltaire und d'Alembert, aber mein Bewunderungsvermögen ist in gewisse Grenzen eingeschlossen; es ist mir unmöglich in diesen Handlungen der Ehrfurcht mit zu umfassen Mißgeburten des Parnasses, Philosophen mit Paradoxen und Sophismen, falsche Schöngeister, überall geschlagene und nirgends schlagende Generale, Maler ohne Kolorit, Minister ohne Redlichkeit u. s. w. Nach diesem Bekenntnisse verdammen Sie mich, wenn Sie können." Wer mag nach diesen Worten den großen König noch einen blinden Verehrer der Franzosen nennen? Aber freilich konnte man es auch den deutschen Schriftstellern, welche sich in ihrem Werthe fühlten, nicht verdenken, wenn sie durch des Königs geringe Meinung verletzt mit scharfen Waffen gegen seine Abhandlung über die deutsche Litteratur zu Felde zogen, und daß Klopstock, der deutschgesinnte hochherzige Sänger, sich in bittern Oden über des Königs kenntnißlose Schätzung des Heimischen Luft machte.

Die Unterthanen theilten ihres sonst so hochverehrten Königs Geschmacksrichtung nicht. Während der König nur der französischen Bühne die Gerechtsame ihn zu ergötzen zugestand, bildete sich in Berlin selbst das deutsche Schauspiel zu bedeutender Kunsthöhe heran. Schon seit dem Jahre 1742 wirkte die schönemannsche Gesellschaft in einem sehr veredelten Geschmack. Eckhof, dessen Name als einer der größten Heroen der deutschen Bühne glänzt, erschien vor dem berliner Publicum als Gast der schönemannschen Bühne. Die ackermannsche und schuchsche Gesellschaft schritten noch weiter auf der Bahn der Kunst vor, obgleich letzterer noch immer nur in einer Bude auf dem Gensdarmenmarkt seine dramatischen Kunstleistungen geben mußte. Die französischen Schauspieler gaben ihre Vorstellungen vor dem Könige entweder im Kurfürstensaale des Schlosses oder auf dem grünen Gartentheater in Monbijou. Im Jahre 1775 ließ Friedrich für sie mitten auf dem Gensdarmenmarkt ein eignes Haus, welches 1200 Zuschauerplätze hielt, mit der Aufschrift „ridentur et corriguntur mores," bauen, doch schon wenige Jahre nachher beim Ausbruch des baierschen Erfolgekrieges, wurde das ganze französische Theaterpersonal entlassen. Die italienische Oper dagegen bestand fort, jedoch wurde nur in der Karnavalzeit, und bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten gespielt. Der König mit großem militairischen Gefolge nahm seinen Platz auf dem vordern Theile des Parterre, dessen Hälfte sich mit den aus allen Regimentern der Garnison kommandirten gemeinen Soldaten füllte.

Das deutsche Schauspiel fand noch kein festes Lokal. Bis 1759 spielte Schuch in seiner Bude, erst sein Sohn baute in der Behrenstraße Nr. 55. auf dem Hofe eine Bühne von 800 Plätzen, also das erste deutsche Schauspielhaus in Berlin, wo er Stücke von Lessing,
Weiße und Schlegel gab. Höher noch als Schuch hoben Döbbe- 1771
lin und nach ihm Koch die mimische Kunst. Dem letzteren wurde
zuerst das Privilegium für eine bleibende Bühne in Berlin ertheilt,
welche er mit Miß Sara Sampson sehr glänzend eröffnete. Emi- 10. Juni
lia Galotti wurde ein Jahr später auf die Bühne gebracht; Minna 1772
von Barnhelm hatte schon Döbbelin von seiner Gesellschaft dar- 6. April
stellen lassen. 1768 21.

Zum Schluß dieses Abschnittes, ehe wir zu der Erzählung der Mrz.
letzten großen Ereignisse in Friedrichs Leben übergehen, wollen wir

noch einen Blick auf seinen Eifer für Recht und Gesetz werfen. Es mögen hier die merkwürdigen Worte Platz finden, welche der Monarch dem Chefpräsidenten der westpreußischen Regierung Freiherrn von Schrötter bei seiner letzten Reise in diese Provinz sagte. Sie
1784 lauten wörtlich: „Ich habe Ihn zum Präsidenten gemacht, und ich muß Ihn also auch wohl kennen lernen. Ich bin eigentlich der erste Justizcommissarius in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht alles bestreiten, und muß daher solche Leute haben, wie Er ist. Ich habe eine schwere Verantwortlichkeit auf mir, denn ich muß nicht allein von allem Bösem, das ich thue, sondern auch von allem Guten, was ich unterlasse, Rechenschaft geben. So auch Er; Er muß durchaus unparteiisch ohne Ansehen der Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er, das sage ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute." — „Hat er Güter?" Nein, Ew. Majestät. „Will er welche kaufen?" — Dazu habe ich kein Geld Ew. Majestät! — „Gut, so weiß Er, was Armuth ist, und so muß Er sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen." —

Selten erlaubte sich der König einen Machtspruch, und wenn er dies z. B. in dem Müller arnoldschen Prozesse that, um welchen der Großkanzler von Fürst seine Stelle verlor, mehrere Kammergerichtsräthe cassirt und auf die Festung geschickt wurden, so geschah dies, um ein Exempel zu statuiren; damit das Recht umsichtig sowohl als unparteiisch ausgeübt werden möchte. Freilich traf die züchtigende Hand hier Unschuldige, denn dem Kammergericht war nichts weiter vorzuwerfen, als daß es sein Erkenntniß kurz dem Könige mittheilte, ohne die Gründe, die es dazu berechtigten, anzugeben; aber selbst in diesem seltenen Falle einer Uebereilung zeigte Friedrich auf einer Seite, daß er die Freiheit und Unabhängigkeit des Richters wollte. Der Justizminister von Zedlitz sagte dem Könige in seinem Gutachten über den Prozeß: „Ich habe Ew. K. M. Gnade jederzeit als das größte Glück meines Lebens vor Augen gehabt und bin auch eifrigst bemüht, solche zu verdienen, ich würde mich aber derselben für unwürdig erkennen, wenn ich eine Handlung gegen meine Ueberzeugung vornehmen könnte. Aus den von mir und dem Kriminalsenate angezeigten Gründen werden Ew. K. M. zu erwägen geruhen, daß ich außer Stand bin ein condemnatorisches Urtheil wider die in

der arnoldschen Sache arretirten Justizbedienten abzufassen." Friedrich erwiederte hierauf in einem Kabinetsschreiben: „Wenn Sie also 1780 nicht sprechen wollen, so thu Ich es, und spreche das Urtheil nach- 1. Jan. stehendermaßen." — Doch zum Schluß fügt er hinzu: „Uebrigens will ich Euch noch sagen, wie es Mir lieb ist, daß ich Euch bei dieser Gelegenheit so kennen lerne, und werde nun schon sehen, was Ich weiter mit Euch mache." Wie wenig der König geneigt war in Sachen zwischen sich und seinen Unterthanen Machtsprüche zu gebrauchen, zeigt der bekannte Vorfall mit dem Müller von Sans-Souci, und so kann man jenen gewaltsamen Eingriff in den Gang des Rechts, und die harte Wendung desselben wohl aus dem Eifer erklären den niedrigstehenden Unterthan gegen den Einfluß Vornehmer und gegen Beamtenwillkühr in Schutz zu nehmen.

Wie traurig auch der besondere Fall war, so ist doch nicht zu verkennen, daß des Königs durgreifende Strenge segensreiche Folgen für die Justizverwaltung des preußischen Staates hervorrief. Der neue Großkanzler von Carmer, welcher die nöthigen Eigenschaften zu einem kräftigen Reformator besaß, ließ vortreffliche Einrichtungen ins Leben treten, unter andern ward der „Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuches für den preußischen Staat," wovon der größte Theil noch zu Friedrichs Lebzeiten erschien, durch die Anstrengungen dieses würdigen Chefs ins Leben gefördert.

Friedrich als Lenker des Geschickes von Europa in den letzten Jahren seiner glorreichen Regierung.

Die Theilung Polens.

Nachdem wir Friedrichs ruhmgekröntes Streben für die Entwickelung der innern Kraft seines Landes zu schildern versucht haben, schreiten wir zur Darstellung des Antheils fort, den er an den großen politischen Begebenheiten Europas nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges nahm. Hier stoßen wir zuerst auf die polnischen Verhältnisse.

Polen war unter seinen unumschränkten piastischen Herrschern groß und mächtig geworden. Obgleich die Jagellonen das Großherzogthum Litthauen dem anfangreichen Königthume hinzubrachten, so war durch den Wahlvertrag Wladislaws II. die königliche Macht

wesentlich verkürzt; aber das Unglück Polens war entschieden, als nach Abgang der Jagellonen die Krone der Bestimmung des eigensüchtigen Adels gänzlich anheim gegeben wurde, indem von nun an keine Wahl mehr bei Lebzeiten eines Königs statt finden sollte. Von da an wurde der Wahlvertrag für den Herrscher immer ungünstiger; zuletzt lautete er, es solle jeder edle Pole eine Stimme bei der Königswahl haben, — ja jeder Unterthan dem Eide der Treue entbunden sein, wenn der König die Vorrechte der Nation verletze. Eigensucht nicht Vaterlandsgefühl leitete die große Masse derer, welche die Rechte des Staates vertreten sollten, nur dem Meistbietenden fielen ihre Stimmen zu. Endlich trieb der polnische Adel seine Willkühr unter Johann II.-Kasimir so weit, daß es ein Landbote auf dem Reichstage wagte, durch seine einzige Ge-
1652 genstimme den Gang der Verhandlungen des Reichstages zu hemmen, und hierdurch das unheilbringende Recht des liberum veto zu begründen. Dies Recht, welches die Polen und ihre Verwaltung zum Spott der Welt machte, erlaubte dem Einzelnen den Willen der ganzen Nation zu vernichten. Die Verwirrung des polnischen Reichstages ward zum allgemeinen Sprüchwort, denn in hundert Jahren fielen 47 Reichstage fruchtlos aus einander. Wurde die Gefahr dringend, dann bildete der Adel eine Konföderation, so nannte man einen Bund mit unbegränzter Vollmacht, in welchem die Mehrheit der Stimmen entschied, und der mit dem Ende der Gefahr auseinanderging. Diese unbegränzte Gewalt mißbrauchte der Adel nicht selten, und machte Polen zum Spielball der fremden Mächte. Unglücklich genug für die Republick wuchsen die Nachbarstaaten in eben dem Maaße als sie selbst der politischen Nichtigkeit entgegen eilte, zu furchtbaren Mächten heran. Schweden entriß ihr Liefland, Esthland und die Insel Oesel, Rußland die Palatinate Kiew und Smolensk, der Kurfürst von Brandenburg machte sich in seinem Antheil von Preußen souverain. So tief war die polnische Macht schon in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts herabgebeugt, daß Karl Gustav dem großen Kurfürsten einen Theilungsvertrag über Polen vorschlagen konnte. Nur kurze Zeit erhob sich das Volk aus seiner Erniedrigung unter der Leitung seines Heldenkönigs Johann Sobieski. Zehn Kandidaten, doch keiner des Vorgängers würdig, bewarben sich nach seinem Tode um den erledigten Thron; ihn behauptete August

von Sachsen, ein talentvoller Fürst, und der vielleicht die königliche Macht durch die Mittel seines Kurfürstenthums wieder erhöht hätte, wenn ihn nicht die unglückliche Speculation durch die Wiedereroberung von Liefland die Liebe des polnischen Volkes zu erwerben, in den vernichtenden nordischen Krieg gezogen hätte, der ihn vom Throne stieß, und ihn nach des kühnen nordischen Helden Fall zu einem Schützling des aus seiner Barbarei schnell zu furchtbarer Stärke emporgewachsenen Reiches der Moskowiter machte. Religionsdruck kam noch hinzu um Polens Unglück zu vollenden. Anfangs geduldet, ja mit gleichen Rechten begabt, wurden die Dissidenten durch Karls XII. Schutz der Nation verhaßt; man verfolgte sie als politische Partei. Die Jesuiten brachten das glimmende Feuer zum Ausbruch. Blutgerichte wurden über die unglücklichen Dissidenten verhängt; der Reichstag von 1733 nahm ihnen den Antheil an dieser souverainen Versammlung der Nation, den Anspruch an alle Ehrenämter im Reiche. Die Kraft des sinkenden Staats wurde durch diese Zwietracht natürlich nur noch schwächer, während der unter den sächsischen Königen in Polen einheimisch gewordene Luxus den letzten Rest von Kraft und Selbstständigkeitsgefühl in dem, dem Untergang geweihten Volke vernichtete.

Schon beim Tode Augusts II. hatte Rußland seinen überwiegenden Einfluß in den polnischen Angelegenheiten durch Beschützung seines Sohnes gegen Stanislaus Leczinski bewiesen, mehr noch trat dies bei der Erledigung des Thrones im Jahre 1763 hervor. Kurz zuvor mußte Augusts III. dritter Sohn aus Kurland, wo er an Birons Stelle von der Krone Polen belehnt war, trotz der Anhänglichkeit seiner neuen Unterthanen weichen. Nach Augusts Ableben erklärte sich Katharina gegen den neuen Bewerber um die polnische Krone, den Kurfürsten Christian, daher konnte nach dem Tode desselben sein unmündiger Sohn Friedrich August um so weniger an die Erringung jenes glänzenden Elendes denken, zumal da sich Friedrich II. unverholen gegen Sachsens Bewerbung erklärte. Besorgniß vor Rußland, denn kaum war ja der schwere Krieg beendet, ließ ihn auch den Wunsch der Polen, den Prinzen Heinrich auf ihren Thron zu setzen, zurückweisen, ja veranlaßte ihn vielmehr zu einem Vertrage mit der mächtigen Selbstherrscherin aller Reußen, nach welchen beide Theile sich auf acht Jahre ihre Besitzungen in Europa verbürgten,

und für den Fall der Noth 10,000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter, oder wenn der König vom Rhein, die Kaiserin von der Krim angegriffen werden sollte, ein Aequivalent an Hilfsgeldern versprachen. Ein geheimer Artikel dieses Bündnisses lautete: „In Erwägung, daß es im gemeinschaftlichen Interesse Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und der Selbstherrscherin aller Reußen ist, daß die Wahl der polnischen Krone frei bleibe, und daß keine Familie des erblichen Thrones dieses Landes sich bemächtige, verpflichten sich besagte Majestäten gegenseitig auf das feierlichste durch diesen geheimen Artikel, nie zuzugestehen, daß man die Republik ihres freien Wahlrechts beraube. Sie verpflichten sich ebenfalls durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel den Entwurf der Begründung eines erblichen Thrones in diesem Lande zu bekämpfen, mit Gewalt jedes Unternehmen dieser Art zurückzuweisen und übereinstimmend zu handeln, (mit den Waffen in der Hand, sofern es nothwendig sein sollte), um die Verfassung und die Grundsätze der polnischen Republik zu erhalten." Unter diesen schön klingenden Worten bargen die beiden Mächte ihre gewaltthätigen Pläne. Zu gleicher Zeit hatten sie sich geeinigt, den Grafen Stanislaus Poniatowski, der von 1755 bis 1761 bei Katharina sehr in Gunst gestanden hatte, auf den polnischen Thron zu erheben. 10,000 Russen rückten auf Warschau los, preußische Heere deckten die Grenzen. Der Reichstag als Konföderation diesmal versammelt, damit das Liberum veto vereitelt würde, ward von den Oheimen des designirten Königs, den beiden Fürsten Czartoryski
1764 geleitet. So schritt man zur Wahl des neuen Herrschers, und unter
7. Spt. dem Schutz derselben Gewalt bald darauf zur Krönung. Die Re-
25. Nov. publik Polen erkannte damals zuerst den preußischen Königstitel so wie den russischen Kaisertitel an.

Der Gesinnung nach war Stanislaus seiner hohen Stellung würdig, aber die ihm aufgebürdete Last drückte zu schwer auf seine Schultern, und wer hätte sie auch wohl tragen können? Der Adel liebte ihn nicht, seine hohe Nachbarin selbst zeigte sich unzufrieden, da der neue König von den einflußreichen Czartoryski's unterstützt, gegen die alten Mißbräuche ankämpfte, Auflagen erhob, das Heer verstärkte, und Polen dadurch in eine selbstständigere Lage zu bringen versuchte. Auch Friedrich sah mißbilligend auf diese anscheinenden Vorboten einer bessern Zeit für Polen. Katharina verlangte nun eine für Rußland

vortheilhafte Berichtigung der Grenzen, ein Schutz- und Trutzbündniß, und für die Dissidenten alle Rechte der Katholiken. Dagegen erhob sich das Volk; vergebens erflehten die Polen noch einmal von Friedrich seinen Bruder Heinrich zum Herrscher, das Interesse seines Volkes wendete ihn von der unglücklichen Republik ab; auch von der Pforte war gegen die übermächtige Kaiserin kein Schutz zu hoffen.

Bei dem neu eröffneten Reichstage legte auch Friedrich sein Fürwort zu Gunsten der Dissidenten ein; dasselbe thaten der großbritanische und dänische Gesandte; Polen schien ganz verlassen, nur in Wien faßte man einen Augenblick den Gedanken an Kriegsrüstung, ließ ihn aber sogleich wieder fallen, als die Kunde von einem noch engeren Bündnisse Friedrichs mit Katharina erscholl. Da sich der katholische Reichstag voll Unwillen von den Vorschlägen der protestantischen Mächte abwendete, so bildeten die Dissidenten unter dem Schutze der russischen Waffen eine Conföderation. Auf einem neuen außerordentlichen Reichstage bot man alles auf, die Dissidenten den Katholiken gesetzlich ganz gleich zu stellen, doch unmöglich war es den Widerspruch der katholischen Partei zu besiegen. Da ergriff der russische Botschafter, Fürst Repnin, eine unerhörte, gewaltsame Maßregel; er ließ die heftigsten Gegner in der Stille der Nacht aufheben und nach Sibirien schaffen. Nun hörte jeder Widerstand auf; in einem ewigen Vertrag mit Rußland setzte die Republik unter anderm die Dissidenten in alle Rechte ein.

1766 1. Spt.

1767 2. April

1767 5. Okt.

1768 24. Fbr.

Die schrankenlose Willkühr fremder Mächte in den Angelegenheiten der Republik brachte Adel und Geistlichkeit in Wuth, das von ihnen aufgeregte Volk zur verzweifelten Gegenwehr, und von Frankreich aus schürte man damals schon die Flamme zum Kampfe für die Freiheit. Zu Bar in Podolien bildete sich eine Konföderation in fanatisch katholischem Sinne; allein ihre Truppen wurden von den Russen, die Stanislaus in seiner Noth zu Hilfe herbeigerufen hatte, sehr bald zersprengt und mit solcher Erbitterung verfolgt, daß eine Abtheilung russischer Soldaten dem fliehenden Grafen Potocki bis auf das benachbarte türkische Gebiet nachsetzte, und die kleine podolische Stadt Balta in Brand steckte. In Konstantinopel erscholl ein wüthendes Geschrei um Rache für eine so schwere Beleidigung; Polen und Franzosen entflammten die Kriegslust noch mehr, und die schwache Regierung, welche den siebenjährigen Krieg über die günsti-

gere Gelegenheit unbenutzt gelassen hatte, griff jetzt zur Unzeit zu den Waffen. Der russische Gesandte wurde in die sieben Thürme gesperrt, und ohne vorher auf die nöthige Rüstung zu denken, der Krieg erklärt, welcher die morsche Hinfälligkeit der Pforte offenbarte, und die Kaiserin zum Bewußtsein ihrer ungeheuern Hilfsmittel brachte. Ungern sah Friedrich die Störung des Friedens, doch fesselte ihn sein Wort so wie sein Interesse an Rußland. Offen erklärte er der Pforte, daß er der Kaiserin Katharina seiner Verbündeten zwar keine Truppen, doch seiner Verbindlichkeit gemäß Subsidien geben müsse, es ihm daher höchst angenehm sein würde das gute Vernehmen zwischen beiden Reichen durch seine „guten officia" wieder herzustellen, indem es ihm sehr leid thue, daß es zwischen ihnen um so geringer und nichtiger Ursachen willen zum öffentlichen Bruche kommen solle. Da es dem Manifeste der Pforte nach das Ansehen hatte, als ob sie die Rechtmäßigkeit der Wahl des Königs Stanislaus anfechten wollte, so äußerte sich Friedrich in einem spätern Schreiben, er habe dem Könige von Polen die Krone garantirt und wolle folglich nicht hoffen, daß die Pforte ihre Absichten auf seine Entsetzung gerichtet habe, weil er sonst sich genöthigt sehen würde für ihn zu handeln und sein einmal gegebenes Wort zu erfüllen. Sonderbar genug erbat sich Sultan Mustapha III. bei dieser Gelegenheit von dem Könige drei Astrologen. Friedrich antwortete hierauf: „seine drei Astrologen wären ein sorgfältiges Studium der Staats- und Kriegskunst, ein wohlgeübtes Heer und ein gefüllter Schatz."

Mit dem Frühjahr 1769 begannen die Russen unter dem Fürsten
13. Juli Gallitzin den Kampf, schlugen die Türken bei Choczim, und eroberten bald darauf diese Festung. Noch war die russische Flotte nicht herangekommen; sie überwinterte in Irland, daher schob man die nachdrücklichere Benutzung der glänzenden Waffenthaten bis ins folgende Jahr auf. Die großen Erfolge der Russen mußten Friedrich mit Besorgniß erfüllen; denn er war weit davon entfernt, Rußland auf Kosten anderer Staaten groß, sich selbst ihm unterthänig machen
1765 zu wollen. Schon einige Jahre vorher hatte er auf die anmaßenden Forderungen des russischen Gesandten von Saldern nachdrücklich erwiedert, daß er zwar immer der Freund der Russen, nie aber ihr Sclave sein würde. Deshalb näherte er sich jetzt dem wiener Kabinet. Es kam in Schlesien zu einer Zusammenkunft zwischen ihm und

dem Kaiser, welcher schon seit längerer Zeit die persönliche Bekanntschaft des großen Gegners seines Hauses zu machen wünschte. In Neiße und bald darauf bei Neustadt in Mähren sahen sich die beiden 1796 Monarchen ohne alles Ceremoniel. Als Friedrich seinem erhabenen 25. Aug. Gaste bei der ersten Zusammenkunft entgegeneilen wollte, lag ihm dieser schon in den Armen. Joseph äußerte schmeichelhaft: „Nun sehe ich alle meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe den größten König und Feldherrn zu umarmen;“ worauf dieser antwortete: „er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, welche zu lange Feinde gewesen seien, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen als aufzureiben.“ — Der Kaiser erwiederte hierauf die bedeutsamen Worte: „Für Oestreich giebt es kein Schlesien mehr.“

Die beiden großen Monarchen sah man Arm in Arm; vertrauliche Gespräche hielten sie bis tief in die Nacht beisammen. Joseph ließ merken, daß seine Mutter ihm keinen entscheidenden Einfluß gestattete, daß sie jedoch nicht ruhig zusehen würde, wenn die Russen sich in dem Besitze der Moldau und Wallachei behaupten wollten; im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und England, oder bei sonstigen unvorhergesehenen Unruhen schlug er dem Könige eine strenge Parteilosigkeit für Deutschland vor. Diese Uebereinkunft wurde von beiden Monarchen unterzeichnet. 28. Aug.

In Neustadt traf Friedrich unter andern großen Kriegsmännern 3. seinen berühmten Gegner, den General-Feldzeugmeister Loudon. Spt. Als dieser bei Tafel, während man sich schon setzte, noch nicht zugegen war, bemerkte Friedrich treffend und schmeichelhaft für den Feldherrn: „Das ist gegen seine Gewohnheit, sonst war er oft vor mir da — erlauben Sie, daß er diesen Platz neben mir habe; ich sehe ihn lieber mir zur Seite, als gegenüber.“ — Ueber seinen hohen Verehrer fällte Friedrich in einem Briefe an Voltaire bei seiner Zurückkunft folgendes Urtheil: „Ich komme so eben von einer langen Reise zurück; Ich bin in Mähren gewesen, und habe da den Kaiser gesehen, der sich in Bereitschaft setzt eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeworfen; er ist in Prunk erzogen, und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt und ist bescheiden; glüht

vor Ruhmbegierde und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er wirklich äußerst gewissenhaft erfüllt; hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt und doch Geschmack genug Voltaires Werke zu lesen und ihr Verdienst zu schätzen. Er sagte mir einmal einen ganzen Gesang aus dem pastor fido und einige Verse aus dem Tasso her."

Dringend nothwendig erschien die Annäherung der beiden Mächte, denn Rußland machte Riesenfortschritte auf dem Gebiete seines schwachen Feindes. Die russische Flotte unter Alexis Orlow und den Ad-
1770 Juli miralen Elphingstone und Spiridow siegte im Archipel und an der asiatischen Küste; die Dardanellen, in elendem Zustande, gewährten keinen Schutz mehr, und die Schlacht am Pruth und am Kagul, welche Graf Romanzow, der Nachfolger Gallitzins gewann, gaben den Russen die Moldau in die Hände. Auch in Polen siegten die von den Russen unter dem kühn emporstrebenden Souwarow unterstützten Conföderirten. Oestreich rüstete, während Friedrich den petersburger Hof zur Mäßigung stimmen wollte; er dachte nur auf die Erhaltung des Friedens, und wünschte daher die beiden Kaiserhöfe zu verbinden. Wie weit überhaupt die Politik in Neustadt gegangen ist, läßt sich schwer ermitteln; Oberst Dumouriez, der französische Gesandte bei den Conföderirten, will aus einem aufgefangenen, in Chiffern geschriebenen Briefe Kunde von einer beabsichtigten Theilung Polens gehabt haben, sicher jedoch ist nur, daß Friedrich sich als Mittler zwischen Rußland, Polen und der Pforte unter Beistimmung des wiener Kabinettes angeboten hat.

Oestreich seinerseits schwankte, welche Maßregeln es unter diesen
1771 6. Juli Umständen nehmen sollte. Mit der Pforte schloß es eine Konvention, und versprach ihr alle von Rußland eroberten Provinzen wiederzuschaffen, auch für Polen Unabhängigkeit und Freiheit auszuwirken. Unterdessen breiteten sich die Kaiserlichen schon an der Grenze von Ungarn auf dem polnischen Gebiete aus. Ein Bruch zwischen Oestreich und Rußland, ja, bei den Verbindungen dieser beiden Mächte mit den Höfen von Berlin und Versailles, ein allgemeiner europäischer Krieg schien von Neuem zu drohen. Um diese Zeit ging der
1770 Dcb. Prinz Heinrich von Stockholm aus auf Einladung der Kaiserin Katharina nach Petersburg. Dem Könige kam dieser Umstand sehr gelegen, da er zu einer Ausgleichung der Interessen unter den großen Mächten dienen konnte, doch war er gewiß selbst damals noch weit

davon entfernt, die Art und Weise dieser Ausgleichung zu ahnen. Während der Prinz an Katharina's Hofe mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit behandelt wurde, langte daselbst die Botschaft an, daß Oestreich bei der Abgrenzung gegen die Zips alte durchaus grundlose Ansprüche auf 13 zur zipser Gespannschaft gehörige Ortschaften zur Sprache gebracht hätte. Bei dieser Gelegenheit äußerte Katharina zu dem Prinzen Heinrich: „Polen scheine ein Land zu sein, wo man sich nur bücken dürfe um etwas aufzunehmen; — wenn der wiener Hof dies Reich theilen wollte, so seien die Nachbarn berechtigt ein Gleiches zu thun.“ Prinz Heinrich, welcher wußte, daß Kaunitz schon in Neustadt eine Theilung Polens als Auskunftsmittel zur Beilegung aller Streitigkeiten vorgeschlagen hatte, griff das Wort der Kaiserin gewandt auf. Katharina, weil sie doch nicht die Beute allein erringen konnte, ging in die Verhandlung über eine Theilung ein, und sagte in vertraulicher Offenherzigkeit zu dem Prinzen Heinrich: „Ich werde die Türken schrecken und den Engländern schmeicheln; gewinnen Sie Oestreich, damit es Frankreich einschläfre.“

Friedrich selbst, der große scharfblickende Politiker, ward durch die Mittheilung seines Bruders überrascht; erst als er sich durch seinen Gesandten am petersburger Hofe von der Ernstlichkeit des Theilungsantrages überzeugt hatte, ergriff er diese Idee mit seiner gewohnten Energie, ja er selbst gesteht in seinen Schriften, daß er bei der Bedenklichkeit der beiden Kaiserhöfe die Theilung Polens lebhaft gefördert habe. Diese nach kalter Kabinetspolitik berechnete Beraubung eines friedlichen Nachbars war eine bisher in der Weltgeschichte unerhörte That, auch entschuldigt sie der große König selbst nur damit, daß sie die einzige Maßregel gewesen sei um einen Umsturz der Verhältnisse Europas zu vermeiden, weil die Entschädigung Rußlands in der Türkei einen Kampf auf Leben und Tod zwischen Rußland und Oestreich hervorgerufen, und alle übrige Staaten mit hineingerissen hätte. Dagegen bot die Theilung Polens nicht nur (für damals wenigstens) Frieden, sondern sogar eine für die preußische Monarchie unumgänglich nothwendige Befestigung. Kann man also, von dem damaligen Standpunkte aus gesehen, Friedrich den Hartgeprüften so ganz verdammen, wenn er das Wohl seines Staates dem fast unvermeidlichen Verderben selbst um den Preis seines sittlichen Gefühls vorzog?

Eine Frevelthat der Polen an ihrem Könige erleichterte die Absicht der zur Vernichtung der Republik einverstandenen Mächte. Schon hatten die Conföderirten von Bar den Thron für erledigt erklärt, da wagten es drei Enthusiasten den König mitten aus seiner Haupt-
1771 stadt zu entführen, um dann den Namen des Monarchen zu ihren
3. Nbr. Plänen gegen Rußland zu benutzen. Durch die Reue des einen von ihnen, Kosinski, dem die andern beiden die Bewachung des Königs aufgetragen hatten, ward Stanislaus unerwartet befreit, und von seinen Unterthanen unter großem Jubel nach Warschau zurückgeholt. Friedrich sagte in einem Briefe über diese Begebenheit, „es sei eine eben so schwarze als unmenschliche That der Konföderirten, und verdiene, daß alle europäischen Mächte sich verbänden, und eine eklatante Rache wegen dieser ungeheuren Schandthat nähmen, deren sie sich schuldig gemacht.“ So rückte also der Versuch durch die Entführung des Königs Polens Selbstständigkeit zu vertheidigen das Unheil dem unglücklichen Staat nur noch näher.

Die den Polen drohenden Uebel wurden durch die orientalische Pest, welche von der Moldau und Wallachei in Volhynien und in Podolien eingebrochen war, vergrößert. Oestreich und Preußen schützten sich durch Cordons. Als die Zeit zur Ausführung der großen Pläne nahte, rückte der General von Belling mit seinen Truppen über die Grenze. Oestreich wollte sich immer noch nicht zu einer förmlichen Theilung verstehen, sondern nur das zipser Gebiet in Folge seiner vermeintlichen Rechtsansprüche an sich bringen, doch erklärten Katharina und Friedrich, daß sie dies als einen Theilungsversuch ansehen würden. Nur sehr schwer mochte sich Maria Theresia zu einem Schritte entschließen, den die Moral durchaus verdammen mußte. Hören wir die Worte der edlen Frau über die unglückselige Angelegenheit, welche leider damals eine politische Nothwendigkeit geworden war: „Als alle meine Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte,“ schreibt sie an Kaunitz, „steifete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreient wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, muß bekennen, daß Zeitlebens nit so beängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stuck

von Polen oder von der Moldau und Wallachei Unser Ehr und Reputation in die Schanz schlagen. Ich merk wohl, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram ihren Weg gehen." Endlich schrieb sie ihr placet auf den Theilungsentwurf, aber mit den prophetischen Worten: „weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird." Also nur um großes Unheil für ihr eignes Volk zu vermeiden gab Maria Theresia ihre Zustimmung zu den vernichtenden Maßregeln; sie theilte hierin die Ansicht des freilich entschlossneren großen Politikers auf dem Throne Preußens. Eine geheime in Wien vollzogene Uebereinkunft zwischen beiden, nachdem in Petersburg die Theilungsverhandlungen gepflogen waren, entschied über das Schicksal der Republik, doch erst einige Monate später einigten sich die drei großen Mächte über die Ausführung ihres verhängnißvollen Werkes. Rußland erhielt 3,500 Quadratmeilen, polnisch Livland, den größten Theil der Woiwodschaft Witebsk, den Haupttheil von der Woiwodschaft Polock, die ganze Woiwodschaft Mscislaw, und die beiden Enden der Woiwodschaft Minsk; Oestreich 2,500 Quadratmeilen, nämlich die zipser Gespannschaft, welche wieder zu Ungern gelegt wurde, die Hälfte der Woiwodschaft Krakau, einen Theil der Woiwodschaft Sendomir, die Woiwodschaft Roth-Rußland, den größten Theil der Woiwodschaft Balz, Prokucin und ein Stück von Podolien, welche zu einem Königreiche Galizien und Lodomirien erhoben wurden; Preußen dagegen nur polnisch-Preußen außer Danzig und Thorn nebst einem Theil von Großpolen bis zur Netze, 631 Quadratmeilen mit 504,800 Einwohner und anderthalb Millionen Thalern Einkünften, aber das Erworbene verband Pommern und die Neumark mit Ostpreußen, wodurch dieses wichtige Land erst recht mit der übrigen Monarchie verbunden wurde, und machte überdies durch den Besitz der Weichselmündung Preußen zum Herrn des polnischen Handels.

4. Mrz.

Die drei Mächte leisteten sich für ihre Erwerbungen Gewähr; sie kamen unter sich überein Polen zur Einwilligung in die großen von ihm geforderten Opfer zu bewegen. Der König Stanislaus, seit 1768 leidender und thatenloser Zuschauer der Begebenheiten, schämte

sich dennoch in eine so schmäliche Zerstückelung seines Reiches zu willigen, doch rief er auf Verlangen der fremden Minister einen Reichstag auf den 8ten Februar des folgenden Jahres zusammen.

Friedrich ließ unterdessen schon die in der Theilung ihm zugefal-
1772 lenen Länder besetzen. Ein Manifest versicherte alle seine neuen Un-
1.
Spt. terthanen, geistliche sowohl als weltliche, in dem unbeschränkten Besitze ihres Eigenthums und ihrer Rechte, so wie in der freien Uebung ihres Gottesdienstes; zugleich wurden die Stände zur Huldigungsleistung nach dem Schlosse Marienburg auf den 27sten September eingeladen. Noch aber hatte die Republik ihre Zustimmung zu ihrer Schmach nicht ausgesprochen. Stürmische Berathungen gingen dem Reichstage voran, welcher am 19ten April eröffnet wurde. Der Präsident nebst den meisten Landboten war den Russen günstig; die Anzahl der Patrioten zum Widerstande zu gering, dagegen die Waffen der Verbündeten in drohender Nähe; daher bestätigte endlich der herabgewürdigte Reichstag mit feierlichem Schlusse seine ihn selbst vernichtende Schmach. Der größte Vorwurf für die theilenden Mächte bleibt wohl bei dieser ganzen Verhandlung der, daß sie, als die Ländertheilung erreicht war, die Rechte der Dissidenten, um deren willen sie doch zuerst in die innern Angelegenheiten der Republik eingegriffen hatten, den Katholiken ohne weiteres Preis gaben.

Den Verbündeten fehlte es nicht an Gründen, wodurch sie ihr Verfahren als wohlberechtigt darstellten, für Preußen ließ Herzberg seine gewandte Feder kämpfen, und wies mit großer Kunst und Gelehrsamkeit die Ansprüche seines Königs auf die von Polen abgerissenen Stücke nach. Die Abtretungsverträge wurden polnischer Seits von dem Bischof von Cujavien und 89 Landboten unterzeichnet; unter anderm verzichtete die Republik dadurch auch zu Gunsten Preußens auf den im welauer Vertrage vorbehaltenen Rückfall Preußens nach dem Erlöschen des brandenburgischen Mannsstammes, so wie auf die Oberlehnsherrlichkeit über die Herrschaften Lauenburg und Bütow und die Einlösung der Starostei Draheim.

Jetzt war eine Friedensvermittelung zwischen Rußland und der
1772 Pforte möglich. Schon vor der Theilung Polens hatte man einen
10.
Juni Waffenstillstand geschlossen. Noch einmal zerschlugen sich die Unter-
1773 handlungen, und der Krieg wurde erneuert, doch drang nach abwech-
15.
8br. selnden Erfolgen der Feldmarschall Graf Romanzow bis gegen die

Donau vor, und erzwang von dem neuen Sultan Abdul Hamid den Frieden von Kainardsché. Die Tataren der Krim im Bud- 1774
schack und Kuban wurden unabhängig; Katharina erhielt die Festun- 21. Juni
gen Kertsch und Jenikale in der Krim und das Kastel Kinburn an der Dnieper-Mündung, die freie Schifffarth auf dem Hellespont, dem Propontis und dem Archipel, nebst $4\frac{1}{2}$ Millionen Rubel Kriegskosten. Erwünscht kam der Kaiserin dieser Frieden, da unter dem Namen Peters III. ein gemeiner Kosak, Peter Pugatschew, gegen sie am Don und Ural aufgetreten war, und einen gefährlichen Aufstand erregt hatte. Nun wurde der kühne Betrüger besiegt und hingerichtet. Noch waren die Mächte mit ihren Erwerbungen nicht zufrieden; Oestreich nahm mehr als ihm der petersburger Vertrag bewilligt hatte. Um diese Vergrößerung verhältnißmäßig auszugleichen, fügte auch Friedrich noch den sogenannten Netzdistrikt von 139 Quadratmeilen und 150,000 Einwohnern seinem Antheile hinzu. Eingriffe, gegen welche jetzt zu spät die Polen ihre Waffengewalt aufzubieten versuchten. Ebenso wenig fruchteten die Beschwerden ihres Königs beim Hofe von St. Petersburg, denn Friedrich entschuldigte sein Verfahren mit dem der Oestreicher; nur einen unbedeutenden Theil seiner späteren Erwerbungen gab er in dem Grenzvergleich von Warschau 1776
zurück. Die Republik fand sich in ihr Schicksal; sogar schon vor der 22. Aug.
Grenzberichtigung schloß sie mit Preußen einen sogenannten Conventions-Zoll-Tarif, der die Grundlage zu dem im Jahre 1816 abgeschlossenen Vertrage für die Handelsverhältnisse beider Staaten bildet. Dagegen hatten die Eingriffe Friedrichs eine böse Stimmung in Katharina erzeugt; doch gelang es dem Prinzen Heinrich bei einem zweiten Besuche in Petersburg nicht nur alle Mißhelligkeiten zu 1776
heben, sondern auch, da gerade während seiner Anwesenheit die Groß- Mrz.
fürstin Natalie Alexiewna starb, durch seine Theilnahme und die Vermittelung der zweiten Ehe des Großfürsten Paul mit der würtembergischen Prinzessin Sophie Dorothea Auguste das Band zwischen Preußen und Rußland noch fester zu ziehen. Der glänzende Empfang des russischen Thronerben in Berlin, so wie die prachtvollen Verlobungsfestlichkeiten verkündeten dem gespannten Europa die Wiederherstellung der Freundschaft zwischen den beiden großen Mächten.

Nach der polnischen Erwerbung nahm Friedrich den Titel eines Königs von Preußen an; bisher hatte er sich wie seine Vorgänger

König in Preußen genannt. Das ehemalige Herzogthum hieß von nun an Ostpreußen, die neuerworbene Provinz dagegen Westpreußen.

Wie man auch über die polnische Erwerbung urtheilen mag, so bleibt doch unbestreitbar, daß die dem preußischen Scepter unterworfenen neuen Länder einem glücklichern Zustande entgegen gingen. Alles wurde hier nach dem Muster Ostpreußens eingerichtet, die strengste Ordnung an die Stelle der wildesten Anarchie gesetzt. Zum ersten Male genossen die Bewohner den Segen einer strengen, unparteiischen Justiz, welche weder Machtsprüche noch Standesbegünstigung kannte. In diesen Segenseinrichtungen finden wir, wenn es überhaupt möglich ist, noch am ersten eine Entschuldigung für den unerhörten Gewaltschritt.

Ein wesentlicher Vortheil der preußischen Herrschaft war, daß der Gutsherr aufhörte unumschränkt zu sein, und der Unterthan in den Schutz des Staats und der Gesetze trat. Die Schaarwerksbauern waren nicht mehr Leibeigene, ihr unsicherer Besitz wurde
1777 durch die Verordnung zur Vererbung der Bauerhöfe mehr begründet;
20. 8br. ohne rechtskräftiges Erkenntniß durfte keiner von seinem Hofe vertrieben werden; auch ermäßigte der König die Roboten oder Hofedienste. Nur die Privilegirten schienen unter der preußischen Verwaltung zu verlieren. Freilich vermochte sich auch nicht einmal der Bauer sogleich in seine bessere neue Lage zu finden. Seinerseits war der König unzufrieden mit der schlechten Bauart der Dörfer, der Unordnung und Unreinlichkeit in den Wirthschaften, dem ungenügenden Feldbau, so wie überhaupt mit der polnischen Trägheit, welche doppelt unangenehm durch den Vergleich mit dem betriebsamen Schlesien in die Augen fiel. Alle Zweige der Landwirthschaft wurden lebhaft von ihm angeregt. Um den Kulturzustand zu beleben, begünstigte der König die Erbpachten, als einen heilsamen Hebel; allein Güte reichte nicht zu, die Jahrhunderte hindurch angewöhnten Uebel zu zerstören; man mußte Strenge dabei gebrauchen. Zwei Mittel wandte Friedrich an um zu seinem Zwecke zu gelangen, deutsche Ansiedler und Schulen. Für beide sorgte er mit großer Freigebigkeit. Viele evangelische, katholisch-deutsche und katholisch-polnische Schullehrer wurden angestellt, ein Kadettenhaus in Kulm für den polnischen Adel gegründet, und die Jesuitencollegien in Gymnasien verwandelt.

Spuren der Barbarei vernichtete der König hier wie überall, wo sie sich noch vorfanden; so z. B. die grausame Gewohnheit, welche die Küstenbewohner Preußens und Pommerns noch aus den Zeiten des Mittelalters beibehalten hatten, die armen Gestrandeten auszuplündern. Friedrich versäumte nichts, was der städtischen und ländlichen Betriebsamkeit vortheilhaft sein konnte. Unter den die Lebhaftigkeit des Verkehrs in dem neuen Lande fördernden Bauten steht der des bromberger Kanals obenan. Wenige Jahre nach der ersten Besitzergreifung schwammen Schiffe von der Weichsel zur Oder, und verbanden so die neuen mit den alten Besitzungen und diese untereinander. Zum Schutz des Landes wurde die Festung Graudenz angelegt.

Friedrich that keiner Religionssekte Gewalt an. Die achtzehn Mennonitengemeinden in Westpreußen, etwa 10,000 Seelen, blieben ihren Glaubenssätzen gemäß von aller Waffenpflicht gegen eine namhafte Summe und gegen ein verhältnißmäßiges Rekrutengeld, 30 Thaler auf den Mann, befreit. Auch von den Juden zog der König so viel als möglich Nutzen. Sie waren in Westpreußen sehr zahlreich; man hielt sie hier in gleicher Lage wie an allen übrigen Orten der Monarchie. Der reicheren bediente sich der König zur lebendigen Förderung des Gewerbfleißes und des Handels, nur mit dem Wollhandel durften sie sich nicht befassen; die armen dagegen wurden wie Landstreicher aus dem Lande gejagt. Auf diese Art wies man 4000 Betteljuden gleich nach der Uebernahme der Regierung über die Grenze. Sehr klug bediente sich der König der Juden um den polnischen Handel aus Danzig wegzuziehen. Er veranlaßte die wohlhabenderen unter ihnen sich in die danziger Vorstädte Hoppenbruch, Stolzenberg und Langfuhr anzusiedeln, und gab ihnen für diese drei Ortschaften ein Generalprivilegium und Reglement. Friedrich war sonst für die Juden, wie er sich ausdrückte, nicht portirt, aber ebenso wenig ein Proselytenmacher; ja er gebot, daß kein Jude eher zum Unterricht in der christlichen Religion angenommen werden sollte, bis man nicht von seinem unsträflichen Wandel sichere Nachrichten eingezogen, und darüber schriftliche glaubhafte Nachrichten eingereicht hätte.

Die evangelischen Christen, welche in Westpreußen bei weitem die Minderzahl ausmachten, erhoben sich jetzt aus ihrem Zustande der

Unterdrückung, obgleich Friedrich auch die katholische Kirche nicht beschränkte, außer wo sie mit den Souverainetätsrechten zusammenstieß. Nun durften sich natürlich die Evangelischen Gotteshäuser bauen, wobei sie der König aus seinen Mitteln unterstützte.

Die vielfache Sorge Friedrichs um die neue Erwerbung trug auch die lohnendsten Früchte, denn es hob sich Ordnung, Thätigkeit und Wohlstand des Landes so sichtbar, daß sich in wenigen Jahren die Einwohnerzahl in demselben um viele Tausende vermehrte.

Der baiersche Erbfolgestreit.

Friedrich hatte durch die Erwerbung von polnisch-Preußen seine Macht bedeutend erhöht, denn nun erst war Verbindung in seine Länder gekommen, welche 16 Festungen, und ein vortreffliches Heer von 186,000 Mann schützten; dazu fehlte es weder an Geld noch an Vorräthen jeder Art. Mit allen europäischen Mächten stand Preußen in gutem Verhältniß, mit Rußland in engem Bündniß, nur etwa Josephs weitstrebende Pläne konnten einen Streit mit Oestreich hervorrufen. Dies entging dem Könige nicht. Als einst zufällig sein Blick in Sans-Souci auf die Büste des Kaisers fiel, sagte er: „Den stelle ich mir unter die Augen; das ist ein junger Mann, den ich nicht vergessen darf. Der Kaiser Joseph hat Kopf, er könnte viel ausrichten. Schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat."

Unter andern großen Entwürfen trug sich auch Joseph mit der Erwerbung Baierns. Schon vor ihm hatte der Prinz Eugen dem Kurfürsten Max Emanuel für München Brüssel, Mailand oder Palermo angeboten; noch zu verschiedenen Malen war man von Seiten Oestreichs mit den baierschen Herrschern auf Tauschvorschläge selbst mit der lockenden Aussicht auf den Königstitel zurückgekommen. Fürst Kaunitz hatte die Erwerbung Baierns zum Ziel seiner geschäftigen Politik gemacht, und fand in dem thatendurstigen Gemüth des Kaisers Anklang für seine glänzenden Entwürfe. Als nun mit Mari-
1777 milian Joseph die baiersche Linie ausstarb, und Karl Theodor,
30. Dez. Kurfürst von der Pfalz, ohne erbfähige Söhne die Besitzungen beider Kurhäuser vereinigte, da meinte der wiener Hof, es sei endlich der günstige Zeitpunkt zur Verwirklichung seiner Pläne gekommen. Doch gab es eine Menge berechtigter Erben. Außer dem Kaiser traten

noch Kursachsen und Mecklenburg-Schwerin mit Ansprüchen auf; der
Kurfürst forderte von Seiten seiner Mutter, der verwittweten Kur-
fürstin Maria Antonie alle von ihm auf 47 Millionen Gulden abge-
schätzten Allodien, der Herzog wegen alter kaiserlicher Belehnung die
Landgrafschaft Leuchtenberg. Ohne diese Ansprüche zu beachten, ließ
Kaiser Joseph 16 Bataillone, 20 Eskadrone nebst 80 Geschützen in
Niederbaiern einrücken; der von ihm erkaufte Geschäftsträger Karl
Theodors in Wien, Baron von Ritter, überließ die bessere Hälfte
von Baiern an Oestreich in einem Theilungstractate, welchem der 1778
Kurfürst in feiger Besorgniß seine Bestätigung ertheilte, und da Frank- 3. Jan.
reich nebst England durch Amerika beschäftigt war, Rußland seine
Blicke nur auf die Pforte richtete: so stand von allen europäischen
Mächten nur Preußen allein zum Schutz gegen die eigennützigen
Uebergriffe des Kaiserhauses da. Friedrich wußte aber nicht einmal,
ob und wie weit die Agnaten des Kurfürsten von der Pfalz bei die-
sen Verhandlungen betheiligt waren. Anfangs sendete er den ehema-
ligen Erzieher des Erbprinzen von Weimar, Grafen von Görz pri-
vatim an den Kurfürsten, ohne jedoch ihn zu einer Erklärung gegen
Oestreich gewinnen zu können. Von da eilte der geschickte Unter-
händler zu dem Herzoge Karl von Pfalz Zweibrücken, dem nächsten
Agnaten. Auch hier waren Oestreichs Diener schon thätig gewesen;
durch Friedrichs Zuspruch gestärkt, reichte der Herzog bei dem Reichs-
tage zu Regensburg eine feierliche Verwahrung seiner Rechte ein. 16.
Laut billigte Frankreich des Herzogs Erklärung, und erneuerte mit Mrz.
ihm die früheren Subsidienverträge, während Rußland dem Könige
vollkommen beistimmte, als er dem Herzoge Karl Bürgschaft für seine
Rechte auf die ganze baiersche Erbschaft mit dem Anerbieten seiner
ganzen Kriegsmacht Gewähr leistete. Nicht so unbedingte Billigung 28.
fanden Friedrichs Schritte am preußischen Hofe selbst. Prinz Hein- Mrz.
rich, wahrscheinlich noch in lebhafter Erinnerung dessen, was er in
Petersburg für Preußens Größe bewirkt, hätte lieber gemeinschaft-
liche Sache mit Oestreich gemacht; noch einige Jahre später besprach
er sich freundschaftlich mit dem Kaiser Joseph in Spaa über die
Theilung Deutschlands, Friedrich aber wollte lieber Protector
des ganzen Deutschlands sein, als unrechtmäßig ein Stück desselben
an sich reißen; ersteres mußte seine wahre Macht weit mehr erhöhen.

Nach den nothwendigen diplomatischen Vorkehrungen setzte Frie-

brich seine Truppen in Bewegung. Er ging zu dem schlesischen Heere,
1778 mit welchem sich die brandenburgischen, pommerschen und preußischen
6. April Regimenter vereinigten, ab, während sein Bruder Heinrich mit 18,000 Mann Sachsen unter dem Grafen Solms vereint über Dresden nach Böhmen zog. Der Feldzug selbst bietet keine bedeutenden Begebenheiten dar. Wir sehen im Laufe desselben 100,000 Oestreicher unter dem Kaiser selbst und dem Feldmarschall Lacy in einem verschanzten Lager von Arnau bis Königingrätz, den Feldmarschall Loudon mit 50,000 Mann gegen die Lausitz hin den Preußen gegenüber stehen. Beide Heere waren mit furchtbarem Geschütz ausgerüstet. Friedrich, von den Spuren des Alters schon erreicht, mochte seinen alten Kriegsruhm nicht dem Wechsel des Geschickes aussetzen, während die Ehrfurcht vor dem ruhmbekränzten Helden den Kaiser von einem entschiedenen Schritte zurückhielt. Letzterer wagte um so weniger den Angriff, da er sich von dem Könige von Frankreich, seinem Schwager, auf dessen Beistand er anfangs gerechnet hatte, ganz verlassen sah.

7. So wie Friedrich war der Prinz Heinrich nach seiner Vereinigung
Juli mit den Sachsen ungehindert in Böhmen eingerückt. Die Avantgarde des Prinzen ging bis drei Meilen von Prag vor; Loudon suchte hinter der Isar bei Münchengrätz und Jungbunzlau Schutz. Man hatte in Wien auf so ernsthafte Bewegungen der Preußen nicht gerechnet, daher herrschte im östreichischen Lager Besorgniß, bange Furcht am Hoflager Maria Theresias. In der That würden die Preußen anfangs bei ihrer Uebermacht die östreichische Linie haben durchbrechen können, wenn nicht Friedrich damals Unterhandlungen den Kriegsthaten vorgezogen hätte. Schon im Juli, bald nachdem er in Böhmen eingebrochen war, begannen die Unterhandlungen. Die bejahrte Kaiserin zitterte für das Leben ihres Sohnes und das Wohl ihrer Unterthanen. Unterdessen hatte das östreichische Heer hinter unzugänglichen Verschanzungen sich und die kaiserlichen Erbstaaten gegen jeden Angriff gesichert. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, da man als Preis für das Aufgeben des Vertrages vom 3ten Januar forderte, daß Preußen bei eröffneter Erbfolge in Anspach und Baireuth diese Fürstenthümer einem nachgebornen Prinzen überlassen sollte. Friedrich begann von Neuem die Feindseligkeiten, doch der ganze Schaden, den er dem Gegner zufügte, war, daß er die Gegend, in welcher sich die Heere bewegten, durch große Fouragirung

auszog. Dagegen rissen Krankheiten unter seinen Truppen ein, die ihm mehr Leute als eine Schlacht raubten. Bis zum September hielten sich beide preußischen Heere auf dem feindlichen Grund und Boden. Am 10ten trat Heinrich, vier Tage darauf Friedrich seinen Rückweg in die Winterquartiere an. Nun griff Rußland in den Gang dieser Angelegenheiten ein; der Hof von Petersburg erklärte unumwunden in Wien und in Regensburg, er bäte die Kaiserin Königin, den Fürsten des Reichs eine völlige Genugthuung wegen ihrer Beschwerden und besonders wegen ihrer wohlbegründeten Klagen über den Einfall in Baiern zu gewähren, sonst sähe sich Rußland 20. Okt.
gedrungen seine Verbindlichkeit zu erfüllen, und für Seine Preußische Majestät das bundesmäßige Hilfscorps zu senden. Freilich wurde hiermit nicht geeilt, denn Maria Theresia suchte die Kaiserin Katharina durch ein schmeichelhaftes Handschreiben zu friedlicheren Maßregeln zu stimmen; dessenungeachtet erschien der Fürst Repnin in Breslau, zwar nicht an der Spitze eines Bundesheeres, jedoch mit der Vollmacht die Streitigkeiten zu Gunsten Friedrichs und seiner Verbündeten zu entscheiden, da die Kaiserin Königin seiner Souverainin nebst dem Könige von Frankreich die Wahl der Versöhnungsmittel, welche sie zur Herstellung des Friedens am tauglichsten halten würden, mit zuvorkommendem Zutrauen überlassen hatte. Nbr.

So sah man mit dem Beginn des Frühlings dem Frieden entgegen. Noch ehe die Truppen ihre Winterquartiere verlassen hatten, ertheilte man beiderseits Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten. 1779 Mrz.
Erst zwei Monate später, da Joseph Kurpfalz zu neuen Hindernissen anregte, und auch Sachsen und Zweibrücken Gegenrede erhoben, wurde der von Maria Theresia aufrichtig ersehnte Frieden in 1779 13. Mai
Teschen geschlossen. Wenige Tage darauf kehrte Friedrich nach Berlin zurück um seine nur ungern abgebrochenen landesväterlichen Sorgen wieder aufzunehmen. Er selbst hatte sich in einem Briefe an le Catt geäußert: „dieser Krieg und dieser Frieden sind nichts als Jämmerlichkeiten, das Werk eines erschöpften Greises ohne Kraft und Schwung gewesen.“ Nicht günstiger urtheilten über denselben die Völker, denn die Oestreicher nannten ihn den Zwetschkenrummel, die Preußen den Kartoffelkrieg, die mit dem friedlichen Ausgange unzufriedenen Offiziere aber den baierschen Prozeß; dennoch hatte er dem großen Könige 29 Millionen Thaler und 20,000 Mann gelo-

stet. Dafür war freilich das sehr gefährdete Gleichgewicht in Europa, namentlich in Deutschland erhalten worden. Friedrich legte ebenso uneigennützig die Waffen aus der Hand, wie er sie ergriffen hatte; das Einzige, was er erlangte, war, daß ihm durch den 10ten Artikel des teschener Friedens der muthmaßlich nahe Anheimfall der fränkischen Markgrafschaften im Voraus zuerkannt, und im 11ten das wechselseitige Lehnsverhältniß aufgehoben wurde, nach welchem die Fürstenthümer bisher verschiedene von Böhmen zu Lehen gehende Stücke enthielten, während andere in Oestreich zu ihnen in demselben Verhältnisse standen. Der wiener Hof gewann im Frieden immer noch sehr viel, nämlich den zwischen Donau, Inn und Salza gelegenen sehr fruchtbaren Theil von Baiern, welcher das Erzherzogthum unmittelbar mit Tyrol verband; er entsagte dagegen dem Vertrage vom 3ten Januar 1778, wie seinen übrigen Forderungen.

Sachsen erhielt für seine Ansprüche sechs Millionen Reichsgulden Entschädigung, nebst dem Lehnsrechte auf die bisher zur Krone Böhmen gehörigen, in der Markgrafschaft Meißen gelegenen schönburgischen Herrschaften Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein. Mecklenburg ward durch das unbeschränkte privilegium de non appellando abgefunden.

Bewaffnete Neutralität.

Seit Jahren war Friedrich der Wendepunkt der europäischen Politik gewesen, von jetzt an mußte er die erste Rolle mit der Semiramis des Nordens theilen. Katharina erschien damals auf der Sonnenhöhe ihrer Macht. Durch die Theilung Polens und den glorreichen Frieden von Kainardsché war die Macht ihres gewaltigen Reiches noch mehr angewachsen, und die neue Eintheilung desselben in Statthalterschaften gab der Selbstherrscherin eine schnellere Verfügung über die neu entwickelten Kräfte. Da erschien denn der Gedanke die Türken zu vernichten und Griechenland unter einem Prinzen ihres Hauses zu erneuern, nicht unausführbar. Fürst Potemkin, der hauptsächlichste Beförderer dieses Planes, und vor allen damals einflußreich in der Politik des Hofes von St. Petersburg, sah sich schon als Herrscher in dem auf dem alten klassischen Boden zu neuem Glanz gegründeten Reiche; doch hatte dieser Plan selbst unter den russischen Großen bedeutende Gegner, den bedeutendsten in dem

Reichskanzler und Premierminister Grafen Panin; dieser war ein Freund Friedrichs, ein Feind aller chimärischen sich von dem wahren Wohl seines Vaterlandes entfernenden Pläne. Alle Großmächte Europas wandten daher ihren Blick auf das Cabinet von St. Petersburg, vor allen England. Vereinzelt stand dieses seit dem Hubertsburger Frieden da, und um so mehr fühlte es die Nachtheile der verlassenen Stellung, als der Krieg mit den amerikanischen Colonieen eine immer gefährlichere Wendung für das Mutterland nahm. Seit dem Unglück Bourgoyne's bei Saratoga traten Frankreich, bald 1777 16. Okt.
auch Spanien, zuletzt sogar Holland als Bundesgenossen der jungen Republik auf, in allen Meeren war der brittische Dreizack bedroht. In dieser Bedrängniß wendete sich das Cabinet von St. James an die große Catharina. Schon hatte der englische Gesandte Sir James Harris, der nachherige Lord Malmesbury, ein ausgezeichneter Diplomat, den allmächtigen Günstling der Kaiserin, Potemkin durch die Billigung seiner chimärischen Pläne im Orient gewonnen; schon waren 15 Linienschiffe und 6 Fregatten im Hafen von Kronstadt segelfertig um die Wegnahme zweier russischer Handelsschiffe durch spanische Kreuzer an den Gegnern Englands zu rächen: da wußte Panin, hinter dessen Rücken alles dies geschehen, durch einen meisterhaften Staatsstreich die Intriguen des egoistischen Günstlings zur Förderung der wahren Größe seines Vaterlandes zu lenken. Sich jeder fremden Beeinträchtigung entgegenzusetzen, das Meer für alle neutralen Schiffe frei zu machen, dies war ein Plan, welcher auch dem Ehrgeize der mächtigen Selbstherrscherin schmeichelte, und deshalb ihre unbedingte Zustimmung erhielt. Die berühmte Erklärung, durch welche die **bewaffnete Neutralität** in Europa verkündet wurde, 1780 28. Febr.
lautete folgendermaßen:

1) „Die neutralen Schiffe fahren frei von Hafen zu Hafen, und an den Küsten der kriegführenden Mächte; 2) feindliches Eigenthum ist frei in neutralen Schiffen, mit Ausnahme der Kontrebande, die auf Waffen und eigentliche Kriegsbedürfnisse beschränkt bleibt; 3) die Kaiserin hält sich in Bezug auf das, was eigentlich Kriegsbedürfnisse seien, an das, was im Art. 10 und 11 ihres zwanzigjährigen Handelsvertrages mit Großbrittanien vom 21sten Juni 1766 ausgesprochen worden, indem sie diese Verbindlichkeit auf alle Kriegführenden ausdehnt; 4) ein blockirter Hafen ist nur der, in welchen der an-

greifende Theil augenscheinlich einzubringen fähig ist; 5) diese Bestimmungen sollen bei der Rechtmäßigkeit der Prisen als Regel dienen." Ein großer Fortschritt in dem Völkerrechte war hierdurch gethan, denn man sprach ja offenbar durch diese Forderung den liberalen Grundsatz aus: Freies Schiff macht freies Gut. Es läßt sich denken, welchen ungünstigen Eindruck die Erklärung Rußlands in London hervorbringen mußte, da die täuschende Hoffnung auf mächtige Hilfe plötzlich schwand, die Kaiserin sich vielmehr an die Spitze eines die ganze gebildete Welt umfassenden Bundes gegen England stellte; denn überall fand die bewaffnete Neutralität, wie man dies Verhältniß nannte, die freudigste Begrüßung. Frankreich, ja fast alle europäischen Mächte schlossen sich mit der größten Bereitwilligkeit an; Spanien verstand sich auf der Stelle zu der begehrten Genugthuung.

Auch Friedrich sollte nach Panins Wunsch durch seinen Beitritt die von ihm geschaffene Seeneutralität in ihrem Ansehn erhöhen, doch fand er es bedenklich, lästige Bedingungen über sich zu nehmen, ohne durch eine Flotte wirksam sein zu können. Darum lehnte er freundschaftlich die Ehre des Beitrittes ab; erst als man für den dem preußischen Handel zugesicherten Schutz keine bestimmte Erwiederung begehrte, schloß er sich der Seeneutralität durch einen besonderen Vertrag mit Rußland gern an. Letzteres zeigte sich sehr zuvorkommend, denn es versprach nicht nur für sich den Schutz des preußischen Handels, sondern wirkte auch von den beiden nordischen Königen den Befehl an die Führer ihrer Kriegsschiffe aus, daß sie die preußischen Handelsfahrzeuge, welche sie auf ihrer Fahrt in der See antreffen möchten, wenn sie von Kriegsschiffen und Armateurs beunruhigt würden, unter ihren Schutz nehmen sollten.

Der Fürstenbund.

1780 Maria Theresia's Tod machte einen wichtigen Abschnitt in der
29. Nbr. Politik Europas, denn ihr rasch fortstrebender Sohn schloß sich bald enger an die russische Kaiserin, der schon seine Mutter aller moralischen Abneigung ungeachtet gegen das Ende ihres Lebens näher getreten war. Friedrich wußte wohl, daß ihr Tod für ihn ein Verlust war. „Ich bedaure schrieb er an d'Alembert, den Tod der Kaiserin Königin; sie hat dem Throne und ihrem Geschlechte Ehre gemacht

Ich habe Krieg mit ihr geführt, bin aber nie ihr Feind gewesen." Von nun an war die größte Umsicht an den Höfen, besonders am russischen nöthig, um den Plänen des Kaisers zu begegnen. Seit 1779 vertrat den König in St. Petersburg der schon früher als Diplomat rühmlich erwähnte Graf Görtz. Dieser berichtete bald, daß Friedrich's beabsichtigte Vereinigung von Preußen, Rußland und der Türkei zur Bürgschaft des damaligen Zustandes sich unmöglich würde bewerkstelligen lassen, da Rußland den Frieden mit der Pforte nur zu neuen kräftigeren Rüstungen benutze. Immer lebhafter drängte Potemkins ungestümer Sinn zur Ausführung der Pläne im Orient. Gegen Preußen dachte er feindselig, da es denselben entgegen war; dafür zeigte er sich dem wiener Hofe geneigt, der seinem Ehrgeize mit der Reichsfürstenwürde geschmeichelt hatte. Die Zusammenkunft 1780
Katharinas und Josephs in Mohilew am Dnepr und der darauf fol- 25. Mai
gende Besuch, den Joseph seiner erhabenen Freundin in St. Petersburg abstattete, knüpfte ein enges Band zwischen beiden Kaiserhöfen, Juli
denn auch Potemkin war ganz für den östreichischen Herrscher. Freilich bewahrte Katharina noch immer einen Rest ihrer alten Verehrung für Friedrich, doch konnte diese so wie Panins Einfluß nur eine entschieden feindselige Stimmung verhindern. Selbst des preußischen Thronfolgers Besuch, wenn auch die liebenswürdige Persönlichkeit des Prinzen einen freundlicheren Eindruck am Hofe als die des Kaisers machte, vermochte die Neigung Katharinas nicht mehr zu ändern, ja die Freundschaft zwischen ihm und ihrem Sohn Paul entfremdete sogar die auf ihre Macht eifersüchtige Herrscherin noch mehr von Preußen. So sehr war in St. Petersburg die Freundschaft für den berliner Hof erkaltet, daß der Großfürst bei seiner Reise durch Europa daselbst nicht einmal erscheinen durfte, in Wien dagegen längere Zeit verweilte. Mit Panins Tode schwand der letzte Rest des preu- 1783
ßischen Einflusses bei Katharina; unmittelbar darauf folgte ein förm- 11. April
licher Vertrag zwischen den beiden Kaiserhäusern. Bald zeigten sich die großen Folgen dieses wichtigen Bündnisses. Sahim Gheray, von Katharina zum Chan in der Krim erwählt, dankte gezwungen ab, und ward in Woronesch gefangen gehalten. Um dieselbe Zeit 1783
unterwarf sich der Fürst Heraklius von Georgien. Wie sehr auch diese Schritte die Pforte beunruhigten, so schreckte doch die Verbindung der beiden mächtigen Kaiserstaaten; daher entschloß sie sich der

1784 gewaltigen Herrscherin die Krim als Königreich Taurien, in
8. Jan. welchem Potemkin Gouverneur wurde, Kaukasien nebst der Halbinsel Taman feierlich abzutreten. Bis jetzt hatte Joseph nur für seine weitaussehenden Pläne in Italien und überhaupt im Westen seiner kaiserlichen Freundin Opfer gebracht, denn sie litt es nicht, daß Oestreich sich durch die Moldau und die Wallachei auf Kosten der Pforte im Osten verstärkte.

Um der Gewalt des Kaiserbundes ein Gegengewicht zu schaffen, knüpfte Friedrich in London von Neuem Unterhandlungen an. Lord Clarendon, der schon 1745 den dresdner Frieden vortheilhaft für Preußen vermittelt hatte, unterstützte auch jetzt Friedrichs Bewerbungen. Auch Ludwigs XVI. vorsichtiger Minister de Vergennes mißbilligte Josephs unbedachte Hingebung an Rußland. Vergebens warnte man ihn vor gefährlichen Schritten, und näherte sich aus diesem Grunde wieder dem alten Bundesgenossen, der seinerseits eine solche Annäherung zuvorkommend aufnahm. Bei alle dem suchte letzterer mit Rußland ein leidliches Verhältniß zu erhalten, und trat demselben deshalb in den griechischen Entwürfen nicht entgegen, um einen unheilbaren Bruch zu vermeiden.

Während Friedrich sich hier bemühte Verbindungen mit europäischen Mächten zu stiften und zu erhalten, bot das freie Nordamerika, welches eben erst seine politische Existenz im blutigen Freiheitskampfe errungen hatte, seine Hand zum Bunde. Die Höfe Europas trugen
1783 selbst nach dem versailler Frieden Bedenken mit den in ihrer
3. Spt. Existenz noch so wenig verbürgten vereinigten Staaten in Unterhandlungen einzugehen, nur Friedrich, der die starken Grundlagen und unerschöpflichen Hilfsquellen des jungen Staates erkannte, schloß ein
1785 Freundschafts- und Handelsbündniß mit ihm im Haag. Die in die-
10. Spt. sem Vertrage entwickelten Grundsätze bezeugen den großen Fortschritt der Zeit. „Wenn ein Krieg, heißt es in demselben, zwischen den beiden contrahirenden Theilen entstehen sollte, so sollen die Kaufleute des einen der beiden Staaten, die in dem andern sich aufhalten, die Erlaubniß haben neun Monate darin zu bleiben, um ihre Activschulden einzutreiben und ihre Geschäfte in Ordnung zu bringen, nach welcher Zeit sie ungehindert abreisen und alle ihre Güter ohne alle Beeinträchtigung mit sich nehmen können. Die Weiber und Kinder, die Gelehrten aus allen Fakultäten, die Ackersleute, die Handwerker,

die Manufacturisten und Fischer, die nicht bewaffnet sind und in Städten, Dörfern und unbefestigten Plätzen wohnen, und überhaupt alle diejenigen, deren Beschäftigung zum Unterhalt und zum allgemeinen Vortheil des menschlichen Geschlechts abzweckt, sollen die Freiheit haben ihre respectiven Gewerbe ferner zu treiben. Sie sollen für ihre Person auf keine Art gefährdet, ihre Häuser und Güter sollen nicht in Brand gesteckt, noch auf andere Art vernichtet, ihre Felder nicht von feindlichen Armeen, in deren Hände sie durch die Kriegsereignisse fallen könnten, verheert werden, sondern, wenn man sich in der Nothwendigkeit befinden sollte, etwas von ihrem Eigenthume zum Gebrauch der feindlichen Armee zu nehmen, so soll ihnen der Werth dafür nach einer annehmbaren Schätzung gezahlt werden. Alle Kauffarthei- und Handlungsschiffe, die zum Austausch der Producte verschiedener Gegenden gebraucht werden, und folglich bestimmt sind, die zu den unentbehrlichen Bedürfnissen so wie zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens dienenden Sachen leichter zu verbreiten, sollen frei und ungehindert passiren können, und beide kontrahirenden Parteien machen sich verbindlich, keine Kaperschiffe zu erlauben, um diese Art von Handlungsschiffen wegzunehmen oder zu vernichten, noch auf andre Art den Handel zu stören." Im folgenden Artikel war auf eben so menschenfreundliche Weise über das Schicksal der gegenseitigen Gefangenen im Falle eines Krieges bestimmt; überhaupt durchwehte den ganzen Vertrag jener Geist der Humanität und wahren Freiheit, nach welchem der junge Freistaat strebte, und unter dessen Herrschaft der unumschränkte König sich schon lange gestellt hatte.

Seine vollkommene Freiheit von politischen Vorurtheilen bekundete Friedrich durch den entschiedenen Widerwillen, sich, außer wenn ihn das Wohl seines eigenen Volkes dazu zwang, in die Angelegenheiten fremder Staaten einzumischen, wozu ihn verwandschaftliche Verhältnisse am wenigsten bestimmen konnten. Daher zeigte er sich auch nicht zu gewaltsamen Maßregeln geneigt, als Wilhelm V. von Oranien, dessen Gemalin eine Nichte Friedrichs war, in Berlin Rath und Beistand suchte. Zwar suchte er durch den Prinzen Heinrich in 1784
Paris, als Kaiser Joseph nach eigenmächtiger Aufhebung des Barrieretractats unter anderen die freie Schifffahrt auf der Schelde drohend forderte, auch für den Erbstatthalter in Verbindung mit Frank-

reich etwas zu wirken, aber Graf Vergennes begünstigte die Republik gegen Wilhelm V. Vorher hatte Friedrich schon vergebens einige diplomatische Noten mit den Generalstaaten gewechselt. Obgleich diese ziemlich rücksichtslos erwiederten, daß Sr. Majestät Schreiben einen Mangel an gründlicher Kenntniß der holländischen Verfassung verriethe, war er doch fern davon, sich darüber beleidigt zu fühlen; im Gegentheil bemerkte er lächelnd: „die Leute haben nicht Unrecht, ich habe ja ihr Staatsrecht nie studirt;“ doch empfahl er den Staa-
1784 ten Mäßigung. „Wir kennen zwar, schreibt er an sie, die innere
29. Zbr. Verfassung des dortigen Freistaates nicht genug, und wir haben auch keine Absicht dieselbe zu beurtheilen, noch weniger zu tadeln; indessen da es allgemein bekannt ist, daß die Generalstaaten und also die gesammte Republik durch die Kommission vom 4ten Mai 1747 des jetzigen Erbstatthalters Herrn Vater, für ihn und seine sämmtlichen Nachkommen beiderlei Geschlechts die Erbstatthalterschaft mit allen Rechten, Ehren und Vorzügen, welche damit verbunden, und von den vorigen Erbstatthaltern besessen worden, ausdrücklich, unwiderruflich und vertragsweise aufgetragen, so scheint es doch unzweifelhaft zu sein, daß diejenigen Vorrechte, welche der jetzige Herr Erbstatthalter und dessen Vorfahren wirklich besessen und ausgeübt, und zu welchen die anjetzo angefochten werden, so viel wir wissen, unstreitig gehören, demselben nicht willkührlich, einseitig, ohne seine Bewilligung und ohne Beiwirkung der ganzen Republik, am wenigsten aber von einzelnen Städten oder Landschaften de facto genommen und entzogen werden können, zumal wenn der Herr Erbstatthalter davon keinen Mißbrauch gemacht, wie wir uns von dessen bekannten rechtschaffenem Character versichert halten, und auch niemals dergleichen vernommen. Wenn auch zuweilen über dergleichen Rechte, oder über die Ausübung derselben ein Zweifel oder Irrthum entstände, so scheint doch die natürliche Billigkeit zu erfordern, daß solches von des Herrn Erbstatthalters Liebden bishero besessene Recht Ihro nicht gleich mit Gewalt genommen, oder auch nur sequestrirt werde, wie jetzo gemeiniglich geschieht, sondern Sie müßten billig bei dem Besitzstande bis zum Austrag der Sache gelassen, und die Streitigkeit müßte mit dem Herrn Erbstatthalter entweder gütlich oder rechtlich, so wie es die Verfassung des Staats mit sich bringt, aus- und abgemacht werden. — Wir können uns nicht vorstellen, daß Ew. Hochmögenden

oder sonst ein wohlgesinntes Mitglied des Staats gesinnt sein sollte, die Erbstatthalterschaft wieder ganz abzuschaffen, oder sie so einzuschränken, daß nur die bloße Vorstellung einer eitlen Würde davon übrig bliebe. Hoffentlich wird vielmehr ein jeder einsehender Bürger des dortigen Staats sich dankbarlich erinnern, daß die ganze Republik vornehmlich durch den unerschütterlichen Muth, die außerordentliche Klugheit und selbst durch das Blut der vortrefflichen Fürsten des Hauses Oranien-Nassau gestiftet, seit zwei Jahrhunderten erhalten und aus den größten Gefahren errettet worden, ja daß selbst in den Zwischenzeiten, wenn man die Statthalterschaft zuweilen aufgehoben, die Republik sich schlechter befunden, und durch innerliche Unruhen so zerrüttet und an den Rand des Verderbens gebracht worden, daß um sie davon zu befreien, man immer wieder zur Wiederherstellung der Statthalterschaft Zuflucht nehmen müssen. Wir wissen zwar wohl, daß sie zuweilen abgeschafft worden aus gewissen Besorgnissen für die öffentliche Freiheit; aber ohne zu untersuchen, ob selbige gegründet gewesen oder nicht, so kann eine dergleichen Furcht bei jetzigen Zeiten wohl nicht mit Grund entstehen, da eine so gerechte und standhafte Politik in Europa Oberhand gewonnen, daß alle Mächte auf die Erhaltung der anderen wachen und kein Staat mehr den gänzlichen Umsturz des andern zugeben, vielweniger dazu beitragen wird. Wir würden der Erste sein, der, wenn dergleichen in oder gegen Holland versucht werden wollte, dagegen arbeiten und streiten würde; wir können aber von dem Herrn Erbstatthalter und dessen nächsten Erben versichern, daß sie gewiß niemals etwas gegen die Freiheit noch sonst gegen das Wohl der Republik, womit das Ihrige selbst ganz unzertrennbar verknüpft ist, vornehmen, noch einmal gedenken, sondern vielmehr die Erbstatthalterschaft und Ihr hohes Amt jederzeit nach dem hohen Sinn und dem System vor Ew. Hochmögenden und der vereinigten Republik führen, und sich niemals davon entfernen werden, worüber wir jederzeit gern und öffentlich Gewähr leisten wollen."

Mit so schöner, ruhiger Haltung entgegnete der König auf die unverbindlichen Aeußerungen der Staaten; dem Prinzen dagegen rieth er durch edelmüthiges Benehmen das gestörte Zutrauen wieder herzustellen. Dem Könige gelang die Versöhnung nicht; der Prinz war von schlechten Rathgebern umringt, die Staaten ihrerseits wurden

immer anmaßender. Der Erbstatthalter verließ, als man ihm den
1785 Oberbefehl über die Truppen nahm, das Land. Noch einmal ver-
8. Spt. suchte Friedrich durch Worte der Weisheit und Billigkeit die streiten-
den Parteien wieder zu nähern; es war vergebens, der alte Monarch
starb darüber hin, und überließ dem Nachfolger die Lösung der schwie-
rigen Sache.

Immer größer waren in der letzten Zeit die Eingriffe Kaiser Jo-
sephs II. in Deutschlands und seiner Nachbarn Angelegenheiten ge-
1780 worden. Die Wahl Maximilians, des jüngsten Prinzen aus dem
7. Aug. kaiserlichen Hause, zum Koadjutor von Cöln und Münster, der Frie-
drich II. selbst vergebens entgegengetreten war, hatte die Stände be-
unruhigt, die in so despotischer Weise den Holländern angekündigte
1781 Aufhebung des *Barrieretractats*, welche an die Anmaßungen
Nbr. Ludwigs XIV. erinnerte, alle Nachbarstaaten mit Besorgniß erfüllt.
Niemand schien mehr vor den Eingriffen Oestreichs sicher. Sogar
die katholische Kirche und ihre Rechte schonte er im Gebiete seines
Machtkreises nicht; gewaltsam griff er in die Diöcesanrechte des Hoch-
1783 stiftes Passau, nach dem Tode des Kardinalbischofes ein, und schmä-
1784 lerte ebenso willkührlich die Rechte des Erzstiftes Salzburg. Noch
weit höher stieg das Erstaunen aller Kabinette, als Joseph II. zur
1784 Ausgleichung für seine Forderungen von Holland die Oeffnung der
23. Aug. Schelde für die belgische Schifffahrt verlangte, und wenige Wochen
6. darauf trotz alles Widerspruches der Republik und der Abmahnun-
Okt. gen seines jetzt bedenklich gewordenen Premierministers ein Fahrzeug
die Schelde hinab in die See schickte. Wenn auch das menschliche
Gefühl sich dagegen sträubt, daß einem gewerbfleißigen Volke der
Fluß, welcher seine Gefilde bespült, zum Vertrieb seiner Erzeugnisse
verschlossen sein soll, so läßt es sich anderseits niemals billigen, wenn
ein Fürst mit seinem bloßen Machtwort die von mehreren Genera-
tionen geschlossenen und bestätigten Verträge aufheben will. Daher
die Zustimmung Europas, als die Holländer das antwerpner Schiff
mit Kanonenschüssen begrüßten. Nun wurde der Krieg erklärt.
40,000 Mann sandte der Kaiser ohne Bewilligung des Directoriums
durch den westphälischen Kreis, eben so viele hielten sich marschfertig;
nur durch Frankreichs bewaffnete Vermittelung ward ein für Holland
1785 günstiger Vergleich herbeigeführt, indem der Kaiser jetzt die Schwie-
20. Spt.

rigkeit seiner Unternehmung erkannte, und die Republik sich zu einer Geldentschädigung entschloß.

Friedrich, seinem Grundsatze getreu, ohne die dringendste Noth die Ruhe seiner Unterthanen nicht Preis zu geben, hatte während dieser stürmischen Bewegungen die strengste Neutralität beobachtet, obgleich er selbst von des Kaisers Neuerungen nicht unverschont geblieben war. Ganz unerwartet hatte dieser die alte längst außer Uebung gekommene Gewohnheit der Panisbriefe wieder erneuert. 1783
Mit solchem Freibriefe versehen forderten eine Menge östreichischer Unterthanen, namentlich verabschiedete Soldaten, in den Klöstern Versorgung; ja von einigen Stiftern wurden, weil sie lange Zeit mit ähnlichen Zumuthungen verschont geblieben waren, bedeutende Summen unter dem Namen von Absenzgeldern verlangt. Der König entgegnete auf diese Forderungen mit der gebührenden Schärfe. „Die Anmaßung des Kaisers, dergleichen Panisbriefe auf Klöster Unserer Reichsländer und in denselben sogenannte Laien- und Herrenpfründen zu ertheilen, sagt er in einem Rescript an die halberstädtische Regie- 1783 3. Mai
rung, ist so unerhört, als befremdend und ungegründet. Nur in Reichs- und unmittelbaren Gotteshäusern und Klöstern befindet sich der Kaiser, und dies nicht einmal durchgängig, im Rechte solche Panisbriefe zu geben und solche Pfründen anzuweisen; allein in Ansehung mittelbarer unter der Landeshoheit der Kur- und Fürsten stehender Klöster kann und wird ihm dies Recht niemals zugestanden werden."

Mitten unter diesen Irrungen und den unter Waffengeräusch geführten Unterhandlungen mit Holland verbreitete sich das Gerücht von einer Vertauschung der östreichischen Niederlande unter dem Titel eines Königreichs Burgund gegen das Kurfürstenthum Baiern, zu welchem bald ein zweites hinzutrat, daß auch dem Herzog von Würtemberg für seine Länder Modena angetragen worden sei. Nach einer solchen Abrundung Oestreichs wäre es um die Freiheit der süddeutschen Reichsstände geschehen gewesen. Joseph konnte um so eher die Verwirklichung seiner weitaussehenden Pläne erwarten, als Katharina II., jetzt der klugen Rathschläge Panins beraubt, seinen Wünschen mit Willfährigkeit entgegenkam. Leicht war Karl Theodor gewonnen. Der russische Gesandte am oberrheinischen Kreise in Frankfurt, Graf Romanzow unterhandelte mit dem Herzoge von Zweibrücken und seinem Bruder Max, und bot ihnen bedeutende Geldsum-

men, dem ersteren eine Million, dem andern eine halbe für ihre Einwilligung. Ihren etwaigen Widerspruch erklärte er für machtlos, da man des Kurfürsten Zustimmung gewiß sei. Der ganze Tauschhandel sollte unter der Gewährleistung Frankreichs und Rußlands ohne Mitwirkung Preußens und des Reiches abgeschlossen werden. Der Herzog reichte demnach mit Berufung auf seinen bisherigen Beschützer
1785 Friedrich II., eine schriftliche Protestation ein, welche dieser an den
3. Jan. Höfen von Versailles und St. Petersburg um so nachdrücklicher unterstützen konnte, da das zum Tausch gebotene Land weder an Flächenraum noch an Volkszahl, noch auch an Einkünften den baierschen Ländern gleichkam, und deshalb des Kaisers Verfahren durchaus unbillig erschien. Sowohl Katharina als Frankreich erklärten, daß sie nur eine freiwillige Abtretung verstanden hätten, also durch die ablehnende Antwort des Herzogs die ganze Sache für beendet ansähen.

Joseph seinerseits versicherte, daß er nie einen Tausch erzwingen würde, doch nicht, daß er ihn völlig aufgegeben habe, daher hielt es Friedrich II. für nothwendig, in der Zukunft ähnlichen die Sicherheit des Reichs bedrohenden Entwürfen zu wehren. Schon im Herbste 1784 hatte Friedrich in vertrauten Unterhaltungen mit Herzberg den Plan eines Fürstenbundes zum Schutze des Reichs besprochen, und gegen den Generallieutenant Marquis von Bouillé den Wunsch, Frankreich einer solchen Verbindung beitreten zu sehen, geäußert. Das Cabinet von Versailles fand einige Bedenklichkeit bei dem Vorschlage. Indessen hatte Friedrich seine Gesandten im Reiche beauftragt, die Gesinnung der wichtigsten Höfe in Betreff eines solchen Vorschlags auszuforschen. Der von Herzberg gemachte Entwurf lautete so: „In Erwägung verschiedener seither eingetretener Umstände, welche die Freiheit von Deutschland, mit welcher die von ganz Europa wesentlich verbunden ist, bedrohen, haben die Fürsten, welche diesen Verein eingehen, nöthig gefunden zu dem Mittel zu schreiten, zu welchem sie durch das Herkommen so vieler Jahrhunderte und durch die klare Bestimmung der Reichsgesetze genugsam berechtigt sind, nämlich ein Bündniß unter sich zu errichten, welches zu Niemandes Beleidigung gereichen, sondern lediglich den Endzweck haben soll, die bisherige gesetzmäßige Verfassung des deutschen Reiches in ihrem Wesen und Bestande zu erhalten. Nach diesen Grundsätzen verbinden sich diese Fürsten auf ihr altes fürstliches Ehrenwort, alle und jede, sowohl die

hier verbundenen, als auch jede anderen Reichsstände bei ihrem rechtmäßigen Besitzstande durch alle rechtlichen und möglichen Mittel zu erhalten, und gegen jede widerrechtliche Gewalt sie zu schützen. Die verbundenen Fürsten wollen deshalb in wahrer und genauer Freundschaft leben, und sich alles was einem jeden schädlich oder nützlich sein könnte, im Vertrauen eröffnen und mittheilen. Sie wollen besonders alle dienlichen Mittel anwenden, daß die Reichsversammlung in beständiger Thätigkeit erhalten, über alle dahin gebrachten Angelegenheiten berathschlagt und beschlossen, auch die Erledigung der Recurse befördert werde. Ferner dahin Bedacht zu nehmen, daß die beiden obersten Reichsgerichte in gesetzmäßige Ordnung gebracht und darin erhalten, auch immer mit geschickten, redlichen, tapfern Männern besetzt sein mögen. Wenn jemand, wer es auch sei, die verbündeten Fürsten, oder auch jedes andre Glied des Reichs, von welcher Religion es sei, geistlichen oder weltlichen Standes, in seinem wirklichen Besitzstande mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit Säkularisationen und Entgliederungen hoher und niederer geistlichen Stifter, mit willkührlichen und aufgedrungenen Vertauschungen von alten erblichen Landen, den Reichs- und Hausverträgen und Tractaten zuwider, beunruhigen und die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte, so verbinden sich die vereinigten Fürsten, daß sie alle reichsgesetzmäßigen Mittel und auch alle ihre habenden Kräfte dahin wenden wollen, um solchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden, ein jedes Mitglied des Reichs bei seinem Besitzstande und das gesammte Reich bei seiner in dem westphälischen Frieden, der Wahlkapitulation und den Reichsschlüssen begründeten Verfassung zu erhalten und zu handhaben. In jedem besondern Fall wollen die verbündeten Fürsten sich über die alsdann erforderlichen Mittel auf das schleunigste berathschlagen, entschließen und vereinigen, auch sich dazu im Voraus, ein jeder nach seinen Kräften und Umständen, so viel als möglich vorbereiten und einrichten."

Ganz Deutschland war erfreut über die schutzverheißende Erklärung des mächtigen Königs von Preußen. Vergebens bemühte sich Kaunitz, vergebens sein kaiserlicher Herr den Eindruck zu verwischen, den Friedrichs Anklage auf die Gemüther gemacht hatte; zu despotisch hatten die Pläne des wiener Kabinettes über das Reich geschal-

tet, als daß nicht alle Stände sich eng um einen so wachsamen und mächtigen Hüter geschart hätten.

Kursachsen und Hannover traten zuerst in nähere Unterhandlung mit Preußen. Etwas milder als der Entwurf lautete der am 23sten Juli 1785 in Berlin unterzeichnete Tractat der drei Kurhäuser zum Schutze des Reiches. Bald folgten die meisten übrigen Fürsten, nur die Herzöge von Würtemberg und Oldenburg, wegen ihres Verhältnisses zu Oestreich und Rußland, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, welcher den Kaiser fürchten mußte, weil dieser der großen auf ihm lastenden Schulden wegen eine Debitcommission in sein Land schicken konnte; auch die beiden geistlichen Kurfürsten von Trier und Cöln nebst einigen kleinen Fürsten blieben dem Bunde fern. Letztere so wie die beiden geistlichen Herrn, von denen Josephs Bruder selbst den Ideen des Fürstenbundes sehr zugethan war, wurden aus Berücksichtigung ihrer Stellung zum Kaiser gar nicht eingeladen.

Es läßt sich denken, daß des Königs Absichten rücksichtlich des Fürstenbundes verdächtigt wurden, daß mancher seiner Unterthanen sogar schwere Lasten für das Land aus der großen Verbindlichkeit prophezeite, aber niemand konnte läugnen, daß Friedrich in diesem seinem letzten großen politischen Werke die deutsche Freiheit gegen des unternehmenden Kaisers Eingriffe geschützt, daß er das Gleichgewicht Europas durch ihn erhalten hatte.

Friedrichs Tod.

Der große König nahte sich immer mehr dem Ziele seiner Laufbahn. Er hatte unendlich viel in seinem langen Leben getragen, und mußte gegen das Ende desselben den bittern Schmerz kosten, fast alle, die er hochschätzte, und deren Umgang sein Herz und seinen Geist belebt hatte, vor sich ins Grab sinken zu sehen. Der liebenswürdige Algarotti, die Gräfin Camas, der Marquis d'Argens, des Königs redlicher Lehrer auf der Flöte Quantz, Graf Hodiz, von Krockow, auch Lord Marischall, seit 1765 Friedrichs fast täglicher Gast, eine große Zahl von Personen aus seiner eignen Familie, zuletzt noch sein
1786 großer Feldherr, der treue Zieten, schritten ihrem erhabenen Herrn
26. Jan. und Freunde voran. Auch Voltaire und d'Alembert, deren geistreiche
1778 und 1783 wiewohl nur briefliche Mittheilungen dem großen Herrscher zum noth-

wendigen Lebensbedürfniß geworden waren, schieden vor ihm dahin. Einigen, jedoch nur immer ungenügenden Ersatz für diese Verluste gaben dem Könige die Besuche berühmter Fremden. Jeder in seinem Bereiche ausgezeichnete Mann fand eine gewinnende Aufnahme bei ihm, der alle Richtungen des Lebens nach ihrem Verdienst zu schätzen wußte, und selten entzog sich eine bedeutende Persönlichkeit, wie z. B. Diderot dem Genusse, einen Weisen auf dem Königsthron zu sehen. Ich will vor allen der Helden aus dem amerikanischen Kriege, Lafayette's, des Lord Cornwallis erwähnen, so wie des ersteren glänzenden Genossen in den Kämpfen für eine gesetzliche Freiheit, des Grafen Mirabeau.

Uebrigens war Friedrich in seinen letzten Lebensjahren minder zugänglich für ununterbrochene freundliche Mittheilung. Die natürlichen Folgen des herannahenden Alters und eines Lebens voller Strapazen, manche besondere körperliche Leiden, vorzüglich aber die widerlichen Erfahrungen, welche der große, die Herzen durchdringende Menschenkenner in seinem langen bewegten Lebenslaufe hatte machen müssen, füllten ihn oft mit Mißtrauen, machten ihn launisch und abstoßend. Selbst seine treuesten, erleuchtetsten Diener mußten Anfälle dieser üblen Laune von dem alternden Herrn ertragen. Wie sich Friedrich in der philosophischen Anschauung des Lebens in seinen spätern Jahren änderte, spricht er am deutlichsten in einer poetischen Epistel an Le Catt aus. „Ich beschäftige mich mit meinem Mark Aurel und mit meinem Zeno, schreibt er an ihn. Das paßt zu mei- 1761 Nbr.
nem Alter, zu meiner Lage und zu allen Gegenständen, die mich umringen. Sie sind heiter, und wollen mit Recht die Täuschungen nicht verlassen, die Ihnen schmeicheln; daher gebe ich Ihnen denn etwas in Epikurs Manier. In ihrem Alter hatte ich auch ihn zum Lehrer, aber ich fürchte sehr, Sie werden, wenn Sie in dem meinigen sind, zu Zeno und zu unsern andern Stoikern kommen. Diese gaben uns wenigstens ein Schilf, um uns darauf zu stützen, wenn das Unglück uns niederschlägt, da Epikur nur im Schoße des Glückes Aufnahme finden kann. So hat denn alles seine Zeit. Sie sind in der, die Blumen und Früchte hervorbringt; ich aber in der, wo die Blätter und die Früchte vertrocknen." So sprach der König schon vor Zurücklegung seines funfzigsten Jahres, freilich in einer Zeit der Trübsal und großen Bedrängniß; aber die schweren Leiden und Sorgen

während des Kampfes gegen die verbündeten Beherrscher der Welt hatten seinen Körper vor der Zeit altern lassen. Friedrichs Haar war ergraut, er verlor die Zähne, Gicht und Hämorhoidalschmerzen überhäuften ihn mitunter mit schrecklichen Qualen. Ein sehr liebenswürdiger Zug seines Characters war, daß er in eben dem Grade, als die Schmerzen seiner Krankheit sich mehrten, sanfter und milder gegen diejenigen wurde, welche ihn pflegten.

Ueberhaupt trug Friedrich alle seine Leiden mit der Standhaftigkeit und Ruhe, mit der wir ihn dem Unglücke in den großen Weltbe-
1782 gebenheiten entgegentreten sahen. An d'Alembert schreibt er: „Sie
17. März sind von meinen Umständen so übel nicht unterrichtet gewesen, als Sie glauben. Ich habe an der rechten Hand und am rechten Fuß einen heftigen Anfall der Gicht gehabt, und da das Unglück zu etwas gut ist, so hat mich das Unvermögen meine rechte Hand zu gebrauchen dahin gebracht, meine Zuflucht zur linken zu nehmen, mit welcher ich leserlich schreiben gelernt habe. Diese Kunst und die Geduldübung ist aller Vortheil von meiner letzten Krankheit. Ich erinnre mich der weisen Vorschriften des Partikus, ob ich gleich nicht in einem schmerzhaften Augenblick ausrief wie Posidonius: „O Gicht, du magst es anfangen, wie du willst, nie werde ich gestehen, daß du ein Uebel seist.“ Ich begnüge mich damit den Schmerz zu dulden ohne mich darüber zu beklagen, doch ohne sein Dasein zu läugnen.“ Oft war des Königs Zustand so hemmend, daß er sich wie Karl V. eines Handsiegels zur Beisetzung seiner Namensunterschrift bediente.

Wie duldsam und freundlich Friedrich auch sonst gegen seine Umgebungen in seinen Leiden war, so theilten doch diese freundliche Behandlung seine Aerzte nicht immer, namentlich wenn sie auf Wahl und Maaß in den Speisen, worin er sich nicht gern beschränken ließ, deuteten. Bekanntlich richteten die französischen Köche durch ihre gefährliche Kunst den Körper des Monarchen nach und nach ganz zu Grunde, und dennoch konnte ihn nichts bewegen diesen schädlichen Tafelfreuden zu entsagen; sondern immer stärkere Reizmittel mußten den abgestumpften Appetit zum Schaden der Verdauungswerkzeuge von Neuem anstacheln. Hatte dann Friedrich nach seiner Gewohnheit große Diätfehler begangen, so griff er als sein eigner Arzt, denn er hatte viel über Medizin gelesen, zu seinen Lieblingsmitteln Rhabarber, Glaubersalz und Brechweinstein. Wirkten diese nichts, dann

sollten die Aerzte, die er sonst wegen der Unzulänglichkeit ihrer Kunst verspottete, ihm helfen; aber höchst ungnädig konnte er werden, wenn sie ihm statt positiver Mittel Diät empfahlen. Sehr übel ging es dem berühmten Möhsen; als er dem Könige mit der größten Devotion äußerte, daß es gegen die Magenkrämpfe und die Kolik gut sein würde, wenn Seine Majestät nur eine Zeit lang sich vor Parmesankäse hüten wollten, bis der Magen mehr Kraft zur Verdauung durch dienliche Mittel erhalten haben würde, fuhr ihn der König zornig an: „Alle Teufel, will mich reprimandiren, gehe Er fort, ich brauche Ihn weiter nicht!“ So ging es den Aerzten bei ihm öfter.

Bei sorgfältigerer Diät hätte der große König sein Leben vielleicht verlängern, gewiß aber schmerzensfreier erhalten können. Er verschmähte auch sonst jede berechnende Vorsicht. Starke Gichtanfälle verlangten dieselbe unbedingt, und doch trotzte er bis in sein hohes Alter dem Frost und der Kälte, wie empfindlich sie ihm auch von Jugend auf gewesen waren. Zu Anfang des Jahres 1785 war seine Gesundheit sehr schwankend geworden. Im Frühjahr stellte sich ein leichter Podagraanfall ein; der Egerbrunnen hatte im Juni die sonstige gute Wirkung nicht; dennoch machte Friedrich die gewöhnlichen Dienstreisen nach Berlin, Magdeburg, Küstrin, Stargard, Westpreußen und zuletzt nach Schlesien. Hier war er das Jahr zuvor beim Manöver mit den Truppen sehr unzufrieden gewesen. Er äußerte dies dem alten General von Tauentzien mit so empfindlichen Worten, daß dieser seine Generalinspection über die Infanterie in der Provinz niederlegte. Daher nahm es denn Friedrich bei den Uebungen im Lager von Groß-Tinz unweit Strehlen noch strenger als gewöhnlich; auch sich selbst schonte er nicht. In kaltem heftigen Regen hielt er am vorletzten Revuetag sechs Stunden lang zu Pferde ohne sich sei- 24. Aug.
nes Pelzes zu bedienen, aus, und bewirthete darauf Mittags die anwesenden hohen Fremden, den Herzog von York, den Herzog Konstantin von Sachsen Weimar, und zwei Männer, die kurz zuvor in der neuen Welt als Feinde einander gegenübergestanden hatten, den Lord Cornwallis und den Marquis von Lafayette. Schon Nachmittags stellte sich ein starkes Fieber ein. Dessenungeachtet hielt er den andern Morgen nicht nur die Revue ab, sondern setzte seine Reise über Neiße und Brieg fort. Alle Krankheit schien bis zur Zeit des großen Herbstmanövers geschwunden zu sein. Dies konnte er jedoch nicht mehr in

Person abhalten; ein heftiger Stickfluß, dessen vernichtende Wirkungen man kaum durch die schnellsten Maßregeln abwenden konnte, warf ihn aufs Lager. Das Uebel endete sich für diesmal noch glücklich in das Podagra, von welchem der hohe Patient genas, aber einen beschwerlichen Husten mit steten innern Beängstigungen zurückbehielt. Dazu kam Schlaflosigkeit während der Nacht, Ermattung bei Tage, bald auch sichere Vorboten der Wassersucht. Die schon seit Jahren geschwächten Verdauungswerkzeuge wurden von Tage zu Tage schwächer.

In dieser schweren Zeit bekundete Friedrich die ganze Größe seines starken Characters. Von seinem Schmerzenslager aus sorgte er für die Ruhe Europas durch den Fürstenbund, und für das Wohl seines Volkes durch tausend Handlungen der Wohlthat in dem Innern des Landes. Die Natur selbst schien es darauf angelegt zu haben, seine Geisteskraft auf die Probe zu stellen, denn schreckliche Ueberschwemmungen an der Weichsel, Oder und Warthe erheischten Unterstützung für die Beschädigten und große Bauten zur Wiederherstellung der zerrissenen Dämme. Auch die Ernte des Jahres 1785 war weniger als mittelmäßig ausgefallen. Mit gewohnter Raschheit ergriff deshalb der König seine Maßregeln und zwar mit solchem Erfolg, daß nicht nur der Getraidepreis im Lande mäßig blieb, sondern auch ansehnliche Kornausfuhr aus den Häfen von Memel, Königsberg, Elbing und Danzig nach Schweden und Dänemark statt finden konnte. So qualvoll Friedrichs Zustand war, unterbrach er doch seine gewohnte segensreiche Regententhätigkeit keinen Augenblick. Wie früher las er alle Berichte seiner auswärtigen Minister selbst, dictirte alle Morgen von 4 bis 7 Uhr die unmittelbaren Antworten auf die Depeschen, und unterhielt wie bisher den Briefwechsel mit seinem Kabinetsministerium über alle Gegenstände der großen Politik, so wie mit den andern Ministern über die Verwaltung der verschiedenen Departements. Daß Friedrich die Revuen und die gewöhnlichen Reisen durchs Land im Jahre 1786 nicht abmachte, konnte als ein sicheres Zeichen seiner gänzlichen Hinfälligkeit angesehen werden. Immer heftiger wurden die Brustbeschwerden. Vergebens bot der Geheime-Rath Dr. Selle, der ihn seit dem Januar 1785 ärztlich behandelte, alle seine Kunst auf, ihm Genesung oder wenigstens Erleichterung zu verschaffen, doch auch er hatte mit dem Eigensinn des Monarchen,

und seinem nicht zu überwindenden Hang nach unverdaulichen Speisen zu kämpfen. Natürlich verschlimmerten sich hierdurch die Umstände. Jede auch die geringste Bewegung wurde für ihn äußerst schmerzhaft, die Engbrüstigkeit stärker, der Schlaf nur bei Tage und im Lehnstuhl, bei Nacht und im Bette gar nicht mehr möglich. Die immer zunehmende Engbrüstigkeit ließ jeden Augenblick einen Stickfluß befürchten. Kaum stellten sich die schönen Frühlingstage ein, so verließ der König die Stadt, und bezog sein geliebtes Sans-Souci; aber weder die milde Luft, noch der Rath des berühmten hannövrischen Arztes Zimmermann, den Friedrich durch zwei sehr höfliche Schreiben eingeladen hatte, konnten seinen Zustand bessern. Die Krankheit machte unaufhaltsame Fortschritte; es zeigten sich unverkennbare Spuren der Brustwassersucht, und die Aerzte kündeten dem Könige die Gefahr des Todes von fern an. Friedrichs Gleichmuth wurde weder durch den Gedanken der nahen Auflösung, noch durch die Schmerzen der Krankheit gestört, kaum ward seine gewöhnliche Thätigkeit dadurch unterbrochen. Ungemindert blieb sein Sinn für alles, sogar für freundschaftliche Unterhaltung und heitere Scherze noch geöffnet. Obwohl er in den letzten Wochen seines Lebens so von der Wassersucht angeschwollen war, daß er sich nicht vom Stuhle bewegen konnte, so ließ er doch nie das geringste Zeichen von Schmerz oder auch nur von Unbehaglichkeit blicken. Nie redete er von seinem Krankheitszustande oder vom Tode, sondern das Gespräch mit seinen Gesellschaftern bewegte sich über Gegenstände der Litteratur, der alten und neuen Geschichte, über Landbau, Gartenkultur und andere ähnliche Dinge. Vom Anfang des August an schwanden seine Kräfte mit raschem Zunehmen, am 15ten vollzog er die letzte Depesche. Den ganzen folgenden Tag kämpfte er mit dem Tode, doch erst am 17ten Morgens 2 Uhr 20 Minuten schlug die Stunde der Erlösung.

Der Minister von Hertzberg, welcher die letzten fünf Wochen Sans-Souci nicht verlassen hatte, eilte mit der traurigen Botschaft zu dem neuen Könige, der, nachdem die erste Erschütterung des Schmerzes vorübergegangen war, dem ausgezeichneten Diener seines dahingeschiedenen Oheims den eignen schwarzen Adlerorden anhängte, und ihn zugleich in den Grafenstand erhob. Der Generallieutenant von Görtz brachte die Todesnachricht der verwittweten Königin nach Schönhausen und der übrigen königlichen Familie nach Berlin.

Friedrich hatte sich mit der großen Geistern oft eigenen Bizarrerie auf den Höhen von Sans-Souci nicht weit von dem Ort, wo seine Lieblingshunde begraben waren, eine Ruhestätte ausersehen; diese jedoch erschien dem neuen Könige mit Recht zu unwürdig, daher wurde der abgeschiedene Held neben seinem erlauchten Vater unter der Kanzel der Garnisonkirche in Potsdam beigesetzt.

Werfen wir noch einen Blick zurück, um das Bild Friedrichs des Einzigen in seiner ganzen Wahrheit aufzufassen. Wie groß seine Thaten sind, wie hoch er sein Volk über andere Völker Europas gehoben hat, so müssen wir uns doch vor der Behauptung hüten, daß er uns ein Regentenbild ohne Flecken biete; aber gerade, wenn wir diese Flecken anerkennen, und dennoch der helle Glanz des Verdienstes die dunkeln Schatten des Tadels so mächtig überstrahlt, daß sie für das betrachtende Auge sich ganz in dem Lichtschein verlieren, dann werden wir erst seine Herrschergröße vollkommen begreifen können. Man darf nicht behaupten, um Friedrich in jeder Beziehung untadelig zu finden, daß die Privatmoral nicht zum Maßstabe für die Handlungen der Fürsten genommen werden dürfe [1]). Allerdings muß sie es, und Gott sei Dank, stehen wir in einer Zeit, wo man wenigstens eingeständlich ist, daß sie es soll. Aber seine Zeit dachte noch anders. Die große Kunst der Politik bestand ihr darin, durch die besten Scheingründe das ungerechteste Verfahren zu beschönigen, keiner zögerte den Nachbar zu überlisten oder zu überwältigen. Wenn auch dies den großen König nicht rechtfertigt, so kann es wenigstens die Rüge der Geschichte ermäßigen. Von diesem Standpunkt aus müssen wir ihn bei der Eroberung Schlesiens, bei der Theilung Polens beurtheilen. Was Schlesien betrifft, denn Polens Schicksal war wohl nicht das Ergebniß seiner freien That, so können wir uns auf den geheimen Instinkt berufen, durch welchen er seine und Preußens künftige Größe ahnte, jene Größe, die einst die Selbstständigkeit Deutschlands schützen sollte, denn ihn trieb nicht eitle Ruhm- und Eroberungssucht, sondern wahres Bewußtsein der Kraft und des Genies; — doch alle diese Entschuldigungsgründe werden die Flecken nicht ganz verlöschen.

1) Vrgl. den Aufsatz: „die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen" in dem ersten Hefte der deutschen Vierteljahrsschrift.

Dürfen wir es ferner nicht gut heißen, daß Friedrich die Diener der Kirche nicht immer in seinem Hange zum geistreichen Spott verschonte, daß er sich nicht auf den kirchlichen Standpunkt des Christenthums erhob, so müssen wir ihm den Ruhm zuerkennen, daß er nach der Wahrheit gerungen hat, wie wenige Menschen, und daß wir ihn deshalb nicht verdammen dürfen, weil er hierin nicht zum Ziele gelangt ist.

Denen aber, welche Friedrich den Großen deshalb verdammen, weil er noch keinen einzigen Schritt gethan hat, um seinem Volke politische Rechte einzuräumen, ja im Gegentheil sich in der unbeschränktesten Alleinherrschaft und Selbstregierung gefiel, muß man die Bildungsstufe der Zeit entgegensetzen, welche sogar durch Nationalität eng verbundene und durch Bildung gereifte Völker am Vorabende ihrer freieren Entwickelung unter dem Despotismus eines Ludwigs XV. schmachten ließ. Wie hätte ein Fürst, der die verschiedensten Elemente erst zu einem organischen Ganzen vereinigen sollte, ein Fürst, der das siegende Bewußtsein in sich trug, als Staatsmann, Regent und Feldherr der erste Mann seiner Zeit zu sein, wie hätte er wohl auch nur einen Theil seiner Pflichten und Rechte, die er allein in ihrem ganzen Umfange nach seinem Systeme zu üben verstand, einem andern, geschweige denn den Unterthanen selbst, die er erst zu einem seine Interessen begreifenden Volke erziehen wollte, übertragen können? Damit sei nicht gesagt, daß das System Friedrichs das beste für alle Zeiten und Völker gewesen sei, aber, wie Solon eben so weise als bescheiden aussprach, daß er nicht für die Menschen überhaupt, aber für seine Mitbürger die besten Gesetze gegeben habe, so können wir auch kühn von Friedrich behaupten, daß seine selbstständige und strenge Herrschaft trotz mancher wunderlichen Richtungen die allerbeste und segensreichste für die damalige preußische Monarchie gewesen ist. Friedrich II., der Selbstherrscher, war kein Despot, und so läßt sich das berühmte Wort Ludwigs XIV. „l'état c'est moi" auf ihn in einem wahrhafteren und edleren Sinn anwenden, da jener glänzende französische Herrscher bei allen für seine Zeit großartigen Ideen leider durch Priester und Weiber auf böse Abwege geleitet wurde. Friedrich II. war in höherem Grade Selbstherrscher, als Ludwig XIV., denn kein Sterblicher mochte sich rühmen seinen Geist in irgend eine Richtung gezwängt zu haben; und doch war er es ander-

40*

seits weniger, denn er stand unter einer strengen, unbeugsamen Herrschaft, nämlich der — der Vernunft. Hier finden wir die Scheidelinie zwischen ihm und dem gigantischen Sohne der Revolution, dem Kaiser der Franzosen. Wenn Napoleon mit dem umfassendsten Genie, welches bis jetzt die Welt erzeugt hat, das Maßlose und Ungeheure begehrt hat, und deswegen gescheitert ist, so erstrebte Friedrich nur das Mögliche und Vernünftige, und erreichte deshalb sein Ziel. Daher das Wohlthätige, Beruhigende im Bilde Friedrichs, während Napoleon mit seinem unruhigen, wilden Treiben nach dem Unerreichbaren, mit seinem fast meteorischen Vorübereilen in der Weltgeschichte ein unheimliches, grauenhaftes Gefühl in uns erregt, daher die Lösung des sonderbarsten Räthsels, daß Napoleon, der Sohn des republikanischen Frankreichs, Stifter eines bis dahin unerhörten Despotismus wurde, dagegen der als Autokrat geborne und mit Bewußtsein desselben herschende Friedrich in vieler Hinsicht Vertreter der liberalen Ideen seiner Zeit wurde. So stellen wir den großen König, vom Standpunkt der Humanität betrachtet, über den finstern Weltbeherrscher, ja auf die höchste Stufe der Fürstengröße, denn er beförderte mit dem uneigennützigsten Sinne nur die Sache der Menschen selbst, Humanität, Recht und Freiheit. Und weil er das Gute nur des Guten willen förderte, und aus den Motiven heraus, die er in seinem Volke fand, so können wir ihn mit Recht trotz mancher undeutschen Neigungen und wunderlichen Richtungen als das hohe und schöne Vorbild eines deutschen Fürsten setzen, weil er siegend voranschritt auf der Bahn der Erkenntniß und durch sein glänzendes Beispiel das deutsche Volk zur Selbstachtung, zur Behauptung geistiger so wie politischer Unabhängigkeit anregte. Daher wird Friedrich II. nicht nur für Preußen, sondern für alle Deutschen, die nicht etwa von einer Erneuerung des alten Kaiserreiches träumen, stets der Gegenstand der begeistertsten Verehrung sein.

Keinen Winkel Europas gab es, wo nicht die Nachricht von Friedrichs Tode Trauer verbreitete. Politische Freunde und Feinde, Protestanten und Katholiken, alle stimmten überein, daß der größte der Könige dem irdischen Leben entrissen war. Die allgemeine Trauer um die für die Welt der Erscheinung erloschene Größe war eine schöne Huldigung, auf welche die Preußen stolz sein durften.

Bis zu seiner Todesstunde war des großen Friedrich einziger Ge-

danke das Wohl seines Volkes gewesen, erst als er am 16ten August schon im Todeskampfe seine Räthe nicht mehr vor sich zum Vortrage forderte, verzweifelte die Umgebung an seinem Aufkommen, so sehr wußte man ihn an seine Pflicht gekettet. Auch schließt sein Testament mit folgenden Worten: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblick, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möchte es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möchte es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möchte es durch ein Heer, welches nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein; und möchte es doch in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeit fortdauern!"

Und bis jetzt hat ja die göttliche Vorsehung des großen Monarchen Segenswunsch zur schönsten Erfüllung gebracht, wer sollte nicht hoffen, daß dieser Segen sich noch tausendfältig über unsre Zukunft verbreiten werde! —

Abgesehen von der innern Kraft, die ins unendliche gewachsen war, hatte sich nach außen der Staat unter Friedrichs glorreicher Regierung unendlich erweitert. Mehr als ein Drittel war das Areal, fast um zwei Drittel die Volkszahl gewachsen; denn 3600 Quadratmeilen enthielt bei seinem Tode das Land, welches gegen sechs Millionen thätige und glückliche Menschen bewohnten.

Friedrich Wilhelm II.[1]) 1786—1797.

Schwer hätte es wohl dem Begabtesten werden müssen, Friedrichs glorreichen Scepter zu ergreifen, denn ihm nur, dem Einzigen war es vergönnt, den siegenden Helden, den vollendeten Staatsmann, den liebenswürdigen Freund, den von jedem eitlen Wahn freien Weisen in einer Person zu vereinigen. Nie hatte bisher der glückliche Zufall eine solche Harmonie der Kräfte, um den vollendeten Herrscher zu bilden, in einem für den Thron gebornen oder auf ihn gehobenen Herrscher vereinigt; um so mehr mußte also sein Nachfolger in der Beurtheilung der Welt verlieren, da er keinesweges den starken Geist seines Vorgängers besaß, noch weniger die Weisheit in der hohen Stellung, zu welcher ihn das Geschick erhoben hatte, den Menschen mit seinen Neigungen der Pflicht des Fürsten nachzustellen.

Friedrich Wilhelm II., der älteste Sohn des Prinzen von Preußen, August Wilhelm, war am 25sten September 1744 geboren. Mit einem hohen kräftigen Wuchs und einnehmenden Zügen begabt, schien er sich wohl zum Herrscher zu passen, da seine geistigen Anlagen nicht unbedeutend waren. Friedrich, der Freund der Wissenschaften, ließ es, wie man sich leicht denken kann, an nichts fehlen, um den künftigen Thronfolger mit den zu seinem Berufe nöthigen Kenntnissen auszustatten. Ein gebildeter und achtungswerther Offizier, der Oberst Graf von Borke, war sein Oberhofmeister, der Professor Beguelin sein hauptsächlicher Lehrer. Die Entwickelung des Prinzen zum

1) Ségur; histoire des principaux évènements du règne de Fréderic Guillaume II. — Dampmartin; quelques traits de la vie privée de Fr. G. II. — Manso; Geschichte des preußischen Staates u. s. w. — Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse des preußischen Hofes. — Massenbach; Memoiren zur Gesch. des pr. Staats u. s. w. Die letzten drei Werke umfassen auch die ersten Jahre der folgenden Regierung.

heranreifenden Jüngling fiel in die unruhige drangvolle Zeit des siebenjährigen Krieges. Da das Geräusch der Waffen damals alle friedlichen Beschäftigungen in den Hintergrund geschoben hatte, so lag es sehr nahe, daß Friedrich Wilhelm unter der Leitung seines großen Oheims gegen das Ende des langwierigen Kampfes den Kriegsdienst praktisch erlernte. Das große Vorbild blieb nicht ohne entschiedenen Einfluß; in dem freilich sonst unbedeutenden baierschen Erbfolgekriege zeigte der Prinz dem verdienten General Wurmser gegenüber, was er in der Schule seines großen Meisters gelernt hatte, und erwarb sich dessen Zufriedenheit in einem so hohen Grade, daß Friedrich ihn beim ersten Zusammentreffen umarmte, und in die Worte ausbrach: „Sie sind nicht mehr mein Neffe, sondern mein Sohn." Auch über des Prinzen umsichtiges Benehmen in diplomatischen Geschäften sprach sich der große Politiker zu verschiedenen Malen lobend aus. Friedrich Wilhelm genoß in allen Fächern der Staatsverwaltung die gründlichste Anleitung. Der König hatte die Freude, daß sein Nachfolger dem Unterrichte des Geheimen Rathes von Launay seine Auf- 1767
merksamkeit schenkte; noch sieben Jahr später nahm der Prinz wöchentlich vier Mal eine Stunde Unterricht bei dem Präsidenten von Roden in allen Zweigen des Finanzwesens. Am Schlusse der Lektionen übergab dieser vortreffliche Staatsmann seinem hohen Schüler ein promemoria über die ihm vorgetragenen Lehren. Friedrich, der große Menschenkenner, war so vollkommen mit dem Prinzen zufrieden, daß er bei seiner Zurückkunft aus Rußland über ihn äußerte: „Ich habe ihn nun im Kriege und im Frieden geprüft, er hat mir in Rußland die größten Dienste mit aller Geschicklichkeit geleistet." Doch wenn auch Friedrich II. seinen Nachfolger nicht ohne die nöthige wissenschaftliche Vorbereitung ließ, ja sogar seine Fähigkeiten in wichtigen Angelegenheiten mitunter erprobte, so ist er doch in dieser Beziehung nicht von aller Schuld freizusprechen, indem er den zum ernsten Mannesalter Herangereiften nicht für die Dauer befriedigend beschäftigte, und dadurch seine Spannkraft für strenge Thätigkeit erschlaffen ließ. Um so mehr sind die Folgen einer solchen Vernachlässigung dem großen Könige anzurechnen, da er schon früh in seinem Neffen ihm mißfällige Richtungen entdeckte, und seine Unzufriedenheit darüber äußerte, denn Bork und Beguelin wurden 1764 in Ungnaden entlassen. Ein Jahr später vermälte Friedrich II. seinen Neffen mit Elisabeth,

der vierten Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig; doch diese Verbindung, aus welcher nur eine Tochter, die nachherige Herzogin von York geboren wurde, war sehr unglücklich, denn wenige Jahre darauf mußte man nach mehreren widerlichen Vorfällen zur gerichtli-
1769. chen Trennung schreiten. Noch in demselben Jahre vermälte sich Friedrich Wilhelm mit Louise, der Tochter des Landgrafen von
1769 19. Juli Hessen-Darmstadt. Diese neue Ehe hielt ihn nicht von anderen Verbindungen ab. Seit 1767 war er schon mit der Tochter des Kammermusikus Enke, der nachherigen Gräfin von Lichtenau bekannt, die er mehrere Jahre selbst sehr sorgfältig unterrichtet und dann auf Reisen nach Paris geschickt hatte. Der König wußte um dies Ver-
1770 hältniß. Bei ihrer Zurückkunft schrieb er an den Stadtpräsidenten Philippi: „er habe nichts dawider, daß der Kronprinz sie besuche, doch solle sogleich ein Landgut in der Gegend von Berlin gekauft werden, damit sein Neffe nicht so oft nach der Hauptstadt komme, weil er dort Bekanntschaften machen würde, die Er, der König, nicht gern sähe; wenn sie diesen Befehl überträte, so werde sie zur Verantwortung gezogen werden, befolge sie ihn aber genau, so werde Er ihr wohlaffectionirter König bleiben.“ Er gab sogar dem Prinzen 20,000 Thaler, für welche das Landhaus des Grafen von Schmettau in Charlottenburg angekauft wurde.

Der König, welcher die Herzen der Menschen und ihre Leidenschaften wohl kannte, scheint durch diese Nachsicht den Prinzen vor noch größern Unregelmäßigkeiten haben bewahren zu wollen. Beide blieben jedoch bis zur Zeit des baierschen Erbfolgekrieges gespannt; zu verschieden waren die Gemüther des Oheims und Neffen, als daß ein gegenseitiger Anschluß leicht hätte statt finden können.

Wie sein Oheim und sein Großvater behielt Friedrich Wilhelm II. in seiner äußern Erscheinung, obwohl er von ihrer Sparsamkeit sehr abwich, ihre edle, wohlthuende Einfachheit bei. Von Jugend auf dazu erzogen beharrte er in der Ordnung seines Lebens bei der gewohnten militairischen Pünktlichkeit. Er trug gewöhnlich die Uniform des ersten Garderegiments, oder einen schlichten blauen Rock mit metallnen Knöpfen. Morgens erhob er sich um sechs Uhr, und erschien sogleich völlig angekleidet; gegen Mittag pflegte er häufig, nur von einem einzigen Jäger begleitet, der ihm in weiter Entfernung folgte, spatzieren zu gehen, und redete gern und im freundlichen Tone mit

Kindern, die ihm auf seinem Wege begegneten. Kurz, Freundlichkeit und Humanität, so wie der gute Willen jedermann zu erfreuen und glücklich zu machen, können dem Könige Friedrich Wilhelm II. nicht abgesprochen werden.

Wir haben schon erwähnt, daß der erste Act seiner Regierung die Belohnung des verdienten Ministers Hertzberg war. Ueberhaupt bezeugte der neue König den alten Dienern seines Vorgängers das größte Vertrauen, und versicherte zu wiederholten Malen, daß alles beim Alten bleiben und nur entschiedene Mißbräuche und Nachtheile abgeschafft werden sollten. Doch nicht leicht ist es den Mißbrauch von dem Nützlichen zu sondern. Die verhaßte französische Regie, welche viele Last und noch mehr Klagen bei den Unterthanen veranlaßt hatte, ward zu des Publikums großer Freude aufgehoben, doch daß man den Chef des Instituts, den Geheimen Rath von Launay gefänglich einzog und wie einen gemeinen Verbrecher behandelte, war eine Uebereilung, die man durch die gerichtliche Freisprechung und Ehrenerklärung des angeklagten Mannes büßen mußte. Auch die in eben dem Grade von dem Publikum verwünschte Tabacks-Administration und Kaffeebrennerei wurde abgeschafft, und der Handel mit diesen Gegenständen, der bis jetzt ein Monopol des Königs gewesen war, freigegeben; jedoch blieb diese Maßregel nicht 1787
ganz ohne nachtheilige Folgen. Nicht nur verloren eine Menge Be- 1. Juni
amten ihr Brot, sondern man führte, um den starken Ausfall zu decken, eine Mehl- und Tabaksaccise ein, erhöhte die Weizensteuer, den Salzimpost, die Zuckeraccise und die Stempelgebühren. So war denn der Druck der Abgaben im Allgemeinen gar nicht erleichtert. Im Gegentheil, das geringe Volk empfand ihn nur um so härter, denn, wenn der Tabakszwang und die Kafferegie nur Luxusartikel besteuerten, so legten sich jetzt die Auflagen ganz und gar auf die unumgänglich nothwendigen Bedürfnisse. Nicht unwitzig bemerkte man, daß die Steuern von der Nase auf den Magen gelegt worden wären. Noch unzufriedener wurde man, als später die Regierung wegen ihrer Finanzverlegenheiten zu dem Tabaksmonopol wieder zurückkehrte. Gegen die Abschaffung der Tabaksadministration erschien eine Schrift, in welcher ruhig und bescheiden die Nachtheile der Neuerung auseinandergesetzt waren. Man nahm den König gegen diese Schrift so ein, daß der Verfasser für strafbar erklärt, und 100 Tha-

ler auf seine Entdeckung gesetzt wurden. Nun ergab es sich, daß dieser strafbare Feind der königlichen Majestät der allgemein verehrte und durch seine Liebe zu dem Könige bekannte Erzieher desselben, der Graf von Borke war; — eine große Niederlage für die Rathgeber Friedrich Wilhelms.

Mehr Nutzen für das Publicum hatte die Aufhebung des Zuckermonopols, welches bis jetzt das splittgerbersche Handelshaus in Berlin besessen hatte; überhaupt wollte der König keine Begünstigung Einzelner auf Kosten der andern gestatten. Gerecht und gütig sollte jeder Unterthan behandelt werden. Viele Polen, die wegen ihrer Anhänglichkeit an den alten Zustand der Dinge ihre Güter verloren hatten, erhielten diese zurück, oder doch wenigstens eine genügende Entschädigung.

Nicht lange nach seiner Thronbesteigung hatte der König Gelegenheit eine Gewaltthat im Gebiete des westphälischen Kreises zu verhindern. Der Landgraf von Hessen Wilhelm I. hatte die Grafschaft Schaumburg Lippe nach dem Tode des regierenden Grafen Philipp
1787 Ernst zu Bückeburg besetzen lassen, aus dem ungegründeten Vorwande,
13. Fbr. daß die nachgelassenen Erben ihrer Geburt nach nicht successionsfähig wären. Alle Abmahnungsschreiben nutzten nichts, bis Friedrich Wilhelm II. unter Zustimmung der Mitdirectoren des Kreises die Räu-
17. April mung der besetzten Länder durch militairische Maßregeln erzwang.

Wichtiger durch ihre europäische Bedeutung, obgleich kaum schwieriger war der kurze Feldzug nach Holland. Schon Friedrich II. hatte, wie wir oben gesehen haben, obgleich vergebens, seine Vermittelung in dem Streite Wilhelms V. mit den Generalstaaten verwendet. Der Erbstatthalter war aus der Provinz Holland, dem Hauptsitze der republikanischen Partei nach Nimwegen in Geldern gegangen, und bei gegenseitiger Erbitterung die Verwirrung bis zum äußersten Grade gestiegen. Da versuchte es die Gemalin Wilhelms V., eine Schwester des Königs von Preußen, die Aussöhnung zwischen beiden Parteien zu vermitteln, aber ein bewaffneter Haufe eines holländischen Freicorps hielt die Prinzessin, als sie kaum das Gebiet der Provinz betreten hatte, an, und zwang sie, da die Staaten dies Verfahren
1787 billigten, zwei Tage darauf nach Nimwegen zurückzukehren. Man
30. Juni fürchtete nämlich, und die Feinde der Erbstatthalterin sprachen die Beschuldigung offen aus, sie hätte den Pöbel zu Gunsten ihres Gemals in Bewegung setzen wollen.

Die Genugthuung, welche der König für seine Schwester verlangte, wurde in stolzem Tone verweigert, da man auf die Hilfe des französischen Kabinettes baute. Dieses ließ auch nach und nach einige Truppen unter verschiedenen Vorwänden nach Holland ziehen, doch Englands nachdrückliche Erklärung, daß es jeden Versuch Preußen an einer billigen Genugthuung zu hindern für eine Kriegserklärung halten würde, hielt den durch die innern Bewegungen schon sehr beunruhigten Hof von Versailles von jedem entschieden gefährlichen Schritt zurück. Dessenungeachtet hielt man in Holland eine Dazwischenkunft der Preußen für unmöglich; bald aber hatte man Gelegenheit die ungegründete Sorglosigkeit zu bereuen. Ein kleines Heer von 20,000 Mann unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig überschritt schon im September des Jahres die holländische Grenze. Noch glaubte man an einigen Orten Widerstand leisten zu können, ja die Bürgercommission zu Delft wollte die Provinzen, welche den Preußen den Durchzug nach Holland verstatten würden, für Feinde des Staats erklärt haben; wenigstens wurde jeder Vermittelungsversuch von der exaltirten Partei vereitelt. Doch das Republikanerthum in Holland hatte sich überlebt, und fand nur noch in einigen überspannten Köpfen und in dem wie Spreu vom Winde bewegten Pöbel einigen Anhang; überall entflohen die Truppen der sogenannten Patrioten ohne den mindesten Widerstand. Fast nur zeigen durften sich die Preußen, und die Städte trugen ihnen die Schlüssel entgegen. Da entschloß sich
die Mehrheit der Staaten von Holland zu der von Preußen gefor- 18. Spt.
derten Genugthuung, widerrief die seit 1780 zum Nachtheil des Erbstatthalters gefaßten Beschlüsse, und lud die oranische Familie zur Rückkehr nach dem Haag ein. Nur Amsterdam, wohin sich die Patrioten aus Holland und Utrecht geflüchtet hatten, widersprach den Beschlüssen der Staaten, deren damalige Versammlung sie für ungesetzmäßig erklärte. In Amsterdam trugen die Vertheidigungsmaßregeln der republikanischen Partei einen ernsteren Charakter an sich. Im Osten der Stadt wurde Muiden nebst den Schleusen der Vecht besetzt; westwärts brach man die Gemeinschaft mit Harlem ab, und Batterien vertheidigten die Zugänge zu der Erdzunge zwischen dem harlemer See und dem Y. An der Süd- und Südwestseite verschanzte man sich in der Nähe der Amstel und der benachbarten Ueberschwemmungen zu Amstelveen, wo der Franzose des Portes, und zu

Ouverkerk, wo der tapfere de Wilde befehligte. Ein Angriff auf die Stadt und ihre Vertheidigungswerke schien fast unmöglich. Das ganze Land glich einem großen See, aus welchem nur einige schmale Dämme, die mit schwerem Geschütz bestrichen werden konnten, hervorragten. Vor Amsterdam war Ludwigs XIV. Siegeslauf gehemmt
1. Okt. worden; dennoch wagte der Herzog von Braunschweig den Angriff auf die Verschanzungen bei Amstelveen, anfangs ohne Erfolg, doch endlich zwangen die Preußen trotz der tapfern Gegenwehr den Posten zur Uebergabe. Nun war der Muth der Hauptstadt gebeugt. Der schon früher geschlossene Waffenstillstand wurde erneuert; man unterhandelte über die Bedingungen der Uebergabe. Amsterdam willigte in die Herstellung des Statthalters als Generalkapitain, und bald darauf in die Wiedereinsetzung der Magistratspersonen, welche wenige Monate zuvor abgesetzt worden waren, weil sie zum friedlichen Austrage der Sache gerathen hatten. Das leydner Thor wurde
8. Okt. mit 150 Preußen besetzt, die zum Widerstande aufgestellte Truppenmacht entwaffnet; die übrigen Provinzen ergaben sich nun ohne die geringste Gegenwehr.

Die große Masse, wie immer characterlos, empfing den Prinzen nebst seiner Gemalin im Haag mit dem lautesten Jubel, ja man spannte die Pferde von ihrem Wagen, um den Einzug noch triumphirender zu machen, und so sicher fühlte sich der Erbstatthalter in seiner Stellung, daß er die Preußen entließ, und nur 3000 Mann auf sechs Monate im Dienste der Generalstaaten zurückbehielt. Auf das Verlangen der Prinzessin wurden mehrere Mitglieder aus den Staaten und den Stadt-Magistraten entfernt, wodurch sich die Zahl ihrer Feinde vergrößerte. Ueberhaupt trug die Wiederherstellung des Erbstatthalters böse Früchte. Die Patrioten wurden von der Gegenpartei sehr hart mitgenommen; viele der angesehensten Personen flohen nach Belgien und Frankreich, von wo aus sie später, als der Krieg von dort den Strom der revolutionären Bewegung über die Nachbarländer ergoß, die Umgestaltung der Republik herbeiführten. Der König forderte keine Kriegsentschädigung, nur für seine Truppen eine halbe Million Gulden Winter-Douceur-Gelder, doch die Soldaten selbst kehrten zum Theil mit Beute beladen zurück. Zur Aufrechthaltung der Statthalterschaft schlossen Preußen und England im folgen-
1788 den Jahre zwei Schutzbündnisse.

Dieselbe Mäßigung, mit welcher Friedrich Wilhelm II. in Holland aufgetreten war, bewies er auch in den lüttischer Unruhen. Es zeig- 1789
ten sich hier die Folgen der politischen Bewegungen Frankreichs, wäh- 17. Aug.
rend umgekehrt Josephs II. niederländische Unterthanen sich gegen die Toleranzgesetze und andere seiner wohlgemeinten Neuerungen empörten. Das Volk entsetzte Magistratspersonen, mit welchen es unzufrieden war, und drang dem Fürstbischofe mehrere Freiheiten ab. Dieser fügte sich anfangs in den Willen des Volkes, verließ aber bald das Land, und verklagte seine Unterthanen bei dem Reichskammergericht als Rebellen. Letzteres, wahrscheinlich um die revolutionären Bewegungen auf dem Reichsgebiete in ihrem Keime zu ersticken, erkannte gegen die Lütticher, und trug den Kreisdirectoren von Westphalen, dem Könige von Preußen, dem Kurfürsten von Pfalzbaiern und dem Kurfürsten von Cöln auf, den Bischof in alle seine Rechte mit militairischer Gewalt wieder einzusetzen. Das berliner Kabinet, in der Ueberzeugung, daß die Lütticher gegründete Beschwerden gegen die Regierung ihres Bischofs hätten, suchte zwischen den streitenden Parteien obwohl vergebens zu vermitteln. Es kam zur militairischen Execution. 4000 Preußen nebst 1000 Pfälzern und 1000 Cöllnern rückten in das Gebiet des Bisthums ein; Lüttich wurde ohne Wider- 30.
stand von ihnen besetzt. Nvr.
Auch jetzt noch arbeitete man von preußischer Seite an einer friedlichen Beilegung des Streites, doch widersetzten sich dieser milden Richtung die cöllnischen und pfälzischen Deputirten, vor allen der Bischof selbst. Preußen zog seine Truppen, ohne von den Lüttichern die Executionskosten zu verlangen zurück, und überließ die Ausführung des Reichskammergerichtsbeschlusses den Mitdirektoren des Kreises, deren Truppen bald darauf, da der größte Theil der Einwohner des Bisthums zu den Waffen griff, in großes Gedränge geriethen. Erst die Dazwischenkunft der Oestreicher im folgenden Jahre setzte den Bischof auf kurze Zeit in seine willkührlich ausgeübten Rechte wieder ein.

Während der lüttischer Unruhen hatten die Angelegenheiten des Orients eine für ganz Europa beunruhigende Wendung genommen. Die prunkvolle Reise, welche die Kaiserin Katharina auf Potemkins Antrieb durch sein Gouvernement nach der neugegründeten Stadt Cherson machte, des unruhigen Mannes bekannte ehrgeizige Pläne im Orient, manche drohende Andeutungen, wie die Inschrift auf dem

Thore Chersons: „Hier ist der Weg nach Constantinopel," des Kaiser
Josephs Zusammentreffen mit der großen nordischen Herrscherin in
diesem neuen Centralpunkte der russischen Macht im Süden schreckten
die Pforte und veranlaßten sie, um den gefürchteten Angriff zu ver-
1787 meiden, selbst den Krieg gegen Rußland zu eröffnen. Noch war Ka-
24. Aug. tharina nicht gerüstet, doch auch die Pforte hatte keine Zeit zu den
Vorbereitungen des Krieges gehabt, daher gingen die Jahre 1787
und 1788 größtentheils ohne bedeutende Kriegsthaten hin, auf dem
schwarzen Meere behielt die türkische Flotte anfangs die Oberhand;
erst gegen das Ende des Jahres 1788 begann durch die Erstürmung
17. Dcb. Oczakows unter Potemkin der glänzende Siegeslauf der russischen
Truppen. Auch Kaiser Joseph, ohne daß ihm die Pforte Veranlassung
zur Klage gegeben hätte, sondern nur unter dem Vorwande seines
Bündnisses mit der Kaiserin, in der Hoffnung auf reichen Gewinn,
1788 erklärte den Türken trotz aller ihrer beschwichtigenden Anerbietungen
9. Fbr. den Krieg. Anfangs blieb dieser ohne Erfolg, ja das östreichische
Heer erfuhr sogar manche Verluste, allein im nächsten Jahre folgte
1789 Sieg auf Sieg. Loudon eroberte Belgrad nebst einen Theil von
8. Okt. Servien. Gleichzeitig drangen die Russen siegreich vor; Gallacz,
1790 Akjerman und Bender, im folgenden Jahre Kilianova und Ismael
15. Okt. fielen in ihre Hände. Souwarow war es, der das letztere erstürmte.
und 22. Die stärksten Bollwerke der Türken waren gefallen, ihnen sank der
Dcb. Muth in dem Grade als die Siegeshoffnung der mächtigen Feinde
wuchs; schon wankte der Thron der Osmanen auf dem europäischen
Boden, da erhob sich Friedrich Wilhem II. zum Schutz des unterlie-
genden Sultans. Ungern hatten Preußen und Großbritannien die Er-
folge der russischen und östreichischen Waffen gesehen, weil die Macht
beider Staaten durch die Beraubung der Pforte zu einer gefährlichen
Höhe steigen mußte; jetzt wo ihr der Untergang drohte, litt der Zu-
stand der Dinge keinen ferneren Aufschub. Holland sah sich gezwun-
gen dem Bunde der Großmächte beizutreten, und Schweden, in ge-
rechter Besorgniß vor Rußlands drohendem Anwachs, schloß nicht
nur mit der Pforte einen Subsidientractat, sondern begann kühn den
Krieg gegen den furchtbaren Nachbar. Zu Anfang des folgenden
1790. Jahres ward ein förmliches Schutzbündniß mit der Pforte geschlossen,
31. Jan. dem Polen wenige Wochen später beitrat. Preußen verbürgte seinen
bedrängten Bundesgenossen das ihnen durch den letzten Frieden ge-

sicherte Gebiet. Ein preußisches Heer zog gegen die russische Grenze, ein zweites bei weitem stärkeres von 80,000 Mann in Schlesien bis an die Eingänge Böhmens. Oestreich galt der erste verderbliche Schlag, dem es in jenem Augenblicke schwerlich hätte widerstehen können, da die rasch unternommenen Reformen Josephs II. nicht nur die Niederländer, sondern auch die Ungarn, Böhmen, Galizier, bis zur Empörung erbittert, sogar die östreichischen Erbländer unzufrieden gemacht
hatten. Unter diesen drohenden Stürmen verschied der Kaiser, der 1790
so gern sein ausgedehntes Reich auf eine höhere Stufe der Entwicke- 21. Fbr.
lung erhoben hätte, aber freilich bei seinem emporstrebenden Geiste weder Ruhe noch Kraft genug besaß um seine lobenswerthen Absichten zur Ausführung zu bringen. Der neue Herrscher Leopold II. war zu friedlichen Unterhandlungen geneigt, welche sich zu Reichenbach
in Schlesien mit einer Konvention endigten, in welcher sich Friedrich 27.
Wilhelm II. anheischig machte, mit Hilfe der Seemächte die Unru- Juni
hen in den Niederlanden beizulegen. Geachteter als je stand Preußen da, Friedrichs Geist wirkte noch aus dem Grabe heraus, die Rettung der Türkei kann man als den letzten und wichtigsten Artikel seines Vermächtnisses ansehen. Leopold II. gab in dem Frieden von
Szistowa den Türken alle seine Eroberungen bis auf Alt-Or- 1791 4.
sowa und einen kleinen District um dasselbe zurück. Aug.

Erst im folgenden Jahre stellte Katharina, die sich zwar nicht von dem Vermittler hatte schrecken lassen, aber jetzt vereinzelt nicht mehr genügenden Lohn für ihre Anstrengungen erwarten konnte, die Feindseligkeiten ein, und gewährte der Pforte auf die Verwendung Preußens und Englands nach langen Verhandlungen zu Jassy den Frieden; jedoch mußte derselbe durch die Abtretung Tauriens, Oczakows,
des Landstriches zwischen Bog und Dniester und einigen Gegenden 1792 9.
am Kaukasus erkauft werden. Jan.

Wenige Wochen nach dem Frieden von Szistowa fand die berühmte Zusammenkunft von Pillnitz zwischen Friedrich Wilhelm II.
und Leopold II. statt. Der Graf von Artois, der ehemalige französi- 1791
sche Minister Calonne und der General Bouillé, vereint mit Kaunitz,
veranlaßten hier den wichtigen Bund zwischen Preußen und Oestreich, 27.
in welchem die beiden Monarchen sich die gefährliche Aufgabe stellten, Aug.
in Frankreich die alte Verfassung wieder zurück zu führen, und die Sache der Könige, wie man es nannte, auf eine solche Art zu rä-

chen, daß in Zukunft jedes Volk von ähnlichen Bewegungen zurückgeschreckt werden sollte. Zu neu waren noch die Vorfälle in Frankreich, als daß man sie schon damals aus dem richtigen Gesichtspunkt hätte betrachten können, daher kann man sich nicht wundern, wenn Politiker wie Kaunitz den Gedanken fassen konnten, dem Strome der menschlichen Entwickelung einen hemmenden Damm entgegenzubauen. Um den König zu dieser politischen Maßregel zu stimmen, mußte man Hertzbergs Einfluß vernichten. Dieser Minister hatte nicht ungern die Bewegungen in Frankreich und Belgien gesehen, ja in letzterem Lande soll er sie sogar befördert haben, um Frankreich und Oestreich mit sich selbst zu beschäftigen, und Preußen um so freiere Hand in dem großen politischen Treiben zu lassen. Friedrichs, seines großen Herrn und Meisters, Grundsatz in der Politik war gewesen, sich nie in die innern Angelegenheiten fremder Staaten zu mischen. Hertzbergs letztes großes Werk war der entscheidende Schritt, den Preußen gegen Rußland und Oestreich in ihrem Kampfe gegen die Türken that, und die Rettung dieses bedrängten Staates.

Das deutsche Reich gerieth in Unruhe über das Bündniß der beiden Großmächte, deren gegenseitige Eifersucht bisher allein seine Existenz zu sichern geschienen hatte, doch beruhigten beide Kabinette die Gemüther durch die Erklärung, daß man nur den Schutz der beiderseitigen Staaten, die Erhaltung der allgemeinen Ruhe in Europa und die Vertheidigung aller reichständischen, insbesondere, wie Preußen hinzusetzte, der von Frankreich angegriffenen Gerechtsame zur Absicht habe. Der Zusammenkunft von Pillnitz folgte ein noch bestimmterer Allianz-Traktat zwischen Oestreich und Preußen zu Berlin.
1792 7. Fbr. Bald fingen die Wirkungen des Bündnisses zwischen Oestreich und Preußen an sich zu zeigen. Die Emigranten rotteten sich bewaffnet auf Frankreichs Grenzen zusammen, und genossen den lebhaftesten Vorschub von dem Kaiser und den dort gebietenden Fürsten des deutschen Reichs. Letzteres, durch Oestreich ermuthigt, begann ebenfalls sich feindlich gegen die in Frankreich geschehenen Dinge zu äußern. Es erhob sich auf dem Reichstag zu Regensburg die Klage über die durch die Neuerungen in Frankreich beschädigten Reichsstände im Elsaß und in Lothringen, welche der wiener Hofrath mit großem Nachdruck unterstützte. Ludwig XVI. hatte Vollmacht, durch alle mit der Gerechtigkeit und der französischen Verfassung verträglichen Mittel über

die Entschädigung der betheiligten deutschen Reichsstände zu unterhandeln. Diese Mittheilung traf den Kaiser Leopold II. nicht mehr am Leben; sein Nachfolger Franz II., erst 24 Jahr alt, ließ sich zu rascheren Maßregeln hinreißen, als sein ruhiger und umsichtiger Vorgänger wahrscheinlich ergriffen haben würde. Die Note, mit welcher Kaunitz das Schreiben Ludwigs XVI. beantwortete, sprach nur von strafbaren Ränken der Jakobinerpartei, von einer blutdürstigen und wüthenden Faktion, die darauf ausgehe, sowohl die Freiheit des Königs als die Erhaltung der monarchischen oder jeder andern regelmäßigen Verfassung wie die Beobachtung der feierlichsten Verträge auf trügliche Wortspiele herabzusetzen.

Gerade um diese Zeit war Dumouriez zum Minister des Auswär- 16.
tigen berufen, und es bildete sich das sogenannte Jakobinerministe- März
rium der Gironde. Die Forderung des wiener Kabinets, die Monarchie auf dem Fuße der königlichen Sitzung vom 23sten Juni wiederherzustellen, der Geistlichkeit ihre Güter, den deutschen Fürsten ihre Feudalrechte wiederzugeben, mußte unter den obwaltenden Verhältnissen einen entschiedenen Bruch hervorbringen. Ludwig sah sich gezwungen, gegen seinen Willen und gegen seine Ueberzeugung die Kriegs-
erklärung seines Ministeriums an Oestreich auszusprechen, welche in 20.
einer außerordentlichen Sitzung an demselben Abend noch bestätigt April
wurde, und das Volk mit der höchsten Begeisterung erfüllte. Rücksichtlich des Königs von Preußen äußerte das Ministerium das Vertrauen, er werde seinen wahren Interessen gemäß, wenn ja, doch nicht ernstlich am Kriege Theil nehmen. Hierin täuschte es sich aber, denn Friedrich Wilhelm II. trat anfangs als ein leidenschaftlicher Anhänger der französischen Königsfamilie gegen die Revolution auf.
Die preußische Kriegserklärung war in beleidigenden, unpassenden 26.
Worten abgefaßt, und diente so nur dazu, das schon zu sehr bewegte Juni
französische Volk noch mehr gegen die Verbündeten und leider auch gegen ihren eignen König, den jene zu seinem großen Nachtheil als ihren Schützling erklärten, zu empören. Dessenungeachtet begann der Krieg für die Franzosen mit Nachtheil. Ihr Invasionsversuch in Belgien mißlang. Zwar arbeitete man seit der Kriegserklärung mit großem Eifer an einer allgemeinen Volksbewaffnung, und Freiwillige strömten von allen Seiten herbei, doch konnte zu Anfang die Begeisterung noch nicht den Mangel an militairischer Ordnung ersetzen.

Noch durfte man nur auf das stehende Heer zählen, welches durch Desertion und die Auflösung der Disciplin äußerst geschwächt war. Die alten Generale verstanden es nicht die Bewegung der Gemüther zu Gunsten ihrer Operationen zu benutzen. Daher die Mißstimmung, der Mangel an Vertrauen, die Muthlosigkeit, die sich beim ersten Zusammentreffen der französischen Truppen mit ihren Gegnern auf der belgischen Grenze zeigte, und diese in dem so verderblichen Wahn bestärkte, daß der Weg nach Paris nur ein Parademarsch sein würde, ein Wahn, der die fremden Mächte zu einer ganz falschen Stellung der Revolution gegenüber führte. Von Coblenz aus, dem Sammelplatze der Ausgewanderten, begannen die militairischen Bewegungen; das preußische Heer nebst einigen tausend Hessen und Ausgewanderten 70,000, das östreichische auf den verschiedenen Angriffspunkten 68,000 Mann stark. Den Oberbefehl führte, obgleich der König von Preußen in Person beim Heere war, der Herzog von Braunschweig Karl Wilhelm Ferdinand, der Liebling Friedrichs des Großen, in welchem er sein Feldherrntalent wieder aufleben zu sehen glaubte. Aber wenn der Herzog auch unter den Auspizien des großen Königs und seines herrlichen Oheims als Feldherr geglänzt hatte, so entsprach er doch an der Spitze des Invasionsheeres seinem alten Ruhme nicht ganz. Er so wenig wie die östreichischen Generale vermochten sich in die durch die revolutionairen Bewegungen des französischen Volkes erzeugte neue Kriegsweise zu finden.

Vor dem Aufbruche hatte Friedrich Wilhelm II. noch eine Zusammenkunft mit dem Kaiser, den französischen Prinzen und manchen andern fürstlichen Häuptern in Mainz. Die Emigrirten bestärkten die verbundenen Fürsten in ihrer geringen Meinung von der damals in Frankreich herrschenden Partei, dem Heere und der Stimmung des Volkes. Nach ihren Angaben hoffte man die deutschen Truppen als Wohlthäter und Retter von der Tyrannei einiger Nichtswürdigen empfangen zu sehen. Dazu flößten das Andenken an die Schlacht bei Roßbach und die Leichtigkeit, mit welcher die patriotische Bewegung in Holland unterdrückt worden war, jene unerschütterliche Ueberzeugung von einem leichten Erfolg ein, durch den nur, wenn irgend, 25. Juli das berüchtigte Manifest, unter welches der sonst so gemäßigte Herzog von Braunschweig seinen Namen setzte, gerechtfertigt werden konnte. Es sprach aus, „daß die verbündeten Herrscher heranrückten

um der Anarchie in Frankreich ein Ende zu machen, Thron und Altar zu schützen, und den König wieder in seine Rechte einzusetzen. Demnach würden die Behörden und die Nationalgarden für alle Vorfälle bis zur Ankunft der Verbündeten verantwortlich gemacht, und zur Rückkehr zu ihrer frühern Treue aufgefordert. Dagegen sollten alle, welche an Vertheidigung denken würden, wie Rebellen bestraft, ihre Häuser verbrannt und der Erde gleich gemacht werden. Vor allen aber machte es Paris für den König und sein erhabenes Haus verantwortlich; wenn man es ihm an der schuldigen Ehrfurcht mangeln ließe, ihn verletzte, so bedrohte man alle Mitglieder der Nationalversammlung, der Behörden, der Nationalgarde mit dem strengsten Urtheile des Kriegsgerichts, die Stadt selbst mit Plünderung und Zerstörung." — Was kaum die wüthendsten Demagogen als Mittel zur Empörung dem erhitzten Pöbel vor Augen gehalten hatten, das wurde ihm im Namen der beiden großen Monarchen von ihrem Oberfeldherrn schriftlich verkündet; daher überstieg auch die Begeisterung und leider auch die Wuth des so schimpflich bedrohten Volkes alle Gränzen. Der Umsturz des Königthums war die erste schreckliche 10. Aug.
Folge, und noch Schrecklicheres sollte geschehen.

Am 19ten August betrat das preußische Heer das französische Gebiet. Die Truppen hielten anfangs nicht die allerstrengste Mannszucht, und durften daher um so weniger den Franzosen als Retter von einem verhaßten Joche erscheinen. Uebrigens gab jeder Schritt den Verbündeten einen Beweis von der Täuschung, der man sich hingegeben hatte. Zwei französische Heere, jedes ungefähr dem wahren Bestande nach nur von 24,000 Mann, hatte die Invasionsarmee unmittelbar vor sich, das eine unter Lafayette bei Sedan, das andere unter Luckner gegen Landau hin. Zwar wurden die vordringenden Preußen dadurch begünstigt, daß Lafayette nach dem fehlgeschlagenen Versuche seine Truppen zur Aufrechthaltung Ludwigs XVI. zu gewinnen, sein Heer verließ, und daß kurze Zeit darauf die Fe- 20.
stung Longwy nach einem zweitägigen Bombardement ihnen in die Aug.
Hände fiel, jedoch konnten sie diese Vortheile nicht einmal rasch be- 23.
nutzen, sondern mußten fast acht Tage bei dieser Stadt stehen blei- Aug.
ben, um die nachrückende Verstärkung und Lebensmittel zu erwarten. Nun marschirte man vor Verdun. Auch die Besatzung dieses Platzes, 31.
da die Werke verfallen, und überhaupt die Vertheidigungsanstalten Aug

2. Spt. vernachlässigt waren, kapitulirte bald, aber die größeren Festungen, wie Metz und Thionville leisteten überraschenden Widerstand. Uebrigens ging kein französischer Soldat zu den Preußen über, kein Nationalgardist verließ seinen Posten, nirgends war eine Spur von der Begeisterung für das Königthum zu sehen, mit der man den Verbündeten bei ihrem Einrücken in Frankreich geschmeichelt hatte. Begeisterung zeigte sich freilich bald genug in dem französischen Volke, aber ganz im Gegentheil für die Grundsätze, welche so eben den Thron der alten Könige von Frankreich umgestürzt hatten.

Die traurigen Wirkungen dieser ersten geringen Vortheile waren die entsetzlichen Septemberscenen in Paris. Sie können als eine Folge des Gerüchtes von dem Falle der Festung Verdun angesehen werden, so wie der 10te August eine Folge des Manifestes gewesen war. Das Blut von Tausenden floß als Opfer für das Begehren der Mächte den Willen einer freien in ihren Grundfesten aufgeregten großen Nation zu unterjochen; eben diese blutige Begeisterung trieb auch immer neue Schaaren der Grenze zu, um die Fremden von dem bedrohten Heerde zurückzuschlagen. Stand auch das Heer der Franzosen an Kriegsfertigkeit und Disciplin weit unter den sie bekämpfenden Truppen, hatte auch Parteienhaß für den Augenblick ihre Bewegungen gehemmt, so ersetzte die Vaterlandsliebe und der Nationalstolz die Mängel bald; und hierzu kamen auch noch die Vortheile des Ortes und der Jahreszeit. Die Preußen, in der sanguinischen Hoffnung, daß das französische Volk selbst sie als ihre Befreier nach Paris begleiten würde, hatten zwar den kürzesten Weg eingeschlagen, stießen aber bald auf Hindernisse, deren Besiegung weit mehr Schwierigkeit machte, als ein weiterer Umweg. Man zog durch den argonner Wald, ein mit unzähligen Hohlwegen und Engpässen gefülltes Terrain, armselig und unfruchtbar, wo jedes Lebensbedürfniß von weiter Ferne her auf der Axe nachgeführt werden mußte. Dazu kam ein anhaltendes Regenwetter, welches den Boden auflöste, die Wege unfahrbar machte, und bei der üblen Gesinnung der Bevölkerung, durch deren Gebiet man zog, die Verpflegung des Heeres unendlich erschwerte. Tausende wurden von den Krankheiten, welche die Mühseligkeiten des Weges, das böse Wetter und der Mangel an guten Lebensmitteln erregten, dahingerafft; der Siegesmuth gedämpft, die moralische Kraft des Heeres gänzlich gelähmt. Gefährlicher wurde

die Lage desselben noch dadurch, daß man nur die unbedeutendsten Festungen erobert, die wichtigern unbesiegt im Rücken gelassen hatte. Daher mußte man, wenn das vom Könige selbst gewünschte rasche Vordringen bis zur Hauptstadt nicht gelang, in die äußerste Gefahr gerathen.

Unterdessen war Dumouriez, ein General von großer Thätigkeit und Gewandtheit zum Oberbefehlshaber der französischen Armee ernannt worden; er hatte durch die Besetzung der Pässe im argonner Walde das Vorschreiten der Preußen längere Zeit aufgehalten. Zwar gelang es dem Herzog von Braunschweig endlich an einer zu schwach besetzten Stelle bei Croix-aux-Bois den Durchweg zu erzwingen, doch auch viel kostbare Zeit war verloren gegangen. Dumouriez verbesserte seinen Fehler durch einen geschickten Rückzug nach St. Menehould, wo ihm Kellermann und Bournonville bald so bedeutende Verstärkungen zuführten, daß er den Preußen in offnem Felde Widerstand leisten konnte. Auf den Höhen von Valmy nahm das französische Heer eine feste Stellung ein. Hier kam es zu einer furcht- 20. Spt.
baren Kanonade, indem der Herzog seine Infanterie gegen die von den Franzosen besetzten Höhen heranrücken ließ, den Angriff jedoch aufgab, weil er sich dem in diesem Falle nothwendigen Verlust an Menschen nicht aussetzen wollte. Wahrscheinlich hatte ihn die Hoffnung, die Franzosen würden den Anblick des so wohl geordnet anrückenden preußischen Heeres nicht ertragen, zu dem Schritte bewogen, aber freilich getäuscht, denn die Feinde schossen nicht einmal, sondern erwarteten die Gegner zum furchtbaren Nahkampfe. Da zog der Herzog seine Truppen aus dem Kanonenfeuer wieder zurück, und gestattete so den Franzosen den Ruhm das Feld behauptet zu haben. Erst nach dem Gefecht langte der östreichische General Clairfait, der sich verspätet hatte, bei der Hauptarmee an. Die Verbündeten besetzten nun in einem Halbzirkel noch einige andere Höhen, und schnitten dadurch einen Theil der Franzosen von der Verbindung mit Chalons ab; allein der Herzog verfolgte diese Vortheile nicht, sondern schloß mit dem Feinde einen Waffenstillstand ab. 22. Spt.

Die Kanonade von Valmy, wie unbedeutend an sich, hatte äußerst nachtheilige Folgen für die Sache der Verbündeten, denn die Franzosen waren durch den glücklichen Widerstand mit neuem Siegesmuth erfüllt, während ihren Gegnern die Hoffnung auf Beistand

aus dem zu rasch betretenen Lande, ja bei vielen auch schon überhaupt auf Erfolg immer mehr und mehr dahin schwand. Von Tag zu Tag ward die Lage des verbündeten Heeres schlimmer. Die nasse Witterung hatte den thonigen Boden der Champagne pouilleuse, in welcher es sich befand, so aufgelöst, daß die Wege kaum gangbar waren. Dazu fehlte es an allen Nothwendigkeiten des Lebens, selbst an Brot, während eine gefährliche Ruhe große Verheerungen unter den Truppen hervorbrachte. Bei solchem Zustande des Heeres konnte der Herzog von Braunschweig auf keinen Sieg hoffen, deshalb war er froh, als sein Gegner Vorschläge zur Unterhandlung günstig aufnahm. Er forderte nur noch die Wiederherstellung des Königs auf den constitutionellen Thron, aber da unterdessen vom Nationalconvent die Republik proclamirt und von demselben jede Unterhandlung, so lange der Feind noch auf französischem Boden weilte, verboten worden war, so schwand jede Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung.
30. Spt. Der Rückzug begann. Alle Lasten, die bisher von dem Heere ertragen worden, vervielfachten sich auf diesem unglücklichen Marsche. Krankheit und Mangel rafften Tausende dahin, in den bodenlosen Morästen blieb Gepäck, Munition und Geschütz stecken, die Pferde fielen, und die Krieger selbst ohne die nöthige Leibesbedeckung waren den vernichtenden Angriffen der rauhen Witterung hingegeben. Gegen 12,000 Mann kostete den Preußen dieser unheilvolle Feldzug, ohne daß man auch nur zum Versuche einer Entscheidung mit den Waffen gekommen war. Am 14ten Oktober wurde Verdun, am 22sten Longwy geräumt, und hätten Dumouriez und Kellermann der neuen Republik mit aufrichtiger Gesinnung gedient, so war die gänzliche Vernichtung des preußischen Heeres, trotz dem, daß Friedrichs Geist noch in den Truppen wie in einzelnen Führern lebte, wohl ganz außer Zweifel.

Zwar hatte das deutsche Reich den Franzosen noch nicht den Krieg erklärt, doch waren von vielen Reichsständen an der französischen Gränze, namentlich von den geistlichen Fürsten, die feindseligsten Absichten gegen die Bewegungen in Frankreich gezeigt worden; auch konnte die Erklärung des Königs von Preußen, daß er als mächtiges Mitglied des deutschen Reichs die Waffen ergriffen habe, auf eine nahe Theilnahme des Reichs am Kriege deuten; ja im Anfang des September rief ein kaiserliches Hofdekret das gesammte

Reich auf, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um dem französischen Uebermuthe das erforderliche Ziel zu stecken, alle Gefahren abzuwenden, und den Beschädigten Genugthuung, so wie dem gesammten Reiche vollkommene Sicherheit für die Zukunft zu verschaffen. Die Franzosen warteten nicht, bis das Reich sich in Bewegung setzte; an demselben Tage, wo die Preußen den Rückmarsch in die Champagne antraten, zersprengte Custine ein deutsches Detachement bei Speier. 3. Okt.
Worms und bald darauf sogar die wichtige Grenzfestung Mainz fielen den Franzosen in die Hände. Jetzt war nicht einmal der Rhein 21. Okt.
mehr gegen sie eine sichere Grenze. Einen Tag nach der Einnahme von Mainz gingen sie über den schützenden Strom, eroberten Frankfurt, breiteten sich im Nassauischen und Hessischen aus, und erpreßten überall unerschwingliche Brandschatzungen. Freilich währte ihr Triumph auf dem rechten Rheinufer nicht lange. Noch vor Ablauf des Jahres wurden sie von preußischen und hessischen Truppen aus Frankfurt getrieben; bald blieb ihnen nur wenig mehr von allen 2. Dez.
Punkten auf dem rechten Rheinufer.

Nach dem Rückzuge der Preußen aus der Champagne war Dumouriez nach Paris gegangen, um den Convent zum Angriff auf Belgien zu bestimmen. Mit lebhaftem Beifall nahm man den Vorschlag des unternehmenden Generals auf, welcher bald auf dem neuen Schauplatze seines Ruhmes erschien, die Oestreicher bei Jemappes 6. Nbr.
schlug, und in wenigen Wochen bis zur Mitte des Monats December die Eroberung der Niederlande ganz vollendete. Diese raschen Fortschritte der republikanischen Waffen in Belgien, der Plan zur Eroberung Hollands, der Tod des Königs Ludwig XVI., die Herrschaft der exaltirteren und deshalb den europäischen Staaten feindlicheren republikanischen Partei, welche nicht anstand durch einen Conventsbeschluß die Einführung der französischen Verfassung in allen eroberten Ländern anzuordnen, bestimmte den König von Preußen, seine Anstrengungen gegen die Franzosen zu verdoppeln, und sich noch fester als zuvor ihren Gegnern anzuschließen.

Mit Oestreich und Preußen stellte sich fast ganz Europa zum Kampf; nur die Schweiz, Schweden nach dem Tode Gustavs III., Dänemark, die Türkei und Rußland, welches damals auf Polen das Auge gerichtet hielt, blieben neutral. Auf allen Grenzen Frankreichs erscholl das Kriegsgetöse. 50,000 Spanier standen an den Pyre-

näen, 45,000 Oestreicher und Sardinier an den Alpen, 70,000 Oestreicher und Reichstruppen nebst 38,000 Engländern und Holländern am Niederrhein und in Belgien, 33,400 Oestreicher zwischen der Mosel und Maas, und 112,600 Mann bei weitem zum größten Theile Preußen an dem Mittel- und Oberrhein.

Der Feldzug in den Niederlanden begann mit glänzendem Erfolge.
1793 Der Prinz von Koburg schlug den bisher siegreichen Dumouriez
18. März bei Neerwinden, und rettete so die hart bedrängte Republik Holland. Auch die Preußen am Mittelrhein blieben nicht unthätig, jedoch setzte die wichtige Festung Mainz, zu deren Wiedereroberung sie heranzogen, den hartnäckigsten Widerstand ihren Anstrengungen entgegen. Man hatte dies nicht vermuthet, deshalb fehlte es an dem nöthigen schweren Geschütz, dessen Herbeischaffung das Eröffnen der
19. Juni Laufgräben bis spät in den Sommer verschob. Der König selbst nebst zwei Prinzen waren bei dem Heere. Einen Monat hatte die Belagerung gewährt, da kapitulirte der feindliche Befehlshaber nach
22. Juli muthiger Gegenwehr, und zog mit 17,000 Mann aus der Festung ab; doch an dem Tage der Capitulation wurden die Preußen und Oestreicher auf der ganzen Gebirgskette von Elsaß und Lothringen zurückgedrängt.

Die Eroberung von Mainz vereitelte die günstigen Folgen, welche diese Vortheile für die Franzosen hätten haben können; aber noch war wenig von den Verbündeten gewonnen, denn die starke Festung Landau und die berühmten weißenburger Linien verhinderten den Eingang in den Elsaß. Die Preußen übernahmen die Eroberung der ersteren, die Oestreicher unter Wurmser zogen gegen die letzteren. Das preußische Heer führte jetzt, da der König zurückgekehrt war, der Herzog von Braunschweig auch dem Namen nach allein; er war bis ins Saarbrückische vorgerückt, während ein Corps unter dem Befehl des Kronprinzen Landau einschloß. Die Franzosen, um ihre Stellung in den weißenburger Linien, welche der Herzog durch einen Angriff in dem Rücken und von der Seite her bedrohte, zu schützen, griffen ihn bei Pirmasens an, wurden aber mit Verlust
14. Spt. zurückgeschlagen. Unterdessen hatte man viel Zeit verloren, und es war daher Eile nöthig, um das Hauptwerk auszuführen. Hiervon überzeugt handelten die östreichischen und preußischen Feldherrn diesmal in raschem Einverständniß. Der Herzog von Braunschweig zog

trotz aller Schwierigkeiten in einem zwölftägigen Marsche über die
Vogesen den Franzosen in den Rücken, während der Prinz von
Waldeck bei Rastadt über den Rhein die weissenburger Linien von
der rechten Seite her, Wurmser von vorn bestürmten. So gelang
die Eroberung, welche die Oestreicher mit rascher Thätigkeit benutzten, 13. Okt.
indem sie unter glücklichen Gefechten bis nach Straßburg vordrangen
und sich der in dem Rheine gelegenen Festung Fort Louis
nach einem viertägigen Bombardement bemächtigten. 14. Nov.

Alle diese Siege gaben den Verbündeten noch nicht die Festung
Landau in die Hände. Die berühmten französischen Generale Hoche
und Pichegrü bedrohten die Oestreicher und Preußen und zwangen
die Letzteren, da die Uebel des vorigen Jahres wiederzukehren drohten,
zum Rückmarsch nach dem Zweibrückischen und Pfälzischen in
ihre Kantonnirungen. Der Convent hatte die Befreiung von Landau
beschlossen; Landau oder Tod lautete der kurze Befehl der exaltirten
terroristischen Herrscher, und ließ den selbst schon von Begeisterung
entflammten Führern, so wie ihren Kriegern keine Wahl.
Es begann nun jenes damals bisher unerhörte Kriegssystem der Revolution,
Alles an Alles zu setzen, und nur mit dem Siege oder
mit dem Untergange zu enden. Noch einmal triumphirte kaltblütige
Tapferkeit und langgeübte Kriegszucht über die Wuth der Begeisterung
in der dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern, die dem 28. bis
Herzoge von Braunschweig Ruhm, aber seiner Sache nicht den Sieg 30. Nov.
verlieh. Wie glänzend auch seine Vertheidigung war, immer neue
Schaaren von Feinden drangen heran und drohten durch ihre Ueberzahl
die tapfern Sieger zu erdrücken. Schlimmer ging es den Oestreichern.
Wurmser mußte nicht nur seine vorgerückte Stellung verlassen,
sondern von Hoche und Pichegrü bei Froschweiler geschlagen, 22. Dez.
konnte er sich in seinen furchtbaren Verschanzungen hinter der
Motter und den festen Linien von Weissenburg nicht halten.
Sein hier noch einmal besiegtes, ja ganz auseinandergesprengtes Heer
floh in wilder Flucht über den Rhein. Auch der Herzog von Braunschweig
konnte jetzt dem Andrange der Krieger nicht mehr widerstehen;
doch behauptete er seinen Namen als Feldherr durch einen
geordneten und verlustlosen Rückzug. Alles Geschütz und Gepäck
wurde gerettet, nur die Magazine mußte man den Franzosen überlassen
— und was für diese das Wichtigste, für die Verbündeten das

Schmerzhafteste war, Landau war gerettet. Die Oestreicher räumten Fort Louis, das letzte, was sie noch im Elsaß besaßen, sprengten aber die Festungswerke so wie die Brücke bei ihrem Abzuge in die Luft. Auch in den Niederlanden hatten Houchard und Jour-
8. Spt. dan die Engländer und Oestreicher, Ersterer bei Hondsschaeten,
15. bis 16. Okt. der Andere bei Wattigny entschieden besiegt.

Diese traurige Wendung des so glänzend begonnenen Feldzugs machte das Berliner Kabinet wegen der Fortsetzung des Krieges bedenklich. Man wollte sich ferner nicht mehr zum Kriege verstehen, wenn das deutsche Reich nicht die Verpflegung des Heeres übernähme, dieses hingegen, da es schon viel gelitten hatte, der Kaiser mit ähnlichen Zumuthungen drohte, und überhaupt selbst der Sieg der großen verbündeten Mächte nachtheilige Folgen für die politische Stellung der Stände nach sich ziehen konnte, wollte sich durchaus zu keiner neuen Anstrengung der Art verstehen. Schon begannen preußische
1794 Apr. Truppen den Rückmarsch nach Westphalen, als plötzlich ein Gegenbefehl sie wieder dem Kriegsschauplatze näherte. England, dessen Privatvortheil die Fortsetzung des Krieges gebot, mit Holland im
19. Apr. Verein, hatte diese schnelle Veränderung durch einen Subsidientraktat bewirkt.

An die Spitze des preußischen Heeres war statt des Herzogs von Braunschweig, der ebenso wie Wurmser mißmuthig über die Wendungen des Kampfes den Oberbefehl niedergelegt hatte, der Feldmarschall von Möllendorf getreten. Sein erstes Auftreten war glänzend. An demselben Orte, wo im verwichenen Jahre sein berühm-
22. Mai. ter Vorgänger ruhmvoll gekämpft hatte, bei Kaiserslautern, errang auch er einen vollständigen Sieg, der fast ganz die deutschen Länder jenseits des Rheins dem Drucke der französischen Truppen entriß. Doch leider nur kurz war dieser Triumph; schon im Juli mußte das preußische Heer nach manchen Verlusten gegen den Rhein zurückgehen. Von Tag zu Tag gewann Moreau, der französische Befehlshaber, mehr Terrain, da er die glühende Begeisterung seiner
9. Spt. Krieger mit großer Feldherrnweisheit zu benutzen wußte. Trier fiel; die unheilvolle Botschaft mahnte die Verbündeten zu kräftigeren Anstrengungen und, woran es hauptsächlich mangelte, zu größerer Einigkeit. Die Preußen rückten von Neuem vor; zum dritten Male
20. Spt. siegten sie glorreich bei Kaiserslautern über den General Meus-

nier; schon drang Möllendorf mit der Hauptarmee nach, um diesen Sieg, den der Prinz von Hohenlohe erfochten hatte, zu benutzen, da hemmte die Nachricht, daß die östreichische Hauptmacht unter Clairfait bis hinter die Roer zurückgeworfen sei, seinen siegreichen Schritt. Alle Vortheile mußten aufgegeben werden; das preußische Heer zog wieder in seine alte Stellung bei Kreuznach und Bingen; nur noch wenige feste Plätze widerstanden auf dem linken Rheinufer dem Andrang der Franzosen.

Unter diesen Umständen erhielt der Marschall Möllendorf ganz unerwartet den Befehl, über den Rhein zurückzugehen. So verließ das preußische Heer nach rühmlichen, aber dennoch erfolglosen Thaten, den Kriegsschauplatz und übergab den Oestreichern Mainz zur Vertheidigung. 24. Okt.
Vergebens erhoben die Engländer und Holländer, namentlich letztere, die ihre Rettung nur noch von Preußen erwarteten, laute Klagen, jedoch nicht einmal das Vordringen der Franzosen in die rheinisch-preußischen Besitzungen (ein Beweis, daß man von Seiten Preußens auf eine friedliche Ausgleichung des Streites rechnete) änderte den Befehl des Berliner Kabinets. Möllendorf mußte mit seinem ganzen Heere zum Schutze Westphalens, welches jetzt nicht mehr sicher war, aufbrechen; nur der Prinz von Hohenlohe blieb mit 10,000 Mann vor Mainz zurück. 1795. Febr.

Wunderbar hatten sich unterdessen die Stimmung und die politischen Verhältnisse Deutschlands geändert. Zu eben der Zeit, in welcher Friedrich Wilhelm II. seinen Feldherrn vom Kriegsschauplatze zurückrief, hatte das kurmainzische Reichsdirectorium nach dem Rath des Coadjutors von Dalberg, ohne die sonst übliche Rücksprache mit dem Kaiserhofe auf ein Reichsgutachten angetragen, „daß das deutsche Reich nicht die Absicht habe, sich in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen, sondern nur seinen Mitständen im Elsaß und Lothringen beizustehen; sowohl dies als daß es dem deutschen Reich nur um seine Erhaltung zu thun sei, müsse man den Franzosen offen erklären". Diese ganz neue Sprache auf dem Reichstage, welcher seit 150 Jahren nie gewagt hatte, die deutschen Interessen von denen des östreichischen Hauses zu trennen, schien auch Friedrich Wilhelm II. zu Unterhandlungen mit der französischen Republik zu berechtigen. Man führte diese in Basel preußischer Seits durch den 8. Dez.
ehemaligen Gesandten in Paris, den Grafen von Golz, und nach

seinem Tode durch den Freiherrn von Hardenberg. Bald ward der Separatfrieden geschlossen; der König ging ihn auch als Kurfürst von Brandenburg und Mitglied des deutschen Reichs ein, zog sein Contingent zurück und ließ seine überrheinischen Länder bis zum allgemeinen Frieden mit dem deutschen Reiche in der Gewalt der französischen Truppen. Beide Mächte versprachen die nöthigen Maßregeln zu nehmen, den Kriegsschauplatz vom Norden zu entfernen, und die französische Republik erklärte sich bereit, die preußische Verwendung für die Fürsten und Stände des Reichs anzunehmen, die mit ihr in Unterhandlung treten wollten, und die Vermittlung des Königs schon verlangt hätten oder noch verlangen würden. Zu diesem Zweck versprach Frankreich die Länder der Reichsfürsten am rechten Rheinufer drei Monat hindurch, vom Tage der Ratification des Friedensschlusses an gerechnet, nicht feindselig zu behandeln. Bald nachher wurde in einer besondern Convention die Grenzlinie für das nördliche Deutschland bestimmt, welche die kriegführenden Mächte nicht überschreiten sollten. Diese Demarcationslinie umschloß das diesseitige Westphalen, Nieder- und Obersachsen, den fränkischen und einen Theil der obersächsischen Kreise. Frankreich erklärte alle hinter dieser Linie befindliche Länder für partheilos. Preußen hingegen machte sich seinerseits verbindlich, dieser Linie Ehrfurcht zu verschaffen, und sie gegen die Angriffe jedes Bewaffneten durch ein Observationscorps zu beschützen. Hierdurch wurde freilich die Hälfte des deutschen Reichs vor dem drohenden Unheil des Krieges geschützt, aber auch der deutsche Staatskörper politisch gespalten.

Außer den veröffentlichten Bestimmungen des Baseler Friedens gab es, wie die Folge lehrte, auch einige geheime Artikel, welche Verabredungen über die wahrscheinliche Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, Preußens Entschädigung in Deutschland, das Schicksal Hollands und des Erbstatthalters nebst andern Gegenständen betrafen.

Natürlich erregte dieser Zurücktritt des Königs von dem mit so großem Eifer ehedem unternommenen Kriege Aufsehen und Mißbilligung, besonders am kaiserlichen Hofe. Dieser wandte seinen ganzen Einfluß an, um in Deutschland und bei den andern Verbündeten den Anschluß an Preußen zu hintertreiben. Es trennten sich auch nur Hessen-Cassel, Baden, Württemberg und Spanien von der Coalition.

Letzteres schloß sogar mit den Republikanern, an deren Händen noch das Blut der Bourbonen klebte, ein Trutz- und Schutzbündniß gegen 1796 jede fremde Gewalt. 18. Aug.

Der König von Preußen vertheidigte sein Verfahren in einer öffentlichen Erklärung an seine Mitstände. Er sprach darin aus, daß es ihm nach dreijährigen unermeßlichen Geldausflüssen aus seinem Lande, nach dreijähriger sehr sichtbarer Schwächung und Minderung seiner Truppen, nach dem Verluste der jenseitigen Rheinprovinzen, und nach dem schädlichen Einflusse dieser Uebel auf die Bevölkerung, den Nahrungsstand und das gesammte Wohlergehen seiner Unterthanen, so gut als physisch unmöglich sei, einen Krieg fortzusetzen, dessen glücklicher Ausgang gar nicht zu erwarten stehe. Das deutsche Reich habe zwar in einem Gutachten auf einen Waffenstillstand und Friedensschluß angetragen, aber zu keinem von beiden war ein Versuch gemacht oder eine Einleitung dazu getroffen. Man habe vielmehr alles angewendet, die sämmtlichen Reichsstände zu einer neuen Bewaffnung, so schwach und hoffnungslos sie auch sei, zu verleiten, und es sei daher der Anschein vorhanden, als wenn das Reich, seiner so feierlich erklärten Friedensliebe zuwider, noch ferner in den unglücklichen Krieg verflochten bleiben solle. Er habe deshalb die Gelegenheit, einen besondern Frieden zu schließen, nicht unbenutzt gelassen, und versichere Allen, die sich mit ihren Wünschen an Frankreich wenden wollten, seine kräftigste Unterstützung angedeihen zu lassen.

Friedrich Wilhelms Mittel waren wirklich zu jener Zeit erschöpft. Sein großer Vorfahr hatte ihm einen Schatz von etwa 70 Millionen Thalern hinterlassen, den er nur durch die gewissenhafte und ungemein weise Verwaltung seit der Einführung der Regie, also in 20 Jahren erspart hatte. Von den 22 Millionen Thalern, auf welche sich Preußens Einkünfte in den letzten Zeiten von Friedrichs Regierung beliefen, nahm das gegen 200,000 Mann starke Heer allein 13 Millionen für sich in Anspruch. Bedenkt man, daß dem großen Könige der baiersche Erbfolgekrieg 29 Millionen kostete, so wird man leicht einsehen, daß Preußen nach der ohne irgend eine Remuneration gemachten Unternehmung gegen Holland und die drei höchst kostspieligen Feldzüge gegen Frankreich unter einem Monarchen, der nichts weniger als Friedrichs ökonomischen Sinn besaß, unmög-

lich viel von jenen in langem Frieden aufgehäuften Geldern übrig geblieben sein kann, sondern daß wirklich Preußens Mittel zu jener Zeit gänzlich erschöpft waren. Dessenungeachtet war die Art und Weise, mit welcher Friedrich Wilhelm II. von dem Bündniß abtrat, namentlich durch die Aufopferung Hollands und des linken Rheinufers nebst den Aussichten auf Entschädigung im deutschen Gebiete, für Preußen nichts weniger als ehrenvoll.

Nicht geringen Antheil hatten die polnischen Angelegenheiten an dem Entschluß des Königs gehabt. Im Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms II., so lange Herzberg das Vertrauen des Fürsten besaß, folgte man im Berliner Kabinette Friedrichs politischen Grundsätzen, welcher die Ausdehnung der Macht Rußlands und Oestreichs fürchtete, und daher Polen, wie es damals war, und die Türkei in ihrem Zustande zu erhalten suchte. Deshalb verhinderte der König das von Katharina II. gewünschte Bündniß der Republik gegen die Türken, schloß selbst mit ihr einen feierlichen Allianztractat unter
1790 29. März der Zusicherung, „daß er ihr mit seiner ganzen Macht beistehen würde, wenn sie wegen der Absicht ihre Staatsverfassung zu verbessern von Jemand angegriffen würde". Man fühlte endlich in Polen die Nothwendigkeit einer politischen Wiedergeburt; Preußen sah in derselben Polens Stärke, seine eigene Sicherung. Der preußische Gesandte, Marquis von Lucchesini, hatte sogar im Namen seines Souverains auf die Entwerfung einer neuen Regierungsform gedrungen und noch vor dem Abschluß des Freundschaftsbundes verlangt, daß vorläufig die Grundlage des neuen Staatsgebäudes festgestellt werden sollte. Der Reichstag einigte sich über die Hauptpunkte, welche hierauf dem Berliner Kabinet mitgetheilt wurden, und daselbst vollkommene Zustimmung erhielten. Die wichtigsten Punkte waren: die Erblichkeit der Königswürde, die Zusicherung der Erbfolge für den Kurfürsten von Sachsen, und Berücksichtigung des dritten Standes. Die auf diese Grundlagen ausgearbeitete Konstitution wurde vom Reichstage beschlossen und von allen Landtagen gebilligt. Friedrich Wilhelm II. ließ durch den Marquis Lucchesini in Warschau eine Note überreichen, in welcher er unter Anderm sagte: „Bei dem lebhaften Antheil, welchen ich stets an dem Glücke der Republik und an der Befestigung der neuen Konstitution genommen habe, — einem An-

theile, wovon ich bei allen Gelegenheiten, wo es von mir abhing, die überzeugendsten Beweise gab, — kann ich nicht umhin, den entscheidenden Schritt vollkommen zu billigen, welchen die Nation eben gethan hat und welchen ich für sehr geschickt halte, ihre Wohlfahrt zu befestigen." An den König von Polen schrieb er: „Ich preise 1791 23.
mich glücklich, daß ich etwas zur Aufrechthaltung der Freiheit und Mai
Unabhängigkeit der polnischen Nation beitragen konnte; eine meiner angenehmsten Sorgen wird immer die sein, die Bande, welche uns vereinigen, zu erhalten und noch enger zu knüpfen." Auch der Minister Herzberg äußerte noch im Herbst des Jahres 1791 in der Aka- Okt.
demie der Wissenschaften: „die polnische Nation hat uns ein Beispiel von einer Revolution gegeben, welche mit Ordnung und Mäßigung ausgeführt wurde. Weiß diese Nation diese mit eben der Klugheit und Mäßigung im Innern und Aeußern zu benutzen, durch welche sie angefangen und ausgeführt worden, so kann sie so glücklich werden, als es ihre Lage verstattet." Aber nicht nur der Freund der politischen Selbstständigkeit Polens, sondern ganz Europa, sogar Pitt und Burke, die Feinde revolutionairer Bewegungen, äußerten laut ihre Freude über die anscheinende Wiedergeburt der so tief gedemüthigten Nation.

Leider brachte das neue Jahr andere Ansichten in das Berliner Kabinet. Rußland sah mit Widerwillen auf eine Verfassung, welche die Polen wieder zu ihrer alten Größe emporheben konnte. Allein auch diesmal waren sie selbst ihre gefährlichsten Feinde. Polnische, von dem russischen Kabinette gewonnene Magnaten widersprachen den Neuerungen, und mit zuvorkommendem Eifer ergriff Katharina diese Gelegenheit, um als Schützerin des historischen Rechtes die Wiederherstellung der alten Verhältnisse zu fordern. Nur dem Gebote ihres persönlichen Vortheils gehorchend, bildeten die engherzigen Egoisten die berüchtigte Conföderation von Targowicz, und gaben hier- 1792
durch der Kaiserin ein scheinbares Recht, ihre bewaffnete Einmischung 14. Mai
in die Angelegenheiten Polens anzukündigen. Wie die Gesinnung 18.
des Berliner Kabinettes sich gegen die Republik geändert hatte, zeigte Mai
jetzt deutlich genug Lucchesini's überraschende Erklärung, daß Preußen keinen Theil an der neuen Verfassung habe und sich daher nicht verpflichtet fühle, Polen bei der Vertheidigung derselben Hilfe zu leisten. Der Schlüssel zu dieser Handlungsweise des Berli-

ner Kabinettes ist leicht genug zu finden. Die Gefahr des türkischen Reiches hatte die Annäherung an Polen aus Eifersucht gegen Rußland erzeugt, der Friede hob sie wieder auf, und außerdem weigerte sich die Republik mit ehrenhaftem Sinn, den Beistand Preußens um Danzig und Thorn zu erkaufen. Jetzt rückten russische Truppen in das Land ein. Die Polen kämpften heldenmüthig, aber sie unterlagen der Uebermacht und dem schändlichen Verrath unwürdiger Landsleute. Ihr König selbst war schwach genug, sich der Conföde-
23. Juli ration von Targowicz, das heißt den Russen, in die Arme zu werfen. Bald zeigte sogar das Berliner Kabinet, daß es nicht minder als Rußland auf den Untergang der Republik hinzuarbeiten gesonnen
1793 war. Es erschien eine Declaration, welche freilich ganz anders lau-
6. Jan. tete als die früheren. Es hieß darin: „Die polnische Nation hätte von jeher dem Könige von Preußen mancherlei Ursache zum Mißvergnügen gegeben. Eine patriotische Partei setze den russischen Truppen einen hartnäckigen Widerstand entgegen, und veranstalte geheime Anzettelungen, um die öffentliche Ordnung und Ruhe umzustürzen. Die französische Democratie, besonders die abscheuliche Rotte der Jakobiner, fände in Polen, namentlich in Großpolen, Eingang. Es bildeten sich daselbst Revolutions-Gesellschaften, welche sich nicht scheuten, jene verdammlichen Grundsätze zu bekennen. Darum müsse der König von Preußen zur Sicherheit seiner eigenen Staaten zweckmäßige Maßregeln dawider nehmen. Er wolle den zweiten Feldzug gegen Frankreich eröffnen und könne aus kluger Politik den Parteimachern in Polen keine freie Hand lassen, damit er keinen Feind im Rücken hätte. Dies zu verhindern, habe er beschlossen, Großpolen mit einem Truppencorps zu besetzen, wobei er nichts weiter suche als die preußische Grenze zu decken, die Aufwiegler zu unterdrücken, die Ruhe herzustellen und den wohlgesinnten Einwohnern einen kräftigen Schutz zu verleihen."

Die in der Declaration ausgesprochenen Beschuldigungen erschienen ganz ungegründet, selbst die Conföderirten von Targowicz läugneten die Richtigkeit der angegebenen Thatsachen; sie betheuerten, daß sie nichts von Jakobinerklubs, von revolutionairen Gesellschaften, von Ruhestörern wüßten, sie forderten Beweise von Thatsachen statt der allgemein hingeworfenen Beschuldigungen und erklärten sich bereit zur Abhülfe jeder wohlgegründeten Beschwerde. Da zerstreute

ein zweites Manifest des berliner Kabinets jeden Zweifel über die 1793 25. März
Besetzung des Landes: „Die Sicherheit der preußischen Staaten, — heißt es darin — erfordere es, der Republik Polen solche Schranken zu setzen, die ihrer Lage angemessener wären, ihr die Mittel erleichterten, sich eine wohlgeordnete, feste und thätige Regierungsform zu verschaffen und dadurch den Unordnungen vorzubeugen, welche so oft ihre eigne Ruhe erschüttert und die Sicherheit ihrer Nachbarn in Gefahr gesetzt hätten. Um diesen Zweck zu erreichen und die Republik Polen vor ihrem gänzlichen Untergang zu retten, gäbe es kein anderes Mittel, als ihre angrenzenden Provinzen dem preußischen Staate einzuverleiben, sie sogleich in Besitz zu nehmen und dadurch allen übeln Folgen, welche aus der Fortdauer der gegenwärtigen Unruhen entstehen könnten, bei Zeiten vorzubeugen."

Nach dieser Erklärung forderte man die Bewohner Südpreußens, diesen Namen gab man dem von den preußischen Truppen unter dem Feldmarschall Möllendorf besetzten Lande, zur Huldigung des neuen Herrschers auf. Es fanden sich auch über 2000 Abgeordnete aus den verschiedenen Bezirken ein und leisteten die geforderte Huldigung, welche an der Stelle des Königs der Feldmarschall Möllendorf und der Minister Dankelmann annahmen. Die Häupter der Conföderation von Targowicz erschraken über die Folgen ihres verhängnißvollen Schrittes. Zu spät nun versuchten sie durch Protestation die bisher von ihnen beförderten Eingriffe der fremden Mächte zu hemmen. Vergebens erschollen ihre Protestationen; sie waren ja nur das Werkzeug zur Vernichtung Polens gewesen, und daher verworfen, sobald sie zu diesem Zweck nicht mehr dienten. Man löste die Conföderation auf und berief einen Reichstag nach Grodno, einen Reichstag, dessen Mitglieder unter der Aufsicht der Russen, von deren Truppen das ganze Land besetzt war, gewählt wurden. Doch wie sorgfältig man auch alle gefährlichen Momente aus dem Reichstage entfernt hatte, so konnte man ihn dennoch nicht sogleich nach Wunsch lenken. Die Landboten blieben immer noch Polen, und konnten nicht ohne Widerstreben Vorschläge zur Vernichtung ihres Vaterlandes anhören. Aber schon zu viel hatte man der Gewalt nachgegeben, als daß die Gegner nicht Alles für ihre Zwecke versucht hätten. Die Russen griffen auch noch zur List. Der Ausschuß, dem nach

langem Widerstreben des Reichstages unumschränkte Gewalt für die russisch-preußischen Forderungen übertragen worden war, ließ sich durch die Vorspiegelung Katharinens gewinnen, daß sie den Forderungen Preußens entgegen sein würde. Auf diese Weise ward der Abtretungsvertrag für Rußland unterzeichnet. Der König Stanislaus, welcher schon vor der Ernennung des Ausschusses vorgeschlagen hatte, eine Gesandtschaft an alle wohlwollende Höfe abzufertigen, um ihre Vermittelung anzurufen, veranlaßte wenigstens den Zusatz, daß nur mit Rußland, durchaus nicht mit beiden Höfen unterhandelt würde. Diese Erklärung mußte die Abfindung Preußens äußerst schwierig machen, gegen welches man ohnedies nur zu gerechten Groll hegte. Als man mehrere Aktenstücke, die des Königs von Preußen Zustimmung zu der jetzt verworfenen Constitution offenbar bewiesen, verlas, da erhob sich im Reichstage nur eine Stimme des Unwillens gegen seine Zumuthungen; durch einen förmlichen Beschluß erklärte man Jeden, der von einer Länderabtretung an Preußen sprechen würde, für einen Verräther an dem Vaterlande.

Diese Wendung der Dinge stellte die Kaiserin ihrem Bundesgenossen gegenüber bloß, daher änderte der russische Gesandte jetzt seine Sprache. Unumwunden gebot er dem Reichstage, die preußische Abtretungsurkunde am 3. September zu unterzeichnen, indem er sich bei diesem gewaltsamen Begehren auf seine Militairgewalt stützte. Dennoch behielten die Landboten diesmal die Würde ihrer Stellung im Auge. Als der Reichsmarschall auf die Nachricht, daß die preußische Armee Befehl erhalten hätte, noch tiefer in das Herz der Republik einzudringen, die Bewilligung der preußischen Forderungen, um größere Opfer abzuwenden, beantragte, da scholl ihm von allen Seiten der Zornesausruf: „Meineidiger, Verräther, Vaterlandsfeind!“ entgegen. Lieber wollten die Vertreter des Volkes das Aeußerste abwarten. Dies geschah. In der Sitzung des 3ten September überreichte der russische Gesandte eine Note, in welcher er das Verfahren des Reichstages als ein Ergebniß des wildesten Jakobinismus darstellte und deshalb die Landboten aufforderte, die Sitzung nicht eher zu verlassen, bis der Traktat unterzeichnet wäre. Von Geschütz und Truppenmacht umringt, blieb den unglücklichen Vertretern nichts weiter übrig, als einen Ausschuß zur Unterzeichnung des preußischen Traktats zu ernennen. „Weit entfernt“, sagten die Landboten im

Eingange zu der verlangten Urkunde, „daß wir die vorgespiegelte Rechtmäßigkeit der Gründe, wodurch der berliner Hof seinen gewaltthätigen Angriff beschönigen will, anerkennen sollten, so protestiren wir vielmehr vor ganz Europa, welches wir zum Schiedsrichter erwählen, dagegen; wir berufen uns auf die Heiligkeit der Tractate, die wir stets redlich erfüllt haben; wir stützen uns auf die Treue des Bündnisses vom Jahre 1790, welches wir auf das heißeste Verlangen des Königs von Preußen mit ihm geschlossen haben, und nach welchem uns der berliner Hof auf die deutlichste und feierlichste Weise die Unabhängigkeit und Untheilbarkeit der polnischen Länder zugesagt hat. Wir geben hiermit unserm Ausschusse zwar die Macht, den Abtretungsakt mit Preußen zu unterschreiben, aber keineswegs mit unserer freiwilligen Zustimmung, sondern bloß durch Gewalt erpreßt, durch Beleidigung erzwungen, und durch Drohungen, die preußischen Truppen weiter vorrücken und das Land völlig verwüsten zu lassen, abgenöthigt. Wir gaben diese Einwilligung, nachdem unser Reichstagssaal am Tage der Stimmensammlung von bewaffneten Schaaren fremder Truppen umringt war.“

Um doch den Schein großmüthiger Vertretung nicht zu verlieren, ließ Rußland bei dem berliner Kabinet auf eine unbedeutende Ermäßigung des überreichten preußischen Abtretungs-Entwurfes antragen, welcher natürlich, da jenes so unverhältnißmäßig reicher bei der Theilung bedacht war, entschieden zurückgewiesen wurde.

Drei Wochen nach der verhängnißvollen Sitzung vom 3. Septbr. 23. Spt.
sollte die Unterzeichnung des preußischen Tractates folgen. Der russische Gesandte hatte nicht nur von Neuem starke Truppenmacht beordert, sondern auch vier Landboten, von denen er den heftigsten Widerspruch erwarten konnte, aufheben lassen. Nichts half es dem Reichstage, durch unbewegliches Schweigen den geforderten Abschluß zu vermeiden; die Wachen gestatteten Niemandem den Versammlungssaal zu verlassen. Endlich, da kein Ausweg blieb, ermächtigte man den Marschall die russische Note zu verlesen und die Landboten zur Abgabe ihrer Stimmen aufzurufen. Dies geschah, aber Niemand antwortete, und so beharrte der Reichstag in seiner leidenden, ihm durch schmähliche Gewalt aufgezwungenen Stellung; allein während dieses stumme Dulden dem Ausschuß die Unterzeichnung erlaubte, ent-

warf man eine feierliche Verwahrung gegen dies durch die Noth befohlene Zugeständniß. —

Südpreußen, das neuerworbene Land, bestand aus den Woywodschaften Posen, Gnesen und Kalisch, das Land Kujowina, den Woywodschaften Lantschütz und Siradien, nebst einem Theile von den Woywodschaften Cracau, Stawa und Plocz, gegen neunhundert Geviertmeilen, mit mehr als einer Million Einwohnern. Es wurde, der preußischen Verwaltung gemäß, in zwei Hauptcollegien, einer Regierung und einer Kriegs- und Domainenkammer übergeben.

Nach dieser politischen Vernichtung des Volkes war das von Rußland erheischte und durchgesetzte Freundschafts-Vereinigungsbündniß mit Polen nur eine neue Beschimpfung. Auch zielte der Vertrag nur darauf hin, auch dem kleinen Reste des ehemaligen mächtigen Reiches durch neue einschränkende Bestimmungen alle Bedeutung zu nehmen. Unter andern beschimpfenden Bedingungen hatte man der Republik vorgeschrieben, sie sollte künftig nur noch 15,000 Mann Truppen halten.

So unerhörte Gewaltthaten vermochte die Nation, wie gedemüthigt sie auch war, nicht ungerächt zu ertragen. Voll Ingrimm über Alles, was seit 1792 geschehen war, hatten viele vornehme Familien das Land verlassen; sie standen aber mit den Freunden der Freiheit, welche Polen noch in seinem Schooße zählte, in geheimem Zusammenhange, und arbeiteten so im Stillen an einer Umgestaltung der Verhältnisse ihres Vaterlandes; immer drohender ward die Gährung. Im Anfang des folgenden Jahres brach sie in offne Widersetzlichkeit gegen den russischen Zwang aus. An dem Tage, wo die polnischen
1794 Truppen abgedankt werden sollten, gab der General Madalinski
3. Xbr. dadurch das Signal zum Aufstande, daß er sein Korps von 3000
Mann, anstatt es zu entlassen, von Neuem in Eid und Pflicht nahm und schwören ließ, für die Freiheit Polens den letzten Blutstropfen hinzugeben. Nach einem glücklichen Streifzuge in Südpreußen eilte er nach Krakau, wo der berühmte Thaddäus Kosciusko, der schon in Amerika für die Sache der Freiheit aufgetreten war, an der Spitze eines Heeres von kühnen Vaterlandsvertheidigern stand. Mit Ruhm hatte er 1792 schon gekämpft, nach dem Siege der Feinde aber die verbannten und zurückgebliebenen Vaterlandsfreunde insgeheim zum edlen Freiheitskampfe angefeuert. Auch Warschau erhob

sich; nach einem fürchterlichen Gemetzel führte der russische Oberfeld- 17.
herr Igelström die Reste seines Heeres aus der befreiten Stadt. u. 18.
Der König Stanislaus zeigte wenig Theilnahme an der großen Be- April
gebenheit. Jetzt rückten die Preußen in das Gebiet der Republik
ein. Durch 7000 Russen verstärkt, besiegten sie die ungeordneten,
schlecht, fast nur mit Piken und Sensen bewaffneten Schaaren Kos-
ciusko's, obgleich erst nach hartem Widerstande bei Scelze, ero- 16. Juni
berten Krakau und zogen unter des Königs persönlicher Anführung 15. Juni
vor Warschau. Doch hier wendete sich das Glück des Feldzuges,
denn Kosciusko, in kluger Berechnung seiner Kräfte, vermied ent-
scheidende Schläge und ermüdete seinen Feind durch unaufhörliche
Gefechte. Ohne Erfolg beschossen die Belagerer das polnische Lager,
während die beständigen Ausfälle ihnen viel Menschen raubten. Die
Wegnahme von 11 mit Munition beladenen Schiffen auf der Weichsel,
mehr noch ein allgemeiner Aufstand in Südpreußen erzwangen den 6. Spt.
Rückzug. Trotz aller Anstrengungen konnte man der Insurgenten nicht
ganz Herr werden, da von allen Seiten begeisterte Freiheitskämpfer
herbeiströmten und die vaterländischen Wälder sie vor den Gewalt-
massen der Gegner schützten. Nun aber setzten sich die Russen mit
furchtbarer Ueberzahl in Bewegung und ihre Hauptmacht unter dem
General Fersen besiegte den edlen Oberfeldherrn der Polen, wel-
cher Alles daran setzen mußte, seinen Gegner vor der Ankunft des
siegreich vordringenden Souwarow zu vernichten, bei Madzie- 10. Okt.
wieze nach einem für ihn und seine Landsleute höchst ehrenvollen
Kampfe. Verwundet fiel Kosciusko in die Hände der Russen, sein
Ausruf, als er sank: „Finis Poloniae!“ war eine traurige Wahrheit.

Noch waren freilich nicht alle Vaterlandsvertheidiger vernichtet;
Madalinski, Dombrowski, Poniatowski geboten über zahlreiche und
tapfere Truppen; aber als Souwarow das stark befestigte Praga 4. Nbr.
erstürmt hatte, da ergab sich, durch die vor seinen Augen verübten
Blutscenen erschüttert, Warschau dem rauhen Sieger, und mit dem
Fall der Hauptstadt schwand der letzte Schein der Hoffnung. Nun
unterwarf sich auch Südpreußen, denn die preußische Regierung war
zu milden Maßregeln geneigt. Wer in 14 Tagen die Waffen nieder-
legte, dem ward Vergessenheit des Vergangenen zugesagt; die meisten
nahmen die ihnen gebotene königliche Verzeihung an.

Nach dem blutigen Aufstande glaubten Rußland und Preußen

nicht ferner durch Verträge und Versprechungen gegen die Republik gebunden zu sein, namentlich stützte sich Rußland auf das Recht der Eroberung. Daher einigte man sich leicht über die gänzliche Auflösung des polnischen Reiches, doch mußte man Oestreich, um seine Einwilligung zu dem neuen Gewaltschritte zu erhalten, die Theilnahme an dem Bunde gestatten. Preußen erhielt durch einen
795 24. Okt. förmlichen Theilungsvertrag eine Gebietsvergrößerung von gegen tausend Geviertmeilen, wovon ein Theil den Namen Neuschlesien führte, ein anderer zu Südpreußen geschlagen, aus der Hauptmasse aber eine neue Provinz Neu-Ostpreußen gebildet wurde. Warschau, die Hauptstadt des vernichteten Reiches, lag in dem preußischen Gebiete.

Die polnische Republik, welche noch im Jahre 1772 13,400 Quadratmeilen mit mehr als 13 Millionen Einwohnern besaß, war jetzt aus der Reihe der selbstständigen Reiche Europas geschieden. Rußland erwarb ungefähr 9000 Quadratmeilen mit 6,200,000 Einwohnern, Oestreich 2200 mit 4,200,000, Preußen 2700 mit 2,700,000. Der König Stanislaus erhielt von den theilenden Mächten einen Gnadengehalt von 200,000 Dukaten; ihn tödtete bald der Gram über Ereignisse, die freilich zum Theil sein Mangel an Kraft zu die-
1798 12. Nbr. sem unseligen Ziele gelenkt hatte. So sank das mächtige Reich, welches Jahrhunderte lang im Norden geherrscht hatte, zertrümmert in den Staub, zerstückelt und beraubt durch die habsburgischen und hohenzollernschen Herrscher, von denen diese ihre Vasallen, jene ihre Bundesgenossen gewesen waren, und den Russen, welchen sie ehemals das Gesetz des Siegers vorgeschrieben hatten.

Ein anderer Ländererwerb unter dieser Regierung, noch vor der Theilung Polens, war der von Anspach und Baireuth. Der letzte Nachkomme der fränkischen Agnaten des Hauses Brandenburg, Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander, übergab in seinem 56sten Jahre, um sich allen Regierungssorgen und den daraus folgenden Beschwerden zu entziehen, die Souverainetät über seine Länder seinem nächsten Seitenverwandten, dem Könige von Preußen. Diesen Entschluß und den Regierungswechsel machte der preußische Hof durch ein Patent vom 3. Januar 1792 bekannt; die Huldigung für den König nahm der Minister von Hardenberg ein.

Die Erwerbung der fränkischen Fürstenthümer durch Preußen führte zu Eingriffen in die bisher anerkannten Reichsprivilegien.

Nicht nur ließ der König einen Theil der nürnbergischen Güter, deren Betrag von dem Magistrat bis auf 100,000 Gulden berechnet wurde, einziehen, sondern dehnte auch die preußischen Landeshoheitsrechte auf alle im Umfange der fränkischen Fürstenthümer wohnende Reichsritter aus. Preußen wollte die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche an die Reichsunmittelbarkeit nicht anerkennen, sondern behauptete, daß sie sich dieselbe nur gegen die Markgrafen aus dem brandenburgischen Hause angemaßt hätten. Die Klagen der Betheiligten bei dem Reichshofgerichte veranlaßten einige Mandate, welche Preußen, da Kaiser und Reich durch den Krieg mit Frankreich von den innern Angelegenheiten Deutschlands abgezogen wurden, wenig achtete, und im Besitze seiner so erworbenen Oberhoheitsrechte blieb. Der Anfall der fränkischen Länder veranlaßte die Einführung des rothen Adlerordens; er ward der zweite Hausorden.

Nach der Beendigung der polnischen Angelegenheiten zeigten sich bei Friedrich Wilhelm II. sichtbare Spuren der nahenden Auflösung. Sinnliche Genüsse aller Art hatten seinen sonst starken Körper frühzeitig erschöpft. Im Jahre 1796 gebrauchte er den pyrmonter Brunnen, doch ohne sichtbaren Erfolg. Im folgenden Jahre kam er kränkelnder als vorher nach Potsdam zurück, wo er die letzten Monate seines Lebens in dem sogenannten Marmorpalais zubrachte. Sein Hauptübel bestand in der Brustwassersucht, die schmerzhafte Geschwulst der Füße und Hände und besonders eine peinigende Schlaflosigkeit veranlaßte. Die Aerzte riethen, um diesem martervollen Uebel abzuhelfen, zum Gebrauch des Sauerstoffgases oder der Lebensluft. Man füllte Ballons mit diesem Gase und legte sie während der Nacht auf einen Stuhl neben dem Bette des Königs; ein an dem Ballon angebrachter Schlauch verbreitete die in ihm befindliche Luft so langsam, daß sie nur den zwölften Theil der Zimmerluft betrug und diese der Atmosphäre an dem Ufer der See oder in einem Laubwalde nach einem Sommerregen gleichmachte. Der Erfolg war anfänglich sehr günstig, denn der Schlaf, welcher den König seit fünf Wochen geflohen hatte, stellte sich wieder ein. Schon konnte er vermittelst eines Rollwagens Spazierfahrten in dem neuen Garten anstellen, schon erfreute er sich wieder an Concerten, denn er liebte die Musik, und spielte selbst vortrefflich das Violoncell, da warf ihn der Genuß unverdaulicher Speisen, denen er eben so wenig wie sein gro-

ßer Vorgänger entsagen wollte, in seinen frühern Zustand zurück. Noch einige Wochen erhielten die Aerzte das in allen seinen Quellen erschöpfte Leben. Große Schmerzen durch die stets zunehmende Geschwulst und Beklemmung verbitterten die letzten Tage des hohen Kranken, der übrigens mit großer Geduld und Standhaftigkeit die Leiden seines Zustandes ertrug. Dieser wurde von Stunde zu Stunde trauriger, sein Todeskampf war schrecklich. Krampfhaft zerriß er mit dem Daumen das Leder an dem Stuhle, auf dem man ihn aus dem Bette schon um zwei Uhr in der Nacht, weil er nicht schlafen konnte,
1797 gesetzt hatte. Gegen neun Uhr am 16. November verschied er.

In der Nacht vom 17. bis 18. ward die königliche Leiche in einem eichenen Sarge nach Berlin gebracht und bei Fackelschein in die königliche Gruft der Domkirche zwischen den Särgen seines zweiten Sohnes, des Prinzen Ludwig, und der Gemahlin Friedrichs des Großen eingesenkt, das feierliche Leichenbegängniß aber erst mehrere Wochen darauf mit den üblichen Gebräuchen gehalten.

Mit Einschluß von Anspach und Baireuth kann man den Anwachs Preußens unter Friedrich Wilhelm II. auf etwa 2000 Geviertmeilen und 2,500,000 Menschen berechnen, so daß es damals an Flächenraum über 5500 Geviertmeilen, eine Einwohnerzahl von mehr als 8,500,000 Menschen bot, eine Größe, durch die seine Ansprüche, eine Macht ersten Ranges in Europa zu sein, auch äußerlich begründet wurden. Und dennoch wankten die Grundpfeiler des Staates, auf denen Friedrich der Große sein künstliches Gebäude aufgeführt hatte, nämlich scharfe Ordnung und Sparsamkeit im Innern, Festigkeit nach Außen, überhaupt strenge sittliche Prinzipien in allen öffentlichen Schritten. Friedrichs Selbstherrschaft war unter seinem Nachfolger in Willkür ausgeartet, in seinen weisen Schöpfungen nur der auf seine große Persönlichkeit berechnete Mechanismus der Staatsverwaltung beibehalten, der belebende Geist jedoch verschwunden. Die Beamten Friedrichs bewegten sich, wohl eingeschult von ihrem umsichtigen und wachsamen Herrscher, noch in den alten Formen, welche eben so wie die kriegerische Disciplin großen Erfolg hervorbringen können, doch nur unter beständiger Aufsicht einer höchsten leitenden Intelligenz, aber gerade diese fehlte. Nun ward Geschäftsroutine der einzige Maßstab für die Brauchbarkeit zum Staatsdienst; ein großer Theil der Verwaltung gerieth Subalternen in die Hände,

erfüllte diese mit Anmaßung und brachte so die Beamten den Unterthanen gegenüber in eine ganz falsche Stellung. Fern davon zu beherzigen, was der große König von sich selbst sagte, indem er sich zum Diener des Staates, zu dessen Beherrschung ihn die Geburt berufen hatte, erklärte, betrachteten sie sich als die Herren, und verfehlten so den wahren Zweck ihres Berufs. Besonders zeigte sich dies in den neuerworbenen polnischen Ländern, wo man unbedachtsam genug ohne weiteres deutsche Sitte und preußische Einrichtungen an die Stelle der durch Alter und Volksthümlichkeit geheiligten Gewohnheiten setzen wollte. Man erwägte nicht, daß Aenderung des Althergebrachten immer eine schmerzliche Operation ist, zumal wenn sie von Fremden herrührt. Den größten Stoß aber erlitt die Macht Preußens durch den Verlust des öffentlichen Vertrauens. Rücksichtslos hatte man Polen nicht nur den versprochenen Schutz entzogen, sondern zu seinem Untergange mitgewirkt, Frankreich gegenüber nach einem leidenschaftlich ungestümen Angriff auf Kosten deutscher Stände den Frieden erkauft. Da erkannten alle, daß nicht mehr die Grundsätze des Fürstenbundes im berliner Kabinette herrschten. Und wenn nun bei der früheren Strenge der Formen Willkür in der ganzen Ausdehnung des Staates herrschte, fehlte es trotz des Anscheins von Absolutismus auch im Kabinette gänzlich an Einheit. Wie ängstlich der König jeden Anschein, als ob er beherrscht würde, vermied, so war er doch dem Wesen nach in den Händen einer Anzahl von Günstlingen männlichen und weiblichen Geschlechts. An der Stelle eines unumschränkten Königs waltete eine Aristokratie, doch eine Aristokratie ohne innere Einheit, ohne feste Grundsätze und ohne höhere Intelligenz.

Dessenungeachtet bietet uns die Regierung Friedrich Wilhelms II. auch manches Löbliche. Wenn sich auch die innern Bande des Staates lockerten, so drängte doch die geistig bewegte Zeit im Einzelnen zur Annahme des Guten. In vielem ist der Fortschritt, den die Zeit Friedrich Wilhelms II. gegen die seines großen Vorgängers gemacht hat, nicht zu verkennen, doch dies ist nicht sowohl dem Verdienst des Monarchen, da er nur gewähren ließ, noch seiner Regierung, als den Verhältnissen, die unaufhaltsam vorwärts trieben, zuzuschreiben. Der König selbst hatte den besten Willen das Wohl seines Landes zu fördern, auch ein von Natur gesundes Urtheil, allein durch die Unthä-

tigkeit, in welcher er bis zu seiner Thronbesteigung gelebt hatte, so wie durch sinnlichen Genuß war er frühzeitig stumpf geworden; nichtsdestoweniger zeigte er sich stets geneigt, allen gründlich durchdachten und wohlgemeinten Rathschlägen zum Besten des Landes Gehör zu geben, und so entstand unter seine Regierung vieles, was noch heut uns seine segensreichen Folgen spendet.

Das Militairwesen blieb im Ganzen in seiner alten von Friedrich dem Großen geschaffenen Verfassung. Die neuen Erwerbungen verlangten noch eine Vermehrung der Truppen bis auf 200,000 Mann. Für ihre bessere Verpflegung und Bekleidung ward gesorgt, namentlich machte sich der menschenfreundliche Herrscher, dessen gutes Herz nur bisweilen zu sehr den Kopf beherrschte, die Versorgung der Invaliden zur heiligen Pflicht. Für die Bildung der Offiziere wurden zweckmäßige Anstalten, eine Ingenieur- und Artillerie-Akademie gegründet, die bisherigen, wie die Kadettenschule und die Militair-Akademie neu organisirt und verbessert. Die Verpflegung des Heeres wurde auch noch besonders durch die Errichtung einer Pflanzschule für Wundärzte, des Friedrich Wilhelms-Instituts, befördert. Da der König sich nicht Friedrichs großen Geist zutraute, der alles, was das Heer betraf, mit eignem Auge prüfte, so errichtete er ein sogenanntes Oberkriegscollegium, an dessen Spitze der Herzog von Braunschweig und der Feldmarschall von Möllendorf als Ober- und Vice-Oberpräsidenten standen. Aeußerlich boten die preußischen Truppen noch die Erscheinung der Krieger des großen Königs, aber Kenneraugen erblickten schon den Keim der innern Auflösung in dem so hochberühmten preußischen Heerwesen. Wie in andern Beziehungen waren auch hier die Einrichtungen Friedrichs II. nicht ohne Mängel, namentlich durch das Rekrutirungssystem; nur der überwiegende Geist des großen Herrschers vermochte die auseinanderstrebenden Momente für einen großen Zweck zu beleben. Unter seinem Nachfolger galt auch hier die Form alles; der Geist verschwand.

In der Sorge für die Gesetzgebung folgte Friedrich Wilhelm II. den Spuren seines großen Vorgängers. Im Jahre 1791 wurde das unter Friedrich II. von dem Großkanzler von Carmer begonnene Gesetzbuch beendet, doch nicht, wie zuerst bestimmt war, am 1sten Juni 1792, sondern erst zwei Jahre später unter dem Titel „Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten" bei den

Gerichtshöfen eingeführt, weil eine damals bei Hofe viel geltende Partei an einzelnen die Religion betreffenden Dingen Anstand nahm.

Den Verbrechen, welche Armuth und Müßiggang erzeugen, wurde auf eine wohlthuende Weise durch die Erbauung von Landarmenhäusern abgeholfen, das platte Land, für welches diese Einrichtung besonders nützlich war, mußte durch Beisteuern, die für den Einzelnen nur geringfügig waren, zur Unterhaltung derselben beitragen, um dem Staat die große Last zu erleichtern.

Für die Verbesserung des Bodens wendete Friedrich Wilhelm II. wie sein Vorgänger bedeutende Summen auf, nicht minder für öffentliche und Privatbauten, so wie für die Errichtung von Fabriken und andern gemeinnützigen Unternehmungen. Ganz neu für den preußischen Staat war die Anlegung von großen Stutereien in Westpreußen, Litthauen, Brandenburg und Franken, zu welchen er die nöthigen Zuchtpferde mit großen Kosten aus der Moldau holen ließ. Von ihnen wurden unter die Kavalerie als auch zum Besten des Ackerbaues Pferde in alle Provinzen vertheilt.

Groß ist Friedrich Wilhelms II. Verdienst um Kunst und Wissenschaft. Er liebte und ehrte die deutsche Dichtkunst und Gelehrsamkeit. Die Akademie der Wissenschaften schuf er zu einer wahrhaft deutschen um, indem er verordnete, daß eine besondere Section sich mit der Bearbeitung und Ausbildung der deutschen Sprache beschäftigen sollte. Auch die Akademie der bildenden Kunst erhob sich durch seit
die königliche Freigebigkeit aus ihrem untergeordneten Zustande; Aus- 1792
stellungen von Kunstwerken und Erzeugnissen der Industrie bildeten den Geschmack und regten den Wetteifer an.

Vor allen erfreuten sich die Schulen der liebenden Sorgfalt des Königs. Ein Oberschulcollegium wachte über die Bedürfnisse der 1787
Lehranstalten, und hielt die Unterconsistorien, oder wie sie nun hießen, die Unterschulcollegien, zur strengen Aufsicht über die Lehranstalten in den verschiedenen Provinzen an. Seminarien zur Bildung von Lehrern für gelehrte und niedere Schulen wurden überall gegründet, und dabei die Universitäten, deren Fonds die freigebige Hand des Königs vergrößerte, nicht vergessen. Für die, welche die Hochschulen besuchen wollten, wurden damals zuerst Maturitätsprüfungen verlangt. Wie alles einen geregelten wissenschaftlichen Character an-

nahm, so ward auch für die ärztliche Behandlung der Thiere eine eigene Lehranstalt, die Veterinairschule in Berlin gegründet.

Ein schöner Beweis für die Herrschaft eines reineren Kunstgeschmacks ist die Bildsäule Zietens, so wie die Anstellung des Mannes, der mit künstlerischer Hand dies schöne Denkmal meißelte, und der noch jetzt als Veteran an der Spitze der Akademie steht, für deren Verherrlichung er so viel geleistet hat. Daß also diese Regierung viel Gutes für den preußischen Staat begründet hat, ist nicht zu leugnen, und an vielem hatte Friedrich Wilhelms milder dem Schönen zugewendeter Sinn bedeutenden Antheil. Aber freilich wurden auch von ihm manche schlimmere Richtungen veranlaßt oder wenigstens geduldet. Vielleicht aus dem Gefühl, daß Friedrich II. der Religion einen zu geringen Platz in seinem Herzen gestattet hatte, ließ sich sein Nachfolger zum schwärmerischen Glauben an das Wunderbare in der Religion wie in der Natur hinreißen, und gab dadurch einer Gattung von Leuten große Gewalt über sich und die Lenkung des Staats, welche eine so wichtige Stellung weder verdienten noch ausfüllen konnten. Einer von denen, die durch den Hang des Königs zum Wunderbaren und Uebernatürlichen unendlich viel vermochten, war der General von Bischofswerder, ein sächsischer Edelmann. Schon früh ließ er sich in den Rosenkreuzerorden und die Gesellschaft von Betrügern ähnlicher Art ziehen. Friedrich Wilhelm II., der ihn schon als Kronprinz kennen lernte, suchte er für seine alchymistischen Künste und seine Geisterseherei zu gewinnen. Dies gelang ihm ohne Mühe, da sinnliche Naturen leicht zu schwärmerischem Glauben zu verführen sind. Besonders in den spätern Lebensjahren des Königs trieben er und seine Genossen ihr Spiel; mit Geistererscheinungen und ähnlichen magischen Künsten, an welchen nicht selten das menschliche Herz hängt, wie sehr sie auch der Verstand verdammt, wußte er den Herrscher zu seinen Zwecken zu lenken. Sehr klug verstand er seinen königlichen Herrn zu behandeln, indem er sich mit dem Einfluß auf ihn begnügte, und jeden Schein desselben von sich abzuwenden suchte, denn Friedrich Wilhelm II., aus edlem Wetteifer mit seinen großen Vorgänger, wollte alles selbst thun, sich niemals von andern bestimmen lassen. Bischofswerder, der den Character des Monarchen vollkommen kannte, wußte ihn schlau genug in diesem Punkte zu schonen, während Männer wie Hertzberg u. s. w., im Gefühl ihrer innern

Tüchtigkeit und der Gerechtigkeit ihrer Sache ihm zu imponiren suchten, und dadurch mißfielen. Der Günstling sprach nie ungefragt, und auch dann nur gleichsam gezwungen, bis der König, um manches drängende Geschäft los zu sein, ihm die Vollmacht zur Beendigung der wichtigsten Dinge aufdrang. Ja selbst in dem Glauben an übernatürliche Dinge bestärkte Bischofswerder den König auf ähnliche Weise. Friedrich Wilhelm II. hatte gesunden Verstand genug die Wahrheit solcher Gaukelspiele in Zweifel zu ziehen; dann äußerte jener, als wie in Anerkennung des Uebergewichtes seines königlichen Herrn, ebenfalls Bedenken, rieth zu genauerer Prüfung und neuen Versuchen, und verstrickte ihn so immer fester in diese wunderlichen Träumereien. Außer der Verstecktheit und den geheimnißvollen lichtscheuen Schritten dieses Günstlings läßt sich von seinem Character nichts entschieden Nachtheiliges sagen, es scheint sogar, als ob er ernstlich das Glück seines Gebieters gewollt hat.

Ein Geschöpf Bischofswerders war Wöllner, ein Mann, der an der Stelle des aufgeklärten von Zedlitz als Minister der geistlichen Angelegenheiten manches Nachtheilige bewirkte. Er ward der Urhe- 1788
ber eines Religionsedikts, welches streng ausgeführt die Grundlagen 9. Juli
des Protestantismus zerstört hätte. Es heißt darin, „daß manche Geistliche sich zügellose Freiheiten in Absicht der Lehrbegriffe ihrer Confession erlaubten; daß sie die Grundwahrheiten der christlichen Religion wegläugneten, daß sie die elenden längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und anderer Sekten aufwärmten, solche mit Unverschämtheit durch den Namen Aufklärung unter dem Volke ausbreiteten; die Bibel, diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechts, verfälschten, verdrehten, oder gar wegwürfen; daß sie den Glauben an die Geheimnisse überhaupt und vornämlich an das Geheimniß des Versöhnungswerkes und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig oder doch überflüssig, mithin sie irre machten, und dem Christenthum auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn böten." Diesem Unwesen sollte gesteuert werden. Deshalb wurde allen Predigern und Schullehrern „bei unausbleiblicher Kassation oder noch härterer Strafe anbefohlen, sich weder öffentlich noch heimlich zu unterfangen, die genannten oder noch mehrere Irrthümer bei ihrem Amte oder auf andre Weise zu verbreiten. Denn wie es keinem Richter erlaubt sei an dem Inhalte

der Gesetze zu klügeln und selbige nach Gefallen abzuändern, so könne es noch weniger einem jeden Geistlichen freistehen in Religionssachen nach Gutdünken zu handeln, die einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten anders zu lehren, sie nach bloßer Willkür beizubehalten oder wegzuwerfen und seine eignen Grillen an deren Stelle zu setzen. Es müsse eine allgemeine Richtschnur, Norma und Regel feststehen, nach welcher die Volksmenge treu und redlich geführt werde, und diese Norma solle durch die sogenannten Aufklärer nach ihren unzeitigen Einfällen nicht abgeändert werden.“ Wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß jene Zeit sich in eine seichte, unbefriedigende Verstandesauffassung der göttlichen Dinge verloren hatte, so wird doch einem jeden bei ruhiger Ueberlegung klar sein, daß solche Gesetze jegliche freie Bewegung des Geistes in ihrem Keime vernichten und mehr als alles andre die Religion in ihren Grundlagen erschüttern werden. Wie sehr mußte ein solcher Glaubensabsolutismus nach Friedrichs aufgeklärter Regierung verletzen. Um dem Glaubensedicte Geltung zu verschaffen, errichtete Wöllner eine Examinations-Commission aus Anhängern seines verwerflichen Zwangsystems, und machte sie für die Gesinnung der künftigen Seelsorger verantwortlich. Leider wurden Einzelne durch dieses Glaubenstribunal hart genug in ihrer Laufbahn beeinträchtigt, jedoch konnte dasselbe im Ganzen keinen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung des Geistes in dem preußischen Volke hervorrufen.

Nicht ohne Einwirkung auf die Angelegenheiten des Staats war des Königs Verhältniß zu einigen begünstigten Frauen. Die ihm zur linken Hand angetraute Gräfin Ingenheim und die Gräfin Dönhof, von denen die erstere frühzeitig starb, waren nur vorübergehende Erscheinungen; länger wußte ihn die schon erwähnte Enke, die angebliche Frau des Kammerdieners Rietz, und spätere (seit 1796) Gräfin Lichtenau zu fesseln. Sie war geschickt genug, trotz des Einflusses der Zeit, welcher endlich ihre Reize unterlagen, und ungeachtet der Mitbewerbung jüngerer Schönheiten ihren vollen Einfluß zu behaupten. Sie verstand es die Gemüther zu fesseln und dem äußern Leben eine anziehende Gestalt zu geben; ihre Zirkel waren die geschmackvollsten und geistreichsten in der Residenz, und ihr Einfluß auf den König bei weitem nicht so nachtheilig, wie der der religiös schwärmerischen Partei, deren Thorheiten sie verlachte, und

deren Eigennutz selbst ihr fremd war. Doch freilich half sie den Leichtsinn fördern, mit welchem damals oft die allerwichtigsten Dinge behandelt wurden.

In den letzten zwei Jahren seiner Regierung besonders überließ sich Friedrich Wilhelm II. wechselseitig dem Einflusse seiner männlichen und weiblichen Günstlinge, — daher wurde viel, was dem Staate unter Friedrich II. zu Gute gekommen wäre, der augenblicklichen Regung des guten Herzens, noch häufiger der Laune geopfert. Auch gab die an dem Hofe herrschende üppige Lebensweise ein verführerisches Beispiel für die Bewohner der Residenzen. Eleganz und frivoler Sinn wurden Mode, und wenn auch die Außenseite des Lebens dadurch einen glänzenden und hohe Bildung verrathenden Anschein erhielt, so wurde doch die Sittlichkeit und hiermit die innere Kraft des Volkes untergraben, was durch die folgenden Ereignisse sich leider nur zu deutlich kund gab.

Friedrich Wilhelm III. 1797—1840.

Friedrich Wilhelms III. Regierungsantritt; seine ersten Maßregeln, um die Mißbräuche in der Verwaltung abzustellen.

Friedrich Wilhelm III., der älteste Sohn Friedrich Wilhelms II., und das erste Kind aus seiner zweiten Ehe, ward am 3ten August 1770 in Berlin geboren. Seine erste Erziehung leitete seine Mutter. Von der frühesten Jugend an leuchtete ihm das herrliche Bild seines Großoheims vor, welcher ihn so wie die übrigen Kinder seines Neffen liebte, und ihm gern den Aufenthalt in seiner Nähe gestattete. Früh ward des jungen Prinzen Neigung den militairischen Beschäftigungen zugewandt, denn schon vor Ablauf des siebenten Jahres stellte ihn
1777 ein Patent als Fähnrich in die Reihen des preußischen Heeres ein.
29. Juli Die Sorge für seine wissenschaftliche Ausbildung wurde dem Geheimen Rathe Benisch übertragen, der ihn zur Ausbildung für den Kriegsstand später dem nachmaligen Generallieutenant von Backhoff übergab. Sein erster Gouverneur war der Graf Karl Adolph von Brühl. Die Erziehung Friedrich Wilhelms III. kann nicht sorgfältig genannt werden, auch sein Vater widmete ihr nur geringe Aufmerksamkeit; das so äußerst wichtige Geschäft der Bildung eines Thronfolgers blieb ohne Aufsicht und lag in den Händen wenig befähigter Leute. Die Anlagen des jungen Fürsten waren gut, aber mehr noch zeichnete ihn sein vortreffliches Gemüth aus. Ohne den geringsten Anflug von Stolz, Hochmuth und Eigendünkel war er ein Muster von Ordnung, Ehrbarkeit und Bescheidenheit; er konnte weder jemanden beleidigen noch leiden sehen. Wie mußten daher der Hof, die Günstlinge seines Vaters ihn, der nur das Edle und Sittliche liebte, abschrecken! In sich selbst zurückgescheucht ward er verschlossen, blöde und verlegen, wenn er sich öffentlich zeigen mußte.

Die Eingezogenheit, die seinem sittlichen Charakter zwar nur heilsam sein konnte, raubte ihm die Gelegenheit, das einem Fürsten unbedingt nothwendige Selbstvertrauen zu gewinnen.

Mit einem den äußern Erscheinungen abgewendeten Sinn wohnte
er der Zusammenkunft von Pillnitz und den Rheinfeldzügen bei. Letz-
tere wenigstens gaben ihm statt des dürren, nur spärlich damals kei-
menden Lorbeers ein wahres, höchstes Glück, seine mit allen weibli-
chen Tugenden reich geschmückte Gattin Louise, Tochter des Her-
zogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, deren Bekanntschaft er in Frank-
furt am Main, als es den Franzosen von den Preußen und Hessen
wieder entrissen worden war, gemacht hatte. Ein Jahr später fand
die Vermählung in Berlin statt. Zwei Tage nach ihr reichte die jün- 1793
gere Schwester der Kronprinzessin, die jüngst verstorbene Königin 24. Dez.
von Hannover, dem zweiten Sohn des Königs, dem Prinzen Lud-
wig, die Hand zum ehelichen Bunde.

Die geistreiche und liebenswürdige Kronprinzessin fühlte sich einem Hofe entfremdet, wo eine Lichtenau eine bedeutende Rolle spielte. Sie theilte deshalb ihres Gemals Vorliebe für ein zurückgezogenes Leben. Dieser zeichnete besonders seinen Adjutanten von Köckeritz aus, der eine außerordentliche Aehnlichkeit des Charakters mit ihm hatte. Köckeritz war stets ein Muster der Ordnung und des Diensteifers gewesen, hatte das Vertrauen seiner Vorgesetzten durch Pflichttreue, die Freundschaft seiner Cameraden durch moralische Tüchtigkeit, die Liebe seiner Untergebenen durch Leutseligkeit und gütige Theilnahme gewonnen. Eben so bescheiden und gutmüthig wie sein königlicher Freund, dessen lebhaftester Wunsch es war alle Menschen glücklich zu machen, theilte er auch mit ihm dieselbe Schwäche, ein bescheidenes Mißtrauen auf die eigene Einsicht, und deshalb eine große Abneigung vor entscheidenden Schritten.

Es läßt sich leicht denken, daß der Regierungswechsel die bedeutendsten Umgestaltungen hervorrufen mußte. Nicht nur die Lichtenau, sondern auch Bischofswerder nebst seinen Genossen wurden von dem Hofe entfernt, gegen erstere sogar eine gerichtliche Untersuchung verhängt, weil man sie mancher verbrecherischen Verbindung für schuldig hielt, doch wies sich aus, daß diese Schuld wenigstens nicht auf die Angeklagte zu werfen war. An die Stelle unfähiger und unwürdiger Günstlinge traten verdienstvolle Männer. Des Kö-

nigs Rathgeber in Staatsangelegenheiten wurde der Kabinetsrath Mencken, ein Mann von großer Geschäftskenntniß, durchaus redlich und uneigennützig. Die Wahl gereichte dem jungen Monarchen zu großer Ehre. Durch Mencken wurde das Cabinet ein förmliches Collegium mit einem Civil-, Militair- und auswärtigem Departement. Jede neue Auflage, jede königliche Etatserhöhung und außerordentliche Ausgabe, jede Domainen-Pacht-Contrakts-Confirmation, die Besetzung der Civilstellen bis zum Rath hinab, jede bedeutende Sache im Innern der Staatsverwaltung mußte dem König angezeigt werden, und wurde im Kabinet, dessen Präsident er war, vorgetragen und entschieden. Friedrich II. hatte persönlich durch seine Kabinetsbefehle, bei welchen ihm die Kabinetsräthe nur als Expedienten dienten, die Verwaltung der Minister nach seinen Ansichten gelenkt, Friedrich Wilhelm II. that dies durch seine Günstlinge, auch hatten die Minister freiere Hand, unter Friedrich Wilhelm III. wurde alles durch das neue Kabinetscollegium bestimmt, wo man sich an collegialische Formen band, und so den Vortheil der ehemaligen so äußerst wirksamen Schnelligkeit des großen Königs verlor. Durch diese Art der Kabinetsregierung ward der Staatsrath und das Generaldirectorium etwas in den Hintergrund geschoben, mit ihm der Adel, welcher dort fast ausschließlich herrschte, während im Kabinet vornämlich nur Bürgerliche waren. Es ist zu bemerken, daß Mencken, das Haupt desselben, ehemals ganz den demokratischen Grundsätzen der französischen Revolution angehangen hatte.

Der König und sein Kabinet verfuhren mit einer Humanität, von der man bisher noch keine Vorstellung gehabt hatte. Jede Schärfe, jede Willkür wurde sorgfältig vermieden, nur durch Liebe und Güte sollte alles zum Ziele gelenkt werden, doch freilich kann man auch hierin zu weit gehen; es giebt Zeiten, wo Milde, andre, wo Schärfe das Wohl der Menschheit in höherem Grade fördern. Vielleicht hätte letztere der damaligen Entsittlichung und Erschlaffung erfolgreicher entgegengearbeitet, denn des Königs redlicher treuer Wille, seine grenzenlose hingebende Güte, das Vorbild seines einfachen und tugendhaften Familienlebens vermochten nicht die Ansteckung, an welcher besonders die gebildeteren Stände des Volks damals litten, zu heilen.

Wenige Tage nach seiner Thronbesteigung erließ der junge König eine Kabinetsordre in Betreff der innern Verwaltung ganz im Geiste

des großen Friedrich. „Der Obere ist schuldig," heißt es darin, „auf den Dienst seines Untergebnen zu sehen, und ihn mit Ernst und Strenge dazu anzuhalten. Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden. Wer sich also dessen schuldig macht, wird ausgestoßen, und sind hierzu keine großen Umstände oder Proceduren nöthig, sobald die Sache ihre Richtigkeit hat; denn der richtige Geschäftsgang kann nicht eines unwissenden oder unthätigen Individuums wegen gehemmt werden. Das Wohl des Ganzen darf bei einer regelmäßigen Regierung nicht leiden, und dieses kann nur da angetroffen werden, wo Thätigkeit und Ordnung herrscht, wo das Recht eines jeden mit Unparteilichkeit entschieden wird. Daß dies geschehe, darauf muß unermüdet gewacht und gehalten werden. Der Obere muß seine Untergebenen immer scharf im Auge haben, und ihnen nicht die geringsten Winkelzüge oder Untreue ungeahndet durchgehen lassen. Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt ist, so wird, wie ich hoffe, mit Gottes Hilfe das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können. Auf dieses Alles werde ich mit größter Genauigkeit und Sorgfalt wachen, den redlichen wackern Mann jederzeit hochzuschätzen und auszuzeichnen bemüht sein, so wie Ich den, der seiner Schuldigkeit nicht gehörig nachlebt, dafür ansehen, und nach Maßgabe der Umstände mit Strenge aber Gerechtigkeit zu bestrafen wissen werde, wonach sich ein jeder zu achten und für Schaden zu hüten; und ist dieses Meine ernstliche und bestimmte Meinung."

Den Befehl des Fürsten wollte der Minister **Wöllner** zu seinen Zwecken benutzen und befahl, man weiß nicht, soll man sagen aus Unverstand oder aus unerhörter Frechheit allen Konsistorien, die Prediger und Schullehrer genauer als bisher zu überwachen, ob sie auch die **Religion nach dem Religionsedicte** lehrten u. s. w. Diese verkehrte, dem wahren Sinn des königlichen Befehls ganz widersprechende Maßregel hemmte Friedrich Wilhelm III. auf eine Weise, die sowohl für sein Herz als für seine tiefe Einsicht stets in uns gleich große Verehrung hervorrufen muß, und die wir deshalb hier nicht übergehen wollen. „Die Deutung" sagt er „welche Ihr meiner Or- 1798
dre vom 23sten Nbr. v. J. in Eurem an die Consistorien unterm 12. Jan.
5ten Dcbr. erlassenen Rescripte gegeben habt, ist sehr willkürlich, indem in jener Ordre auch nicht ein Wort enthalten ist, welches nach gesunder Logik zur Einschärfung des Religionsedikts hätte Anlaß ge-

ben können. Ihr seht hieraus, wie gut es sein wird, wenn Ihr bei Euren Verordnungen künftig nicht ohne vorherige Berathschlagung mit den geschäftskundigen und wohlmeinenden Männern, an denen in Eurem Departement kein Mangel ist, zu Werke geht, und darin dem Beispiele des verewigten Münchhausen folgt, der denn doch mehr wie viele andere Ursach gehabt hätte sich auf sein eignes Urtheil zu verlassen. Zu seiner Zeit war kein Religionsedikt, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei als jetzt, und das geistliche Departement stand bei Inländern und Ausländern in der größten Achtung. Ich selbst ehre die Religion und folge gern ihren beglückenden Vorstellungen, und möchte um vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eignen Ueberzeugung sein und bleiben muß, und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Wenn Ihr dafür sorgt, daß Predigt- und Schulämter mit rechtschaffenen und geschickten Männern besetzt werden, die mit den Kenntnissen der Zeit und besonders der Exegese fortgeschritten sind, ohne sich an dogmatische Subtilitäten zu kehren: so werdet Ihr bald einsehen können, daß weder Zwangsgesetze noch Erinnerungen nöthig sind, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten, und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksklassen zu verbreiten." Die Examina-
1798 tionscommission wurde aufgelöst, und Wöllner selbst bald darauf ent-
11. Mrz. lassen. An seine Stelle trat der allgemein geachtete Minister von Massow.

Die weise Beaufsichtigung der höchsten Diener des Staats, so wie die Berücksichtigung der materiellen Interessen des Volkes, welche
1797 durch die Aufhebung des seit dem 7ten August 1797 wieder einge-
25. Dez. führten Tabacksmonopols sich bekundete, erregte die glänzendsten Hoffnungen, die auch trotz aller Stürme des Schicksals nicht getäuscht haben.

1798 Im Frühling des folgenden Jahres verließ der König nebst sei-
25. Mai ner Gemalin die Residenz, theils um in Königsberg die Erbhuldigung einzunehmen, theils um sich mit eignen Augen von dem Zustand der Provinzen zu überzeugen. Die Erscheinung des hohen Paares, namentlich der Königin, welche Hoheit der königlichen Würde mit weib-

licher Anmuth vereinigte, verbreitete überall Begeisterung und Entzücken. Noch nie hatte man in Preußen das beseligende Schauspiel eines prunklosen Familienglückes auf dem Throne gesehen. Selbst der in seiner Nationalität so sehr gekränkte polnische Adel ward von der Königin bei ihrem Aufenthalte in Warschau durch den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit gefesselt.

Kaum war der König von Breslau nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt, so zeigte sich, welch einen Nutzen ihm die eigne Anschauung der Verhältnisse seiner fern wohnenden Unterthanen gebracht hatte. Vor allen Uebelständen schien der Mangel an geeigneten Bürger- und Volksschulen der dringendsten Abhülfe bedürftig. Deshalb erließ er folgende vortreffliche Kabinetsordre an den damaligen Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten: „Mein lieber Etatsminister von Massow! Es kann Euch nicht entgangen sein, daß Ich das Schulwesen in Meinen sämmtlichen Staaten als einen Gegenstand, der alle Meine Aufmerksamkeit und Fürsorge verdient, betrachte. Unterricht und Erziehung bilden den Menschen und den Bürger, und beides ist den Schulen, wenigstens in der Regel, anvertraut, so daß ihr Einfluß auf die Wohlfahrt des Staats von höchster Wichtigkeit ist. Dies hat man längst anerkannt, und dennoch hat man fast ausschließend blos auf die sogenannten Gelehrtenschulen die Sorgfalt verwendet, die man bei weitem mehr den Bürger- und Landschulen schuldig war, sowohl wegen der überwiegenden Menge der ihrer bedürfenden Unterthanen, als um deswillen, weil bisher, einzelne Versuche ausgenommen, gar nichts dafür geschehen war. Es ist also endlich einmal Zeit für zweckmäßige Erziehung und Unterricht der Bürger- und Bauerkinder zu sorgen. Der dabei zum Grunde liegende Zweck kann kein andrer sein, als sie zu künftigen gutgesinnten, gehorsamen und fleißigen Bürgern und Bauern zu bilden; darnach muß die Materie des Unterrichts sorgfältig bestimmt werden. — Nächstdem muß man die bisherigen Fonds zu diesen Schulen ausmitteln, die künftig nothwendigen Kosten derselben berechnen, und wenn, wie zu vermuthen steht, die bisherigen Fonds nicht dazu hinreichen, neue Quellen zur Ergänzung derselben aufsuchen. Sie werden sich z. B. im Schulgelde, in fixirten Beiträgen der Kämmereien und Gutsherren u. s. w. finden lassen, und am Ende muß der Staat selbst zutreten, um das Fehlende, so weit es nur immer die Umstände gestatten, zuzuschießen.

Mit allem diesen, werdet Ihr selbst einsehen, muß nach einem festen, durchdachten Plane verfahren werden, und Ich trage Euch die Besorgung desselben als Chef des Oberschulcollegiums auf. Eure entschiedenen Verdienste und Euer Eifer für das allgemeine Beste berechtigen Mich zu der gegründetsten Hoffnung, daß Ihr alles, was in Euren Kräften steht, aufbieten werdet Meine landesväterliche Absicht in Erfüllung zu bringen. Ich zweifle daran auch um so weniger, als Euch die Thätigkeit und die Einsichten so vieler verdienstvoller Mitglieder des Oberschulcollegiums, des Oberconsistoriums und der Provinzialconsistorien zur Seite stehen, die eine Angelegenheit, wovon das Wohl und Wehe der kommenden Generationen abhängt, gewiß nicht mit Kälte behandeln werden."

Von den Ministern trat besonders Graf Schulenburg Kehnert, ein ächter Zögling Friedrichs II., anfangs hervor. Er hatte sich gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms II. auf seine Güter zurückgezogen. Der junge König rief unter schmeichelhaften Beweisen seiner Huld den Vielerfahrnen wieder in seine Nähe, ernannte ihn zum General-Controleur der Finanzen und Chef der Ober-Rechenkammer, und legte dadurch die letzte Bestimmung für alle Verwaltungszweige in seine Hand, doch ward ihm zum Nachtheil für die Einheit der Staatsverwaltung das Kabinet nicht untergeordnet. Vor allen erschien Schulenburg zu der Stelle eines Premierministers geeignet wegen seiner langen Erfahrung und gründlichen Kenntniß in allen Theilen der Staatsverwaltung, und weil man in ihm noch den Träger von Friedrichs Geist vermuthete; überdies hatte man seit dem Tode des großen Königs das Bedürfniß einer Centralkraft, welche die Staatsmaschiene beaufsichtigte und in Bewegung setzte, lebhaft gefühlt. Dieser Mangel konnte weder durch den General-Controleur der Finanzen, noch durch das collegialisch arbeitende Kabinet ersetzt werden.

Außer Schulenburg waren Hoym in seinem Departement Schlesien, und Struensee als Chef des Accise-Departements noch unter Friedrich gebildete und von dem großen Herrscher hochgeschätzte Beamte. Fast alle Departements wurden von aufgeklärten und unterrichteten Staatsmännern, doch, was an der Eigenthümlichkeit der Verfassung lag, nicht übereinstimmend verwaltet. Man behielt noch immer die alte Weise der Verwaltung bei, wie sie von Friedrich

Wilhelm I. geschaffen und auf dieser Grundlage mit wenig Abänderung in der Form von Friedrich dem Großen ausgebildet worden war. Noch immer zerfiel sie, die neu gegründete Generalkontrole der Finanzen abgerechnet, in die drei Ober-Civil-Departements, das Kabinetsministerium oder das Ministerium des Auswärtigen, das der Finanzen d. h. das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium, und das der Justizangelegenheiten. Ersteres bestand wie ehemals aus zwei Kabinetsministern; das zweite, nach Local-Departements getheilt, hatte bei dem Anwachsen der preußischen Monarchie natürlich dieselben vermehrt. Am auffallendsten erscheint uns die Einrichtung des Justizwesens. Auch hier gab es mehrere Minister, welche mit dem Großkanzler, (seit der Ernennung Cocceji's im Jahre 1747 war dieser Titel eingeführt), das Justizministerium bildeten. Einer von diesen Justizministern hatte das geistliche Departement; seit 1764 theilte sich sogar dasselbe, indem ein eigner Justizminister für Kirchen- und Schulsachen der Reformirten ernannt wurde, während dem erstern die Direction der lutherischen und katholischen geistlichen Angelegenheiten so wie das Ober-Curatorium der Universitäten blieb.

Friedrich II. hatte kein besonderes Kriegsministerium, die Geschäfte desselben wurden von dem Militair-Departement des Generaldirectoriums, seit Friedrich Wilhelm II., nachdem das Oberkriegscollegium eingesetzt war, zum Theil von diesem verwaltet.

Sämmtliche Mitglieder des Generaldirectoriums, so wie die Kabinets- und Justizminister nebst Einzelnen, die, ohne zu den drei Hauptdepartements zu gehören, besonders dazu berufen wurden, waren Mitglieder des wirklichen Geheimen-Staatsrathes [1]). Dieser ver-

1) 1804 zählte der Geheime Staatsrath 15 Mitglieder. Davon gehörten zum auswärtigen Departement 2, der Freiherr von Hardenberg und der Graf von Haugwitz, der für seine dem Staate geleisteten treuen und wichtigen Dienste unbeschränkten Urlaub erhalten hatte; zum Finanzministerium 8, der Graf von Hoym, der Graf von Schulenburg Kehnert, der Freiherr von Voß, der Freiherr von Schrötter, der Graf von Reden, der Minister von Angern, der Freiherr von und zum Stein und der Minister Generalmajor von Diether; zum Justizministerium 4, der Freiherr von der Reck, der Großkanzler von Goldbeck und die Minister von Thulemeier und von Massow. Dazu der bevollmächtigte Gesandte beim Reichstage in Regensburg, Graf von Görz. S. Cosmars Geschichte des wirklichen Geheimen Staatsrathes.

sammelte sich nicht mehr, wie unter Friedrich I., täglich, schon Friedrich Wilhelm I. schränkte die Sitzungen auf einen Tag in der Woche ein; unter Friedrich II. wurde der erste Montag im Monat den gemeinsamen Sitzungen gewidmet. An der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand ein Minister, dessen Geschick hoch gerühmt, später freilich um so tiefer herabgesetzt wurde. Graf Haugwitz galt damals allgemein für einen Mann von vieler Fähigkeit; neben ihm wurde der Freiherr von Hardenberg, obgleich sein Departement die fränkischen Provinzen, Niedersachsen und Westphalen waren, in Angelegenheiten der Politik zu Rathe gezogen.

Der Kabinetsrath Mencken legte sehr bald seine Stelle nieder. Als ihn der König ersuchte ihm einen Nachfolger vorzuschlagen, und unter den Vorgeschlagenen den rechtschaffensten wählen wollte, so nannte Mencken dem Monarchen Beym; dieser wurde Kabinetsrath.

Die politische Lage Europas, als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, war äußerst verwickelt. Der Friede von Campo Formio zwischen Frankreich und Oestreich hatte nur auf kurze Zeit die Feindseligkeiten unterbrochen, das römische Reich war durch die bald erfolgende Besitznahme des linken Rheinufers und des Schlüssels zu
30. Deutschland, der wichtigen Festung Mainz, den Angriffen Frank-
Deb. reichs rücksichtslos preis gegeben, in Italien durch die Umgestaltung Genua's zur ligurischen und die Schöpfung der cisalpinischen Republik den Franzosen ihr Einfluß für immer gesichert, da Oestreich das ihm zur Entschädigung gebotene Venedig annahm, und so den Raub mit den Eroberern theilte. Bald genug erhielt man schlagende Beweise von der verwegenen Lust der großen Republik, jetzt ihrerseits und nicht ohne Erfolg die Verfassungen der Völker zu modeln. Die Errichtung der beiden neuen Republiken in der Schweiz und im Kir-
1798 chenstaat, hiernächst der indirekt gegen England gerichtete, abenteuerliche Angriff auf Egypten trieben Oestreich und Rußland vereint mit
Nbr. Neapel auf den Kampfplatz. Den Sultan, den Papst und den Großmeister des Malteserordens in der Person des Kaiser Paul sah man verbunden in dieser wunderlichen Coalition. Das Glück der Franzosen im Beginn des Kampfes schuf eine neue parthenopäische Re-
1799 25. publik aus Neapel, bis endlich der Sieg sich wieder auf die Seite
Jan. 23. der Verbündeten wandte. Der empörende Mord der französischen
April Gesandten, als sie den Congreß von Rastadt verließen, erbitterte

von beiden Seiten die Gemüther. Die Oestreicher unter Kray und Melas, die Russen unter Souwarow eroberten Italien wieder. Zu wiederholten Malen forderten die Kabinette von Wien und Petersburg den König auf, an ihren glänzenden Siegen über die französische Republik Theil zu nehmen.

Seit dem Beginn des Jahres 1799 warb man von allen Seiten eifrig um Preußens Freundschaft. Der König beharrte standhaft bei dem Frieden mit Frankreich, denn nur durch ihn hoffte er die nöthige Kraft zu gewinnen, um im Fall eines wirklich erzwungenen Krieges mit Ehren zu bestehen. Die Finanzen des Staates waren erschöpft. Der Minister Struensee eröffnete eine Anleihe von Seiten der Seehandlungscompagnie, um die von der vorigen Regierung contrahirten[1]) und die von dem König von Polen übernommenen Schulden zu bezahlen. Ueberdies berechtigte auf die Länge nichts zur Hoffnung auf glücklichen Erfolg; der launenhafte Wankelmuth des russischen Kaisers war allgemein bekannt; zwischen Rußland und Oestreich herrschte Eifersucht, und Englands strenge Maßregeln zur See erregten von allen Seiten laute Unzufriedenheit. Wer konnte es dem Könige verdenken, wenn er nicht von Neuem seinen Staat in einen erschöpfenden Krieg, durch den man zuletzt vielleicht noch Frankreichs Macht erhöht hätte, stürzen mochte? Bei dem Eintritt der kräftigeren Consularregierung, besonders nach der Schlacht von Ma- 1800
rengo konnte man auf festere Prinzipien, auf die Wiederkehr eines 14. Juni
allgemeinen Friedens hoffen. Bald geschah, was man besorgt hatte. Kaiser Paul, unzufrieden mit seinen Bundesgenossen, zog nicht nur seine Truppen aus der Schweiz zurück, sondern nahm auch gegen England, weil es Malta besetzt hielt, und durch seine Seepolizei den Handel der neutralen Mächte äußerst bedrückte, eine entschieden feindselige Stellung ein. Des Kaisers Groll führte zu einer Erneuerung der im Jahre 1780 geschlossenen bewaffneten Neutralität zwischen Rußland, Schweden und Dänemark. Preußen trat bei, ohne seinem 16.
bisherigen System ungetreu zu werden. Graf Haugwitz erklärte dem Dec.
englischen Gesandten, auf seine Frage nach dem Zweck des Bundes, „er gehe nicht auf Beleidigung andrer, sondern einzig auf die Si-

1) Die Summe der Staatsschuld wird von einigen auf 49, nach dem mindesten Ansatz auf 28 Millionen angegeben.

cherheit der Flaggen und Unterthanen; kein Staat von Ehre könne die Willkürlichkeit eines selbstgeschaffenen Seerechtes wie das britische dulden, und nach so vielfach erneuerten Gewaltthätigkeiten und immer fruchtloser Beschwerde müsse man endlich Gewalt mit Gewalt vertreiben."

Obgleich die Engländer vor der Flagge Preußens mehr Achtung bewiesen als vor der ihrer nordischen Bundesgenossen, so fielen doch einzelne Verletzungen vor. Plötzlich daher ließ der König die Mün-
1801 dungen der Elbe, Weser, Ems sperren, und Hannover, Bremen, Ol-
April denburg und Delmenhorst besetzen. In diesem entscheidenden Augen-
23. blick gab der gewaltsame Tod des Kaisers Paul der politischen Lage
Mrz. Europas einen plötzlichen Umschwung. Die zwischen dem ersten Consul, Oestreich und dem deutschen Reiche schon eingeleiteten Unterhandlungen bahnten um so eher den Weg zu einem allgemeinen Frieden, als Alexander, der Nachfolger des ermordeten Herrschers, sich wieder den alten Bundesgenossen seines Reiches, den Engländern, näherte, und diese jedoch zugleich zu versöhnlichen Anerbietungen an Frankreich bewegte. Preußen, welches nichts sehnlicher als die Wiederherstellung des Friedens wünschte, zog ebenfalls nach der Auf-
1801 lösung des Bundes zum Schutz der Neutralität seine Truppen aus
Dec. Hannover zurück.

Der Frieden von Luneville hatte endlich die Ruhe auf dem
1801 Continente wiederhergestellt; die Entschädigungen der deutschen Für-
6. Mrz. sten für ihre Verluste auf der linken Rheinseite waren den Ständen des Reiches überlassen worden. Lange währten die Verhandlungen, ehe man sich einigen konnte, auch suchte Preußen durch besondere
1802 Uebereinkunft mit Frankreich und Rußland sich gegen jeden Einwurf
16. Juli sicher zu stellen; demnach kam erst nach Verlauf von zwei Jahren
1803 der Deputationshauptschluß zur Ratifikation des Reichstags, und
24. Mrz. ward einen Monat später von dem Kaiser genehmigt. Die geistlichen
27. Fürsten verschwanden fast alle; sie und die Reichsstädte mußten die
April Entschädigung für Frankreichs Gewinn bieten. Ueberreich wurde der Verlust Preußens vergütet; statt der verlornen 42 Geviertmeilen mit 172,147 Einwohner erhielt es 241 Geviertmeilen mit 600,000 Einwohnern zurück, eine außerordentliche Vergütigung, zumal wenn man erwägt, daß die größtentheils herrlichen Länder für Preußen bei weitem besser als jene vereinzelten überrheinischen gelegen waren. Die erworbenen Besitzungen waren die Hochstifter Paderborn, Hildes-

heim, das mainzische Thüringen, ein Theil von Münster, die Abtei Hervorden, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden und Kappenberg, mit den Reichsstädten Mühlhausen, Nordhausen und Goslar. Da in dem Reichsdeputationsabschlusse zugleich festgesetzt war, daß alle Tausch- und Länderausgleichungsverträge vollkommen gültig sein sollten, so machte Preußen von diesem Beschlusse Gebrauch, und überließ noch im Juni 1803 mehrere Theile seiner beiden fränkischen Fürstenthümer an Baiern, wogegen es einige würzburgische und bambergische Aemter und Ortschaften, so wie die Städte Dünkelsbühl, Windsheim und Weißenburg erhielt, wodurch die fränkischen Fürstenthümer zweckmäßig und noch dazu mit einem Gewinn von acht Geviertmeilen abgerundet wurden. Die Volkszahl Preußens stieg jetzt, die neuen Länder mitgerechnet, auf 10 Millionen Einwohner.

Die Zeit des nun endlich eingetretenen Continentalfriedens suchte der König zu Verbesserungen des Militairwesens und der Civilverwaltung anzuwenden. Wir haben schon gesehen, daß alles fast ganz und gar in den von Friedrich II. geschaffenen Formen geblieben war; aber zwischen dem Todesjahr des großen Fürsten und dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts lag eine unendliche Kluft; alle Verhältnisse hatten sich von Grund aus geändert. Friedrichs Einrichtungen waren ganz auf seine Eigenthümlichkeit berechnet; Heer- und Civilverwaltung forderten die stete unmittelbare Einwirkung des großen Geistes, um aus den unbequemen Formen lebensvolle Thätigkeit hervorgehen zu lassen.

Die alten Feldherrn, der Herzog von Braunschweig, Möllendorf u. s. w. lebten in den Erinnerungen ihrer Glanzzeit, sie hatten keine Augen für die Fortschritte, welche das Kriegswesen während der Revolutionszeit gemacht hatte, so wie für die Mängel der ihnen untergebenen Truppen. Von den jüngeren Offizieren sah mancher das Bessere ein, doch Eigensinn und Egoismus machten ein gemeinsames Zusammenwirken unmöglich. Die meisten Führer ließen sich von der Autorität jener berühmten Namen hinreißen, sie waren durch die äußere Erscheinung des Heeres vollkommen befriedigt, denn nirgends konnte man schönere Leute, knapperen Anzug, glänzendere Waffen, sorgfältigere Dressur, genauere Bewegungen und regelrechtere Schlachtstellungen finden; allein daß noch etwas anders nöthig sei, ein rege

fortschreitender Geist, um Leben aus den pedantisch starren Formen zu entwickeln, zu einem solchen Gedanken konnten sich wenige von den damaligen preußischen Offizieren erheben.

Unter anderm litt das Heer noch immer an dem großen Uebel, daß es nicht aus dem Volke entsprossen war. Ein Drittel desselben waren Fremde, gewöhnlich Leute, welche die menschliche Gesellschaft als unnütz oder schädlich ausgestoßen hatte. Solche Menschen mochten zwar an Waffenfertigkeit, Körperhaltung und keckem Sinn brauchbare Soldaten sein, aber bei dem Mangel an aller Sittlichkeit konnten nur die härtesten Strafen die nöthige äußerliche Zucht und Dienstpflicht in der rohen, verderbten Masse erhalten. Eine allgemeine Abneigung gegen den Soldatenstand, die gar nicht, wie die spätere Zeit glorreich gezeigt hat, in dem Volkscharakter lag, war die nothwendige Folge dieses Uebelstandes, den Friedrich der Große nur in den Jahren seiner glorreichen Siege durch die Ehrfurcht vor seinem erhabenen Geiste einigermaßen zu entkräften wußte.

Auch der Offizier nahm nicht die seines edlen Berufs als Führer von Vaterlandsvertheidigern würdige Stellung ein. Gewohnt den gemeinen Soldaten als Sclaven zu behandeln, verkannte er überhaupt seine Stellung im Staate. Da meistens nur Adlige zu den Offizierstellen befördert wurden, so glaubten diese in der Gewißheit des Vorzuges weder durch Kenntniß noch durch Sittlichkeit sich ihre höhere Stellung verdienen zu müssen, im Gegentheil wetteiferten sie oft in der Unsittlichkeit und in der Vernichtung jeder den Staatsbürger sonst zügelnden Schranke. Dazu kam noch die verführerische Einrichtung, daß den Compagnie-, Escadrons- und Regimentschefs die Oekonomieverwaltung der ihnen untergebenen Abtheilung überlassen war. Hierdurch ward nur zu oft der gemeine Eigennutz an die Stelle des edlen aufopfernden Sinnes, durch den eine Armee unüberwindlich wird, gesetzt, die Demoralisation vergrößert. Auch dieses Uebel verstand Friedrich durch seinen prüfenden Adlerblick zu lindern, wenn auch nicht ganz zu heben; doch allgemein mußte die Entartung werden, als sein durchdringendes Auge im Tode erloschen war. So half es denn wenig, daß der König Militairunterrichtsanstalten errichtete, Vorschläge zu Verbesserungen huldreich aufnahm, und die Ausführung derselben dringend anempfahl; Trägheit und Hochmuth kämpften dem treuen Willen des Monarchen entgegen.

Nicht viel anders war es in der Civilverwaltung. Man hielt sich an die alten Formen Friedrichs, denn alles von ihm Eingeführte galt für unfehlbar. Auch hier war der ganze Geschäftsgang auf einen höchsten Ordner und Leiter, wie Friedrich der Große war, berechnet. Er gab die Ideen, die Minister hatten diese nur in den zu ihren Departements gehörigen Provinzen zur Ausführung zu bringen; fehlte jener höchste Leiter, so fehlte auch das intelligente Prinzip, und die Maschiene mußte stocken. Deshalb kam es, daß Minister, die unter Friedrich II. als vorzüglich brauchbare Geschäftsleute gegolten hatten, wie Schulenburg, in der spätern Zeit dem ehemaligen Ruhme durch ihre Verwaltung nicht ganz entsprachen. Nicht selten hatte Friedrich die höchsten Staatsdiener aus dem Militairstande genommen, wohlberechtigt dazu durch seine Absicht nur die pünktlichste und genaueste Vollziehung seiner Befehle zu veranlassen; zu selbstständigen wirklich dirigirenden Ministern, wie sie doch hießen, reichten ihre Fähigkeiten oft nicht hin. Die untergeordneten Beamten, stolz, wie wir schon früher bemerkt haben, auf ihre eingelernte Geschäftsform, arbeiteten zwar viel in ihren Collegien, doch im Wesentlichen ward nichts gefördert, und das Publicum, außer Vernachlässigung seiner materiellen Interessen, durch zurückstoßende Anmaßung verletzt. Was half die Humanität des Königs und seines Kabinets, da die Minister und ihre Beamten, immer mit jenem in Collision, die alte Weise des Verfahrens in ihren Provinzen beibehielten; es mußte eine vollkommene Umgestaltung der Dinge statt finden, wenn den Uebeln, an denen der Staat litt, gründlich abgeholfen werden sollte. Eine solche Umwälzung geschah, aber freilich auch mit unsäglichem Unheil begleitet.

Preußens gefährliche Stellung in den politischen Wirren Europas.

Gerade in jener Zeit hätte der preußische Staat der Leitung eines durchdringenden, raschen und energischen Geistes bedurft; allein es fehlte an Männern, welche genug Einsicht und Kraft zugleich besaßen, um die Wiedergeburt des Staates damals schon zu befördern. Zwar nahmen Hardenberg seit 1791 und Stein seit 1804 als Minister Theil an der Verwaltung des Staates, doch auch sie mußten erst durch die Zeit belehrt, durch Unglück geläutert werden.

Indessen war der Krieg zwischen Frankreich und England, welches nur eine Erholung zu neuem erfolgreicheren Widerstande ge-
1803 wünscht hatte, ausgebrochen. Zu gleicher Zeit entspann sich nicht
Juni ohne Wissen des englischen Kabinets eine Verschwörung gegen den ersten Konsul unter der Leitung Pichegrus und Georg Cadoudal's. Ihre Entdeckung hatte den Tod des Herzogs von Enghien und die Erhebung Bonapartes auf den kaiserlichen Thron zur Folge. Die Entführung des französischen Prinzen von neutralem Gebiet und seine Verurtheilung durch eine Militaircommission in Vincennes, durch welche der Konsul vor neuen Verschwörungsversuchen zurückschrecken wollte, hatte die Royalisten und die Mächte Europas gelehrt, daß er nicht geneigt war, der entthronten Familie irgend einen Weg zur
1804 Rückkehr nach Frankreich offen zu lassen. Ihm dienten die Verschwö-
18. Mai rung und der Krieg mit England als Leiter zum Kaiserthron. Kaum
2. war die feierliche Krönung und Salbung durch den Papst Pius VII.
Dec. in der Kirche Notre-Dame geschehen, so ließ Napoleon die italieni-
1805 schen Republiken zu einem Königreich Italien umgestalten, und sich
26. Mai dessen eiserne Krone in Mailand aufsetzen. Diese gefährliche Vergrö-
1804 ßerung des Kaiserthums brachte auf Englands Betrieb, wo Pitt
Mai nach kurzer Entfernung wieder ins Ministerium berufen war, die dritte große Coalition zusammen. Neunzigtausend Mann unter dem Erzherzog Ferdinand und dem General Mack verjagten den Kurfürsten von Baiern, den Bundesgenossen Frankreichs, aus München, dreißigtausend unter dem Erzherzog Johann standen in Tyrol, hunderttausend unter dem Erzherzog Karl rückten gegen die Etsch vor; zwei russische Heere setzten sich in Bewegung, um sich mit den Oestreichern zu vereinigen. Vergebens hatten die Verbündeten auch Preußen zur Theilnahme an dem Kampfe gegen Napoleon aufgefordert; es fehlte nicht an Stimmen dafür am Hofe so wie im Volke; die englisch-russische und französische Partei hielten sich die Wage, doch die entschieden friedliche Richtung des Königs gab den Ausschlag für die strenge Beibehaltung der Neutralität. Er glaubte durch gewissenhafte Beobachtung der Verträge das Unheil, welches bisher alle Kontinentalmächte im Kriege mit Frankreich getroffen hatte, am besten vermeiden zu können.

Schon gegen das Ende des Jahres 1804 hatte Friedrich Wilhelm III. dem Könige von Schweden erklärt, daß er seinen Verpflich-

tungen gegen Frankreich gemäß keine feindliche Bewaffnung im schwedischen Pommern dulden könne. Die Verwendung Rußlands für Schweden erhöhte noch die Spannung. Karl Gustav IV. erklärte nicht nur mit stolzer Empfindlichkeit, daß er nicht begreife, wie bei völlig friedlichen Verhältnissen mit Preußen sein Bund mit fremden Mächten ein Gegenstand der Erörterung werden könne, sondern er schickte sogar, als dem Kaiser und einigen der höchsten französischen Staatsbeamten für die Ertheilung mehrerer Großkreuze der Ehrenlegion an preußische Minister die Decoration des schwarzen Adlerordens übersendet worden war, den seinigen mit der Aeußerung zurück, daß er es als eine Verletzung der Ordensregeln ansehen würde ihn zugleich mit Napoleon zu tragen. In Folge dieser persönlichen Beleidigung rief Friedrich Wilhelm III. seinen Geschäftsträger von Stock- 1805
holm ab. 29. Mai

Das Verhältniß zu Rußland wurde durch diesen Vorfall nicht weiter gestört, ja Preußen übernahm mit Erfolg die Vermittelung zwischen den drei Kaiserhöfen, bis die Kunde von der Vereinigung Italiens mit Frankreich Oestreich die Möglichkeit in Unterhandlungen einzugehen nahm, und auch Rußland zur Erneuerung des Kampfes anfeuerte. Während Oestreich in Deutschland und Italien, Rußland nach der Donau hin ihre Heere vorrücken ließen, unterhandelte der Marschall Duroc am berliner Hofe wegen eines Bündnisses mit Frankreich, welches wahrscheinlich zu Stande gekommen wäre, wenn nicht Hardenberg [1]), dessen politische Grundsätze vielmehr eine Annäherung an England forderten, damals die auswärtigen Angelegenheiten geleitet hätte. Der Marschall konnte durch alle seine Anerbietungen den König zu nichts weiter bestimmen, als daß er dem russischen Kabinet erklärte, er müsse die französische Partei ergreifen, sobald die Armeen der beiden Kaiserhöfe seine Neutralität verletzen würden.

Mit unerhörter Schnelligkeit brach Napoleon von Boulogne, 27.
wo er den Uebergang nach England mit großem Pomp vorbereitet Aug.
hatte, auf, ging über den Rhein, überschritt bald darauf die baiersche Grenze, nachdem die Kurfürsten von Baden und Würtemberg zur

---

1) Seit dem August hatte ihm der König die Geschäfte des auswärtigen Departements, da Haugwitz auf seinen Wunsch von denselben dispensirt war, allein übertragen.

Vereinigung mit ihm gezwungen worden waren. An demselben Tage,
wo Napoleon mit Würtemberg abschloß, vereinigte sich Bernadotte
mit den Baiern. Der Marschall erhielt den Befehl durch das an-
3. Okt. spachsche Gebiet den Oestreichern, die bis zur Iller vorgedrungen wa-
ren, in den Rücken zu fallen. Diese hatten nicht geglaubt, daß Na-
poleon es wagen würde durch die Verletzung der Neutralität auch
Preußen zur Theilnahme am Kampfe zu reizen, daher ward ihnen
die Ueberraschung verderblich. Mack hatte bei Ulm seine Stellung
genommen, und wartete auf die Unterstützung der Russen; allein diese
waren durch Preußen zurückgehalten worden, welches alle seine ver-
fügbaren Truppen an die Weichsel marschieren ließ, um einen gewalt-
samen Durchmarsch zu verhindern. Um so mehr war der König dar-
über empört, daß Napoleon gegen sein ausdrückliches Versprechen
die Neutralität Preußens durch den Marsch seiner Truppen durch
Anspach verletzt hatte. Dennoch aber konnte er sich nicht zu entschie-
den feindseligen Schritten entschließen. Er beschränkte sich darauf
seine an der Weichsel zusammengezogenen Armeecorps nach Franken
14. Okt. aufbrechen, nnd die Russen durch Schlesien marschiren zu lassen.
Diese Maßregel war freilich ungenügend, denn das Geschehene war
nicht mehr zu ändern, überdies näherte sich der Kriegsschauplatz so
sehr der schlesischen und polnischen Gränze, daß eine Verminderung
der Streitkräfte in den östlichen Theilen der Monarchie äußerst be-
denklich erscheinen mußte. Weit politischer wäre es gewesen die doch
nicht zu schützenden fränkischen Fürstenthümer von Anfang an jeder
Partei offen zu halten, übrigens jedoch die Neutralität mit aller
Kraft zu behaupten. Aber man ergriff nur halbe Maßregeln, man
drohte, ohne schlagen zu wollen, da weder die Kriegspartei den fried-
lich gesinnten König zum Wagespiel des Kampfes überreden, noch
die Friedenspartei die Beleidigung, welche Preußen erfahren hatte,
entschuldigen konnte. Da erschien der Kaiser Alexander selbst in
Berlin, wo die herrschende Stimme nach allen den bisherigen Vor-
gängen kräftige Maßregeln für die verletzte Ehre verlangte. Unter
dem Einfluß dieser Stimmung ward der verhängnißvolle geheime
Vertrag zwischen dem Könige und dem Kaiser Alexander in Potsdam
3. Nbr. abgeschlossen, nach welchem, auf Grundlage des luneviller Friedens,
Napoleon zur Zurücknahme seiner bisherigen Uebergriffe aufgefordert
werden sollte; geschähe dies nicht, so wollte Preußen spätestens am

15 December mit den unterdessen vorrückenden Russen zusammen losschlagen. Ueber dem Sarge Friedrichs des Großen reichten sich die Monarchen die Hand zum ewigen Freundschaftsbunde.

Nur höchst ungern hatte Friedrich Wilhelm III. so viel zugegeben. Sogleich wurde der ehemalige Kabinetsminister Haugwitz von seinen Gütern an den Hof berufen und zu Napoleon gesendet, um nach den Bedingungen des Vertrages, dem sich auch Oestreich anschloß, dem französischen Herrscher Preußens Vermittelung auf Grundlage der Wiederherstellung der frühern Verhältnisse anzubieten. Noch vor dem Abschluß des Bundes war Hannover, welches sich seit dem Juni 1803 in den Händen der Franzosen befand, von preußischen Truppen besetzt, die kleine französische Besatzung in Hameln eingeschlossen, und die Verwaltung des Landes wieder in die Hände der alten Beamten gelegt worden.

Inzwischen hatte der Krieg für Oestreich eine sehr unglückliche Wendung genommen. Erzherzog Ferdinand war mit der Reiterei nur durch eine gefahrvolle Flucht entkommen; Mack dagegen mußte sich mit 25,000 Mann in Ulm ergeben; die Sieger strömten unaufhaltsam in die kaiserlichen Staaten. Jetzt vermochten auch die Russen, nachdem sie endlich unter Kutusow bis zum Inn vorgerückt waren, den reißenden Strom nicht mehr zu dämmen; sie zogen sich, als Wien den Feinden die Thore öffnete, über die Donau nach Mähren zurück. Diese entsetzlichen Unfälle konnten durch die sonst glorreichen Kämpfe des Erzherzogs Karl in Italien nicht aufgewogen werden; auch er mußte sich auf die ungarische Grenze zurückziehen. In Mähren, wo sich das östreichische Hauptheer, mit den Russen zusammen 95,000 Mann stark, vereinigt hatte, sollte es zur letzten Entscheidung kommen. Unter dem drohenden Kriegslärm langte der Graf Haugwitz in Brünn, dem Hauptquartier des Kaisers Napoleon, an. Dieser empfing ihn zuvorkommend, entließ ihn aber mit dem Bescheid, er sei im Begriff eine Schlacht zu liefern, die alles entscheiden würde, und könne bis dahin auf keine Unterhandlung eingehen. Gehorsam der kaiserlichen Weisung ging der Gesandte nach Wien. Wenige Tage darauf ward die Schlacht von Austerlitz geschlagen. Kaiser Franz ließ den Muth sinken, und schloß einen Waffenstillstand; Alexander zog gedemüthigt in seine Staaten zurück.

Vierzehn Tage nach der letzten Unterredung sprach der Kaiser

[Margin notes: 20. Okt. (beside "unaufhaltsam"); 13. Nbr. (beside "Mähren zurück"); 28. Nbr. (beside "Napoleon, an."); 1805 2. Dec. (beside "Kaiser Franz ließ"); 4. Dec. (beside "zog gedemüthigt"); 13. Dec. (beside "Vierzehn Tage")]

den preußischen Gesandten in Schönbrunn, um ihm einen Frieden unter ganz andern Bedingungen zu dictiren, als die lauteten, zu denen ihn sein Souverain ermächtigt hatte. Ihm wurde nur die Wahl gelassen zwischen dem Kriege und den Vorschlägen des Kaisers. Preußen sollte das Kurfürstenthum Hannover erhalten, dagegen aber das Fürstenthum Ansbach an Baiern gegen einen Bezirk von 20,000 Einwohnern zur Ausrundung von Baireuth, Cleve und Neufchatel an Frankreich abtreten. Außer diesen Bedingungen drang Napoleon schon im Voraus auf die gegenseitige Gewährleistung der beiderseitigen Staaten, wie sie im presburger Frieden ausfallen würde.

Der preußische Bevollmächtigte befand sich in einer rathlosen Lage. Die Oestreicher waren durch den glänzenden Sieg Napoleons zu Boden geschmettert, die Russen erschreckt, man sprach von unruhigen Bewegungen in den neuerworbenen polnischen Ländern, während die preußische Hauptmacht im fernen Westen, die Südgrenze des Reiches dem Feinde gegenüber fast wehrlos dastand, ja man hielt es nicht für unmöglich, daß im Falle eines Krieges Oestreich durch die Aussicht auf Schlesien zum Bunde mit Frankreich übergehen könnte. Noch war Deutschland nicht zum Gefühl der Einheit seiner Interessen erwacht. Bei Erwägung aller dieser Umstände hielt es Haugwitz für nothwendig, obgleich das Heer des Erzherzogs Karl noch unbesiegt an Ungarns Grenzen, überdies Schweden, Rußland und britisch-deutsche Truppen im Norden Deutschlands standen, den Frieden einer Erneuerung des Kampfes vorzuziehen. In vollkommener Unbekanntschaft mit den Einzelheiten des kriegerischen Treibens überschätzte er die Macht des Siegers, verkannte er die Hilfsquellen der
15. Dec. Verbündeten, unterschrieb den Vertrag, und bahnte so den Weg zu Preußens furchtbarem Falle.

Allgemeiner Unwille sprach sich in Berlin gegen den Urheber eines so schmählichen Bundes aus, der anstatt durch eine kühne Entscheidung das wankende Europa im Kampfe mit dem stolzen Usurpator aufrecht zu halten, aus elender Furcht das Feld der Ehre verlassen, und Preußens Schmach unterzeichnet hatte, während sich noch der Geheime-Staatsrath mit der stolzen Einbildung einwiegte, ein entscheidendes Wort in den großen Angelegenheiten sprechen zu dürfen. Man scheute sich nicht unter den Augen des Königs dem englisch gesinnten Hardenberg öffentlich begeisterte Verehrung, dem Grafen Haug-

witz aber den entschiedensten Unwillen und die tiefste Verachtung zu bezeugen. Man hielt ihn sogar für bestochen, doch gewiß mit Unrecht. Seine isolirte Stellung in Wien, seine Unkenntniß der militairischen Operationen, sein Mangel an Muth, und auch, für so außerordentliche Verhältnisse, an Fähigkeit, hatten ihm alle Fassung und Umsicht geraubt. Napoleon mit seinem scharfen Blick für menschliche Schwächen hatte leichtes Spiel mit dem von Furcht und Eitelkeit leicht zu lenkenden Gegner. Als er ihn nach geflissentlicher Zögerung beim ersten Zusammentreffen mit drohenden Wolken um die Stirne empfangen und hinreichend erschreckt hatte, da stimmte er seine Unterhaltung in freundschaftliche Zutraulichkeit um, und bethörte dadurch so ganz den schwankenden Geist des selbstgenügsamen Höflings, daß er den Vertrag fast in so günstigem Lichte anschaute, als ihn Napoleon seinem umnebelten Blicke darstellen mochte. Der König erkannte besser als sein bethörter Diener, daß der große Kriegsmeister Preußen diesmal nicht unmittelbar mit der Schärfe des Schwertes treffen, sondern erst in der öffentlichen Meinung vernichten und so aller Wehrkraft berauben wollte [1]); doch im bescheidenen Mißtrauen in sein eigenes Urtheil, berief er seine erfahrensten Staatsdiener zur Berathung über den hochwichtigen Gegenstand. In der Rathsversammlung sprach mehr die Parteisucht als ruhige und angemessene Erwägung eines so ernsten Schrittes, der den Würfel über die Zukunft der Monarchie werfen mußte. Nach langer stürmischer Berathung entschied man sich für den Frieden, denn selbst im Heere wünschten nur die Subalternoffiziere, nicht die höheren den Krieg, doch nun erhob sich ein zweiter weit lebhafterer Streit über den vorgeschriebenen Ländertausch. Hart war es, treue angestammte Unterthanen wie eine willenlose Heerde dahinzugeben, dafür geraubtes Gut anzunehmen, und sich so des Raubes mitschuldig zu machen. Aber leider blieb nach der ersten Annahme durch den Bevollmächtigten keine Wahl; die jetzige Weigerung wäre Beleidigung, die Losung zum Kriege gewesen, ein Krieg aber unter den nun obwaltenden Verhältnissen das sichere Verderben. Dennoch fühlte man, wie schimpflich

---

1) Mit Recht nennt Hormayr in den Lebensbildern aus dem Freiheitskriege die Uebergabe Hannovers „Das Hochzeitsgeschenk der Dejanira, den Rock des Hercules."

es wäre, so unbedingt von dem stolzen Gewalthaber sich Gesetze vorschreiben zu lassen, daher ging man den verderblichen Tausch ein, jedoch mit der Bedingung, daß bis zum allgemeinen Frieden die Territorial-Verhältnisse zwischen Preußen und Frankreich im seitherigen Zustand bleiben, die im Vertrage zur Abtretung von Seiten Preußens bestimmten Länder nicht geräumt, und Hannover nur provisorisch besetzt werden sollte, der Kaiser der Franzosen sich aber verpflichten müsse, England zur freiwilligen und förmlichen Abtretung des Kurfürstenthums zu bewegen. Mit solchen trügerischen Hoffnungen suchte man sich nicht nur damals, sondern bis zur letzten furchtbaren Katastrophe einzuwiegen, um sich der Last eines männlichen Entschlusses zu entledigen; unbedacht genug, denn die Stunde der schweren Entscheidung rückte doch unerbittlich heran.

26. Dec. Schon der Friede von **Preßburg** lehrte, daß der neue Imperator nicht die Formen des Römerthums allein wieder ins Leben zu rufen gedachte. Die Verkürzung Oestreichs um mehr als tausend Geviertmeilen mit nahe an drei Millionen Einwohner, die Erhebung **Baierns** und **Würtembergs** zu Königreichen, die Unabhängigkeitserklärung für sie und das Kurfürstenthum **Baden** nebst dem sonderbaren Zusatze, daß sie dennoch dem „deutschen Bunde" fortwährend angehören sollten, vor allem aber die schroffe Erklärung Napoleons „das königliche Haus von **Neapel** habe aufgehört zu regi-
27. Dec. ren" forderten dringend, daß jeder noch unbesiegte Staat dem Vernichter des Gleichgewichts von Europa seine ganze Kraft entgegenstelle.

Wie anders tönte die Sprache des Gewaltigen, als Graf Haugwitz ihm die Modificationen des wiener Vertrages zur Bestätigung überbrachte. In heftigen für die Ehre Preußens und der königlichen Räthe beleidigenden Ausdrücken klagte er, der sich nie durch Tractate binden ließ, über das Spiel, welches man mit der Ratification getrieben; er verwies den Grafen an seine Minister, die ihm nun von Seiten ihres Herrn erklärten, daß die vorgeschlagenen Modificationen den ganzen Vertrag brächen und einen neuen nöthig machten. Bald wurde dieser vorgelegt, er war weit härter als der in Wien abgeschlossene. Nach geringen nur mit Mühe errungenen Aenderungen unterzeichnete der unglückliche Unterhändler zum zweiten
1806 Male Preußens Demüthigung. Dieser sogenannte **Cessions-Trac-**
15. Febr. **tat** von **Paris** gebot die definitive Uebernahme Hannovers und die

Sperrung der Elbe und Weser für die britische Flagge, so wie die Räumung der überlassenen Ländertheile ohne die Verbindlichkeit für Baiern den früher bewilligten Arrondirungsbezirk an Preußen abzutreten. Der König ratifizirte den Vertrag, denn es war um so weniger ein Widerstand möglich, da man auf die ersten günstiger klingenden Meldungen des Grafen Haugwitz die Truppen bereits in ihre Garnisonen, die Hilfscorps in ihre Heimath entlassen hatte. Am widerlichsten gestaltete sich Preußens Lage in Bezug auf Hannover: Schon hatte der preußische Gouverneur den Hannoveranern die Versicherung gegeben, daß die Besetzung und Verwaltung nur bis zum allgemeinen Frieden statt finden sollte, und nun mußte er trotz des Einspruchs von Seiten des bisherigen hannövrischen Verwesers, des Grafen Münster, die Bedingungen des pariser Cessions-Vertrages aussprechen. Unerhörten Demüthigungen hatte Preußen durch denselben sich unterzogen. Nicht nur mußte es seine clevischen und anspachschen Besitzungen in unanständiger Eile räumen, sondern auch den englischen Schiffen die Häfen und Ströme der Ostsee wie zur Zeit der französischen Besitznahme des Landes schließen. Es stand zu erwarten, daß das schwer gekränkte England schwere Rache üben würde, und sie blieb nicht aus. Kaum war die Kunde von allem dem über das Meer erschollen, so rief König Georg III. seinen Gesandten Jackson von Berlin ab, sperrte die Mündungen der in die Nordsee gehenden Flüsse, und legte Beschlag auf alle preußische Fahrzeuge in den englischen Häfen. Diese Maßregel so wie die Ausgabe einer großen Zahl von Kaperbriefen gab dem Handel Preußens einen empfindlichen Stoß. Und welche Worte mußte Preußen von den Beleidigten hören? „Nie habe eine Macht," heißt es in der Declaration Georgs III., „heuchlerischer gehandelt und die Gesetze der Treue und des guten Glaubens frevelnder gebrochen, als Preußen. Von ihm könne man lernen, wie man mit Worten schmeichle und durch Thaten verwunde. Ob es nicht vor der Entschuldigung erröthe, daß die Wahl der Mittel zur Sicherung seiner und des Nordens Ruhe nach der austerlitzer Schlacht nicht mehr von ihm abhängig gewesen sei? Eine solche Sprache zieme keinem schlagfertigen Staate, wenn es Ruhm und Vaterland gelte, am wenigsten dem preußischen, dessen Heere sich der Siege des großen Friedrich erinnern, und im Verein mit einem Bundesgenossen wie Rußland. Was man

ferner denken sollte, wenn eben dieser Staat sich rühme, er habe durch seine Verabredung mit Frankreich die fremden Völker aus Hannover entfernt? Hoffentlich würden diesem Lande die preußischen Kriegsschaaren so fremd bleiben wie die französischen. Und nun vollends das Prahlen mit dargebrachten Aufopferungen! Freilich habe Preußen seine Unabhängigkeit, seine Pflichten, alte Besitzungen und treue Unterthanen geopfert, allein diese Opfer waren nicht die Folgen der Maßregeln Englands, und gäben kein Recht jener Macht das Ihre zu rauben." Schwer war eine Erwiederung zu finden gegen die laut schreienden Thatsachen. Hohn erfuhr Preußen von allen Seiten. Selbst das machtlose Schweden trotzte mit gewaffneter Hand; ja der französische Kaiser selbst schonte nicht den durch Ueberlistung gewonnenen Bundesgenossen. Hatte er doch schon als erster Consul verächtlich genug über Preußen geäußert: „Wenn es mich gelüstete Jackson von zehn Gensdarmen aus Berlin wegschleppen zu lassen, so sollten 50,000 Preußen, die auf Paris marschiren, es wahrlich nicht hindern." Auch jetzt folgten Kränkungen auf Kränkungen.

Wenn Preußen geglaubt hatte, daß jetzt der Ehrgeiz des Imperators befriedigt wäre, so sah es sich schmerzlich genug getäuscht.
31. Bald hießen zwei seiner Brüder Könige. Joseph Bonaparte ward
Mrz. König von Neapel, das ganze ehemalig venetianische Land ein Theil des Königreichs Italien, bald darauf Ludwig Bonaparte, wie es hieß,
1806 auf Bitten der batavischen Republick — König von Holland. Außer-
5.
Juni dem errichtete der Kaiser in Italien mehr als zwanzig große Reichslehen unter dem Titel von Fürsten- und Herzogthümern für seine vornehmsten Diener, und behielt sich von den ehemaligen Staatsgütern bedeutende Einkünfte zu ferneren Belohnungen vor. Auf diese Weise fesselte er die Ehrsucht und das Interesse einer großen Zahl von talentvollen Männern eng an seine Person. Das berühmte Familien-Statut, durch welches alle Glieder des kaiserlichen Hauses, auch wenn sie auf Thronen säßen, in der unbedingtesten Abhängig-
1806 keit von dem Kaiser blieben, deutete auf das bestimmte Streben nach
30.
Mrz. Universalherrschaft. Die gesammte französische Herrschaft zerfiel in ein directes und indirectes Reich; letzteres umfaßte alle diese Vasallenstaaten; 70 Millionen Einwohner gehorchten so dem Scepter des Kaisers, die Hälfte davon bewohnte das damals so sehr vergrößerte Frankreich selbst. Dies alles traf nur auswärtige Staaten,

aber auch Deutschland sollte Umgestaltungen erfahren, welche das
tausendjährige Reich Karls des Großen endlich auch dem Namen
nach zertrümmerten. Ein neuer Verein, der Rheinbund, schloß 12. Juli
sechszehn deutsche Fürsten, an der Spitze die Könige von Baiern
und Würtemberg, den Kurerzkanzler, jetzt unter dem Namen Fürst
Primas, den Großherzog von Cleve und Berg, (des Kaisers Schwager Murat) zu einem neuen Staatenbunde unter dem Protectorate Napoleons zusammen. Kaum war die Errichtung des Rheinbundes in Regensburg angezeigt, mit der Erklärung, daß Frankreich 1. Aug.
ein deutsches Reich nicht länger anerkenne, dagegen sämmtliche
Stände desselben als unbeschränkt souveraine Regierungen zu
betrachten geneigt sei, so legte Franz II. seine Abdankungsurkunde
vor. Das Kaiserreich verschwand geräuschlos, eine Menge unmittelbarer 6. Aug.
Stände mit ihm; sie wurden unter die Souverainetät der übrigen gestellt, oder, wie man es nannte, mediatisirt.

Die unermeßlichen Folgen einer solchen Aenderung der Verhältnisse in Deutschland selbst, wo seit Friedrichs des Großen Zeit nicht der geringste Schritt ohne Preußen geschehen war, mußte seinen Nachkommen in eine äußerst schmerzliche Bewegung setzen. Aber noch war der Augenblick nicht gekommen, wo Napoleon den Bruch wünschte, daher schmeichelte er listig dem Könige mit dem Protectorat eines norddeutschen Bundes und wußte ihn so hinzuhalten, daß die erfahrensten Diener der Krone zur Freundschaft mit Frankreich riethen, ja der Graf Haugwitz nach allen diesen Niederlagen mit blinder Selbstzufriedenheit äußerte: „Auch wir werden unsre Conföderation haben.“ —

Preußens Fall.

Als Napoleon seinen Zweck endlich erreicht, Preußen vereinzelt,
ja ihm die Kriegserklärung von Großbritannien zugezogen hatte, da 11. Juli
näherte er sich plötzlich dem Kaiser von Rußland, ja seinen bisherigen Todfeinden, den Britten, deren Staatsangelegenheiten seit Pitts 1806
Tode der dem Frieden günstigere Fox leitete, indem er nicht anstand 23. Jan.
ihnen das von Preußen so theuer erkaufte und durch ihn selbst definitiv übergebene Hannover, den Russen einen Theil des preußischen Polen zum Preis für den Frieden anzubieten. Fox starb zwar, die Unterhandlungen scheiterten, aber das Maaß der Schmach,

welches Preußen getragen hatte, war übervoll. Nun blieb keine Wahl. Der König war entschlossen nicht länger die Beleidigungen Napoleons zu dulden, sondern, wenn er nicht billigen Klagen Gehör leistete, das Schwert zur Vertheidigung zu ziehen. England, das nach Fox's Tode zu seinem kriegerischen Systeme zurückgekehrt war, und Schweden söhnten sich gern mit Preußen aus; Rußland sagte seine Hilfe bereitwillig zu, auch Sachsen trat, wiewohl erst auf dringende Nöthigung zu der sogenannten vierten Coalition gegen Frankreich hinzu. So glaubte Friedrich Wilhelm III. im Vertrauen auf den preußischen Siegesruhm und die Kräfte seiner mächtigen Bundesgenossen dem furchtbaren Kampfe sich unterziehen zu können. Bis auf den letzten Augenblick hatte das berliner Kabinet auf den Erfolg der friedlichen Unterhandlungen gehofft; noch am 22sten August war der General von Knobelsdorf, ein Anhänger der Friedenspartei und Bewunderer der Größe Napoleons, an die Stelle des Marquis Lucchesini, dessen Zurückberufung Napoleon, wie man sagt, in Folge einer aufgefangenen Depesche, verlangt hatte, nach Paris gegangen. Heftig lauteten zwar Napoleons Aeußerungen über Preußens Bewegungen, doch begütigend war sein Betragen gegen den Botschafter, und ließ friedliche Lösung der Streitpunkte hoffen. Seiner trügerischen Politik gemäß täuschte er, als der Kampf schon beschlossen war, noch seinen Gegner durch ein Schreiben, in welchem
22. Spt. er einen neuen Krieg zwischen Frankreich und Preußen als eine politische Mißgeburt darstellte. Als aber dennoch das Ultimatum des preußischen Gesandten forderte, daß Frankreich sofort seine Truppen
1. Okt. aus Deutschland zurückziehen, die Bildung eines norddeutschen Bundes nicht länger hindern, den Großherzog von Berg zur Herausgabe der gewaltsam besetzten Abteien Essen, Ellen und Werden vermögen, und endlich Wesel vom Kaiserreiche trennen sollte, da antwortete
7. Okt. Napoleon nur noch durch die Kriegserklärung; die preußische erfolgte einen Tag darauf.

Große Freude erregte im Allgemeinen der endlich feste Entschluß des Königs von Preußen, namentlich in der Hauptstadt, obgleich die Bewegung minder einer wahren Begeisterung als vielmehr einem bewußtlosen Taumel glich. Nicht waren die jungen, adligen Führer, welche mit so prahlerischem Uebermuthe den gewaltigen Feind verspotteten, von jenem Muth durchdrungen, der im Gefühl seiner ho-

hen Pflicht sich gern dem Tode für das Vaterland weiht, sondern ihre Kampflust entsprang aus dünkelvoller Anmaßung, welche Mangel an Kenntniß und wüstes gedankenloses Dahinleben ohne Prüfung der Umstände und Verhältnisse in ihnen erzeugte. Zwölf Jahre hatte die Armee nur auf dem Paradeplatze geglänzt, während die Veteranen des Kaisers von den ersten Kämpfen an der Grenze der Champagne bis zu den Siegen von Ulm und Austerlitz sich jedes Jahr mit neuen blutigen Lorbeern geschmückt hatten. Wenn schon die junge ungeübte Kriegsschaar eines militairisch und finanziel-vernichteten Landes gegen das Heer, in welchem noch das Bild des großen Friedrich in dem frischesten Andenken lebte, und welches die damals berühmtesten Kriegsmeister führten, mit Erfolg gefochten hatten, was mußte man nicht jetzt erwarten? — Die berühmten Helden der Preußen, der Herzog von Braunschweig, der Feldmarschall Möllendorf, waren alt und stumpf geworden; Hohenlohe und Rüchel waren der damaligen Aufgabe eher gewachsen, aber die Eifersucht der älteren, die Uneinigkeit aller ließen nichts gegen den Mann hoffen, der das Geheimniß eines unfehlbaren Sieges gefunden zu haben schien. Dieses Geheimniß bestand darin, daß er stets seinen Gegner durch Schnelligkeit überraschte, alle seine Kräfte auf einen Punkt wirken ließ, und hier auch keinen Verlust an Menschen scheute, weil der entscheidende Sieg auch die größten Opfer reichlich vergütet. Ehe seine Gegner ihm diese Grundsätze des großen Krieges abgelernt hatten, war an Erfolg niemals zu denken.

Das preußische Heer, 120,000 Mann stark, beabsichtigte durch den thüringer Wald gegen den Feind hervorzubrechen. Der Oberfeldherr, Herzog von Braunschweig, ging von der ganz falschen, Napoleons System widersprechenden Vorstellung aus, die französische Armee würde in einer festen Stellung hinter der fränkischen Saale einen Angriff erwarten. Wie wenig mußte er die Kriegsweise seines großen Gegners kennen, wenn er ihm einen Defensivkrieg zutraute! So gelang es dem Kaiser die linke Flanke der Preußen zu umgehen, und das Heer von seiner natürlichen Rückzugslinie abzuschneiden. Bei Saalfeld kam es zum ernstlichen Zusammentreffen. Prinz 10. Okt.
Ludwig Ferdinand von Preußen, einer der eifrigsten Beförderer des Krieges, versuchte in seiner zügellosen Kampfbegier einen Angriff auf den überlegenen Feind, aber seine und seiner Truppen Tapferkeit

konnte den Vortheil der Uebermacht nicht aufwiegen; der Prinz fiel, sein Corps ward zersprengt.

14. Okt. Vier Tage darauf folgte der Entscheidungskampf. Das preußische Heer war durch die Bewegungen des Feindes zu einer Trennung in zwei Theile gezwungen worden, das Hauptheer, bei welchem der König selbst sich befand, unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig, kämpte bei Auerstädt gegen Davoust und den Prinzen von Ponte-Corvo, den andern beinah eben so starken Theil führte der Prinz von Hohenlohe dem Kaiser selbst bei Jena entgegen. Bei einer solchen Stellung war Einheit der Operationen fast unmöglich; beide Heeresabtheilungen blieben während des Kampfes gegenseitig ohne Mittheilung. Zum Unglück wurde der Herzog von Braunschweig im Anfange der Schlacht gefährlich im Gesicht verwundet; Möllendorf übernahm den Oberbefehl. Auf beiden Punkten entschied sich, obgleich troß aller Mißlichkeit der Stellung preußischer Seits der Kampf äußerst hartnäckig gekämpft wurde, und der Verlust des Feindes nicht unbedeutend war, der Sieg für den Feind, besonders litt das Heer des Prinzen Hohenlohe großen Verlust, da Rüchel mit der Reserve tollkühn der schon verlorenen Schlacht eine glücklichere Wendung geben wollte. Bei Auerstädt verhinderte der König einen ähnlichen Versuch, zu dem sich Kalkreuth mit seinen noch frischen Reservetruppen erboten hatte. Bis Weimar ging der Rückzug dieser Heeresabtheilung in würdiger Haltung, als man aber die Niederlage des Prinzen von Hohenlohe erfuhr, da lösten sich die Massen nach und nach auf, und eine Menge Vereinzelte strömten auf verschiedenen Wegen dem Harzgebirge zu. Die Ueberbleibsel der noch zusammenhaltenden Colonnen zogen unter der Leitung Kalkreuths, Blüchers und des Prinzen Hohenlohe nach der Elbe, über welche
24. Okt. Blücher zuletzt von den genannten die ihm anvertraute Artillerie hinüberführte.

Der Prinz von Oranien, der Feldmarschall Möllendorf und der General Grawert warfen sich nach Erfurt hinein, doch kaum war der Marschall Ney vor dem Platze erschienen, so kapitulirte der Commandant, der Generallieutenant von Wartensleben; die Besatzung, nebst allem, was sich von preußischen Truppen in die Festung gerettet hatte, wurde kriegsgefangen. Zwei Tage darauf ward der Her-
15. Okt. zog von Würtemberg, da er, anstatt sich auf die Nachricht von

dem Unfalle des Hauptheers nach Magdeburg zurückzuziehen, bei Halle stehen geblieben war, von dem Prinzen von Ponte-Corvo gänzlich geschlagen. 17. Okt.

Der Prinz von Hohenlohe, nach der Schlacht zum Oberbefehlshaber ernannt, hatte sogleich dem Gouverneur von Magdeburg, dem General Kleist, die Weisung ertheilt, zur Aufnahme und Wiederherstellung der Truppen alles Geeignete vorzubereiten. Nichts von allem war geschehen, daher glaubte er nicht im Stande zu sein, Magdeburg zu dem Mittelpunkt eines starken Widerstandes gegen die französische Armee zu machen. Schnell verließ er die Stadt, und schlug 21. Okt.
den Weg nach Stettin ein; wenige Tage darauf hielt der Marschall Davoust seinen Einzug in Berlin. 25. Okt.

Wir haben schon früher erwähnt, daß die Gesinnung der Hauptstadt nichts weniger als edel und patriotisch war. Ueppigkeit und Vergnügungssucht, immer mit elendem Egoismus verbunden, beherrschte hier die Gemüther; an großartige Opfer für die gemeinsame Sache des Vaterlandes war nicht zu denken, freilich auch kaum mehr Gelegenheit dazu. Die Sorge eines jeden war nur den Privatbesitz wo möglich vor dem Feinde so wie vor den Forderungen der eignen Vertheidiger sicher zu stellen. Man blieb in dem gewohnten Zuge des geselligen Lebens, von einer patriotischen Trauer um Preußens vernichtete politische Größe zeigten sich damals nur geringe Spuren.

Der König war nach der unglücklichen Schlacht über die Elbe der Oder zugeeilt. In Küstrin hatte er die Königin wiedergetroffen, welche ihm und dem Heere bis in die Nähe des Schlachtfeldes gefolgt war, um die Gefahren des Gemals und ihres treuen Volkes zu theilen. Zwar in düsterer Stimmung über das entsetzliche Unglück, doch nicht in feiger Verzweiflung, wie leider so viele seiner erfahrensten Krieger, beschloß er muthige Gegenwehr, um wenigstens rühmlich unterzugehen; war doch das Land durch starke wohlgerüstete Festungen noch immer geschützt, und konnte sich bei tapferer Gegenwehr derselben trotz des furchtbaren Schlages in kräftiger Anstrengung vielleicht bis zur rettenden Ankunft der Russen des siegreichen Feindes erwehren. Noch einmal versuchte er, ob der stolze Sieger der Stimme der Mäßigung Gehör geben wollte. Seine Botschaft wurde anfangs nicht ungünstig aufgenommen. Preußen sollte seine Besitzungen vom linken Elbufer bis zum Rhein, mit Ausnahme des Herzogthums Mag-

deburg und der Altmark abtreten, und eine Contribution von fünf und zwanzig Millionen Thaler zahlen. Der König wollte, obwohl mit blutendem Herzen, in das Unabänderliche willigen, da empfing Napoleon den Bericht von der Capitulation des Prinzen von Hohenlohe bei Prenzlau, von der reichen Kriegsbeute aus dem berliner Zeughause, welche man der um etwas höher als gewöhnlich geforderten Schifferfracht wegen nicht in Sicherheit gebracht hatte, vom Aufstande der Polen unter Dombrowski, und von der geringen Stärke der heranmarschirenden russischen Truppen. Auf diese Nachrichten brach er die Friedensunterhandlungen ab, um den Krieg mit verdoppeltem Eifer fortzusetzen.

Leider ward er durch den Erfolg sogar über seine Erwartung für den raschen Entschluß belohnt, denn das Unglaubliche geschah. Alle Festungen bis zur Oder capitulirten. Spandau war schon am 25sten Oktober ohne die erforderliche Gegenwehr in des Feindes
29. Okt. Hände übergegangen; kurze Zeit darauf ergab sich Stettin, zwei Tage später Küstrin, und bald auch das starke mit allen Bedürfnissen reichlich versehene und von einer Besatzung von mehr als 20,000 Mann vertheidigte Bollwerk der preußischen Monarchie Magdeburg, an eine kaum gleich starke Schaar unter Marschall Ney,
11 Nbr. obgleich dieser noch nicht einmal Belagerungsgeschütz gegen die Stadt herangeführt hatte.

Nur einen Waffenstillstand wollte Napoleon noch bewilligen. Die harten Bedingungen desselben lauteten: „der König überläßt als Unterpfand alles Land am rechten Weichselufer bis zur Mündung des Bug, in Westpreußen Thorn, Graudenz und Danzig, in Schlesien das rechte Oderufer, und am linken einen Abschnitt von Ohlau über Zopten, Schweidnitz vorbei, und von da über Freiburg, Landshut und Liebau bis nach Böhmen nebst den Festungen Glogau und Breslau. In Ost- und Neu-Ostpreußen sollte gar keine Kriegsmacht, weder preußische, russische noch französische stehen. Auch die Räumung der Festungen Hameln und Nienburg wurde ausbedungen. In Charlottenburg wurde diese Uebereinkunft von den Bevollmächtigten der beiden Mo-
16. Nbr. narchen unterzeichnet; allein so tief war Friedrich Wilhelm III. nicht gebeugt, daß er ohne Kampf die wichtigsten Theile seines ihm noch verbliebenen Besitzes dem unversöhnlichen seine Vernichtung beabsich-

tigenden Feinde überlassen hätte. Obgleich durch den Fall von Hameln, der Plassenburg und Nienburg die westlichen Länder 19 bis 25. Nbr.
ganz verloren waren, mehrere einzelne Heeresabtheilungen, ja endlich auch der tapfere General Blücher nach einem blutigen Kampfe gegen den Fürsten von Ponte-Corvo, den Großherzog von Berg und den Marschall Soult in Lübeck zu der Kapitulation von Ratkau gezwungen war, 7. Nbr.
und sich nur wenige Trümmer des großen Heeres über die Oder gerettet hatten; so entschloß sich der Monarch dennoch zur Fortsetzung des Kampfes auf Leben und Tod, denn er sah es als seine Pflicht an, nicht zu wanken noch zu weichen, so lange noch der geringste Hoffnungsschein übrig blieb. Und alle Hoffnung war noch nicht geschwunden. Der Kaiser Alexander versprach nicht mehr mit Hilfscorps, sondern als Hauptmacht den Krieg fortzusetzen. Ein russisches Heer unter dem General Bennigsen 53,700 Mann stark, zog zur Deckung der Weichsel heran, eine zweite Heeresabtheilung von 40,000 Mann unter dem Grafen Buxhövden eilte nach Südpreußen, eine dritte unter dem General Essen sammelte sich bei Brzesc-Litewski im Gouvernement Grodno, und zahlreiche Ergänzungen der Truppen fanden im Innern Rußlands statt. Diese Heere, vereint mit den geretteten und neu formirten preußischen Truppen boten Hoffnung zu einer glücklicheren Wendung der Verhältnisse. Auch Napoleon setzte alle Mittel an die kräftige Verfolgung seines raschen Siegesglückes. Alle seine Scharen zog er heran; eine Aushebung von 80,000 Mann aus der Conscriptions-Klasse von 1807 schuf eine stets bereite Reserve, die sächsischen Häuser, auch Kursachsen hatte sich bald nach der Schlacht dem Sieger zugewendet, wurden in den ihm hilfreichen Rheinbund aufgenommen. 11 bis 15. Dcb.
Schnell wie die Oderlinie verloren war, wollte Napoleon auch die Weichsellinie erobern, denn das vorrückende Jahr, und die Aussicht auf die Schwierigkeit der Versorgung seines großen Heeres drängten; allein von Danzig bis Thorn hielten preußische Truppen unter dem Oberbefehl des General L'Estocq, von dort ab das russische Heer den Strom gedeckt. Bei Thorn, dem Hauptquartier L'Estocqs, versuchten die Franzosen den Uebergang zu erzwingen. Hier zuerst erfuhren sie siegreichen Widerstand von Seiten der Preußen, denn alle Versuche des Marschalls Lannes, sowohl Drohungen als Gewalt,

scheiterten an dem Muthe, der Wachsamkeit und der Treue des wackern Befehlshabers.

Nicht so ernst und erfolgreich war der Widerstand der Russen.
28. Nbr. Zwar läßt sich der Rückzug aus dem unhaltbaren Warschau nicht tadeln, wohl aber, daß der General Sedmoratzki vier Tage darauf Praga aus keinem andern Grunde räumte, als weil er zur Jahresfeier der Schlacht von Austerlitz irgend einen kühnen Streich des Feindes erwartete, und dieser angeblich die Absicht hatte, mit Verletzung des östreichischen Gebiets die Weichsel bei Maiszow zu überschreiten. Nun aber setzten französische Truppen nach Praga hinüber, und bald darauf nach Wiederherstellung der Schiffbrücke das ganze Heer. Selbst durch den Fehler des Generals Sedmoratzki hätten die Feinde ihre Absicht nicht erreicht, wenn Bennigsen zur rechten Zeit einen kräftigen Angriff gewagt hätte. Doch dies geschah nicht,
3. Dec. der russische General gab Befehl zum allgemeinen Rückzuge. Auch die preußischen Truppen hatten sich in Folge der russischen Operation bewegen müssen, und dadurch dem Marschall Ney Gelegenheit zum Uebergange bei Podgorze gegeben. L'Estocq mußte sich nun auf die Linie von Straßburg bis Bischofswerder zurückziehen.

An demselben Tage, wo der Uebergang über die Weichsel den Franzosen freigegeben wurde, erließ Friedrich Wilhelm III. von Ortelsburg in Westpreußen den bekannten Befehl an seine Armee, welcher seine Mißbilligung über die so vielfach gezeigte unverantwortliche Schlaffheit und Pflichtlosigkeit, so wie seinen festen Entschluß, den Kampf bis auf den letzten Blutstropfen fortzusetzen, aussprach. Durch ihn wurden die Commandanten von Erfurt, Spandau und Magdeburg nebst vielen Offizieren der Armee ohne Abschied entlassen, der Commandant von Stettin infam kassirt, der von Küstrin sogar zum Tode durch die Kugel verurtheilt, und eine nähere Untersuchung des Benehmens der Generale und Offiziere bei den Kriegsvorfällen vom 14ten Oktober an vorbehalten. Für die Zukunft sollten die strengsten Maßregeln eintreten. Jede Feigheit bedrohte man mit infamer Cassation, jeden Verlaß des Postens und der Pflicht mit Todesstrafe. Belohnungen dagegen wurden dem zugesagt, welcher sich treu und tapfer im Kampfe erwiese, ja die königliche Ordre hob den bis dahin im Heere herrschenden Standesunterschied auf, und sprach aus, daß ein jeder, der sich durch Gewandtheit und Gei-

stesgegenwart ausgezeichnet hätte, der geringste Gemeine so gut wie der Fürst, freilich nur, so lange der Krieg währe, gleiche Ansprüche auf den Offizierrang habe, und nur durch Verbrechen davon ausgeschlossen sei.

Von dem Augenblick an, wo dies Edict des edlen Herrschers sich über das Land verbreitete, kann man Preußens Wiedergeburt rechnen. Mehrere Gefechte fanden noch im December des Jahres statt, aber wenn auch die Russen und Preußen Terrain verloren, so waren doch die durch fortgesetzte blutige Kämpfe nothwendigen Verluste für die ebenfalls ermattete französische Armee sehr empfindlich. Der König sendete den General Grafen von Götzen mit großer Vollmacht nach Schlesien zur Vertheidigung dieser wichtigen Provinz. Hier 3. Dec.
wurde Glogau, Breslau und Brieg von den Franzosen in kurzer Zeit genommen; auch Schweidnitz fiel nach einem dreitägigem 1807 17. Jan.
Bombardement, aber Neiße behauptete sich drei Monate lang mit großem Heldenmuthe, und Glatz so wie Kosel wurde von dem Grafen von Götzen und dem Oberst von Neumann bis zum Frieden siegreich vertheidigt.

Vor Kolberg scheiterten alle Anstrengungen der Franzosen an der Tapferkeit der wackern Einwohner, welche in edlem Stolze auf ihre während des siebenjährigen Krieges gezeigte Beharrlichkeit die Besatzung mit edelmüthiger Aufopferung unterstützten. Hohen Ruhm erwarb sich vor allen der siebzigjährige Stadtälteste Nettelbeck, unterstützt von dem muthigen Parteigänger, dem Lieutenant von Schill, denn der Commandant, Oberst von Loucadou war schlaff und unzuverlässig; ihn löste später ein würdigerer Führer der tap- 29. April
fern Stadt, der Oberst von Gneisenau, ab. Nicht minder fruchtlos blieben die Versuche der Franzosen gegen Graudenz durch die ruhmvolle Vertheidigung des drei und siebzigjährigen Generals von Courbière; auch Danzig hielt sich lange Zeit tapfer unter Kalkreuths Oberbefehl, und Pillau blieb unbezwungen.

Das königliche Paar hatte sich nach Memel begeben. Hier sammelte sich um dasselbe nach und nach die Schaar von Kriegern und Staatsmännern, welche ihr Geschick nicht von dem ihres angestammten Fürsten und ihres Vaterlands trennen wollten; überall zeigte sich ein treues und redliches Streben durch jegliches Opfer den Staat und dessen gebeugtes Oberhaupt aufrecht zu erhalten; von allen Seiten

gingen die sprechendsten Beweise der innigsten Anhänglichkeit an König und Vaterland ein, und alles verkündete, daß der Tag gekommen war, wo man dem bisherigen nichtigen egoistischen Streben entsagen, einem sittlichen auf Vaterlandsliebe gegründeten Volksleben sich weihen wollte. Selbst in der leichtsinnigen, sittenlosen Hauptstadt rief das mit einem so großen Umsturz der Dinge unvermeidliche mannigfache Unheil eine ernstere Stimme hervor. Die freche Irreligiosität und der mit ihr verwandte sinnliche nur Formen kennende Pietismus verschwanden, da sie nur ein Erzeugniß des üppigen Uebermuths gewesen waren; man suchte in einer wahren und ungekünstelten Hingebung an Gott den Trost, nach welchem jedes Herz unter dem Druck des Lebens und der Fremdherrschaft ein heißes Bedürfniß fühlte.

Napoleon hatte seit der blutigen und doch unentschiedenen Schlacht
26. Dbr. von Pultusk für die ersten Wochen des neuen Jahres der Offensive entsagt; im Februar nahm er seine Pläne wieder auf. Bei Ei-
1807 8. Fbr. lau kam es von Neuem zur Entscheidung. Den ganzen Tag über schwankte hier die blutige Entscheidung, bis die Tapferkeit des kleinen preußischen Corps die Schlacht taktisch wenigstens günstig für die Verbündeten entschied, doch beide Theile schrieben sich den Sieg zu. Napoleon sicherte durch große Thätigkeit seinen erschöpften Truppen Ruhe bis zum Eintritt der besseren Jahreszeit, während sich die Russen in eine feste Stellung hinter den Pregel zurückzogen. Zehn Wochen lang stellten beide Heere ihre Operationen gegen einander ein, denn 30,000 Streiter waren in dem furchtbaren Kampfe gefallen, 50,000 verwundet. Napoleon wandte diese Ruhe theils zum Ersatze seines großen Verlustes, theils zur Eroberung der wichtigen Stadt Danzig an. Nachdem die 22,000 Mann starke Besatzung bis auf 9,000 Mann geschmolzen, und kein Entsatz mehr zu hoffen
24. Mai war, erhielt Kalkreuth dieselbe ehrenvolle Capitulation, die er vierzehn Jahre früher der französischen Besatzung von Mainz bewilligt hatte.

Nicht in Unthätigkeit verfloß die Zeit der Waffenruhe für die Verbündeten, namentlich für den König und seine Umgebung. Da die Friedensanerbietungen des Gegners Verrath an seinen Bundesgenossen verlangten, so wies er sie entschieden zurück. Neue Hoffnungen belebten das Herz des Königs und seiner erhabenen Gattin, welche ihm tröstend und ermuthigend in diesen Zeiten der Prüfung

zur Seite stand. Die in der Hauptsache fruchtlosen Friedensunterhandlungen hatten wenigstens zu einem Auswechselungsvertrage geführt. Unter andern wurde auch Blücher gegen den General Victor ausgewechselt, den der muthige Parteigänger Schill an der Spitze seines Freicorps auf seinen Streifzügen von Kolberg aus gefangen genommen hatte. Blücher entwarf den Plan eines kühnen Unternehmens zur Befreiung des Vaterlandes. Napoleons Verluste, die moralische Wiedergeburt des preußischen Heeres, der patriotische Drang in den von Feinden besetzten Provinzen, der Mißmuth und das Schamgefühl der deutschen Völker, welche über ihre scheinbare Erhebung und wirkliche Erniedrigung seufzten, das Erwachen der alten Parteien in Frankreich, endlich das Versprechen Englands und Schwedens, mit allen ihren Kräften den Eroberer im Rücken zu bedrohen, dies alles schien zur Hoffnung auf das Gelingen eines gefährlichen Wagnisses zu ermuthigen. Mit 7000 Mann wollte Blücher nach Stralsund gehen, und von da aus einen Zug gegen Berlin unternehmen. Der erste Schritt gelang ihm; als er aber auf Rügen landete, war der König von Schweden, auf dessen ritterlichen Muth er gehofft hatte, einen Waffenstillstand mit den Feinden eingegangen. Dennoch erließ der tapfere Kämpfer, den kein Unfall so leicht entmuthigte, von Stralsund aus einen Aufruf an die Preußen. Seine Stimme fand überall Anklang; alles war am linken Elbufer bis Braunschweig und Kassel zum Aufstand bereit, ja eine Verschwörung gegen die schwache Besatzung in Magdeburg war eingeleitet, allein immer noch zauderten die Verbündeten die Hand zum Aufbruch zu bieten. Endlich kündigte der König von Schweden den für Preu- 13.
ßens Sache so verderblichen Waffenstillstand auf, als er sich durch Juli
einen Subsidienvertrag mit England und die Ankunft einer britisch- 17. Juni
deutschen Legion gesichert zu haben glaubte; aber nun war es zu 3–5
spät, denn schon war auf dem Hauptschauplatze des Krieges alles Juli
entschieden.

Bennigsen, der während der langen Belagerung Danzigs nichts gegen den Feind unternommen hatte, versuchte nach dem Fall der starken Feste einen Angriff auf die französische Linie an der Passarge 5.
Er mißlang, und Napoleon ergriff wieder die Offensive. Zehn Tage Juni
lang wurde an den Ufern der Passarge, des Narew und der Alle gefochten, bis es zum endlichen entscheidenden Kampfe bei 14. Juni

Friedland kam. Uebermacht an Zahl vereinigte sich hier mit geistiger Ueberlegenheit zum Verderben der Russen, deren tapfere Gegenwehr einen glücklicheren Erfolg verdient hätte. Nach einem Verlust von 15—18,000 Menschen und 80 Geschützen zog sich Bennigsen gegen die russische Grenze zurück. Königsberg und der letzte Rest der preußischen Monarchie fielen dem übermächtigen Sieger in die Hände. Erschreckt durch die wiederholten Unfälle bot der Kaiser Alexander die Hand zum Frieden, den ihm Napoleon nicht verwei-
21. Juni gerte. Sieben Tage nach der Schlacht endigte ein Waffenstillstand
25. Juni zwischen den Franzosen und Russen, bald auch mit Preußen alle
26. Juni Feindseligkeiten. Einen Tag nach dem Abschluß fand eine Zusammenkunft Napoleons mit dem Könige statt, der unter allen Schlägen des unerbittlichen Geschicks keinen Augenblick seine königliche Haltung verlor, obwohl der übermüthige Sieger es geflissentlich darauf abge-
5. Juli sehen zu haben schien, den unglücklichen Monarchen auf das tiefste zu demüthigen. Auch die Königin erschien in dem Hauptquartier ihres Gemals in Piktupöhnen, wo sie den Besuch des Kaisers der Franzosen empfing. Auch speiste sie Tages darauf nebst ihrem Gemal und einigen Mitgliedern des russischen und preußischen Hofes mit ihm bei dem Kaiser von Rußland. Sie gab sich vielleicht der freilich nur trügerischen Hoffnung hin den unersättlichen Eroberer zur Milderung seiner grausamen Forderungen zu bewegen, aber die Stimme des Herzens schwieg bei ihm, wenn seine ehrgeizige Politik einen Plan entworfen hatte, und so konnte ihre anmuthsvolle Hoheit ihm nur unfruchtbare Galanterie entreißen. Ja trotz aller Schmeichelei vermochte Napoleon seinen Hochmuth im Gespräche mit der erhabenen Frau nicht ganz zu unterdrücken. Unter andern richtete er an sie die beleidigende Frage: „Wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?" worauf sie nach dem Zeugniß des berühmten Talleyrand, der der Unterredung beiwohnte, eben so edel als geistreich erwiederte: „Sire, dem Ruhm Friedrichs war es erlaubt, uns über unsre Kräfte zu täuschen, wenn wir uns anders getäuscht haben."

Der Friede mit Rußland ward schnell darauf unterzeichnet. In ihn war der mit Preußen eingeschlossen, da Napoleon zu größerer Demüthigung des von ihm gehaßten Königs nur mit Rußland unterhandelte. Ausdrücklich war in einem besondern Artikel erwähnt, daß er nur aus Achtung für den Kaiser aller Reußen und mit dem

Wunsche, einen Beweis von seinem aufrichtigen Verlangen nach einer Vereinigung der beiden Nationen zu liefern, in die Zurückgabe eines Theils der eroberten Länder an den König von Preußen, als russischen Bundesgenossen, willige. Ja selbst den Königstitel, heißt es, habe Napoleon dem Ueberwundenen nehmen wollen, und nur durch Alexander sei diese schmachvolle Bedingung aus dem Friedensentwurfe gestrichen worden.

Schwer waren die Opfer, durch welche Friedrich Wilhelm III. den Frieden von Tilsit erkaufte. Allen Besitzungen zwischen der Elbe und dem Rhein ohne Ausnahme mußte er zur beliebigen Verfügung an Napoleon abtreten; außerdem zu Gunsten Sachsens den cottbusser Kreis und alles seit 1772 in Polen erworbene Land, welches zu einem neuen souveränen Staate, dem Großherzogthum Warschau, umgebildet wurde. Die Stadt Danzig erhielt mit etwas erweitertem Gebiete ihre frühere Unabhängigkeit zurück. Und doch war dieser ungeheure Verlust (von mehr als 5800 Geviertmeilen, wenn man Hannover mitrechnet, blieben nur 2618, von 10 Millionen nur fünf Millionen Einwohner), noch nicht das größte der verlangten Opfer; Preußen mußte die theilweis aus seinem eigenen Marke genährten Herrscher, den König Joseph von Neapel, den König Ludwig von Holland, Hieronymus als König des aus preußischem und anderem Raube gebildeten Königreichs Westphalen, den König von Sachsen als Großherzog von Warschau anerkennen, den Britten, auf denen noch allein die Hoffnung, Europa von der Zwingherrschaft des Eroberers zu befreien, ruhte, Schifffahrt und Handel bis zum allgemeinen Frieden in allen seinen Häfen verbieten, dagegen dem Feinde und seinen Bundesgenossen den Durchzug auf Militärstraßen, und die zollfreie Stromschifffahrt auf der Weichsel, der Netze und dem bromberger Kanal gestatten, und aus dem Reste seines durch Kriegsdrangsale schwer heimgesuchten Landes die ungeheure Kontribution von 154,500,000 Franken bezahlen. So verstümmelt, erschöpft, aller Hilfsquellen beraubt, und in seinen politischen Verhältnissen vereinzelt, denn selbst Rußland war ja mit dem Eroberer ausgesöhnt, und hatte sich nicht gescheut, von ihm den Bezirk von Bialystock mit hundert Geviertmeilen und ungefähr 200,000 Menschen aus den ehemalig preußischen Besitzungen anzunehmen, schien Preußen für immer von der Höhe herabgestürzt, auf welche es Friedrich II. durch seine

Herrschergröße in Europa gehoben hatte; aber dennoch war der edle auf Gottesvertrauen gegründete Muth des Königs nicht gebrochen. Standhaft verweigerte er das Bündniß mit dem Feinde aller wahren Freiheit, und der erste Schritt, den er von seiner wiedererlangten Herrschergewalt machte, war die Erklärung, daß er dem Rheinbunde fremd bleiben wolle.

Einige Tage nach dem Friedensabschluß entließ der König seine ehemaligen Unterthanen, die Polen ausgenommen, welche sich selbst aus dem Staatsverbande gelöst hatten, durch ein aus Memel datir-
24. Juli tes Schreiben. „Ihr kennt," heißt es darin, „geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, meine Gesinnungen und die Begebenheiten der letzten Jahre. Meine Waffen erlagen dem Unglück, die Anstrengungen des letzten Restes meiner Armee waren vergebens. Zurückgedrängt in die äußerste Grenze meines Reichs, und nachdem mein mächtiger Bundesgenosse selbst zum Frieden sich genöthigt gefühlt, blieb mir nichts mehr übrig als dem Lande Ruhe nach der Noth des Krieges zu wünschen. Der Friede mußte, so wie ihn die Umstände vorschrieben, abgeschlossen werden. Er legte mir und meinem Hause, er legte dem Lande schmerzliche Opfer auf. Was Jahrhunderte, biedere Vorfahren, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos. Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern. Ich entlasse Euch aller Unterthanenpflicht gegen mein Haus. Unsere heißen Wünsche für Euer Wohl begleiten Euch zu Euerm neuen Landesherrn; seid ihm, was Ihr mir waret. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen vertilgen."

Von allen Seiten gingen die rührendsten Antworten auf diesen edlen, einfachen Abschied ein; vor allen aber zeichnete sich ein Schreiben der niedersächsisch-westphälischen Bauern durch die treuherzige Gesinnung und den ungekünstelten Schmerz, der darin herrschte, aus. „Das Herz wollte uns brechen," lauten die einfachen Worte dieser Getreuen, als wir Deinen Abschied lasen, und wir konnten uns nicht überreden, daß wir aufhören sollten, Deine treuen Unterthanen zu sein, wir, die wir Dich immer so lieb hatten. So wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld, wenn Deine Feldherrn und Räthe zu betäubt und verwirrt waren, um die zerstreuten Scharen zu uns her-

zuführen, und sie mit unsern Landknechten vereint zu einem neuen Kampfe aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, denn Du mußt wissen, daß in unsern Adern das Blut der alten Cherusker noch feurig rollt, und wir noch stolz darauf sind, Hermann und Wittekind unsre Landsleute zu nennen. Auf unserm Grund und Boden liegt das Siegesfeld, wo unsre Vorfahren die Feinde, welche das Deutsche Gebiet verwüsten wollten, so schlugen, daß sie das Aufstehen vergaßen. Wir hätten sicher das Vaterland errettet, denn unsre Landknechte haben Mark in den Knochen, und ihre Seelen sind noch nicht verderbt. Unsere Weiber säugen selbst ihre Kinder, unsere Töchter sind keine Modeaffen, und der Zeitgeist hat seine Pestluft noch nicht über uns ausgegossen. Indessen können wir dem Willen des Schicksals nicht entgehen. Lebe denn wohl, alter, guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Feldherrn und klügere Räthe finden lasse, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rathe mußtest Du zuweilen wohl folgen, denn Du bist ja nicht allwissend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen den eisernen Arm des Schicksals? Wir müssen alle mit männlichem Muthe dulden, was nicht in unserem Vermögen ist zu ändern. Gott steh uns bei. Wir hoffen, daß unser neuer Herr auch unser Landesvater sein, und unsere Sprache, unsern Glauben und unsern Bürgerstand eben so erhalten und achten werde, wie Du, guter lieber König es immer gethan hast. Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freude."

Preußens Wiedergeburt.

Viele Leiden mußte der edle Herrscher ertragen, bevor der Segenswunsch der treuen Unterthanen in Erfüllung ging. Es begann ein furchtbarer Nachkrieg, fast so verheerend und drückend als der mit den Waffen. Napoleon scheint in der Tiefe seines Herzens eine Ahnung von dem, was ihm durch Preußen einst werden sollte, getragen zu haben. Sein Groll entlud sich schwer über das gebeugte Land; arglistig wußte er zahllose Gründe zu neuen Bedrückungen und zur Vereitelung gewährleisteter Vortheile zu finden. Schon am 25sten Juli sollte Königsberg, bis zum 1sten Oktober ganz Preußen bis an die Elbe geräumt sein, die Räumung einzig und allein von der baren oder hinlänglich verbürgten Zahlung der dem Lande auferlegten

Kriegssteuern abhangen. Zuerst fand man einen Anlaß zur Zögerung in den Verhandlungen über Neu-Schlesien. Obgleich dieses dem tilsiter Vertrage nach bei Preußen verbleiben sollte, forderte man nachträglich die Abtretung desselben für das Großherzogthum Warschau. Auf gleiche Weise gegen den Vertrag verlangte man außer der verabredeten Kriegsstraße durch die preußischen Staaten noch überdies drei Handelsstraßen nach Warschau, Posen und Kalisch. Um die schon furchtbare Last seiner gedrückten Unterthanen nicht noch nutzlos zu vermehren, mußte der König in die schmachvoll ungerechten Forderungen willigen. Nun erst wurde gegen das Ende des
15. Dez. 1808 Jahres das Gebiet von Preußen bis zur Weichsel frei; einen Monat darauf konnte das königliche Paar seinen Einzug in Königsberg hal-
6. Jan. ten. Trotzdem häuften sich Sorgen auf Sorgen. Unmöglich schien es fast bei so geschwächten Kräften die ungeheure Kriegssteuer zu bezahlen. Um einige Milderung zu erhalten, sandte der König seinen jüngsten Bruder, den Prinzen Wilhelm, als Unterhändler nach Paris. Mit vieler Mühe und manchem Opfer wurde zwischen ihm und
8. Sep. dem Minister Grafen von Champagny ein Vergleich abgeschlossen, durch den Frankreich den König von Preußen vom Beitritt zum Rheinbunde lossprach, die gänzliche Räumung des Landes auf den 15ten November feststellte, wenn Preußen die Contribution von 146,000,000 Franken zwanzig Tage nach der Ratification des Vertrages theils baar, theils in Wechseln erlegt hätte. Die andre Hälfte sollte auf die königlichen Domainen eingetragen werden, bis zur Erledigung der ganzen Schuld jedoch die drei Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau in den Händen einer französischen Besatzung von 10,000 Mann bleiben, für deren Erhaltung, den Sold ausgenommen, der König von Preußen sich verpflichten mußte. Die schweren Bedingungen dieses Vergleichs wurden um etwas wenigstens gemildert, als
28. Sep. bis 14. Okt. Napoleon und Alexander in Erfurt zusammentrafen, und ersterer seines mächtigen Bundesgenossen Zustimmung zum Sturz der Bourbonen in Spanien durch kleine Gefälligkeiten zu erkaufen suchte. Zwanzig Millionen wurden auf die Fürsprache des russischen Kaisers von der bedungenen Summe erlassen, der Rest sollte in sechs und dreißig Terminen monatlich mit drei und einer halben Million Franken abgezahlt werden.

Trotz dieser wesentlichen Milderung schien das niedergedrückte

Preußen nicht die Kraft zu besitzen, so schwere Verpflichtungen zu lösen. Das Elend, welches auf dem Lande lastete, konnte nicht sogleich mit dem Kriege weichen, ja manche Uebelstände traten nun erst mit ihren traurigen Folgen recht deutlich hervor. Der Handel stockte fast gänzlich, denn der Credit war zerstört, die Gewerbe lagen darnieder, weil der plötzliche Umsturz aller Verhältnisse einen Jeden zu der strengsten Einschränkung gezwungen hatte; das baare Geld verschwand fast ganz aus dem Verkehr, und die Landbebauer, sowohl Gutsbesitzer als Pächter und Bauern, auf welche jene Uebelstände am vernichtendsten einwirken, gingen der gänzlichen Verarmung entgegen. Vor allem gewährte Ostpreußen einen traurigen Eindruck. Hier, wo der Kampf mit seiner schrecklichen Nähe das allgemeine Unheil noch um vieles vermehrt hatte, wo wegen Mangels an Saatkorn und Zugvieh die Aecker wüst lagen, die ihrer Habe beraubten Menschen von verheerenden Seuchen, dem traurigen Nachlaß des Krieges, in großer Zahl dahingerafft, und viele nur verschont wurden, um auf den Bettelstab gestützt die Milde ihrer glücklicheren Leidensgefährten anzuflehen, trat das Bild des gemeinsamen Unglücks mit seinen grellsten Farben hervor. Kaum hätte man es dem Könige verdenken können, wenn ihm hier, umgeben von so viel Elend, der Muth entfallen wäre. Doch wie schwere Wolken auch die Aussicht in eine freudigere Zukunft verhüllten, so verzagte der standhafte Herrscher doch nicht, sondern betrat mit muthiger Zuversicht die dornenvolle Bahn der Prüfung. Verschwendung und Ueppigkeit war stets dem treuen Pfleger seines Landes fremd gewesen, allein jetzt begann an dem Hofe des hohen Herrscherpaares eine Sparsamkeit zu herrschen, wie sie kaum der mäßig bemittelte Bürgersmann in der Regel kennt. Alles nur irgend Entbehrliche bis auf das zum Kronschatze gehörige goldene Tafelservice, welches man für anderthalb Millionen Thaler in Hamburg verkaufte, ward dem allgemeinen Besten geopfert. So gelang es, die harten Verpflichtungen, auf die der Sieger mit unerbittlicher Strenge bestand, trotz des großen allgemeinen Elendes zu lösen, und das Land vom allerschwersten Druck, der Anwesenheit der übermüthigen Feinde zu befreien. Im December des Jahres schlug die längst ersehnte Stunde der Freiheit. Nur in den drei Oberfestungen blieb noch die französische Besatzung zurück.

Unendlicher Jubel empfing die ersten preußischen Truppen in der 10. Dez.

Hauptstadt, wo die schwere Prüfungszeit die in der Ueppigkeit fast
erstorbene Vaterlandsliebe wieder belebt, und eine glühende Begei-
sterung für den edlen Dulder auf dem Throne angefacht hatte. Er
selbst ward noch durch politische Gründe von der Rückkehr in seine
Hauptstadt abgehalten. Gegen das Ende des Jahres war er auf
27. die wiederholte dringende Einladung des Kaisers Alexander nach Pe-
Dez. 1809 tersburg gegangen, und als er im Anfang des folgenden Jahres nach
10. Fbr. Königsberg zurückkehrte, da hatten sich am politischen Himmel schon
wieder neue drohende Wolken gethürmt.

Oestreich hatte zum vierten Male gegen Frankreich die Waffen
ergriffen. Zwar war es nicht durch persönliche Beleidigungen zu
diesem Schritte gezwungen worden, aber wenn es sich nicht zu einem
Vasallenstaate Frankreichs erniedrigen, Napoleon nicht die letzte Stufe
der Weltherrschaft betreten lassen wollte, so mußte es bei Zeiten einen
letzten entscheidenden Kampf mit dem Gewaltherrscher wagen. Die
Erhebung der drei Brüder des Kaisers auf die Throne von Holland,
1807 30. Westphalen und Neapel, die Eroberung Portugals, die Einverleibung
Nov. 1808 des größten Theils von dem Kirchenstaate in das Königreich Italien,
2. endlich die Entsetzung der Bourbonen in Spanien hoben jeden Zwei-
April 10. fel, der noch über Napoleons Pläne hätte walten können. Als die
Mai Bewegungen in diesem unglücklichen Lande ausbrachen, begann Oest-
reich mit Eifer zu rüsten. Bald stieg seine Truppenmacht auf 400,000
Mann; eine zahlreiche Landwehr war zur Unterstützung des stehenden
Heeres bestimmt, endlich ein Aufgebot aller Waffenfähigen vom acht-
6. zehnten bis zum vierzigsten Jahre vorbereitet. Die Einsetzung Joseph
Juni 15. Bonapartes und Murats in Spanien und Neapel, seines Neffen
Juli im Großherzogthum Cleve und Berg konnten Oestreich nur in seinem
Vorhaben bestärken. Auf die drohenden und beleidigenden Noten
Napoleons von Erfurt aus, verdoppelte Kaiser Franz seine Anstren-
gungen und erneuerte seine Verbindungen mit England. Schon war
der Rheinbund aufgeboten, und Truppen bewegten sich auf allen
Straßen. Da verließ der französische Botschafter Andreossy die kai-
serliche Hauptstadt, und wenige Tage darauf folgte Oestreichs Kriegs-
1809 erklärung an Frankreich. Mit Recht konnte er in seinem Manifeste
15. April behaupten, daß sich die Freiheit Europas unter seine Fahnen geflüch-
tet habe; aber noch war das Glück der Schlachten an den Sieges-
wagen des furchtbaren Gegners gefesselt. Die blutigen Tage von

Eckmühl und Regensburg gaben ihm zum zweiten Male die kai- 23. April
serliche Hauptstadt in die Hand, und wenn auch noch einmal den 13.
Oestreichern eine schöne Hoffnung erglänzte, wenn ihr tapferer Füh- Mai
rer, der Erzherzog Karl bei Aspern den unsterblichen Ruhm ge- 22.
wann zum ersten Male den bisher Unbesiegten zu überwinden, so u. 23.
schwand der freundliche Hoffnungsschimmer nur zu bald durch den Mai
entscheidenden, obwohl mit ungeheurem Verlust erkämpften Sieg von 5. u. 6.
Wagram. Juli

Der Friede von Wien verringerte die schon verkürzte östreichische 14. Okt.
Monarchie noch um 2000 Quadratmeilen und fast viertehalb Millionen Einwohner. Die politische Vernichtung des stärksten Kämpfers gegen Napoleons Uebermacht mußte den Unterdrückten die letzte Hoffnung auf Freiheit rauben, da es dem kühnen Emporkömmling gelang, durch die Vermälung mit Marie Louise den muthigen Gegner in engere Familienbande an sein Geschick zu fesseln. Wohl mochte dieses Zugeständniß Oestreichs bezeugen, daß es an jeglichem Erfolge eines Widerstandes von nun an verzweifelte.

Zu derselben Zeit, wo Oestreich seine Waffen noch einmal erhob, erstanden in Nord- und Süddeutschland Helden zur Befreiung des gemeinsamen Vaterlandes; aber noch krönte nicht das Glück ihr Unternehmen mit Erfolg. Es ist hier nicht der Ort von Andreas Hofer und den treuen Tyrolern, von des Herzogs von Braunschweig Zuge durch Deutschland bis nach der Küste der Nordsee zu reden, wir können nur bei dem Unternehmen des kühnen aber unglücklichen Parteigängers, des Majors von Schill verweilen, welcher in den Zeiten des allgemeinen Unglücks seinen Namen schon durch manchen gelungenen Handstreich berühmt gemacht hatte. Durch den Aufruf des Erzherzogs Karl an die deutsche Nation zu kühnem Thatendrang angeregt, durch die ersten Erfolge der östreichischen Waffen in seinem Vorhaben ermuthigt, verließ Schill mit seinem Regimente, unter dem Vorgeben seine Reiter in größeren Feldmanövern zu üben, seinen
Standort Berlin. Als er seinen Kriegern den mehr als kühnen Ent- 29.
schluß verkündete, fand er unbedingte Zustimmung, ja noch andere, April
welche gleich mit ihm dachten, eilten nach, um ihn auf seinem gefährlichen Zuge zu begleiten. Allein noch fand der Aufruf zur Freiheit bei den Deutschen keinen allgemeinen Anklang. Der unerfreuliche Empfang der Sachsen, als die Schaar bei Wittenberg über die Elbe

setzte, zwang Schill sich über Köthen und Bernburg nach Halle zu wenden, wo er die Nachricht von den Siegen der Franzosen über das östreichische Heer empfing; doch als sich seine Offiziere auf die Frage, ob man über die Elbe zurückgehen und das Unternehmen aufgeben sollte, alle für die Fortsetzung des Zuges erklärten, so schritt er kühn auf seinem gefährlichen Wege vorwärts. Bei Dodendorf fand zuerst ein ernstes Zusammentreffen mit dem Feinde, einem Theile der Besatzung von Magdeburg, statt. Nun verließ Schill den Weg nach Braunschweig, und ging nach der Altmark, wo er viel von der für Preußen günstigen Stimmung der Einwohner dieses Stammlandes der brandenburgischen Macht erwartete. Als er auch hier sich getäuscht sah, wandte er unschlüssig in seinen Bewegungen sich vergebens nach verschiedenen Seiten hin, während eine holländische Truppenabtheilung unter dem General Gratien, und eine dänische unter dem General Ewald die Hand zu seiner Vernichtung boten. Schill, der eine Zeit lang in dem kleinen mecklenburgischen Fort Dömitz an der Elbe einen Stützpunkt gesucht hatte, zog sich von der Unzulänglichkeit desselben überzeugt, gegen die Ostseeküste auf Wismar und Rostock zurück. Immer härter von den Holländern und Dänen bedrängt, schlug sich der kühne Parteigänger durch einen Haufen Mecklenburger, die sich ihm bei Damgarten in den Weg stellten, ging nun nach Stralsund, und bemächtigte sich hier eines kleinen französischen Artillerieparks. Schnell setzte er die Festungswerke, so gut es die Zeit erlaubte, in Vertheidigungszustand, ja, er verstärkte seine Macht durch das Aufgebot der schwedisch-pommerschen Landwehr bis auf 2000 Mann. Ehe noch 500 Mann, welche sich in Warnemünde eingeschifft hatten, zu ihm gestoßen waren, erschienen die Feinde fünf bis sechs tausend Mann stark vor seinem letzten Zufluchtsort. Nach einer heftigen Kanonade drangen sie trotz des verzweifelten Widerstandes stürmend in die Stadt. Schill zeigte sich bis zum letzten Augenblick seines frühern Rufes würdig. Noch in den Straßen dauerte der wüthende Kampf fort, bis der kühne Führer, von mehreren
31. Mai Kugeln getroffen, niedersank.

In eine gefährliche Krisis riß den edlen Herrscher das patriotische aber unbesonnene Unternehmen des unglücklichen Abenteurers. Es fehlte nicht an Männern selbst in der nächsten Umgebung des Königs, die gleich Schill den Augenblick für günstig zur Befreiung er-

klärten, und es läßt sich denken, daß es ihn schmerzen mußte, als er die Acht über ihn und seine Gefährten aussprechen mußte, welche zwar ohne genaue Erwägung der Verhältnisse und ihrer Stellung gegen ihren Fürsten, dem allein es zukam und möglich war den rechten Zeitpunkt des Ausbruchs zu bestimmen, sich das Recht einen entscheidenden Schritt zu thun angemaßt hatten, deren Gesinnung jedoch von niemanden verdammt werden konnte.

In jenem verhängnißvollen Augenblicke, wo selbst der greise Blücher ebenso eigenmächtig in Pommern und in den Marken rüstete, da stand dem Könige der edle Scharnhorst mit treuem Rathe zur Seite. Mit bescheidenem, stillem aber echt patriotischem Sinne arbeitete er an der Umgestaltung des preußischen Staates und Heeres, und erhielt seinen Herrn, bis dieser Zweck erreicht war, in der strengsten Neutralität, durch welche allein der große Zweck erreicht werden konnte. Auch gelang es dem Könige wirklich den Argwohn Napoleons zu beschwichtigen, oder ihm wenigstens jeden Grund einer Anklage zu nehmen. Nun konnte auch das königliche Paar an die endliche Rückkehr nach Berlin denken. Die Niederkunft der Königin mit 11.
dem Prinzen Albrecht hielt sie bis gegen das Ende des Jahres in Okt.
Königsberg zurück. An demselben Tage, wo sie sechszehn Jahre zu- 23.
vor als Braut in Berlin eingezogen war, erschien sie nun zum zwei- Dec.
ten Male, zwar nicht mehr in der Fülle der Jugendschöne, nicht in dem Glanze des ehemaligen Glückes, sondern durch viele harte Schläge des Schicksals gebeugt, aber dafür durch Leiden gereift und bewährt als eine wahrhafte Mutter ihres Landes. Unendlich rührend war der Empfang, denn aus den geringsten Umständen sprach die hohe Verehrung, die innige Liebe, welche das erhabene Herrscherpaar von ihren dankbaren Unterthanen genoß.

Leider folgte dieser reinen schönen Freude nur allzu großer Schmerz. Auf der so lang gewünschten Reise zu ihrem Vater erkrankte die Königin bald nach ihrer Ankunft sehr gefährlich. Zwar schien der Aufbruch eines Lungengeschwürs Genesung zu versprechen, allein das Uebel hatte durch den Gram genährt in der leidenden Brust schon zu weit um sich gegriffen. Nur zu bald entschwand alle Hoffnung, die treue Gattin, die zärtliche Mutter, die angebetete Fürstin, ließ 1810
Gatten, Kinder, Volk, verwaist und schmerzgebeugt zurück. 19. Juli

Wir gehen jetzt einige Jahre in der Geschichte der Regierung

Friedrich Wilhelms III. zurück, um ihn in seiner Arbeit als Umbildner des preußischen Staates zu verfolgen. Wenige Jahre des furchtbaren Unglückes hatten seinen Regentenblick geschärft, sein Urtheil in den höchsten Interessen der menschlichen Gesellschaft gereift, ihm erwiesen, daß die wahre Kraft des Staates nicht durch großen äußeren Zuwachs gewonnen wird, sondern nur aus dem Innersten heraus sich entwickelt. Er hatte das Vorurtheil, welches ihn, seine Räthe, ja ganz Europa so lange Zeit gefesselt hatte, abgelegt, daß die Form des Staats, wie sie Friedrich erschaffen und hinterlassen hatte, die einzig zweckmäßige für Preußen sei, die Nothwendigkeit begriffen, den ruhigen Gang einer zeitgemäßen Entwickelung einzuschlagen, und das wahre Prinzip Friedrichs eben in dieser Möglichkeit freier Entwickelung zu einem vollendeteren Staatssysteme erkannt. Kein großer Genius will und kann sklavisch nachgeahmt werden, die Idee ist geistig und darum unendlich, die Form zufällig, nur für eine gewisse Zeit nothwendig; die rechte Zeit der Umgestaltung zu erkennen, das ist eine Virtuosität, es ist die hohe Weisheit des Staatslenkers. Friedrich Wilhelm III. zeigte diese hohe Weisheit.

Wie schlimm es mit dem Heere und mit der Civilverwaltung stand, haben wir schon früher gesehen; tief im ganzen System des Staatslebens lagen die Uebel, an welchen Preußen litt, begründet. Vor allem drückte die kastenartige Ungleichheit der Stände, aus welcher der Mangel an Gemeinsinn entsprang. Der Bauerstand war, mit wenigen Ausnahmen in den königlichen Domainen, persönlich unfrei, und wenn auch nicht leibeigen, doch wenigstens gutshörig, ohne Grundeigenthum. Ihn drückten doppelte Lasten nieder, denn nicht nur dem Staate mußte er Steuer zahlen und Dienste leisten, sondern weit mehr noch dem Gutsherrn, denn an die Scholle, deren Nießbrauch er hatte, gebunden, wog er diesen Vortheil durch oft unverhältnißmäßige Frohndienste, Geld und Naturallieferungen reichlich auf. Wie hart war es, andere Lasten ausgenommen, für den Bauer, daß er vier Monate lang einen Reiter nebst seinem Pferde aufnehmen und beköstigen, und nicht selten den zügellosesten Uebermuth von demselben erdulden mußte; denn wie sehr auch Friedrich II. dagegen geeifert hatte, so erlaubten sich dessenungeachtet der Beamte sowohl als der Soldat immer noch thätliche Mißhandlungen gegen den Bauer. Seinen Wohnort und sein Verhältniß durfte er nicht ändern, und

die Lösung aus demselben lag nur in der Gnade seines Gutsherrn, der auch zugleich sein Gerichtsherr und seine Polizeibehörde war. Die Söhne der Bauern durften nicht ohne die Genehmigung des Gutsherrn andere Beschäftigungen ergreifen, die Töchter nicht ohne seinen Consens heirathen, noch überhaupt die Scholle verlassen. Vom Morgen bis zum Abend im gutsherrlichen Dienste hatte der Bauer wenig Zeit übrig den ihm verliehenen Acker gehörig zu bearbeiten, und die Früchte seines Fleißes zu ernten. So schmachtete der bei weitem größere Theil des Volks in schwer belasteter Abhängigkeit.

Ein großer Theil von den kleinen Städten war ebenfalls der Gerichtsbarkeit des Grundherrn unterworfen, welcher hier die Richter und Bürgermeister, wie in den Dörfern die Schulzen und die Gerichtsmänner erwählte. Der Staat suchte zwar in diesen sogenannten Mediatstädten den Gewerbstand einigermaßen zu heben, konnte ihn aber nicht von den ihn bedrückenden Lasten befreien. Etwas freier war die Bewegung in den königlichen Städten; hier hatte man wenigstens nur einen Herrn und zwar den Fürsten, der das Beste des Ganzen wollte, aber er ward von seinen Beamten der Kriegs- und Domainenkammer vertreten, welche ziemlich hochmüthig und eigenwillig eine strenge Vormundschaft über die Communen ausübten und ihnen jeden Schatten der ehemaligen Selbstständigkeit entwanden. Wahl und Einsetzung der Ortsbehörde hing von ihnen ab; die Kammern waren zugleich Richter in eignen Sachen, wenigstens so weit ein landesherrliches Interesse vorwaltete. Die Gewerbe in den Städten standen unter dem beschränkenden Drucke des Zunft- und Innungswesens, wodurch die freie lebendige Entwickelung derselben gehemmt wurde.

Auch der Verkehr der Provinzen unter einander war nicht frei; um so weniger der Verkehr mit dem Auslande, denn möglichst streng beaufsichtigten die Behörden die Aus- und Einfuhr, ob sich auch aus der Bilanz für die Gesammtheit Vortheil ergab oder nicht. Geld ins Land zu ziehen und nichts aus dem Lande zu lassen, war der erste Grundsatz der bisherigen Handelspolitik gewesen, daher die strenge Controle. Am allerpeinlichsten war man in dem Handel mit Getraide, dem reichsten Naturerzeugniß des preußischen Staates. Beständig aufs schärfste beaufsichtigt wurde er in der einen oder der andern Provinz nach dem jedesmaligen Gutachten der höchsten Pro-

vinzialbehörde freigegeben oder verboten, damit dem Mangel im Innern vorgebeugt würde; man hatte sich noch nicht zu der Ueberzeugung erhoben, daß grade, wenn man den Privatleuten den freiesten Verkehr überläßt, sicherer als durch die größeste Fürsorge der Regierung das gemeinsame Bedürfniß befriedigt wird.

Die Regeneration des so herabgesunkenen Staats übertrug der König mit richtigem Blick einem Manne von Geist und ächt deutscher Gesinnung, dem berühmten Freiherrn von Stein. Der Abschluß des Tilsiter Friedens hatte die Entlassung der meisten preußischen Minister zur Folge, so wie die Ernennung Steins zum ersten Minister, Präsidenten des auswärtigen, Militär- und Civil-Departements. Der Cabinetsrath (nun Immediatcommission genannt) dessen Antagonismus gegen die Minister so manchen Nachtheil auf Preußens politische und Regierungsmaßregeln ausgeübt hatte, war dem neuen Premierminister untergeordnet.

Drei Monate nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens wurde
1807 9. Okt. Steins erstes tief in das Staatsleben Preußens eingreifendes Edict, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, so wie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend, veröffentlicht. Von dem Augenblicke seiner Verkündigung an sollte kein Unterthänigkeitsverhältniß auf irgend eine Weise mehr entstehen, und der 10te November 1810 war als der Tag bestimmt, von dem an alle Gutsunterthänigkeit in den gesammten Staaten des Königs aufhören und in Preußen nur freie Leute sein sollten, damit die nöthige Frist zum Ordnen der neuen Verhältnisse gegeben würde. Dasselbe Edict berechtigt einen jeden Unterthan zum Besitz adliger Grundstücke, und stellte es dem Adel seinerseits frei, ohne Nachtheil seines Standes bürgerliches Gewerbe zu betreiben; überhaupt fiel jede bisher gezogene Schranke für die Betriebsamkeit der preußischen Unterthanen.

10. Okt. Fast zu gleicher Zeit mit diesem wichtigen Edict erschien eine königliche Erklärung, daß von nun an nicht mehr Geburt, sondern nur persönliches Verdienst bei der Anstellung der Staatsdiener entscheiden sollte. Es läßt sich leicht denken, daß Einzelne, unwillig über die Theilnahme aller an ihren bisherigen Vorrechten, gegen die ihnen gefährlich erscheinenden Neuerungen murrten, doch war der Wider-

spruch nicht stark genug, um den Fortschritt der höheren Kultur zu hemmen.

Doch nicht allein für die Bewohner des platten Landes sorgte der rastlose Diener des gerechten Fürsten, auch die Städte empfingen ihre alte Selbstständigkeit, die sie im Laufe der Jahrhunderte durch die wachsende, alle Verhältnisse durchdringende und fördernde Fürstenmacht verloren hatten, in zeitgemäßer Gestalt zurück. Wie durch das Edict über das Grundeigenthum ein freier Bauerstand, so ward durch die berühmte Städteordnung ein freies Bürgerthum 19. Nbr.
gegründet. Der König sprach durch dasselbe das ehrende Vertrauen aus, daß der Bürger Vaterlandsliebe und Sinn für Ordnung und Recht genug haben würde, um die ihm gebotene Freiheit zum Heil des Ganzen zu gebrauchen. So ward eine sichere Grundlage wahrer, segensvoller Freiheit bei uns durch die Weisheit des Fürsten geschaffen, welche Frankreich durch den Umsturz aller gesellschaftlichen Verhältnisse, durch Ströme seines Bürgerbluts nicht errungen hat, zu derselben Zeit, wo auf den Trümmern jener wohlgemeinten, aber im Kampfe gegen menschliche Leidenschaften unzulänglichen Theorien der Besieger Europas seine schroffe Militärdespotie errichtete.

Während diese Verordnungen das Staatsleben des preußischen Volkes verjüngten, war Stein nicht minder thätig in dem Schoße der Familie, in dem traulichen Kreise der Freundschaft, in dem Verein aller guten und rechtlichen Bürger den Sinn für Tugend und Freiheit zu stärken und zu beleben. So entstand durch seine begeisternde Anregung der Tugendbund. Welchen Einfluß dieser wichtige Verein auf Preußens, ja auf Europas Geschick hatte, haben selbst mehrere französische Schriftsteller entschieden anerkannt, und ihr Urtheil ist gewiß hier das unparteiischste. So sagt Segur in seiner berühmten Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahre 1812: „Der preußischen Jugend entsprühten Funken des unversöhnlichsten und unbändigsten Hasses. Aus ihrer Mitte erhob sich eine furchtbare Macht wider Napoleon. Aus allem, was durch seinen Sieg gedemüthigt oder gekränkt worden war, zusammengesetzt, hatte sie den Stachel der Schwachen und Unterdrückten, das natürliche Recht, das Geheimniß des Fanatismus und die Rachsucht. Da ihr der Boden fehlte, suchte sie ihre Stütze im Himmel, und ihre moralische Kraft entschlüpfte der materiellen Macht Napoleons. Von diesem eifrigen,

sich aufopfernden, unermüdlichen Sectengeist belebt, erspähte sie jede Bewegung ihres Feindes und alle seine Schwächen, in alle Poren seiner Macht sich einschleichend und bereit, jede Gelegenheit zu fassen, legte sie sich aufs Warten mit jener phlegmatischen Geduld, durch welche die Deutschen sich auszeichnen, die, eine Ursache ihrer Niederlage, durch unsre Siege sich nicht irre machen ließ. Diese weitgreifende Verschwörung hieß der Bund der Tugendfreunde. Das Haupt derselben, nämlich derjenige, der sich zur rechten Zeit einfand, um allen verschiedenen Strebungen und Absichten einen bestimmten Ausdruck, Richtung und Einklang zu geben, war der Freiherr von Stein. Napoleon hätte ihn vielleicht gewinnen können; aber er zog vor ihn zu bestrafen. Sein Plan war durch einen jener Zufälle entdeckt worden, denen die Polizei die meisten ihrer Großthaten verdankt, wenn aber einmal die Verschwörungen auf die Interessen, die Leidenschaften und sogar auf die Gewissen gegründet sind, so läßt sich der Faden derselben nicht auffinden; jeder versteht den andern ohne Mittheilung, oder es ist vielmehr alles Mittheilung; eine allgemeine und gleichzeitige Sympathie findet statt. Dieser Brennpunkt zündete in immer größeren Entfernungen, griff die Macht Napoleons in der öffentlichen Meinung von ganz Deutschland an, und bedrohte, bis nach Italien hinwirkend, seine ganze Existenz. Schon hatte es sich gezeigt, daß, im Fall die Umstände für uns ungünstig werden sollten, es nicht an Menschen fehlen würde dieselben zu benutzen."

Sehr richtig würdigt der französische Geschichtsschreiber die Kraft jenes so denkwürdigen Bundes, der zuerst wieder nach Jahrhunderten von trübseliger Spaltung Deutsche zu einem gemeinsamen volksthümlichen Zwecke zusammenschloß; nur darin irrt er, wenn er von dem Stifter des Bundes oder seinen Gefährten meint, es hätte sie irgend ein Machthaber durch seine goldenen Fesseln für sich gewinnen können; er irrt, wenn er seine große Bedeutung in der Rachsucht und in der Schwärmerei sucht, welche der deutschen Gesinnung fremd sind. Dem Spanier mögen jene dunkeln Rachegötter die blutigen Waffen in die Hand geben, den deutschen Arm stärkt, seit Hermann die kühnen Weltbesieger für immer aus seinen Gauen vertrieb, der edle Drang nach Freiheit, zu welcher die Tugend begeistert. Diese unbesiegbare Macht der Sittlichkeit haben die Deutschen vor allen Völkern voraus, darum werden sie auch ihr Ziel, eine auf Vernunft

begründete, und darum unvergängliche Freiheit vielleicht später als andere Völker, aber dafür um desto dauernder erreichen.

Nur sehr kurze Zeit währte die segensreiche Verwaltung Steins für das neu sich gestaltende Land. Ein von ihm an den Fürsten zu Sayn und Wittgenstein geschriebener vertraulicher Brief sprach etwas unbedacht das Bestehen von Verbindungen in Hessen und Westphalen und Wünsche für Reactionen gegen die Franzosen in Preußen aus. Der Brief wurde von den Feinden aufgefangen. Bald zeigten sich die Folgen. Von allen Seiten her machte sich der Unwille der französischen Partei gegen den Minister Luft, und er hielt es daher bei der damaligen Lage Preußens Frankreich gegenüber
für nothwendig, seine Entlassung einzureichen. Allein so wenig ahnte 1808 26.
er, welche Wichtigkeit man seinen Aeußerungen beilegen würde, daß Nov.
er nach seinem Austritt aus dem Dienste unbefangen nach Berlin reiste. Dort las er in dem Moniteur seinen mit den bittersten Anmerkungen versehenen Brief, und das von Napoleon aus Madrid datirte Decret, welches „le nommé Stein" als einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes, seine Güter für confiscirt und ihn selbst für vogelfrei erklärte. Nun blieb ihm nichts anders übrig als die Flucht; er entkam, da begreiflicher Weise die preußischen Behörden sich nicht eben beeilten dem Ansuchen der Franzosen Folge zu leisten, glücklich in das östreichische Gebiet. Noch ehe er schied, legte er durch sein bekanntes Sendschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde dem König und seinen Dienern die Ausführung seiner für das Wohl des preußischen Volkes gefaßten Pläne an das Herz. Auch einen geeigneten Mann dazu empfahl er in dem Grafen von Dohna-Schlobit-
ten, dem die Verwaltung des Innern auf seinen Vorschlag übertragen 1808 25.
wurde; ihm lag es ob, die von Stein entworfenen oder beabsichtigten Nov.
Reformen durchzuführen.

Von großer Wichtigkeit war die vier Wochen nach seiner Entlassung bekannt gemachte Verordnung Steins über die verbesserte Einrichtung der Provinzial-Polizei und Finanzbehörden. „Die bisherige Polizei und Finanzverwaltung in den Provinzen" sagt er hierin, „hat den Zweck nicht erreicht, welcher ihr zum Grunde lag. Die einzelnen Zweige derselben waren unter mehrere nebeneinander gesetzte Behörden vertheilt, wodurch Einheit und Uebereinstimmung behindert, und der Geschäftsgang schleppend wurde. — Sämmtliche

Verwaltungsbehörden befanden sich in einer zu entfernten Verbindung mit der Nation selbst. Indem wir uns damit beschäftigen die Wunden zu heilen, welche der Krieg dem Staate und dem Wohlstande unserer treuen Unterthanen geschlagen hat, haben wir beschlossen in den Kriegs- und Domainenkammern, rücksichts der ihrem Wirkungskreise anvertrauten Districte, den Vereinigungspunkt der ganzen innern Staatsverwaltung in Bezug auf Polizei-, Finanz- und Landeshoheitsangelegenheiten zu bilden, weshalb sie auch von jetzt ab den Namen **Regierungen** führen, und unter diesem Ausdruck in dieser Verordnung verstanden werden sollen, denselben zugleich eine Verfassung zu geben, nach welcher sie die verschiedenen Zweige der innern Administration mit voller Theilnahme umfassen, sie zwar im Einzelnen sämmtlich mit Sorgfalt beachten und pflegen, aber auch in steter Uebereinstimmung zum Wohle des Ganzen leiten, alles einseitige zeither stattgefundene Verwaltungsinteresse daraus entfernen, möglichst frei und selbstständig unter eigner Verantwortlichkeit in ihrem Wirkungskreise fortschreiten, nicht durch den todten Buchstaben des formalen Geschäftsganges allein, sondern auch durch Männer, welche sie aus dem praktischen Leben und der Nation selbst in ihrer Mitte haben, (es sollten landständische Repräsentanten an den Berathungen und den Beschlüssen der Regierung kräftigen Antheil haben), lebendiger auf und für dieselbe wirken können, und auf diese Weise mehr Einheit und Uebersicht in der Anordnung, mehr Schnelligkeit und Energie in der Ausführung erhalten, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt des Staats, des königlichen Hauses und unsrer treuen Unterthanen, als dem höchsten Ziel ihrer Thätigkeit."

Daß die Verwaltung ganz uneigennützig nur den Vortheil der Unterthanen im Auge behalten sollte, bekundete die beruhigende Erklärung: In Absicht der Civil-Prozesse entsagt Fiscus gänzlich seinem bisherigen privilegirten Gerichtsstand, und ist daher bei dem Gericht zu klagen, oder sich einzulassen verbunden, vor welches sie gehören würden, wenn sie blos zwischen Privatpersonen schwebten. — Dies findet ebenfalls bei den moralischen Personen statt, die mittelbar oder unmittelbar unter der Verwaltung der Regierung stehen.

Auf Sittlichkeit war die Macht des Herrschers, die Gewalt der Beamten, das Streben des ganzen Volks gegründet, auf Sittlichkeit, der Mutter der wahren Freiheit; daher vermochte denn auch der

geschmälerte und niedergebeugte Staat so ungeheure Lasten zu tragen. Der König sah sich genöthigt, ein drückendes Finanz-Edict zu 1810 27. geben, um den Forderungen, die Frankreich in seinem Uebermuthe Okt. willkürlich steigerte, zu genügen und dadurch schwererem Unheil zu entgehen.

An demselben Tage wurde Hardenberg zum Staatskanzler erhoben, und überhaupt eine Umgestaltung der obersten Staatsbehörden vorgenommen. Es war nöthig, die höchste ordnende und leitende Gewalt in die Hände eines einzigen patriotischen und erleuchteten Mannes zu legen, um die Pläne zur Wiedergeburt Preußens ohne Aufsehen in der Stille zur Reife zu bringen; denn mit argwöhnischem Auge wachten die Diener und Anhänger des gewaltigen Zwingherrn, und leicht hätte man durch freie gemeinsame Erörterung, wie sie namentlich durch die beabsichtigte Einsetzung eines Staatsrathes veranlaßt worden wäre, viele segensreiche Schöpfungen in ihrem Keime erstickt.

Bald zeigte der neue Staatskanzler, daß er in dem edlen Sinne Steins fortzuwirken gesonnen sei. Das Edict über die Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer auf Grund einer allgemeinen Gewerbefreiheit versprach eine Vervielfachung aller betriebsamen Kräfte des Volkes, eine unendliche Erhöhung des Nationalreichthums. 1810 21. Nbr. Fast noch durchgreifender und bedeutsamer war das auf die Schöpfungen Steins gegründete agrarische Gesetz. 1811 14. Spt. Es verlieh den Inhabern erblicher Bauerhöfe und Besitzungen, so wie allen, welchen diese von den Gutsherrn auf gewisse Zeit gegen Abgaben, Pächte und Dienste überlassen waren, es mochten nun die Besitzungen zu geistlichen-, Domainen-, Kämmerei-, oder Privatgütern gehören, das vollkommene Eigenthum, unter der Bedingung, daß erstere dem Gutsherrn den dritten Theil, letztere die Hälfte ihrer Ländereien dafür abtraten, oder sich auf Kapitalvergütigung oder Rentenversicherung, Naturalien oder Geld einigten. Beide Theile fanden sich durch dieses wichtige Gesetz befriedigt. Der Bauer überzeugte sich bald, daß ihm das, was er aufgegeben hatte, reichlich durch die jetzt gestattete freie Arbeit ersetzt würde, der Gutsherr seinerseits, daß er für das Aufgeben der Frohndienste, die geringen Vortheil brachten, reiche Entschädigung erhielt.

Wir verlassen hier die Civilgesetzgebung, deren Hauptpunkte wir

mit wenigen Zügen dargestellt haben, und wenden uns zu der andern großen Seite der zeitgemäßen Verbesserungen, zu der erneuerten und umgestalteten Heerverfassung. Hier tritt uns neben vielen andern hochverdienten Männern vor allen Scharnhorst entgegen, welcher den großen Umbildnern des preußischen Staats, Stein und Hardenberg, an die Seite gestellt zu werden verdient. Nur 42,000 Mann durfte Preußen nach den Bestimmungen des tilsiter Friedens halten, auch hätte der erschöpfte Staat keine größere Last ertragen können. Bald nach dem Friedensabschluß bildete der König eine Reorganisationscommission unter dem Vorsitze seines Bruders des Prinzen Wilhelm; Scharnhorst stand ihm zur Seite, und unter diesem trugen Gneisenau, Grollmann, Boyen, Namen, die der Preuße mit Achtung ausspricht, zur Ausführung des wichtigen Werkes bei.
1808 Es begann mit der Proclamation der neuen Kriegsartikel, welche die
3. Aug. Ehre als ein nothwendiges Eigenthum eines jeden Soldaten erklärten. Jedem Gebildeten und Kriegstüchtigen wurde die Laufbahn der Ehre frei eröffnet, das Talent hervorgezogen, und was hauptsächlich
1809 die Veredlung des Heeres hervorrief, die Werbung im Auslande auf-
8. Spt. gehoben, das Heer zu einem wahrhaften Volksheere gemacht. Auch die ehemalige Oekonomie, welche so viele Sitten verderbende Mißbräuche erzeugt hatte, schaffte man ab, und ersetzte sie auf zweckmäßige Weise. Bei diesen neuen Grundsätzen konnte die bisherige knechtische Behandlung des Kriegers durch beschimpfende körperliche Züchtigung nicht bestehen; nur in Ausnahmefällen blieb sie noch gestattet. Zu gleicher Zeit wurden, um auch positiv zur Erhöhung der sittlichen Kraft einzuwirken, Militairlehranstalten errichtet. Auf diese Weise erhielt das preußische Heer einen höhern Standpunkt in den Augen des Volks; nicht mehr erschien es wie früher als ein Sammelplatz alles Auswurfs, sondern auch der Gebildete scheute sich nicht in den Reihen der gemeinen Krieger zu stehen, um sich die nöthige Erfahrung zu den höheren Stufen des Dienstes zu erwerben. Scharnhorst's weiser Plan war, trotz der durch Vertrag und Noth beschränkten Zahl des Heeres, nach und nach die ganze Jugend durch Uebung in den Waffen kriegsfähig zu machen. Jede Truppenabtheilung hatte ihre Depots, wo fortwährend neue Rekruten statt der ausgebildeten, die man entlassen hatte, eingereicht wurden. So gelang es trotz des spähenden Blickes der Unterdrücker binnen drei Jahren eine Heeres-

macht von 120 bis 150,000 Mann auszubilden. Da aber Mannschaft nicht allein hinreicht, sondern auch Waffen, Kleidung und Heergeräth zum Kampfe erforderlich sind, so kaufte man Gewehre in Oestreich auf, fertigte neue im Lande, goß die alten metallenen Kanonen der geretteten Festungen zu Feldstücken um, und ersetzte dieses bis auf bessere Zeiten durch eiserne Geschütze. Nicht ganz entging den französischen Militairs die kriegerische Richtung, welche sich im preußischen Volke verbreitete; doch die Gewissenhaftigkeit, mit der Friedrich Wilhelm III. die Verträge erfüllte, seine so viele Jahre hindurch bewiesene Liebe zum Frieden, besonders aber der zeitig zwischen Frankreich und Rußland ausbrechende Zwiespalt verhinderte Napoleon irgend eine durchgreifende Maßregel gegen Preußens Militairverfassung zu nehmen. Außerdem erschien das, was bisher zur Kriegsrüstung Preußens geschehen war, au und für sich allerdings nur unbedeutend gegen die ungeheuren Mittel, welche der Beherrscher des Continents ins Feld stellen konnte, das Wesentlichste, was die neuen Civil- und Militaireinrichtungen hervorriefen, lag in der durch sie erzeugten Gesinnung, dem freien kriegerischen Geiste, der sich so schnell durch das ganze Volk ergoß, und so jeden Einzelnen zum Kämpfer für das Vaterland vorbereitete. Dieses geistige Prinzip aber erkannte Napoleon, obwohl er der Erbe einer Revolution war, die durch moralische Kraft ihre ersten Siege über das physische Uebergewicht erfochten hatte, dessenungeachtet nicht; er suchte die Mittel zum Erfolge nur noch in der Masse, der kunstvollen Führung derselben, und höchstens in jener kriegerischen Ehre, welche den steten Siegern keine Wahl mehr für die Zukunft als Sieg oder ehrenvollen Untergang ließ. Daß die große Nation, die er beherrschte, ihn selbst nur durch die Begeisterung für eine, der Sinnenwelt nicht angehörige Idee, für die Freiheit, auf die schwindelnde Höhe seiner Macht gehoben hatte, das hatte er längst schon in dem Rausche seiner Siege vergessen.

Wie Friedrich Wilhelm III. seine segensreiche Regierung mit der Sorge für die geistige Entwickelung und Erhebung seines Volkes begonnen hatte, so fuhr er selbst unter der Last des äußern schweren Druckes in dieser wohlthätigen Richtung fort. Halle, die berühmte Universität, welche ihr Entstehen dem muthigen Kampf um Freiheit des Geistes verdankte, war mit den andern schweren Einbußen in die Hände des Feindes übergegangen. Zum Ersatz dafür machte der

König mit weisem Sinn Berlin zum Sitz der vornehmsten preußi-
1810 schen Hochschule, und rüstete sie mit allem aus, was den wissenschaft-
15. Okt. lichen Sinn erwecken und fördern konnte. Hier lehrte Wolff das durch Kunst- und Vaterlandsliebe große Alterthum kennen, hier schärfte Schleiermacher den Blick zur Erkenntniß des reinen offenbarten Christenthums; von hier aus durchdrangen begeisternd die weisen Worte Fichte's das Gemüth der Jugend, und erfüllten es mit Wissensdrang und Liebe zur Freiheit. Die Universität Frankfurt dagegen, welche schon lange kränkelte, und nun durch die Nähe der frisch aufblühenden Nachbaranstalt noch mehr herabgedrückt wurde, vereinigte man mit der in Breslau schon bestehenden katholisch-theologischen
1811 Fakultät zu einer neuen großen Lehranstalt. Um jedoch auch hier,
19. Okt. wie überall die noch drückenden Fesseln zu lösen, wurde der Besuch aller bisher noch verbotenen Universitäten freigegeben.

Alle diese Segnungen für sein Volk rief der treue Pfleger zu einer Zeit hervor, wo sein durch den unersetzlichen Verlust der tugendhaftesten und liebevollsten Gattin tief gebeugtes Herz von dem schmerzlichen Gedanken gequält wurde, daß auch der letzte Hoffnungsstrahl der Befreiung von dem fremden Joche geschwunden sei. Immer bedenklicher wurden die Uebergriffe Napoleons in die Rechte besiegter oder als Bundesgenossen im römischen Sinne ihm unterworfener
1809 Völker. Wenige Tage vor der Schlacht von Aspern hatte er das
17. Mai Gebiet des Kirchenstaates zu einem Bestandtheile des italischen, Rom zur zweiten Stadt des ganzen Kaiserreiches erklärt, und hierauf den ehrwürdigen Papst Pius VII. trotz aller Bannflüche nach Savona in
9. die Verbannung geschleppt. Auch Holland verlor den letzten Schein
Aug. seiner Selbstständigkeit. Als der König Ludwig, im Gefühl seiner hohen Pflicht die Interessen seiner Unterthanen, für die eine freiere Bewegung im Handel, eine friedliche Stellung gegen England nothwendig war, wider den despotischen Willen seines Bruders vertreten wollte, da verletzte auch ihn der zügellose Ehrgeiz desselben. Er entsagte der Krone und suchte einen Zufluchtsort in Oestreich; sein Reich
1810 ward mit Frankreich vereinigt. Aehnliche unrechtmäßige Erwerbun-
9. Juli gen folgten in großer Zahl, aber alle Erwartung überstieg die Anmaßung des Kaisers durch das berüchtigte Decret vom 10ten December 1810 an seinen unterwürfigen Senat, der schamlos genug die Mäßigung seines Herrn ruhmredig erhob, jenes Decret, welches ver-

kündete, daß die brittische Seedespotie eine veränderte Ordnung der Dinge, und neue Garantien nothwendig mache. Diese könnten nur in der Vereinigung der Ems-, Weser- und Elbmündungen mit dem großen Reiche, welchem bereits die der Schelde, der Maas und des Rheins angehörten, bestehen. Eine innere Schifffahrt müsse diese Länder verbinden, und die Herrschaft Frankreichs sich bis an das Ufer der Ostsee ausdehnen, damit der Schleichhandel der Engländer bis auf den Grund ausgerottet würde.

Wie frevelhaft auch Napoleon durch dieses Machtgebot in die hei-
ligsten Rechte souverainer Staaten eingriff, so konnte doch von allen
europäischen Mächten nur Rußland es wagen, durch eine entschie-
dene Protestation sich einem Bruche mit Frankreich auszusetzen. In
einem Ukas erklärte sich Kaiser Alexander nachdrücklich gegen die er- 1810
wähnten neuen gewaltsamen Eingriffe, gegen das Fortbestehen des 31. Dec.
Continentalsystems, und besonders auch gegen die Beraubung des ihm
verwandten Herzogs von Oldenburg. Auch Schweden, wo nach der 1809
Absetzung des Königs Gustav IV. der Nachfolger desselben Karl XIII. 13. Mrz.
den Fürsten von Ponte-Corvo zum Kronprinzen ernannt, und in die-
sem einen Gegner Napoleons gefunden hatte, fügte sich nicht mehr
dem Gebote des hochmüthigen Herrschers. Dem Kaiser Alexander,
den die Bewunderung des gewaltigen Genius seines Bundesge-
nossen bisher gegen die Interessen Europas, ja seiner eignen politi-
schen Stellung gefesselt hatte, fiel nun der Schleier von den Augen,
und klar wurde es ihm, daß der verschlagene Sieger ihn nur benutzt
habe, um einen Schritt weiter zur Weltherrschaft zu thun. Von dem
Augenblick an rüstete der Kaiser von Rußland unter manchen schein-
baren Vorwänden.

In einer sehr schwierigen Lage befand sich Preußen. Wer konnte den König nach allen bisher geschehenen Gewaltschritten Napoleons vor der gänzlichen politischen Vernichtung sicher stellen? Und doch, wo waren die Mittel um den Mächtigen in seinen Plänen zu beschränken? Nur die äußerste Umsicht, welche zu gleicher Zeit den Argwohn des Feindes beschwichtigte, und auch mit Eifer alle noch gestatteten Mittel der Vertheidigung vervielfältigte, konnte den Staat unversehrt aus diesem gefährlichen Verhältnisse reißen. Hier bewährte der Staatskanzler sein großes Verdienst. Sein gefälliges gewinnendes Wesen beschwichtigte jeden aufkeimenden Argwohn, beseitigte

manchen dem Staate zugedachten kränkenden Eingriff. Dessenungeachtet versäumte er keine Gelegenheit, wo er seinem Könige Hilfe im Falle der Noth gegen den Uebermuth der Gewalt bereiten konnte. Vor allem mußte man auf Rußland den Blick werfen. Scharnhorst ging nach Petersburg, und unterhandelte mit Alexander, jedoch blieb seine Anwesenheit daselbst ein solches Geheimniß, daß nicht einmal die nächsten Umgebungen des Kaisers darum wußten. Ein Ukas, welcher die Aushebung von 100,000 Rekruten anbefahl, war die unmittelbare Folge dieser Zusammenkunft. Auch auf Englands Beistand gegen jegliche Gewaltthat konnte man sicher rechnen. Das Kabinet von St. James war unparteiisch und weise genug dem Könige sein gezwungenes Beharren bei dem Continentalsystem nicht zum Verbrechen zu machen; ja man ließ es nicht an Aufmunterung zum Widerstande, und an Versprechen wirksamer Hilfe fehlen.

Preußen rüstete, und konnte dies Verfahren durch Napoleons eignen Vorwand zur Verstärkung Danzigs, nämlich, daß eine englische Flotte mit Landungstruppen in die Ostsee einlaufen wolle, recht gut entschuldigen, doch trieben manche Befehlshaber, namentlich Blücher in Pommern, das Bewaffnungswerk etwas zu offen, und veranlaßten dadurch Napoleon zur dringenden Forderung, dergleichen beunruhigende Bewegungen einzustellen. Preußen mußte sich der entschiedenen Mahnung fügen; noch war der Zeitpunkt, mit dem Unterdrücker zu brechen, nicht gekommen, und obgleich der Unterhalt der Oderfestungen monatlich 25,000 Thaler dem Vertrage gemäß kostete, und noch unendlich mehr durch Willkür erpreßt wurde, der Commandant von Glogau die Stadt in Belagerungszustand erklärte, preußische Beamte eigenmächtig absetzte, und die Auslieferung aller mit preußischen Posten bestellten Briefe verlangte, ja der General Rapp in Danzig französischen Caperschiffen die Erlaubniß zur Wegnahme preußischer Kauffahrer gab, und überhaupt gegen preußische Unterthanen die gröbsten Gewaltthätigkeiten bei den Haussuchungen nach englischen Waaren gestattete: so beschwichtigte der König dennoch die Feinde durch Maßregeln wie die Entlassung Blüchers vom Oberkommando in Pommern, und beharrte mit weiser Mäßigung in der ihm bis jetzt noch bewilligten strengen Neutralität. Allein auch diese sollte der hart geprüfte Monarch jetzt aufgeben. Nach vielen fruchtlosen Verhandlungen, die zuletzt immer bittrere Noten zwischen

den Kabinetten der beiden Kaiser hatten wechseln lassen, war endlich der Krieg unvermeidlich geworden. Von beiden Seiten wurden alle Kräfte zur Entscheidung des furchtbaren Kampfes aufgeboten. Gegen das Ende des Jahres 1811 zogen starke französische Heeresabtheilungen durch die angrenzenden Länder Preußens und durch dessen eignes, vermöge der Militairstraßen ihnen geöffnetes Gebiet.

Alles durfte Friedrich Wilhelm III. von dem Uebermächtigen, der kein Mittel für seine Zwecke scheute, erwarten; seine eigne Person glaubte er, und gewiß nicht mit Unrecht gefährdet; auch konnte Napoleon einen zwar gedemüthigten aber immer noch kriegsfähigen Feind, dessen neue zweckmäßige Einrichtungen einen für den Usurpator gefährlichen Geist im Volke angeregt hatten, nicht unter dem Scheine der Neutralität in seinem Rücken lassen. Was sein anfänglicher Plan gewesen, läßt sich wohl nicht ermitteln, gewiß schloß er Gewaltsames in sich, aber Preußens kluge Staatslenker wendeten den drohenden Streich ab. Scharnhorst selbst, der tiefe verschlossene Politiker rieth, was einzig und allein retten konnte, zu einem Bündniß mit dem mächtigen Herrscher, der dasselbe anfangs, ein Beweis, daß er auf Vernichtung Preußens sann, ablehnte, später aber unter Verheißung eines Zuwachses an Land in dem feindlichen Gebiete, willig annahm. 20,000 1812
Mann sollte Preußen stellen; Oestreich schloß einen ähnlichen Ver- 24. Fbr.
trag mit dem Versprechen eines Hilfscorps von 30,000 Mann. 14. März

Unterdessen hatte ein französisches Heer durch die Wegnahme von schwedisch Pommern den Krieg gegen Schweden, welches sich weigerte, mit Dänemark und Warschau vereint einen nordischen Bund gegen Rußland zu bilden, eröffnet. Da leitete eine Zusammenkunft des Kaisers mit dem Kronprinzen von Schweden zu Abo ein geheimes Bündniß zwischen beiden Mächten ein, dem sich bald darauf 18. Juli
England, ja Spanien durch seine Cortes anschlossen. 8. Juli

Von den 575,000 Streitern, die gegen die russischen Gränzen anrückten, stellte der Rheinbund allein 100,000, freilich wohl nur dem Zwange gehorchend, wie alle Hilfsvölker, die Italiener, Illyrier, Holländer, Dänen, Schweizer, Portugiesen und Spanier, ausgenommen vielleicht die Polen, welche allein mit 60,000 Mann das große Heer verstärkten und einzig und allein von allen für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpften oder vielmehr zu kämpfen wähnten. 1200 Kanonen bildeten das ungeheure Feldgeschütz, und in dem Gefolge des

Heeres, wie es an Kriegserfahrung und Bewaffnung in solcher Zahl noch nie die Welt erblickt hatte, führte der kühne, stets das Ziel- und Maßlose wagende Kriegsmeister ein neues seltsames Fuhrwesen mit sich, nicht nur mit allen Kriegsgeräthschaften beladen, sondern, als gelte es eine zweite Völkerwanderung zu beginnen, mit Handwerkern und Handwerkszeugen aller Art, mit Viehheerden, Sämereien, Mühlen, Feuerspritzen, ja Tafelglas, um in den nordischen Steppen Wohnungen zu bauen und blühende Felder erstehen zu lassen. Die Staaten, durch deren Gebiet diese zahllosen Scharen wanderten, mußten für ihre Fortschaffung und ihren Unterhalt sorgen, was mußte also nicht Preußen mit seinen immer noch ausgedehnten Grenzen leiden?

Kaum kann man es begreifen, wie das von Anstrengungen aller Art erschöpfte Land noch diese neue Lasten tragen konnte. Zum Unterhalt der 60,000 Mann des von dem Herzog von Abrantes befehligten Heeres wurden alle vierzehn Tage 400,000 Thaler erfordert, für das des Prinzen von Eckmühl, welches in Preußen kantonirte, täglich 27,000 Thaler. Hierzu kamen noch die gewaltsamen Requisitionen. Bis zum September 1812 hatte man 77,920 Pferde, 13,304 Wagen und 22,772 Stück Rindvieh aus dem Lande auf diese Weise weggeführt, und doch hatte Preußen mit der größten Gewissenhaftigkeit im Laufe des Jahres 1812 seine ganze schwere Kriegssteuer abgezahlt, ja von nun an neue Verpflichtungen für den Sieger übernommen, wofür es billige Schonung hätte erwarten dürfen. Aber so wenig Rücksicht nahm Napoleon in der leidenschaftlichen Verfolgung seines ungeheuren Planes auf alle diese Opfer, daß gegen das Ende des Jahres der König für sein Land schon 94 Millionen Franken an Mehrlieferungen zu fordern hatte.

Bevor Napoleon zum großen Heere reiste, empfing er in Dresden den Besuch der Monarchen von Oestreich und Preußen, und genoß die Huldigungen von allen Fürsten, die er theils geschaffen, theils erhöht hatte. Friedrich Wilhelm III. hatte gehofft, Erleichterungen für sein Volk auszuwirken; aber obgleich der Kaiser sich sehr freundlich erwies, ja seinem neuen Bundesgenossen die deutschen Ostseeprovinzen des russischen Reiches versprochen haben soll, so war von Milderung der Lasten für den Augenblick nicht die Rede. Von Dresden begab sich der König nach Teplitz und von da nach dem von französischen Truppen unberührten Theile Schlesiens; Napoleon

1812 Mai

ging über Glogau, Thorn, Marienwerder und Danzig nach Königsberg. Das preußische Hilfscorps war dem Prinzen von Tarent, 12. Juni
Marschall Macdonald, zugetheilt, und dazu bestimmt, sich der russischen Ostseeprovinzen zu bemächtigen.

Noch befand sich der russische Gesandte, der Fürst Kurakin in Paris. Mehrmals zwar hatte er schon seine Pässe verlangt, doch erst von Thorn aus wurden sie ihm zugesendet mit dem Bescheide, 12. Juni
daß die Forderung derselben einer Kriegserklärung gleich gelte. Ehe Napoleon selbst noch die seinige feierlich aussprach, berief er einen allgemeinen Reichstag der polnischen Nation nach Warschau. Die Abgeordneten desselben erklärten sich unverzüglich als Generalconföderation von Polen und sprachen die Wiederherstellung des Königreichs Polen aus; einige Tage vorher hatte Napoleon die Eröffnung 28. Juni
des zweiten polnischen Krieges verkündet und war über den 2. Juni
Niemen gegangen.

Etwas verbesserte sich das Schicksal des hartgedrückten Landes, als die große Armee die russische Grenze überschritten hatte; allein noch waren nicht alle Leiden vorüber, immer noch folgten endlose Züge von Fuhrcolonnen und Reservetruppen, deren Unterhalt und Fortschaffung den preußischen Unterthanen, namentlich so lange die Erndtezeit dauerte, unerhörten Schaden zufügte.

Von dem Augenblick an, wo das französische Heer seine Grenzen verließ, harrte Friedrich Wilhelm III. mit gespannter Erwartung auf Botschaft von dem so verwegen unternommenen Kampfe gegen ein durch unermeßliche Hilfsquellen und was noch bedenklicher war, durch endlose Steppen vertheidigtes Reich, das bisher nur Tatarenhorden überschwemmt, kein Eroberer planmäßig hatte besiegen können. Da er einsah, daß in diesem Augenblick mehr als jemals Selbstbeherrschung zur Pflicht wurde, schärfte er seine Mahnungen an die Behörden, der Volksstimmung keinen Ausbruch zu gestatten, und unter allen Umständen die Herrschaft über die Gemüther zu behaupten. Er selbst, um jeder Deutung zu entgehen, zog sich in das Innerste seiner Familie zurück, und wartete hier in ruhiger, würdiger Haltung auf die Entwickelung des blutigen Dramas. Zwar immer noch schien das Glück an die Waffen des Eroberers gefesselt. Die Siegesbot- 18. Aug.
schaften von Smolensk und Borodino und von dem Einzuge in die 7. Spt.
alte Hauptstadt der Czaren schienen jede Hoffnung niederzuschlagen, 14. Spt.

aber dem aufmerksamern Blicke entgingen damals schon nicht einzelne Anzeichen einer Wendung des Geschicks. Die großen Verluste, mit welchen jene Siege erkauft waren, das Heranrücken der russischen Truppen, die nach dem Frieden von Bukarest nun sich gegen den
22. Juli bedrohten Norden wenden konnten; der Sieg Wellingtons über Marmont bei Salamanca und sein Einzug in Spaniens Hauptstadt, die entschiedenen Zeichen der Abspannung, ja der Unzufriedenheit in Frankreich selbst, vor allen aber der unerwartete weltumstürzende Brand Moskaus ermuthigten das Herz aller Unterdrückten, und feuerten zu verdoppelten Anstrengungen für den bevorstehenden Freiheitskampf an. Der ewig denkwürdige furchtbare Rückzug, wo Gottes Hand das gewaltige Heer vernichtete, begann. Schrecklicher als man geglaubt hatte, brach das rächende Geschick herein. Mit Entsetzen sah man die unglücklichen Reste des so siegestrunken ausgezogenen Heeres, voll Mitleiden, obgleich es die übermüthigen Feinde waren, deren schwere Hand Freiheit und Gut zerstört hatte, wie sie nun als elende Jammergestalten, abgezehrt, verstümmelt, halb bedeckt in Schaaren und einzeln durch die noch kurz zuvor beherrschten Länder flohen. Da erscholl die Kunde von einem Waffenstillstande, welchen General York, der Anführer des preußischen Hilfscorps, mit dem Wittgensteinschen Heere abgeschlossen hatte, wodurch der von ihm besetzte Landstrich zwischen Memel und Tilsit für neutral erklärt, den Russen jedoch der Durchzug durch denselben gestattet werden sollte.

Bald darauf verließ auf Yorks Befehl auch der General Massenbach mit der Kavalerie den Marschall Macdonald, und schloß sich
30. Dec. dem Yorkschen Corps an. Yorks Capitulation auf der Poscherunschen Mühle war ein bedeutungsvoller Schritt, das Zeichen zum Abfall für die Verbündeten Frankreichs, zur Wiedereroberung der so lange zu Boden getretenen Freiheit. Zwar mußte Friedrich Wilhelm III., denn noch waren seine Länder von französischen Truppen bedeckt, seinen Feldherrn, den später so ruhmvollen Mitkämpfer in dem großen Freiheitskriege, einen der ausgezeichnetesten Generale der preußischen Armee, vor ein Kriegsgericht fordern, und dem Generallieutenant von Kleist den Oberbefehl übertragen. Noch war der Verlust der Franzosen nicht ganz bekannt, und was man auch thun wollte, immer die größte Vorsicht nöthig. Daß der König schon vor dem Einbruch der furchtbaren Katastrophe auf mögliche Wechselfälle

gedacht, und auch wohl dies in den Instructionen für seinen General angedeutet hatte, beweist jener bekannte Brief Yorks an den vertrauten Freund des Königs, den General Köckritz, in welchem er sich bereit erklärte, für den König sein Blut auf dem Schlachtfelde wie auf dem Schafott zu verspritzen. Man mußte vor allem Zeit gewinnen. Deshalb schickte der König den General Fürsten von Hatzfeld nach Paris, versicherte dem Kaiser seine Anhänglichkeit, und bot ihm ein neues Hilfscorps von 20,000 Mann an. Denn welchen ungeheuren Verlust auch Napoleon erlitten hatte, so war doch nicht alles verloren, wenn seine Reserven den Niemen gegen den Andrang des ebenfalls sehr geschwächten Feindes vertheidigen konnten. Unter diesen Umständen war der Abfall des General York mit seinem Corps von Napoleons Sache eine entscheidende Begebenheit, durch ihn ward es möglich die nun geschwächten Franzosen über den Niemen zu treiben, und jene in der Kriegsgeschichte fast unerhörte Verfolgung bis an die Linie der Elbe zu wagen. Hierdurch wurde der König von Preußen von dem Druck des Feindes, von der quälenden Besorgniß für das Heil seiner Unterthanen befreit; er konnte sich für die heilige Sache des Kampfes gegen den Tyrannen Deutschlands erklären. Ohne Preußens heldenmüthigen Aufstand wären die Russen zu schwach zum Widerstand gegen den neugesammelten Feind gewesen. So hatte denn dieser Schritt Yorks eine Wichtigkeit für die Wendung des ganzen Krieges, die er selbst gewiß nie geahnt hatte.

1812 Dbr.

Das Volk der Preußen in seinem höchsten Glanze.

Der König schaute mit ruhigem, festem Blicke auf das vor seinem Auge sich jetzt lösende Gewirr der Politik. Im Anfange des folgenden Jahres ging er nach Breslau, wohin schon vor ihm seine Garden aufgebrochen waren. Um ihn versammelten sich alle die Männer, welche aus Haß gegen die Franzosenherrschaft bisher den Dienst des Staates gemieden hatten. Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, der aus Unmuth, daß sich Preußen nicht schon bei Beginn des russischen Krieges gegen Napoleon erklärt hatte, in eine freiwillige Verbannung gegangen war, fanden sich hier um den verehrten Fürsten zusammen, und bildeten einen zu kühnen und großartigen Beschlüssen geeigneten Rath. Von hier aus ergingen bald jene berühmten Aufforderungen

22. Jan.

an das preußische Volk, die durch ihre unermeßlichen Folgen mit Recht eine welthistorische Bedeutung erhalten haben.

Früher noch sprengte die Vaterlandsliebe in der Provinz Preußen, die zuerst von dem flüchtigen Feind geräumt wurde, die beschimpfende Fessel des fremden Machthabers. Hier erschien Stein voll des glühendsten Dranges Deutschland von seinem Joche zu befreien; er kam mit einer Vollmacht vom Kaiser Alexander, um von den Behörden und Ständen eine allgemeine Bewaffnung nach dem „von Sr. Majestät dem Könige von Preußen in dem Jahre 1808 genehmigten Plane" zu verlangen. Hier fand er Männer voll Muth und Festigkeit. Der Staatsminister Graf zu Dohna-Schlobitten, von dem General York und dem im russischen Heere dienenden Obersten von Clausewitz unterstützt, schlug den preußischen Ständen, mit Vorbehalt der königlichen Genehmigung, die Bildung einer Landwehr von 30,000 Mann und eines allgemeinen Landsturmes als Reserve vor. So stand schon eine Provinz wehrhaft genug da.

Aber die gewaltigsten Schläge gegen des Welteroberers Zwingherrschaft sollten von Breslau aus vom Könige selbst geführt werden. Der erste Aufruf an das Volk ertönte am 3ten Februar. Er entbot die gebildete, bis jetzt vom Kriegsdienst befreite Jugend zum freiwilligen Dienste zu Fuß und zu Roß. Es sollten bei den Infanteriebataillonen und den Cavallerieregimentern Jägerdetachements gebildet werden aus allen denen, die wohlhabend genug wären, um sich selbst zu kleiden und zu waffnen. Sie sollten auch im Dienste ihren sonstigen Verhältnissen gemäß behandelt und nur zum Felddienste als leichte Truppen gebraucht werden. Wer sich auszeichnete, dem ward Berücksichtigung für seine künftige Laufbahn im Staatsdienste versprochen; kein junger Mann von 17 bis 24 Jahren, der nicht im activen königlichen Dienste stand, sollte zu irgend einer Stelle oder Auszeichnung gelangen, wenn er nicht ein Jahr in den activen Truppen oder in den Jägerdetachements gedient hätte. Bald ward ausdrücklich die allgemeine Wehr zum Gesetz gemacht.

9. Fbr. Noch war in diesen königlichen Erlassen nicht ausgesprochen, gegen wen die furchtbaren Rüstungen gerichtet wären, doch jedes Preußen Herz kannte den Feind, und dürstete darnach die Schmach des Vaterlandes durch Sieg über den stolzen Gegner auszulöschen. Mancher alte Krieger schüttelte bedenklich das Haupt, daß man das Loos

der Schlachten jungen unerfahrnen, jeder Strapaze fremden, und nur von Freiheitstaumel ergriffenen, nicht an kriegerische Zucht gewöhnten Jünglingen anvertrauen sollte, ihm, dem vollendeten Meister gegenüber mit seinen krieggewohnten Schaaren. Allein auch diese waren furchtbar gelichtet, auch hier die Lücken mit junger Mannschaft gefüllt, die aber nur der Befehl des Herrschers in den Kampf trieb, nicht die Begeisterung für die Freiheit. Sie war es, welche jeden äußeren Mangel überreich ersetzte. Schaarenweis eilten Jünglinge aus allen Ständen herbei, Väter und Mütter gaben ihre letzten Kleinodien her, um den einzigen Sohn zum furchtbar ernsten Entscheidungskampf auszusenden. Männern von kühnem Geiste, wie der Major von Lützow, von Sarnowsky und von Petersdorf, wurde die Erlaubniß zur Bildung von Freicorps, gegeben; hier sollten vorzüglich Ausländer gewonnen werden, die auch zahlreich genug aus Deutschland herbeiströmten, denn alle begrüßten mit Begeisterung den Morgenstrahl der Freiheit, den Preußens Heldenmuth aus der Dunkelheit der Knechtschaft hervorrief. Ein allgemeines Zeichen für die Freiheitskämpfer ward die schwarze und weiße Nationalkokarde. 18. Fbr. 22. Mbr.

Es begann für Preußen eine herrliche Zeit voll Kraft und Vaterlandsliebe; alle Eigensucht schwieg in dem freier schlagenden Busen. Die waffenfähige Mannschaft stürzte jubelnd dem Siege oder dem Tode entgegen, jeder Bürger opferte gern das Letzte, was er besaß, ja die Frauen blieben in dem edlen Wetteifer nicht zurück; sie sorgten für die Bekleidung der Krieger, für die Pflege der Kranken und Verwundeten, kurz jedes besondere Interesse schwand vor dem allgemeinen schönen, der Befreiung des Vaterlandes. Es wiederholte sich mit edleren sittlicheren Folgen die Begeisterung, welche Frankreich im Jahre 1792 gerettet hatte. Wenn man durchaus Recht hatte, bei dem großen Befreiungswerk die sicherste Hoffnung auf den eignen Arm zu setzen, so war es nicht minder klug sich dem stärksten Gegner Napoleons aus dem Osten, dem Kaiser von Rußland anzuschließen. Unverzüglich nach dem königlichen Erlaß an die Jugend des Landes begannen die Unterhandlungen; sie führten zu der Offensiv- und Defensiv-Allianz von Kalisch, deren Hauptbedingungen den König von Preußen zur Entsagung des Continental-Systems und zur Kriegserklärung an Frankreich, den Kaiser aber seinerseits verpflichteten, nicht eher Frieden zu schließen, bis Preußen an Länderum- 28. Fbr.

fang, Volkszahl und Einkünften, wieder seinen Standpunkt von 1806 erreicht haben würde. Oestreich und England wollte man zum Beitritt einladen, Deutschland befreien und den Rheinbund auflösen.

4. März Einige Tage nachher ward Berlin von dem Vicekönig von Italien geräumt. Schon seit dem 20sten Februar hatten Kosakenabtheilungen unter dem General Czernischeff die Oder überschritten; bald nach der Besetzung Berlins hielt der russische Obergeneral dieser Heeresabtheilung Graf von Wittgenstein seinen festlichen Einzug in die Stadt. Hier war alles in der freudigsten Aufregung; ungeduldig hatte man sich schon längst nach dem Augenblicke der Befreiung gesehnt, diese Stimmung brach laut genug bei der Annäherung der Kosaken und ihrem ersten tollkühnen Eindringen in Berlin hervor, doch ruhigere Ueberlegung lehrte die Ungeduld, welche nur traurige Folgen für die Stadt ohne wesentlichen Vortheil für das Ganze hätte hervorrufen können, zügeln, auch waren vom Könige deshalb ernste Weisungen gegeben worden. Langsam zogen sich die Franzosen gegen die Elbe zurück, doch blieben die Festungen des Landes, selbst das der Hauptstadt benachbarte Spandau in ihren Händen.

Mit dem Bündnisse mit Rußland verdoppelte sich die kriegerische Thätigkeit des Volkes. Der König setzte den General York mit eh-
11. März renvoller Anerkennung seines wichtigen Dienstes in seinem Oberbefehl, den er noch durch die Abtheilung des General-Majors von Bülow erweiterte, wieder ein; einen Tag vorher hatte er zur Anerkennung der Tapferkeit auf dem Schlachtfelde den schönen Orden des eisernen Kreuzes gestiftet.

17. März Allein mächtiger als Lohn- und Ordensverheißungen entflammte die treuen Herzen der Unterthanen des Königs unvergeßlicher Ruf an sein Volk, mit welchem er dem Kaiser der Franzosen den Krieg erklärte. „So wenig für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es der Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, der jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hochgeachtete Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward

gehemmt, und dadurch die Quelle des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten, und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigner Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulo-sigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sehen wir, daß des Kaisers Ver-träge mehr noch wie seine Siege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. — Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was ihr seit fast sieben Jahren geduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginneuden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friederich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsre Vorfahren blutig erkämpften: Gewissens-freiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unsrer mächtigen Verbündeten, der Russen; gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völ-ker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen, und haben den Sieg errungen; erinnert euch an die helden-müthigen Schweizer und Niederländer. — Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unsrer Bundesgenossen, werden unsern Anstrengun-gen siegreichen Lohn gewähren. Aber, welche Opfer auch von Ein-zelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsre Existenz, unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Unter-gang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen; weil ehrlos der Preuße und der Deusche nicht zu

leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Auch an die Krieger des Heeres wurde an demselben Tage ein Aufruf erlassen, der sie auf die kühnen Schaaren freiwilliger Jünglinge, auf die Familienväter, welche Weib und Kind dem Schutze Gottes und ihren patriotischen Mitbürgern überließen, hinwies und sie ermahnte, nicht hinter jenen zurück zu bleiben, welche nur allein das freie schöne Selbstbewußtsein, nicht wie sie auch die Pflicht in den Kampf triebe.

Das ganze preußische regelmäßige Heer belief sich gegen das Ende des Monat März auf 111,000 Mann, von denen jedoch nach Abzug der Kranken und der Besatzungsmannschaften nur 70,000 dem Feinde als Kämpfer entgegengestellt werden konnten.[1]) Davon betrug das Yorksche Corps, ein Kern von heldenmüthigen erprobten Kriegern, etwa 15,000; die Zahl der Landwehr war auf 150,000 angeschlagen.

24. Mai Der Einzug des Königs in seine Hauptstadt war ein erhebendes Jubelfest; zwar ward der schimmernde Glanz verschmäht, den man leider während der Zeit des Unglücks dem Landesbedrücker zu Ehren hatte prunken lassen müssen, aber die Herzen schlugen dem muthigen Führer seines Volkes entgegen. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit bildeten sich die aufgebotenen Schaaren; nicht lange währte es, so stellte das bis zur Vernichtung gedrückte Preußen mehr als 250,000 Krieger zum Kampf gegen den Weltbezwinger. Das stehende Heer, die ihm zugeordneten Freiwilligenschaaren, die durch den Aufruf des Königs gebildete Landwehr, alle wetteiferten in der edelsten Aufopferung für das Vaterland. Letztere, für welche selbst manche von den tapfersten Freiheitshelden mindere Vorliebe zeigten, weil sie glaubten, daß durch ihre Beförderung dem stehenden Heere Abbruch gethan würde, leistete bald die wichtigsten Dienste, und bewies durch ihre heldenmüthige Aufopferung, daß der Wahlspruch in ihrem Abzeichen, „mit Gott für König und Vaterland" auch mit flammenden Zügen in ihrem Herzen geschrieben stand. Ueberhaupt zeigte es sich, daß,

1) S. d. Feldzug von 1813 (Gneisenau, Klausewitz).

wenn das Vaterland in Gefahr schwebt, bei uns fast nicht minder schnell und leicht der Krieger sich bildet, als dies von den Söhnen des revolutionären Frankreich gerühmt wird.

An die Spitze der treuen und kühnen Truppen stellte man würdige Feldherren. Von den drei großen Abtheilungen führte eine der Generallieutenant von York, die andere der General von Bülow, eine dritte der General der Cavalerie von Blücher, den das Geschick dazu bestimmte in diesem Rachekriege der gekränkten Freiheit sich mit dem schönsten Lorbeerkranze die greise Stirne zu schmücken.

Noch nicht zufrieden mit der für Preußens damalige Verhältnisse ungeheuren Zahl von activen Kämpfern in dieser blutigen Entscheidung, begehrten König und Volk eine noch stärkere Gewährleistung der Freiheit durch die allgemeine Bewaffnung des ganzen Landes. Aus dieser Idee ging die Einrichtung des Landsturms hervor. Alles, was außer den im Heere dienenden Wehrmännern noch die 21. April
Waffen zu tragen vermochte, bis zum sechzigsten Jahre, ward zur Abwehr des Feindes von dem Heerde berufen. Diese Massen, in Berlin allein wurden 40,000 Mann aufgezeichnet, rüsteten sich, jeder nach seinem Vermögen, wenigstens mit einer Pike, und übte sich, so weit es der Beruf erlaubte, in der Führung der Waffen und in den kriegerischen Bewegungen. Nur ein Gedanke, alles für das Vaterland zu opfern, mußte sich nothwendig mit diesem allgemeinen Aufgebote verbinden. Uebrigens sollte aus diesem Landsturme die Landwehr vervollständigt werden, es ward durch ihn schon eine gute kriegerische Vorbereitung zu dem strengeren Felddienste des Heeres getroffen. Auch hat an vielen Orten dieses allgemeine Aufgebot manche Drohung leichter Truppen des Feindes erfolgreich zurückgewiesen, und namentlich beim Transport der Kriegsgefangenen, damit Feldtruppen gespart würden, wesentliche Dienste geleistet.

So groß alle diese Anstrengungen waren, so wurden sie doch von der Nothwendigkeit geboten, da Napoleon aus 350,000 Nationalgarden ein neues Heer geschaffen hatte. Mit überlegenen Massen eilte er gegen die Elbe heran, um diesen wichtigen Strom, an welchem er noch alle festen Plätze, Magdeburg, Wittenberg und Torgau besaß, als ein Bollwerk gegen die von allen Seiten herbeiströmenden Gegner zu vertheidigen; ja er konnte bei seiner Uebermacht leicht hoffen, seine Verluste an Terrain wieder einzubringen, da die jenseit des

Stromes liegenden Festungen Danzig, Thorn, Modlin, Zamosk, Stettin, Küstrin, Glogau und Spandau noch immer den belagernden oder bloquirenden Truppen widerstanden. Die ganze Macht, über welche die Verbündeten um diese Zeit verfügen konnten, belief sich von dem Ausfluß des Elbstroms aus Böhmen bis zur Mündung nur auf 100,000 Mann, und außerdem hatten sie keinen einzigen Punkt an demselben inne als das unbefestigte Dresden; denn die Brücken, welche bei Meißen, Mühlberg und Roslau geschlagen wurden, waren ganz ohne Deckung.

Das Gefecht bei Möckern, in welchem der Graf von Wittgenstein
5. April gegen den Vicekönig von Italien siegreich kämpfte, vermochte dessen ungeachtet die Ungleichheit der Kräfte beider kriegführenden Parteien noch nicht aufzuheben. 40,000 Franzosen wurden hier von 17,000 Verbündeten mit empfindlichem Verlust geschlagen; an dem glorreichen Tage hatten die preußischen Generale Y o r k, B ü l o w und B o r s t e l den ehrenvollsten Antheil. An mehreren Stellen gingen nun die Verbündeten über die Elbe, Blücher besetzte Sachsen, der König be-
24. April gab sich nach Dresden. Als Napoleon mit seinen neu herbeigezogenen Massen über die Saale gegen die Elbe hin vordrang, waren Wittgensteins und Blüchers Heeresabtheilungen mit der russischen Hauptarmee vereinigt, und dennoch hatten sie eine bedeutende Uebermacht gegen sich, da die ganze Summe ihrer Streiter sich nur auf 85,000 belief, denen der Kaiser 120,000 Mann entgegenstellte; doch waren die preußischen und russischen Truppen eingeübte krieggewöhnte Soldaten, die französischen größtentheils Neuconscribirte.

Napoleon war auf dem Marsch nach Leipzig, um von da nach Dresden vorzudringen, und hierdurch einen großen entscheidenden Schlag zu führen. Wenn die Verbündeten nicht Sachsen ohne Schwertstreich räumen und sich wieder zur Deckung hinter die Elbe ziehen wollten, so mußten sie dem Kaiser, ehe er Leipzig erreichte, eine Schlacht liefern. Ein Rückzug ohne einmal den Kampf zu wagen würde auf Deutschland, welches mit gespannter Erwartung auf die kommenden Ergebnisse blickte, einen für die Verbündeten höchst nachtheiligen Eindruck gemacht haben. Deßhalb beschloß der General Wittgenstein,
28. April dem nach Kutusows Tode der Oberbefehl über die vereinigten Trup-
2. Mai pen gegeben war, mit Zustimmung der beiden anwesenden Monarchen, den Angriff auf das französische Heer bei G r o ß - G ö r s c h e n,

da der Kaiser, wahrscheinlich in dem Glauben, daß die Gegner die Offensive zu ergreifen niemals wagen würden, einen Kampf vermied.

Aber gerade hierauf hatten die Verbündeten ihre Hoffnung auf günstigen Erfolg bei ihrer geringeren Streitmacht gesetzt, und schon schien das Glück die Kühnheit krönen zu wollen, da eilte eine Verstärkung von 30,000 Mann unter der Anführung des Vicekönigs über Merseburg herbei, und sicherte so dem Feinde einen sehr zweideutigen Sieg. 15,000 Mann hatte Napoleon verloren, das preußisch-russische Heer nur 10,000, 8000 Preußen, 2000 Russen, doch viele hohe Offiziere, selbst Blücher und Scharnhorst waren unter den Verwundeten. Am folgenden Tage erwartete der Kaiser einen neuen Angriff, aber Wittgenstein fühlte sich zu schwach, und zog sich deshalb, da Leipzig schon am Tage dieser Schlacht von Groß-Görschen, oder wie sie die Franzosen nennen, von Lützen im Rücken der Verbündeten vom General Lauriston besetzt war, über die Elbe zurück. Auch der General von Bülow, welcher an dem Tage der Schlacht in einem siegreichen Gefechte Halle erstürmt hatte, ging ebenfalls wieder auf das rechte Ufer der Elbe, um Berlin gegen den Andrang des Feindes zu decken. Die beiden Monarchen wendeten sich nach Dresden, allein auch dieses mußten sie räumen; wenige Tage darauf zog Napoleon ein, und zwang auch den König von Sachsen wieder hierher zurück zu kehren. Dieser Umstand hatte manche 12. Mai
nachtheilige Folgen, denn obgleich der sächsische General Thielemann Torgau verließ und zu den Verbündeten übertrat, so ward doch die Festung selbst dadurch den Franzosen geöffnet, und die sächsischen Truppen so wie die des Rheinbundes schienen wieder enger als vorher mit ihnen verbunden. Die Ehre und der Vortheil der Verbündeten verlangten es, dem Kaiser jeden Fuß breit Landes streitig zu machen, denn viel kam es in diesem verhängnißvollen Augenblicke darauf an, Europa zu zeigen, daß man Mittel genug zum Widerstande besäße, und daß jene ehemalige Siegesgewalt Napoleons, mit welcher er durch einen Hauptschlag Reiche zertrümmerte, im Kampfe gegen die um ihre Freiheit streitenden Völker verschwunden wäre. So erwarteten denn die Preußen und Russen auf ihrer Souveraine Befehl den mit neuen Zuzügen verstärkten Feind in der durch die Schlacht von Hochkirch im siebenjährigen Kriege so berühmt gewordenen festen Stellung. Nach seiner gewohnten Weise hatte Napoleon in rednerisch-geschmück-

ten Bulletins den Sieg von Lützen weit über seinen Werth erhoben und schon im Voraus die Wiedereroberung der Oderlinie als seine Folgen verkündet; doch schon an den Ufern der Spree mußte er das Wagespiel einer Hauptschlacht versuchen. Wieder sammelte er alle seine Schaaren, und behauptete nach zweitägigen ungeheuren Anstren-
20. u. 21. Mai gungen bei Bautzen und Wurschen das blutgetränkte Schlachtfeld. Aber welcher Sieg in Vergleich mit Marengo, Austerlitz, Auerstädt. Kein einziges Feldstück, keine Fahne, kein Gefangener konnte auch nur den äußeren Prunk des Triumphes bewähren. Langsam nur wichen die Verbündeten nach Schlesien hinein, und manchen harten Verlust erlitten die Franzosen bei den Versuchen einer raschen Verfolgung. Mit solchen Siegen, wo er doppelt so viel verlor als die unerschrockenen Gegner, vermochte Napoleon nicht mehr die Völker Europens in ihre Fesseln zurück zu schrecken. Wenn es nun auch einer französischen
1. Juni Heeresabtheilung von 30,000 Mann gelang, sich Breslaus zu bemächtigen, so mißglückte doch der Versuch des Marschall Oudinot, welcher von der Lausitz aus nach Berlin vordringen wollte, gänzlich. Bei
4. Juni Luckau warf Bülow das französische Heer mit empfindlichem Verluste zurück.

An demselben Tage nahmen beide verbündete Monarchen den von Napoleon angetragenen Waffenstillstand an. „Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten,“ lauten die Worte der königlichen Bekanntmachung; „ich habe ihn mit meinen Verbündeten bis zum 20sten Juli angenommen. Dies ist geschehen, damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Rastlose Thätigkeit und ununterbrochene Anstrengungen werden uns dazu führen. Bis jetzt war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur den alten Waffenruhm wiedererringen. Wir müssen aber jetzt die kurze Zeit dazu benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsre Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in Eurem festen Willen, vertraut Eurem Könige, wirkt rastlos fort, und wir werden auch diesen heiligen Zweck erreichen!“ —

Der Waffenstillstand konnte für die Verbündeten als ein großer Vortheil angesehen werden. Nicht nur ward es dadurch möglich die russischen Reserven heranzubringen, sondern Preußen stählte auch seine Nationalkraft durch die Vollendung in der Organisation seiner Landesvertheidigung. Immer dichter füllten sich die Reihen der Land-

wehrschaaren, immer gewandter wurden sie in dem Gebrauche der zum Schutz des Vaterlandes ergriffenen Waffen.

Die Anstrengungen der muthigen Freiheitskämpfer wurden glänzend belohnt. Ein schöner Hoffnungsstern ging auf im fernen We- 21.
sten bei Vittoria, denn nun sah Frankreich seine eigenen Grenzen Juni
bedroht, und als mit frischem Muthe die Verbündeten nach Ablauf des Waffenstillstandes das Schwert erhoben, da erscholl die Kunde, 17.
daß Wellington noch einmal in der blutigen dreitägigen Schlacht der Aug. 28
Pyrenäen über den tapfern Marschall Soult gesiegt und sich so bis 30.
den Weg nach Frankreich geöffnet habe. Aug.

Der Waffenstillstand, welcher von den anfänglich bestimmten sechs Wochen auf zehn ausgedehnt war, hatte die Hoffnung auf einen ehrenvollen Frieden, und man kann wohl sagen, diesmal zum Heile der Menschheit, sehr bald vernichtet. Auf dem Congreß zu Prag, wo Oestreich das Mittleramt übernommen hatte, führte Napoleon, der die Wichtigkeit seiner zweideutigen Siege von Groß-Görschen und Bautzen übertrieb, wie sonst das stolze Herrscherwort, und wollte nichts von seinem blutigen Raube aufgeben. Da zerschlugen sich die Unterhandlungen, und Oestreich verdoppelte durch seine Krieger die Macht der Verbündeten. Der Kaiser Napoleon erfuhr hier, was er, obgleich der Vernichter aller Legitimität, selbst nicht erwartet hatte, daß die Bande des Blutes die Fürsten nicht fesseln können, wenn der Völker Wohl in der Wagschale liegt. Auch die Schweden waren trotz der feindseligen Stellung Dänemarks unter ihrem kriegskundigem Kronprinzen mit 30,000 Mann zur Hülfe herbeigeeilt, und was vielleicht noch mehr als tapfere Arme galt, denn diese boten sich zahlreich genug dar, kamen aus Oestreich und namentlich aus England Gewehre, Geschütze, Kleider, Munition und Lebensbedürfnisse, die nothwendigen Hilfsmittel zu erfolgreicher Führung des Krieges.

Und welch ein Geist durchwehte die Brust dieser Krieger, die nur noch Sieg oder Tod als Ziel des beispiellosen Kampfes kannten! Wie kühn und wie bescheiden zugleich. Frei erkannten sie das überlegene Feldherrntalent des furchtbaren Gegners an, aber sie wußten ja aus glorreichen Beispielen der Geschichte, daß friedliche Bürger und einfache Landleute die gewaltigsten Heere und die größten Feldherren zu Boden geschlagen haben. Hatten sie doch von dem großen Meister selbst die Kunst den Sieg zu erringen gelernt; die Schaar

der auf den Feldern von Groß-Görschen und Bautzen erschlagenen Krieger bewies glorreich, was man selbst mit der Minderzahl vermochte, und nun war sogar der Vortheil der Uebermacht auf ihrer Seite. Wenn Napoleon mit unermüdlichem Eifer seine Streitmacht auf 350,000 Mann gebracht hatte, so konnten ihm nach Oestreichs und der Schweden Beitritt 380,000 entgegengestellt werden, ja bald, als der Kaiser durch seine letzten krampfhaften Anstrengungen 500,000 Mann ins Feld stellte, erhöhte sich die Macht seiner Gegner bis auf die ungeheure Zahl von 800,000 Streitern.

So ward denn der Krieg von den Verbündeten mit Siegesahnung wieder aufgenommen. Noch einmal lächelte dem Kaiser das Glück, welches er so lange an seinen Siegeswagen gefesselt hatte. Entscheidend schlug er das Hauptheer der Verbündeten, bei dem sich auch die
27. Aug. drei Monarchen von Preußen, Rußland und Oestreich befanden, unter Schwarzenberg bei Dresden. 10,000 Mann Oestreicher nebst dem Feldmarschall-Lieutenant Mesko wurden kriegsgefangen, Moreau, der edle Feldherr der Republik, welcher aus Amerika gekommen war, um den Feind seiner geträumten Freiheit aber freilich auch den Vertheidiger seines Vaterlandes zu bekämpfen, erhielt in der blutigen Schlacht die Todeswunde. Doch dieser glänzende Sieg Napoleons war auch sein letzter auf deutschem Grund und Boden. Während er noch durch seinen belebenden Genius den alten Geist in seinen jungen Kriegsschaaren festzuhalten wußte, erlagen seine Tapfern unter der Führung seiner Feldherrn vor der Gewalt der begeisterten Freiheitskämpfer. Held Blücher machte den Anfang der herrlichen Siegesreihe mit der Schlacht an der Katzbach gegen das 90,000 Mann
26. Aug. starke Heer unter dem Marschall Macdonald. Es folge hier zur Characteristik des kühnen Greises mit dem Jünglingsherzen der Anruf nach dem glorreichen Siege an seine Armee: „Schlesien ist befreit. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der russischen und preußischen Armee unter meinem Befehle, eurer Anstrengung und Ausdauer, eurer Geduld in Ertragung von Beschwerden und Mängel verdanke ich das Glück eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben. In der Schlacht bei der Katzbach trat euch der Feind trotzig entgegen. Muthig und mit Blitzesschnelle brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet ihr vor; eure Bajonette

stürzten ihn den steilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katzbach hinab. Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwätet. Im Schlamme habt ihr die Nächte zugebracht. Ihr littet zum Theil Mangel an Lebensmitteln, da die grundlosen Wege und der Mangel an Fuhrwerk deren Nachfuhr verhinderten. Mit Kälte, Nässe, Entbehrung und zum Theil mit Mangel an Bekleidung habt ihr gekämpft, und dennoch murrtet ihr nicht, und verfolgtet mit Anstrengung euren geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so hoch lobenswerthes Betragen. Nur derjenige, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein ächter Soldat. — 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarethanstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen, ein Divisionsgeneral, zwei Brigadegenerale, eine große Anzahl Obersten, Staabs- und anderer Offiziere, 18,000 Gefangene, zwei Adler und andere Siegeszeichen sind in euren Händen. Der Rest derjenigen, die euch in der Schlacht an der Katzbach gegenüber gestanden haben, hat der Schreck vor euren Waffen so sehr ergriffen, daß sie den Anblick eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden. Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt ihr gesehen, sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung der Feinde. Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niederwarft, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weihet. Dann sucht euren Feind aufs Neue!"

Wenige Tage nach diesem entscheidenden Siege ward der Verlust bei Dresden auch auf dieser Seite durch eine glänzende Waffenthat aufgewogen. Als der General Vandamme, nach dem durch Bessières Tod erledigten Marschallstab begierig, mit wildem Ungestüm in die böhmischen Thäler hinabstürmte, traten ihm die Verbündeten bei Kulm entgegen, wo nach mehreren kleineren Gefechten eine entscheidende Schlacht geliefert wurde. Während die Generale Barclay, 30. Aug.
Ostermann und Colloredo von vorn angriffen, faßte der preußische General Kleist auf den Höhen bei Nollendorf festen Standpunkt. Da entbrannte ein furchtbarer Kampf mit dem von allen Seiten eingeschlossenen Feind. Nur einer kleinen kühnen Schaar der feindlichen Reiter gelang es die tapfern preußischen Reihen zu durchbrechen.

Der Obergeneral selbst nebst 10,000 Mann und dem ganzen Geschütze mußten sich dem Sieger als Kriegsgefangene ergeben.

Am hartnäckigsten wurde in der Mark selbst gekämpft, denn die französischen Feldherren machten auf Napoleons Befehl alle nur mögliche Versuche sich der Hauptstadt Preußens, als der Quelle eines kräftigen Widerstandes, um jeden Preis zu bemächtigen. Mit einem zahlreichen Heere deckte der Kronprinz von Schweden als Obergeneral die weitgedehnte Linie von Hamburg bis nach Sachsen gegen Davoust und Oudinot, von denen der letztere besonders von Wittenberg aus mehrere Versuche bis zu dem ersehnten Ziele vorzubringen machte. Er näherte sich auch wirklich der Hauptstadt bis auf zwei Meilen. Da kam es zur Entscheidungsschlacht bei Groß-Beeren. Heldenmüthig hielt das vierte Armeecorps unter dem Grafen
23. Aug. Tauentzien, auf den sich der Marschall mit großer Uebermacht, an der Spitze der Reserve des linken Flügels geworfen hatte, den ungestümen Angriff auf, bis eine kühne Bewegung des dritten Armeecorps unter Bülow den Verbündeten den Sieg verlieh. Die Schweden und Russen kamen wenig zum Gefecht. Hier zum ersten Male konnte die preußische Landwehr ihre Tüchtigkeit bekunden. In edlem Wetteifer mit den langgeübten Truppen des stehenden Heeres trug sie hauptsächlich zur glücklichen Wendung des Kampfes bei. Da die Feuergewehre wegen des anhaltenden Regens den Dienst versagten, so entschied ein furchtbares Handgemenge, der begeisterte Muth und die physische Kraft. Von Kolbenschlägen zerschmettert bedeckte eine bedeutende Zahl der Feinde das siegreich behauptete Schlachtfeld. Sehr befriedigend waren die Folgen dieses von den Preußen allein errungenen Sieges, denn bis zur Elbe hin wurden die Franzosen, obgleich unter lebhaftem Widerstande, zurückgeworfen.

Da sollte der berühmte Ney das Kriegsglück des französischen Heeres wieder herstellen. Kaum hatte er den Oberbefehl übernom-
6. Spt. men, so rückte das feindliche Heer wieder vor; bei Dennewitz, eine Stunde von Jüterbogk, sollte entschieden werden, ob der Sieger von der Moskwa über die hingebende Tapferkeit der Preußen triumphiren würde; denn auch hier mußten sie allein den schweren Kampf auskämpfen. Wieder fiel auf Tauentzien zuerst die ganze Macht des Feindes, bis Bülow mit scharfem Feldherrnblick die Gelegenheit dem Feinde in die Flanke zu fallen erspähte. Da wendete sich das

Glück ganz auf die Seite der tapfern Preußen, welche in diesem glorreichen Kampfe den Ruhm einärnteten, mit 40,000 Mann den doppelt so starken Feind unter der Anführung des berühmtesten Feldherrn des Kaisers geschlagen zu haben, denn Russen und Schweden rückten erst nach der Entscheidung auf das Schlachtfeld, und wurden so Zeugen, wie ihre siegreichen Bundesgenossen die Geschlagenen durch die weite Ebene verfolgten. Groß war der Verlust der Franzosen an Todten und Verwundeten, größer noch an Gefangenen, deren 15,000 nebst vielen Geschützen und Munitionswagen in Folge des Sieges von Dennewitz im Lager der Verbündeten eingebracht wurden, doch auch die Preußen hatten 9000 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Jeder Tag forderte dem Feinde neue Opfer ab, nur in Torgau und Wittenberg hielten sich die Gegner, denn Davoust, welcher dem südlichen Corps die Hand reichen sollte, kehrte nach den Unfällen seiner Landsleute bei Groß-Beeren und Dennewitz von Schwerin, bis wohin er gedrungen war nach Hamburg wieder zurück. Ihm gegenüber stand ein aus verschiedenen Truppen gemischtes Corps unter dem Oberbefehl des russischen General-Lieutenants Grafen von Wallmoden.

Bis in die ersten Tage des Oktobers wurde noch um den Besitz des rechten Elbufers gestritten. Zuerst erzwang das schlesische Heer den Uebergang über den Strom, Blücher bei Elster, York bei dem Dorfe Wartenburg nach einem sehr rühmlichen Gefechte gegen den General Bertrand, in welchem dieser außer großem Verluste an Todten, Verwundeten, Gepäck und Kanonen gegen tausend Mann Gefangene einbüßte. Wie Blücher zum Lohn seiner herrlichen Thaten später den Titel eines Fürsten von Wahlstatt, Bülow den eines Grafen von Dennewitz erhielt, so ward York für seinen wichtigen Sieg zum Grafen von Wartenburg ernannt. An den folgenden Tagen gewannen auch die verschiedenen Abtheilungen der Nordarmee unter mehr oder minder Widerstand das linke Elbufer. Inzwischen hatte das Hauptheer unter dem Fürsten Schwarzenberg den Kaiser gezwungen nach der Niederlage seiner Feldherrn durch Sachsen zurückzugehen, und seine noch übrigen Streitkräfte in der Ebene bei Leipzig zu concentriren. Hierher wendeten sich auch die drei großen Heere der Verbündeten, die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, die schlesische unter Blücher und die böhmische, bei

welcher sich auch jetzt noch die drei Monarchen befanden, unter Schwarzenberg. Jetzt war die Uebermacht entschieden auf Seiten der Verbündeten; ihren 300,000 wohlgerüsteten, für die Freiheit Deutschlands begeisterten Kriegern konnte Napoleon nur 200,000 entgegenstellen, und von diesen waren nicht wenige Deutsche, die nur nach dem Augenblicke lechzten, wo sie ihre Waffen gegen den Gewaltigen wenden konnten. Dennoch mußte er hier zur blutigen Entscheidung schreiten. Ein Schritt zurück hätte ihm Deutschland gekostet, und die Ehre dazu, warum sollte der große Feldherr nicht noch einmal auf das Glück der Schlachten bauen, welches ihm wenigstens persönlich bis jetzt noch nie den Rücken gekehrt hatte. Aber freilich anders war es mit dieser Schlacht bei Leipzig als mit den Kämpfen in der Zeit seines Glückes. Sonst hatte er stets die Feinde durch künstliche Märsche schon längst besiegt, ehe er den letzten Hauptschlag führte, jetzt war er zurückgedrängt von Stellung zu Stellung, es begann für ihn eine neue Gattung des Krieges. Er selbst hatte den Wunderglauben an den Sieg verloren, und wenn auch der gemeine Krieger noch mit begeisterter Verehrung zu dem Feldherrn ohne Gleichen emporblickte, so schreckte doch die Gesinnung der Großen, nicht nur in Frankreich, sondern auch im Schooße des Heeres vor der Aufopferung für ihren Herrscher zurück. Am 14ten Oktober fand das erste Vorspiel des großen Völkerkampfes statt. Die Heeresabtheilungen Wittgensteins und Klenaus stießen auf den König von Neapel. Zwei Tage darauf kämpfte Napoleon selbst
16. Okt. mit dem ganzen Schwarzenbergschen Heere, bei Wachau, und drängte das Centrum seiner Gegner bis nach dem Dorfe Gossa zurück, indessen auf der andern Seite von Leipzig der General Bertrand das Vorrücken der Verbündeten verhindert hatte. Während aber hier die französischen Waffen glücklich kämpften, errang Blücher noch weit bedeutendere Vortheile gegen den Marschall Marmont. Viermal hatte der kühne Feldherr Möckern vergebens bestürmt; zum fünften Male gelang es ihm endlich sich der Höhen des Dorfes zu bemächtigen, nnd so in der unmittelbaren Nähe von Leipzig zu lagern. Am folgenden Tage versuchte Napoleon noch einmal den Weg der Unterhandlung, doch ohne zu seinem Ziele zu gelangen, da die Verbündeten durch die Ankunft des Kronprinzen von Schweden so wie der russischen und östreichischen Reservetruppen unter Bennigsen und Collo-

reds sich mächtig verstärkt hatten, und jetzt jeden Vergleich, der die besiegten Völker in Frankreichs Herrschaft erhalten sollte, mit Unwillen zurückwiesen. So brach nun der für die Gestaltung Europas so denkwürdige 18te Oktober an. Furchtbar war die Wuth des Kampfes; ungeheuer die Anstrengungen von beiden Seiten, auch der Feind zeigte die entschlossenste Tapferkeit. Der Fürst Poniatowski errang sogar an der Spitze des rechten Flügels einige Vortheile, und alle Anstrengungen, das Centrum in Probstheida, wo der Kaiser selbst befehligte zu durchbrechen, scheiterten an dem unerschütterlichen Muthe der tapfern alten Garde. Nur der linke Flügel unter Ney wurde zurückgedrückt, denn hier gingen die Würtemberger und Sachsen während der Schlacht über, und Blücher mit seinen muthigen Schaaren warf sich mit unwiderstehlicher Gewalt auf den zur Vertheidigung jetzt kaum mehr genügenden Feind. Hier ward das Glück des Kampfes entschieden. Napoleon, verzweifelnd an der Möglichkeit eines ferneren erfolgreichen Widerstandes, ließ noch in der Nacht einen Theil des Heeres zum Rückzug aufbrechen, und als sich die Verbündeten am Morgen des 19ten zur letzten Entscheidung rüsteten, fanden sie das Schlachtfeld vom Feinde geräumt. Nur die Erstürmung Leipzigs blieb noch übrig, durch welches die feindliche Armee ihren Rückzug nahm. Mit Uebereilung sprengte man die Brücke über die Elster, wodurch viele wackere Krieger dem Tode oder der Gefangenschaft preis gegeben wurden. Zwei Marschälle, Macdonald und Poniatowski, dem seine heldenmüthige Gegenwehr am Tage vorher noch die höchste militairische Würde errungen hatte, deckten mit ritterlichem Muthe den Rückzug ihrer Gefährten, doch nur einer entging dem Schicksal dieses Tages; Poniatowski, schon verwundet, fand seinen Tod in den Gewässern der Elster. Ungeheuer war der Verlust der Franzosen; auf 80,000 Mann stieg die Zahl der Todten, Verwundeten und Gefangenen; 250 Kanonen und eine unermeßliche Menge von andern Heergeräth fiel den Siegern in die Hände; allein auch diesen kostete der blutige Tag an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 50,000 Mann. Aber weit vernichtender als alle materiellen Verluste wirkte der moralische Eindruck des Sieges auf Napoleons Stellung ein. Dahin war der Wahn seiner Unbesiegbarkeit, dahin der Glaube der Völker an die unerschütterliche Macht des Kaiserreiches, alle Völker, die bisher noch hoffnungslos in den Fesseln des

Gebieters geseufzt hatten, faßten den Muth sich zu befreien. Es gab keinen Rheinbund mehr, ja mit Wetteifer beeilten sich die Mitglieder desselben, ihre Krieger in die Reihen der mächtigen Verbündeten zu senden, die mit offenen Armen die neuen Mitkämpfer empfingen.

In Erfurt hielt die französische Armee ihre erste Rast. Von hier aus wagte Napoleon noch einmal die Welt oder wenigstens sein Volk durch erdichtete Bulletinsnachrichten über den wahren Hergang der Sache zu täuschen, doch wer konnte ihnen glauben, da unaufhaltsam sein besiegtes Heer dem Rhein zueilte. Lässig nur wurde er anfangs verfolgt, wenigstens klagten Russen und Preußen die Oestreicher hierbei der Langsamkeit an, bald aber eilten preußische Corps unter des Helden von der Katzbach Anführung, den der König für seine glänzende Waffenthat bei Möckern und die Erstürmung Leipzigs zum Feld-
20. marschall erhoben hatte, und unter York ihm nach.

Okt. Das flüchtige französische Heer zog sich gegen den Rhein zurück. Aber schon auf dem Marsche nach dem schützenden Strom fand Napoleon den Weg durch einen neuen Feind verlegt. Baiern hatte einige Tage vor der großen Leipziger Völkerschlacht durch den Vertrag von
8. Ried mit Oestreich sich vom Rheinbunde losgesagt, und kurz darauf
Okt. dem Beschützer desselben den Krieg erklärt. Unverzüglich führte der General der Kavallerie von Wrede ein bairisch-östreichisches Heer über Würzburg nach Hanau. Allein noch war nicht alle Kraft aus dem Löwen gewichen. Mit Ingrimm, weil er gegen Abtrünnige zu
30 u. fechten wähnte, warf er sich auf den entschlossenen Feind, durchbrach
31.
Okt. seine Haufen, und machte sich zum ungestörten Rückzuge freie Bahn.

Die Rückkehr der deutschen Fürsten zu ihren vaterländischen Interessen erhöhte die gewaltige Kriegsmacht der Verbündeten; ihre Mittel sicherten ihnen den Erfolg. Alle von Napoleon geraubten Länder kehrten wieder unter die Botmäßigkeit ihrer ehemaligen Herren zurück. Die Verwaltung dieser wiedererworbenen Länder wurde dem wackern Freunde und Märtyrer der deutschen Sache, dem Freiherrn von Stein, der seinen durchdringenden Geist und seinen für das Wohl des Vaterlandes unermüdlichen Eifer diesem schweren und auch wohl undankbaren Dienste widmete, übergeben. Ueberall wurden Landwehren nach preußischer Weise errichtet, wobei der damalige Oberst Rühle v. Lilienstern sich rühmlichst auszeichnete, und die auf jeden Einzelnen fallenden Beiträge zu der gemeinsamen großen

Sache bestimmte. Als man in das französische Reich selbst eindrang, wurde auch hier die Verwaltung der besetzten Länder dem redlichen und scharfsinnigen Staatsmanne übergeben. Die Behörde, an deren Spitze Stein gestellt und die schon im Frühjahre 1813 gemeinsam von dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Rußland gebildet wurde, hieß die Centralverwaltung der Verbündeten.

Während so die Verbündeten ohne ferneren Widerstand sich dem Rheine zu bewegten, suchte man die Franzosen aus den Festungen, welche sie bis fern hin nach Zamosk in den Ländern ihrer Sieger besaßen, mit großen Anstrengungen zu vertreiben. Größtentheils wurden sie mit Muth und Geschicklichkeit vertheidigt, für die Krieger, die so fern von allen Hülfsquellen in fremdem Gebiete und ohne Hoffnung auf Beistand waren, ein großes Lob. Vor Erfurt, Magdeburg und auch Hamburg, wo freilich der Marschall Davoust seine tapfere Vertheidigung durch unnöthige Härte befleckte, scheiterte jede Anstrengung; sie wurden erst durch den Friedensschluß von ihrer französischen Besatzung frei.

Wie überall im Kampfe, waren es auch wiederum die Preußen, welche zuerst in das eigentliche Gebiet des vor Kurzem noch so mächtigen Kaisers eindrangen. Bülow, durch russische Truppen verstärkt, drang in Holland ein, dessen Bevölkerung, schon lange des französischen Joches müde, seine Arme nach Rettung gegen die heranziehenden Befreier ausstreckte. Nur schwach waren hier die Festungen besetzt, denn Napoleon hatte wohl kaum je die Möglichkeit eines Angriffs bis zu jenen Grenzen hin geahnt. Volksaufstände erleichterten den heranrückenden Siegern die Eroberung der festesten Plätze. Vor Allem aber hatte man sich in Amsterdam gegen die französische Hoheit erklärt. Die oranische Partei, lange unterdrückt, erhob sich 17.
bei der Anwesenheit der Preußen um desto rüstiger, und rief den Nbr.
Prinzen von Oranien zum souverainen Fürsten von Holland aus. 2.
Nur wenige Festungen, wie Bergen op Zoom und Antwerpen, wohin Dec.
Carnot zur Vertheidigung geeilt war, wehrten sich gegen den Angriff; doch in Belgien drangen bald die Verbündeten siegreich vor.

Diese raschen Erfolge brachen alle Friedensunterhandlungen ab, die man von Frankfurt aus eröffnet hatte. In gerechter Besorgniß ähnliche Stürme wie im Jahre 1792 zu erregen, versicherten die vier großen kriegführenden Mächte durch eine feierliche Erklärung,

daß sie nicht gekommen wären, um Frankreich zu zerstückeln, sondern ihm eine Gebietsausdehnung zu geben, wie sie unter seinen Königen gewesen, innerhalb seiner sogenannten Naturgrenzen zwischen den Pyrenäen, dem Rhein und den Alpen. Dagegen müsse es auf den Besitz Deutschlands, Hollands, Italiens und Polens verzichten. Napoleon zögerte diesmal nicht, auf diese Vorschläge einzugehen, und zu
2. Dec. einem Congreß, der in Mannheim sich versammeln sollte, seine Zustimmung zu geben. Zu dieser Nachgiebigkeit stimmte ihn die schreckende Bemerkung, daß er nicht einmal mehr auf Frankreichs Beistand zählen könne. Zwar hatte der Senat, gehorsam wie immer, ihm eine neue Aushebung von 300,000 Mann bewilligt, aber als er, um durch den gesetzgebenden Körper den Wehranstalten einen größeren Nachdruck zu geben, auch diese seine Forderungen nebst den rechtfertigenden Aktenstücken vorlegte, da ertönte zum ersten Male gegen ihn das freie Wort einer scharfen Opposition aus dem Munde der Volksvertreter, welche freilich in den Zeiten des Glücks dem Herrscher gemeinsam mit den Uebrigen Weihrauch gestreut hatten. Schwerlich können Diejenigen wahre Patrioten genannt werden, welche im Augenblicke des vernichtenden feindlichen Andrangs die Maßregeln der Regierung, wie despotisch sie auch sonst war, schmähen, aber Deutschland und Europa mochten darüber triumphiren, denn dies bewies, daß die Macht des Imperators gebrochen war. So wie die Schlacht bei Leipzig das große auswärtige Reich vernichtete, so stürzte dieser Widerspruch den Kaiserthron in Frankreich selbst. Und dennoch hätten Preußen, Oestreich und Rußland, der Welt den Frieden zu gönnen, den Herrscher in seiner drohenden Stellung noch neben sich geduldet, wenn nicht England mit unversöhnlichem Hasse auf die Fortsetzung des Vernichtungskrieges gedrungen hätte. Dieses konnte des mächtigen Gebieters Plan, durch das Continentalsystem seine Handelsherrschaft zu zerstören, nicht vergessen, und des Gewaltigen Fall war sein Losungswort.

Als daher kurze Zeit darauf der Congreß zu Chatillon sich versammelte, bot man dem Kaiser nur die alte Grenze Frankreichs, und verlangte vor Allem die Uebergabe von sechs Hauptfestungen, eine Forderung, die darauf abzielte, es wehrlos zu machen. Da man gleichzeitig, wenigstens englischerseits schon auf eine Wiederherstellung der Bourbonen dachte, so mußte Napoleon wieder das

Schwert zur Unterstützung der Unterhandlungen ziehen. Die letzten Streitkräfte rief er nun aus Spanien zu sich heran und warf sich mit den Trümmern seines ehemals so gewaltigen Heeres und den zu Feldtruppen umgebildeten Nationalgarden, mit entschlossenem Todesmuth den ungeheuren Massen der Verbündeten entgegen. Ehrenvoll war sein letzter Kampf; vergebens wäre unser Bemühen, dem eisernen Mann des Schicksals den Ruhm, der größte Held seines Jahrhunderts zu sein, streitig zu machen; auch würden wir das Verdienst der Unsern schmälern, denen es gelang, den Titanen zu fesseln, denn wieder waren es die Preußen, welche vor Allen ihr Blut für die gemeinsame Sache vergossen. Der erste auf dem linken Ufer des Rheins war der kühne Blücher. In der letzten Nacht des Jahres 1813 begann das schlesische Heer bei Mannheim, Caub und Coblenz den Uebergang auf das linke Stromufer. Die Hauptarmee drang von der Schweiz aus in die Franche-Comté, ebenfalls in den ersten Tagen des Januars; am spätesten langte die Nordarmee auf dem ursprünglich französischen Gebiete an. Nachdem Blücher das linke Rheinufer betreten hatte, erließ er folgenden Aufruf an sein Heer: „Als Ihr von der Oder bis zum Rhein vordrangt, tapfere Soldaten der schlesischen Armee, mußten dem Feinde Provinzen entrissen werden, die er sich unterworfen hatte. Jetzt geht Ihr über den Rhein, um den Feind, der es nicht verschmerzen kann, seine neunzehnjährigen Eroberungen in zwei Campagnen verloren zu sehen, zum Frieden zu zwingen. Soldaten! Den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und Leipzig darf ich nur den Weg des Ruhmes zeigen und bin des Erfolgs gewiß; allein ich habe Euch eine neue Pflicht aufzulegen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt; ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigenthums versprochen, ich that's in Eurem Namen; Ihr müßt es halten. Ehre bringt der Muth dem Soldaten, jedoch Gehorsam und die strengste Mannszucht sind seine schönsten Zierden.“

Wohl konnten die Verbündeten mit Siegeshoffnung den letzten entscheidenden Gang antreten, denn gegen eine Million Streiter standen nun auf den Grenzen Frankreichs von der Nordsee an bis zum mittelländischen Meere. Die große Menge überhob sie der Mühe, sich vor den Festungen lange aufzuhalten. Man konnte zahlreiche Belagerungs-Corps vor ihnen zurücklassen und war dennoch stark

daß sie nicht gekommen wären, um Frankreich zu zerstückeln, sondern ihm eine Gebietsausdehnung zu geben, wie sie unter seinen Königen gewesen, innerhalb seiner sogenannten Naturgrenzen zwischen den Pyrenäen, dem Rhein und den Alpen. Dagegen müsse es auf den Besitz Deutschlands, Hollands, Italiens und Polens verzichten. Napoleon zögerte diesmal nicht, auf diese Vorschläge einzugehen, und zu
2. Dec. einem Congreß, der in Mannheim sich versammeln sollte, seine Zustimmung zu geben. Zu dieser Nachgiebigkeit stimmte ihn die schreckende Bemerkung, daß er nicht einmal mehr auf Frankreichs Beistand zählen könne. Zwar hatte der Senat, gehorsam wie immer, ihm eine neue Aushebung von 300,000 Mann bewilligt, aber als er, um durch den gesetzgebenden Körper den Wehranstalten einen größeren Nachdruck zu geben, auch diese seine Forderungen nebst den rechtfertigenden Aktenstücken vorlegte, da ertönte zum ersten Male gegen ihn das freie Wort einer scharfen Opposition aus dem Munde der Volksvertreter, welche freilich in den Zeiten des Glücks dem Herrscher gemeinsam mit den Uebrigen Weihrauch gestreut hatten. Schwerlich können Diejenigen wahre Patrioten genannt werden, welche im Augenblicke des vernichtenden feindlichen Andrangs die Maßregeln der Regierung, wie despotisch sie auch sonst war, schmähen, aber Deutschland und Europa mochten darüber triumphiren, denn dies bewies, daß die Macht des Imperators gebrochen war. So wie die Schlacht bei Leipzig das große auswärtige Reich vernichtete, so stürzte dieser Widerspruch den Kaiserthron in Frankreich selbst. Und dennoch hätten Preußen, Oestreich und Rußland, der Welt den Frieden zu gönnen, den Herrscher in seiner drohenden Stellung noch neben sich geduldet, wenn nicht England mit unversöhnlichem Hasse auf die Fortsetzung des Vernichtungskrieges gedrungen hätte. Dieses konnte des mächtigen Gebieters Plan, durch das Continentalsystem seine Handelsherrschaft zu zerstören, nicht vergessen, und des Gewaltigen Fall war sein Losungswort.

Als daher kurze Zeit darauf der Congreß zu Chatillon sich versammelte, bot man dem Kaiser nur die alte Grenze Frankreichs, und verlangte vor Allem die Uebergabe von sechs Hauptfestungen, eine Forderung, die darauf abzielte, es wehrlos zu machen. Da man gleichzeitig, wenigstens englischerseits schon auf eine Wiederherstellung der Bourbonen dachte, so mußte Napoleon wieder das

Schwert zur Unterstützung der Unterhandlungen ziehen. Die letzten Streitkräfte rief er nun aus Spanien zu sich heran und warf sich mit den Trümmern seines ehemals so gewaltigen Heeres und den zu Feldtruppen umgebildeten Nationalgarden, mit entschlossenem Todesmuth den ungeheuren Massen der Verbündeten entgegen. Ehrenvoll war sein letzter Kampf; vergebens wäre unser Bemühen, dem eisernen Mann des Schicksals den Ruhm, der größte Held seines Jahrhunderts zu sein, streitig zu machen; auch würden wir das Verdienst der Unsern schmälern, denen es gelang, den Titanen zu fesseln, denn wieder waren es die Preußen, welche vor Allen ihr Blut für die gemeinsame Sache vergossen. Der erste auf dem linken Ufer des Rheins war der kühne Blücher. In der letzten Nacht des Jahres 1813 begann das schlesische Heer bei Mannheim, Caub und Coblenz den Uebergang auf das linke Stromufer. Die Hauptarmee drang von der Schweiz aus in die Franche-Comté, ebenfalls in den ersten Tagen des Januars; am spätesten langte die Nordarmee auf dem ursprünglich französischen Gebiete an. Nachdem Blücher das linke Rheinufer betreten hatte, erließ er folgenden Aufruf an sein Heer: „Als Ihr von der Oder bis zum Rhein vordrangt, tapfere Soldaten der schlesischen Armee, mußten dem Feinde Provinzen entrissen werden, die er sich unterworfen hatte. Jetzt geht Ihr über den Rhein, um den Feind, der es nicht verschmerzen kann, seine neunzehnjährigen Eroberungen in zwei Campagnen verloren zu sehen, zum Frieden zu zwingen. Soldaten! Den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und Leipzig darf ich nur den Weg des Ruhmes zeigen und bin des Erfolgs gewiß; allein ich habe Euch eine neue Pflicht aufzulegen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt; ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigenthums versprochen, ich that's in Eurem Namen; Ihr müßt es halten. Ehre bringt der Muth dem Soldaten, jedoch Gehorsam und die strengste Mannszucht sind seine schönsten Zierden."

Wohl konnten die Verbündeten mit Siegeshoffnung den letzten entscheidenden Gang antreten, denn gegen eine Million Streiter standen nun auf den Grenzen Frankreichs von der Nordsee an bis zum mittelländischen Meere. Die große Menge überhob sie der Mühe, sich vor den Festungen lange aufzuhalten. Man konnte zahlreiche Belagerungs-Corps vor ihnen zurücklassen und war dennoch stark

genug, um den Feind durch die Masse zu erdrücken. Aber der heldenmüthige Feind raffte in der Stunde der äußersten Gefahr noch einmal alle seine Kräfte zusammen. Nur 80,000 Mann konnte er an der Grenze der Champagne den Verbündeten entgegenstellen, allein indem er nach allen Seiten hin seine Hauptmacht schnell zu concentriren verstand, schlug er seinen Gegnern manche schwere Wunde. Erst am 25. Januar verließ er Paris, nachdem er zuvor seiner Gemalin Marie Louise die Regentschaft, und seinem Bruder Joseph den Oberbefehl über die Pariser Nationalgarden übertragen hatte. Zwei Tage darauf überfiel er schon die Russen unter dem General Lands-
27. Jan. koy, bei St. Dizier und warf sie mit bedeutendem Verlust bis Joinville zurück; und wieder zwei Tage später fiel er mit demselben Erfolg auf eine andere russische Heeresabtheilung unter dem General
29. Jan. Sacken bei Brienne, und hätte an demselben Tage beinahe den Oberfeldherrn der schlesischen Armee selbst durch Ueberfall gefangen genommen. Glänzend rächte Blücher den bisher erlittenen Verlust
1. Febr. in dem Gefecht bei La Rothière, welches er durch den von ihm geleiteten ungestümen Kavallerie-Angriff zu Gunsten der Verbündeten entschied; er zwang hierdurch Napoleon zu einem Rückzug, der ihm 73 Kanonen kostete.

Man wußte nicht, wohin sich das Hauptheer des Feindes gewendet hatte, daher war die Verfolgung des eingeschlagenen Weges trotz der großen Uebermacht gefährlich. Als Blücher nun gegen die Marne vorrückte, da erschien Napoleon, durch neue Truppen verstärkt, rieb
10. Fbr. das Corps des russischen Generals Olsufieff bei Champaubert auf, schlug den General Sacken und den ihm zu Hülfe eilenden York bei
11. Fbr. Montmirail zurück und zersprengte so die schlesische Armee in zwei Theile. Vergebens suchte Blücher selbst bei Janvilliers den Feind zu durchbrechen; nur sein unerschrockener Muth rettete das Heer. In Quarrees, unter unablässigen wilden Angriffen des Feindes erkämpfte sich das schlesische Heer den Rückzug bis nach Chalons, wo es sich von neuem wieder vereinigte. Doch mancher Tapfere war als Opfer gefallen, besonders hatten die Russen viel gelitten.

Unterdessen war das Hauptheer auf beiden Seiten der Seine von Troyes aus gegen den schwachen Feind langsam über Montereau
15. Fbr. bis nach Nangis vorgerückt. Da wendete sich plötzlich Napoleon, indem er dem Marschall Marmont die Verfolgung des schlesischen

Heeres überließ, gegen die vordersten Truppen-Abtheilungen der
Haupt-Armee, zersprengte sie bei Nangis und Troyes, 17. Febr.
darauf bei Montereau, und drängte die ganze feindliche Heeres- 18. Febr.
masse bis nach Troyes, wohin sich auch Blücher auf die Einladung 23.
Schwarzenbergs begab. Da der letztere den Rückzug der verbünde- Febr.
ten Truppen hinter die Aube als nothwendig vorstellte, und rückgängige Bewegungen begann, um einem entscheidenden Schlage, den er fürchtete, auszuweichen, so trennte sich Blücher im Unmuth über diesen Mangel an Selbstvertrauen, um mit Bülow und Winzingerode vereint, gerade auf Paris loszugehen, und im Falle der Kaiser ihm den Weg verlegen sollte, kühn einen Hauptschlag zu wagen. Doch
ein zweiter Kriegsrath in Bar an der Aube verhinderte die Ausfüh- 25. Febr.
rung des gewagten Unternehmens. Einige Tage darauf schlossen die
vereinigten Mächte ein noch engeres Bündniß in Chaumont, wel- 1. Mrz.
ches bis zwanzig Jahre nach dem Frieden dauern, und die Erhaltung des Gleichgewichts, der Ruhe und Unabhängigkeit der europäischen Mächte verbürgen sollte. Diesen festen Entschluß setzte man den jetzt gesteigerten Forderungen Napoleons auf dem Congreß zu Chatillon, wo immer noch an der Wiederherstellung des Friedens gearbeitet worden war, mit Entschlossenheit gegenüber. Dessenungeachtet führte man die Unterhandlungen bis zum 19ten März fort, wo sie endlich für immer abgebrochen wurden, da die Siege der Engländer, Spanier und Portugiesen im Süden von Frankreich, das Wiederaufleben der alten bourbonischen Partei, und zu gleicher Zeit das Vordringen der Nordarmee von Belgien aus, Napoleons Fall fast unvermeidlich machten. Dieser aber faßte den unendlich kühnen Plan, den Krieg jetzt in dem Rücken der Feinde, seinen Festungen und der Grenze näher, fortzusetzen, um sie von der Hauptstadt zu entfernen und leichter durch einen glücklichen Streich zu vernichten. Ein Brief Napoleons an seine Gemalin meldete diesen Plan nach Paris; der Brief ward jedoch durch Kosacken aufgefangen und ins Hauptquartier des schlesischen Heeres gebracht. Mit nicht minderer Kühnheit als sein Gegner drang Blücher jetzt nach Paris vor, und diesmal folgte ihm die Hauptarmee. Nach einem hartnäckigen Gefecht bei
Fere Champenoise mußten sich die Marschälle Marmont und Mortier 25.
nach Paris zurückziehen. Nun gerieth Alles hier in eine große Bestürzung. Die Regentin floh nach Blois; zwei Tage darauf ward

die letzte Schlacht zwischen dem ganzen Heere der Verbündeten und dem Corps der Marschälle Marmont und Mortier im Angesicht der Hauptstadt auf dem Montmartre geschlagen. Hartnäckig genug ward der Eintritt in die bisherige Herrscherin Europas streitig gemacht, denn 8000 Mann soll der Verlust der Verbündeten, doppelt so viel als der der Feinde betragen haben. Am Tage darauf folgte der Einzug des siegreichen Heeres, der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm III. an seiner Spitze; für Letzteren ein Augenblick der glänzendsten Genugthuung nach siebenjährigem standhaftem Dulden; wer mag es läugnen, wenn er mit aufmerksamem Blick den Gang des nie gesehenen Kampfes verfolgt, daß Preußen den herrlichsten Antheil daran hat, zumal wenn man beachtet, daß es unter den Napoleon bekämpfenden Großmächten die geringsten Hülfsmittel besaß.

Zwei Tage darauf ward auf einen durch Talleyrand eingeleiteten Beschluß des Senats Napoleon der Kaiserwürde entsetzt, von eben dem Senate, der so sklavisch gehorsam die Willkührbefehle des strengen Herrn unterschrieben hatte. Zu diesem Abfall der ersten Staatsbeamten kam auch der seiner höchsten Diener im Heere. Der Marschall Marmont unterhandelte mit den Verbündeten und zwang so Napoleon, der bei Fontainebleau mit 50,000 Mann eine feste Stellung eingenommen hatte, zur Annahme der ihm angebotenen Kapitulation. Statt des unermeßlichen Reiches erhielt er die kleine Insel Elba, zum Hohn gleichsam gegen seine ehemalige Größe.

Der Friede, den man Frankreich gewährte, war für dasselbe un-
30. Mai ter verhängnißvollen Umständen äußerst günstig, denn es behielt an
Länderbesitz mehr, als es am 1sten Januar 1792 besessen hatte, und ward, obwohl es das Herzblut so vieler Staaten eingesogen, von aller Kriegsentschädigung freigesprochen. Diese Nachgiebigkeit der Verbündeten, die man besonders der Milde des Kaisers Alexander zuschreibt, fand wenig Beifall bei den Freiheitskriegern, am allerwenigsten bei den Preußen, deren Organ hier der Oberbefehlshaber der schlesischen Armee selbst wurde. Laut forderte er die Zerstörung der Brücke in Paris, welche man den Preußen gleichsam zum Schimpf Pont de Jène genannt hatte, und vor Allem die Zurücknahme aller der Kunstwerke, welche Napoleon nach seinen Siegen aus den überwundenen Ländern nach seiner Hauptstadt geschleppt hatte. Allein

die Brücke ward durch Umtaufung gerettet, die Verfügung über die Kunstwerke dem in Wien zu eröffnenden Kongresse zugewiesen, nur die Siegesgöttin, der Schmuck des Brandenburger Thores, ward unverzüglich wieder zurückgenommen. Doch auch die Franzosen waren mit dem, was vorgegangen, nicht zufrieden; besonders fühlten sich die Kriegsmänner in tiefster Seele verletzt, daß Frankreich dem Gesetze des Siegers gehorchen, von ihm einen neuen Fürsten habe annehmen müssen, das schmerzte sie tief; und dieser Fürst selbst, Ludwig XVIII., weniger freilich aus eigenem Antriebe, als seiner Umgebung wegen, trug durch die Art und Weise, wie er die ihm vorgelegte Verfassung verwarf und die geänderte dem Volke aufdrang, nicht wenig dazu bei, das allgemeine Mißvergnügen zu vermehren.

Einige Tage nach Abschluß des Friedens erließ Friedrich Wilhelm III. eine Danksagung an sein Volk. Vor Allen ertheilte er zwei Männern glänzende Beweise der Anerkennung ihres hohen Verdienstes, dem Staatskanzler Hardenberg und dem Feldmarschall Blücher, die er beide in den Fürstenstand erhoben hatte. Aber auch eine große Zahl der übrigen Staats- und Kriegsbeamten erhielt Belohnungen ihrer treuen im Unglück geleisteten Dienste.

Auf die Einladung des Prinzen Regenten begab sich Friedrich Wilhelm III. nach England, wo er mit den schmeichelhaftesten Beweisen der Verehrung und des Dankes für seine und seines Volkes Anstrengungen aufgenommen wurde. In seiner Hauptstadt langte er unvermuthet, und weil er, wie jeder seiner Unterthanen wußte, alles leere Gepränge haßte, im strengsten Inkognito an. Mit derselben Bescheidenheit erklärte er, daß er die von den Behörden angeordneten Siegesfeierlichkeiten nur in Beziehung auf sein tapferes Heer und dessen ruhmbedeckte Führer, nicht für seine eigene Person annehmen könne. Unbeschreiblich war der Jubel des befreiten Volkes; unvergeßlich wird einem Jeden die Feier des herrlichen Sieges sein, bei welcher die Herzen des Herrschers und des freien Volkes in Begeisterung einander entgegen schlugen.

Doch wenn auch der Krieg beendigt erschien, so waren die durch die Umwälzungen des letzten Jahrzehnts so vielfach verschlungenen Verhältnisse Europas deshalb noch nicht geordnet. Zur Beendigung dieses großen Werkes war der Congreß zu Wien angesetzt. Schon gegen Ende des Monats September erschien der König in Begleitung

des russischen Kaisers in der Hauptstadt ihres hohen Verbündeten, wo sich bald auch außer ihnen fast Alles einfand, was Europa an Geburt und Talent Glänzendes enthielt. Einige Tage darauf wurde der Congreß selbst eröffnet. Hier erhoben sich so viele Vorfragen, daß es lange genug währte, ehe man zur Erledigung selbst der hauptsächlichsten Geschäfte kam. Natürlich war es, daß die Mächte, welche in den langen Kriegen mit der Revolution und dem Kaiserreiche so viel verloren hatten, nämlich Preußen und Oestreich, auch die gerechtesten Ansprüche an eine reichliche Entschädigung machten. Allein auch Rußland konnte man als Hauptkämpfer in dem großen Befreiungskriege bei der Vertheilung der Entschädigungen nicht ausschließen, es nahm Polen in Anspruch und durchkreuzte hiermit die Interessen Preußens, welches mit dem vollsten Rechte die Wiederherstellung in seine ehemaligen Machtverhältnisse verlangte. Mehrere Entschädigungsvorschläge wurden deshalb gemacht; doch fehlte es nicht an Stimmen, die sich für die Unabhängigkeit von Völkern, wie der Polen, Italiener u. s. w. erhoben, für die Untheilbarkeit der zu einem Staatskörper durch die Macht der Zeit zusammengewachsenen Länder, daher sträubte sich auch manches Gefühl dagegen, die Polen, die Italiener und Sachsen zur Ausgleichung der Forderungen Preußens, Rußlands und Oestreichs zu opfern. Aber welches Mittel blieb außer diesen stets traurigen Zerstückelungen, die, wie segensreich auch ihre materiellen Folgen sein mögen, stets schmerzlich bleiben, weil sie die Ehre der Völker verletzen?

Die Mächte, welche den Frieden unterzeichnet hatten, Oestreich, Rußland, Großbritannien, Preußen, Frankreich, und mit diesen Spanien, Portugal und Schweden, namentlich erstere vier, in deutschen Angelegenheiten Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover, Würtemberg, leiteten hauptsächlich den Gang der Unterhandlungen. Doch selbst unter ihnen entstanden Streitigkeiten, die einen Krieg oder wenigstens die Lösung des gemeinsamen Bundes ahnen ließen. Da
1815 1. März ward plötzlich die Einigkeit unter den Mächten durch die Nachricht wieder hergestellt, daß der überwältigte Titan die für ihn zu leicht geschmiedeten Fesseln höhnend zerbrochen und in zwanzig Tagen von Frejus durch einen friedlichen Triumphzug sein ehemaliges Reich wiedererobert habe. Nicht nur das alte Heer, sondern auch das Volk jauchzte ihm diesmal entgegen, wohl nicht aus Liebe zu dem

Unterdrücker, sondern nur aus Widerwillen gegen die von außen aufgedrungene Herrschergewalt. Auch entsagte Napoleon jetzt in allen seinen Schritten seiner früheren Despotennatur. Frei gewählte Deputirte sollten die Interessen des Volkes wahren, die Presse von allem bisherigen Drucke befreit sein. Nicht minder suchte Napoleon die auswärtigen Mächte durch seine Mäßigung zu gewinnen, denn er erklärte laut und feierlich, daß er den Pariser Frieden pünktlich beachten wolle, und dies eher als jeder Andere könne, da er ihn nicht zu verantworten habe. Anders aber entschieden die in Wien versammelten Mächte. Eine in ihrem Namen erlassene Proklamation er- 13.
klärte Napoleon und seine Anhänger in die Acht, nach dem Beispiele März
Ludwigs XVIII., der schon früher einen Preis von zwei Millionen auf seinen Kopf gesetzt hatte; aber um die Acht zu vollstrecken, rüsteten sich alle Mächte Europa's (Schweden, Neapel und die Pforte ausgenommen) von Neuem mit solchem Eifer, daß man die gegen den Usurpator aufgebrachten Kriegsschaaren auf 1,365,000 Streiter schätzte. Preußen allein, durch den erneuerten Vertrag von Chau- 25.
mont zu 135,000 Mann verpflichtet, stellte 236,000. Zum zweiten März
Male wurden Freiwillige zu den Waffen berufen, die Landwehren zusammengefordert, ja sogar zum allgemeinen Aufgebot des Landsturms geschritten. Der König selbst, welcher alle diese Verordnungen von Wien aus erlassen hatte, ging nach Berlin und von hier 22
aus nach dem Rhein zu seinen Truppen ab. Aber schon war das Juni
Schicksal des Flüchtlings von Elba entschieden. Mit beispielloser Schnelligkeit hatte Napoleon eine Armee von 150,000 Mann versammelt; leichter wurde es ihm freilich, als jedem Andern, denn die Trümmer seines alten Heeres waren ja über ganz Frankreich verbreitet, und nur eines Rufes bedurfte es, so strömten die Krieger den Fahnen, an die so lange der Sieg gefesselt war, zu. Bald hatte er auch die Sambre überschritten; denn nur, wenn er seine Gegner überraschte und einzeln schlug, konnte er darauf hoffen, sich zu erhalten. Zum Schutze der Niederlande war ein aus Engländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Holländern zusammengesetztes Heer von 100,000 Mann unter dem Oberbefehl Wellingtons gegen die Sambre vorgerückt, aber auch das Blüchersche Heer am Niederrhein, gegen 140,000 Mann stark, eilte zur Vertheidigung dorthin. In der Nähe von Brüssel traf Napoleon, 130,000 Mann stark, auf den

ersten ernstlichen Widerstand. Mit ungemeinem Ungestüm warf er
16. Juni sich bei Ligny auf den preußischen Helden, mit dem er sich nun schon öfter im ernsten Kampfe gemessen hatte, und diesmal begünstigte ihn das Glück. Wie verzweifelt auch der tapfre alte Krieger sich wehrte, dennoch mußte er dem Geschicke weichen. Fast zu derselben Zeit focht eine Abtheilung von Engländern, Hannoveranern und Braunschweigern bei Quatrebras gegen Ney; sie behaupteten, obgleich mit großem Verlust, ihre Stellung, aber der ritterliche Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig fiel von einer feindlichen Kugel durchbohrt; auch der Prinz von Oranien, der jetzige König von Holland, ward schwer durch einen Schuß in die Schulter verwundet.

Trotz dieser Unfälle war dem wackern Führer der Preußen der Muth so wenig gesunken, daß er vielmehr dem Herzog Wellington, der auf die Nachricht von dem Verluste seines Bundesgenossen schon
17. Juni bis hinter Brüssel zurückzugehen beschlossen hatte, zu halten beschwor, und ihm seinen nachdrücklichsten Beistand in dem Kampfe gegen den gemeinsamen Feind zusagte. Am 19. Juni spätestens erbot er sich zum Angriff. Dennoch zog sich Wellington am 17ten langsam bis gegen Waterloo in eine Stellung, die er sich schon früher zur Schlacht ausersehen hatte, zurück, da er nur 80,000 Mann den 130,000 seines bisher siegreichen Feindes entgegenzustellen hatte.

So brach denn der verhängnißvolle Tag der endlichen Entschei-
18. Juni dung an. Napoleons wohl überlegter Plan war mit seiner ganzen Macht auf den linken Flügel und das Centrum der Feinde zu fallen, um so die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden und isolirt jedes einzelne Heer zu vernichten. Aber wie heftig er auch gegen die Engländer anstürmte, so konnte er doch ihre festen Reihen nicht brechen. Von 10 Uhr Morgens sieben Stunden hindurch währte der mörderische Kampf; immer noch ließ die Wuth des Angriffs nicht nach, und immer noch widerstanden die Britten mit unerschrockenem Muthe. Da endlich fing Wellington an der Uebermacht zu weichen; sehnsüchtig blickte er nach den Höhen, von wo er die Preußen erwartete. Und sein standhaftes Harren täuschte ihn nicht. Um 5 Uhr erschienen die ersten Schaaren der tapfern Helfer, welche durch schwierige Defileen so lange aufgehalten waren. Held Blücher erkannte sogleich, daß nicht ein Augenblick mehr zu verlieren war. So stürzte er denn ohne die ganze Macht abzuwarten mit Ungestüm dem

rechten Flügel der Franzosen in den Rücken. Zornig wandten sich diese gegen den unerwarteten Feind, der ihnen den schon sichern Sieg entreißen wollte, ein überaus mörderischer Kampf begann, allein immer frische Schaaren von Preußen eilten herbei. Kaum hatten die Britten das Herannahen der Hilfe bemerkt, so nahmen auch sie alle ihre Kräfte zusammen, und rückten von Neuem gegen den Feind, der nur langsam Schritt vor Schritt zurückwich. Der Kaiser, Verzweiflung im Herzen, daß gegen die wachsende Uebermacht des Feindes kein Widerstand mehr möglich war, rief seine Truppen aus dem nutzlosen Morden ab, und begann den verderblichen Rückzug. Wenn den Engländern der Ruhm unbestritten bleibt dem furchtbaren Andrange des Feindes mit kühlem Muthe einen ganzen Tag über Trotz geboten zu haben, so gebührt unserm Feldmarschall Blücher das Verdienst der günstigen Entscheidung. Obwohl er bald nach seinem ersten Angriffe die Nachricht erhielt, daß der Marschall Grouchy mit einem beträchtlichen Corps den Ort Wavern, von wo er selbst gekommen, angegriffen hätte, so wandte er sich doch nicht für seinen eigenen Schutz ängstlich besorgt zurück, sondern in der festen und muthigen Ueberzeugung, vor ihm liege die große Entscheidung, stürzte er sich auf den erschütterten Feind, und erzwang dessen Rückzug. Daß aber diese Wendung des Geschicks den Untergang des Heeres nach sich zog, das verdankten die Verbündeten wiederum Blücher. „Alle Tamboure sollen schlagen, die Hornisten blasen, der Feind ist total geschlagen und soll die ganze Nacht hindurch verfolgt werden,“ so lautete der mit Jubel aufgenommene Befehl des jugendlichen Greises, und mit Begeisterung ward er ausgeführt. Aus allen Bivouacs wurden die geschlagenen Franzosen durch das Kriegsgeschrei der Preußen aufgeschreckt. Die Landstraßen und die Felder zu beiden Seiten boten einen furchtbaren Anblick. Meilenweit mit den Trümmern des fliehenden Feindes bedeckt, gaben sie ein blutiges Zeugniß von seinem Verluste. Zwei Drittheile des kurz noch so glänzenden Heeres, dessen gewissen Sieg Napoleon noch um drei Uhr Nachmittags vom Schlachtfelde gemeldet hatte, war theils erschlagen, theils gefangen, nur 40,000 Mann mit 27 Kanonen flohen am andern Tage durch Charleroi. Daß aber der Feind seine alte Kühnheit und Wehrhaftigkeit noch nicht verloren hatte, geht aus dem Verluste der Verbündeten hervor, der sich in dem kurzen Kämpfen bis auf 50,000 Mann belief.

Napoleon, welcher selbst kaum nach der Schlacht von Waterloo oder von Belle=Alliance, wie sie nach seinem Hauptquartiere genannt wurde, der Gefangenschaft auf der eiligen Flucht entrann,
20. Juni eilte nach Paris. Bald erschien auch Blücher im Angesicht der zagenden Stadt. Ernstlicher Widerstand war nicht mehr möglich, da-
3. Juli her kam auch bald die Kapitulation zu Stande; das Heer mußte nach derselben die Stadt räumen, und sich binnen acht Tagen hinter die Loire zurückziehen. Drei Tage darauf folgte der triumphirende Einzug Blüchers und Wellingtons in Paris. Zum zweiten Male machte hier die dreifarbige Cocarde der weißen des alten Königthums Platz, denn Tages darauf erschien auch König Ludwig XVIII. mit seinen wenigen Getreuen, um den so unsichern, nicht auf die Gunst des Volkes, wie es sich gezeigt hatte, gegründeten Thron wieder zu besteigen.

Das Geschick des entthronten Herrschers hatte sich schrecklich gewendet. Vergebens hatte er in der äußersten Gefahr den Antrag gestellt, die Kammer für aufgelöst, ihn selbst zum Dictator zu erklären; doch wer mochte dem Herrschsüchtigen die Dictatur anvertrauen, und hätte sie auch jetzt noch nützen können? da entsagte Napoleon zum zweiten Male dem Thron zu Gunsten seines Sohnes, und die Kammern dankten ihm für diesen Entschluß. Eine Deputation ging in das Lager der verbündeten Monarchen zu Hagenau. Aber keine Unterhandlung sollte angesponnen werden, bevor man nicht den Urheber des Friedensbruches ausgeliefert hätte. Seine Einschiffung in Rochefort, sein Asyl auf dem Bellerophon des Capitain Maitland, das Urtheil der Mächte über ihn und seine Verbannung auf die Felseninsel im fernen Ocean beendeten das große Kriegsspiel.

20. Nbr. Nach langen Verhandlungen kam der zweite pariser Frieden zu Stande, weit minder günstig für Frankreich als der erste, den die Verbündeten in der freudigen Ueberraschung des endlichen Sieges den Ueberwundenen gewährt hatten. Nicht mehr das Jahr 1792, sondern 1790 und auch dies noch mit einigen Beschränkungen, ward als Norm für die Begränzung Frankreichs angenommen; außerdem sollten 150,000 Mann fünf Jahre hindurch, im Falle entschiedenen Wohlverhaltens jedoch nur drei Jahre, einen bestimmten Bezirk, nebst einer Anzahl wichtiger Festungen besetzen, und die Franzosen den kriegführenden Mächten eine bedeutende Entschädigungssumme zahlen. Da diese

Entschädigung, von der ein Viertheil zur Befestigung der Grenze gegen Frankreich angewendet werden sollte, auf siebenhundert Millionen Francs, die Besoldung der Besatzungstruppen jährlich auf funfzig Millionen angesetzt wurde, so kann man rechnen, daß dieser Friedensschluß außer den augenblicklichen Beschwerden den Staat mit einer Milliarde belastete, eine wohlverdiente Züchtigung für den vielfach begangenen Raub, und für ihn wohl nur ein geringer Ersatz; aber freilich ist dabei zu erwägen, daß minder die arbeitsame und gewerbfleißige Klasse, auf der nach unserm Staatssysteme verhältnißmäßig die größte Last, die Unterhaltung der großen Maschine ruht, den Vortheil von jenem unberechenbar großen Raube genoß, sondern meistentheils die, welche in ehrloser Eigensucht die Wohlthaten und Gnadenbezeugungen des Machthabers mit Verrath und characterloser Hingebung an den neuen Herrn lohnten. Doch dies sind ja Ergebnisse, die wir auf allen Seiten der Weltgeschichte aufgezeichnet finden, und die leider wohl auch noch die Zukunft aufgezeichnet finden wird, wer möchte sich noch darüber wundern!

Noch in Paris schlossen die drei Monarchen von Preußen, Oestreich und Rußland in eigner Person den „heiligen Bund," mit dem 26. Spt.
gleichsam eine neue Aera für die Grundsätze der Politik in der gebildeten Welt beginnt, indem die Schranken, welche Verschiedenheit der Interessen und der Nationalität gezogen hatten, durch die Herrschaft der höchsten Vernunft und der christlichen Liebe entfernt werden sollten. Die drei Monarchen erklärten in dem Eingange zu der Urkunde, „sie wären in Folge der großen Ereignisse in den letzten drei Jahren zu der innigsten Ueberzeugung gelangt, daß sie all' ihr Thun auf die erhabenen Wahrheiten, welche uns die Religion unsers Heilandes lehrt, gründen, und daher in der Verwaltung ihrer Staaten, so wie in ihren wechselseitigen politischen Verhältnissen nur die Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens zur Regel machen müßten. Daher würden die drei contrahirenden Monarchen den Worten der heiligen Schrift gemäß durch die Bande einer wahren und unzertrennlichen Brüderschaft vereinigt bleiben, sich als Landsleute betrachten, und in jedem Falle Hilfe und Beistand leisten, auch ihre Unterthanen und Heere, als deren Familienväter sie sich ansähen, in eben dem Geiste der Brüderlichkeit leiten. Der einzige Grundsatz würde demnach für sie sein, sich gegenseitig Dienste

zu leisten, sich durch ein unveränderliches Wohlwollen die gegenseitige Zuneigung zu bezeugen, und sich alle nur als Mitglieder einer und derselben christlichen Nation zu betrachten. Die drei Monarchen sähen sich nur als Bevollmächtigte der Vorsehung an, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen, indem sie erkennen, daß die christliche Religion, zu der sie und ihre Völker gehören, in der That keinen andern Souverain als denjenigen habe, dem allein die Macht gebührt, nämlich Gott und unsern Erlöser Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens. Ihre Majestäten empfehlen daher ihren Völkern mit der zärtlichsten Sorgfalt sich täglich mehr in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten zu bestärken, welche der göttliche Heiland die Menschen gelehrt hat. Alle Mächte, welche die heiligen Grundsätze dieser Akte feierlich anerkennen würden, sollten mit Bereitwilligkeit und Zuneigung in diese Allianz aufgenommen werden."

Wer erkennt nicht in dem edlen Geiste dieses großen in der Weltgeschichte einzigen Bundes den milden und frommen Sinn Friedrich Wilhelms III. Groß hatte er sich in den Zeiten der Noth gezeigt. Der Druck des Tyrannen hatte ihn zu einem furchtbaren Kriegsfürsten gemacht, das preußische Heer war wie ein Phönix aus seiner Asche emporgestiegen, der Geist Friedrichs des Großen hatte endlich die Nation durchdrungen, und sie in der Wissenschaft, der Staatsverwaltung und dem Leben auf einen Standpunkt gefördert, von wo aus sie ein Muster für Europa werden konnte, eine herrliche Begeisterung durchwehte die Brust jedes Preußen, und feuerte ihn an, nichts geringeres zu leisten, als die letzten großen Tage dem ehernen Griffel Klios für die Ewigkeit überliefert hatten, daher wollen — ja können wir nicht mehr zurück, wir müssen Deutschland, wir müssen Europa auf der edlen Bahn der Gesittung nach allen ihren Richtungen voranschreiten, denn wehe uns, wenn wir auch nur einen Augenblick in diesem erhabnen von Gott uns gebotenen Wettlauf zaudern wollten! Und da, wir wollen es hoffen, die Zeit gekommen ist, wo nicht mehr die Waffen, sondern die zu ihrem Bewußtsein gekommene wahre Politik, ein vernünftiges Völkerrecht in der civilisirten Welt die Verhältnisse der Menschheit sondern und ordnen wird, so geziemt es uns, den Zöglingen Friedrichs des Großen, ihm nachzueilen im Kampfe gegen alle Thorheit und Unwahrheit, freilich nicht auf den

Abwegen, auf die jeder stärkere Geist, und zwar der stärkste am ersten gerathen kann, sondern in seinem ruhmvollen Drange durch alle Finsterniß hindurch nach dem reinen Lichte der Wahrheit zu ringen.

Preußen erhielt wie billig in dem zu Wien nach vielen und stürmischen Unterhandlungen endlich geförderten Frieden vor andern eine aufmerksame Berücksichtigung. Von der französischen Kriegscontribution empfing es für seine ungemeinen Anstrengungen außer den 100 Millionen, die jede der vier großen Mächte erhielt, fünf und zwanzig Millionen voraus und zwanzig zur Anlegung von Befestigungen am Niederrhein. Bedeutend war auch seine Entschädigung an Land und Leuten. Von seinen deutschen Besitzungen erhielt es im Ganzen alles zurück, was es vor dem unglücklichen Eintausch Hannovers sein nannte. Ausgenommen waren allein das Fürstenthum Hildesheim, die Stadt Goslar, das Fürstenthum Ostfriesland, die niedere Grafschaft Lingen, ein Theil von Münster, welches alles Hannover zufiel; ferner einige Bezirke in Ländern, die Preußen entweder schon besaß, oder noch bekommen sollte, um durch sie dem Groß-Herzoge von Weimar 50,000 Unterthanen mehr zuzuwenden; endlich die Fürstenthümer Anspach und Baireuth, welche, ungeachtet der Bittschrift ihrer Bewohner, mit Baiern vereinigt blieben. Von den nicht-deutschen Ländern verlor Friedrich Wilhelm III. den größten Theil von Süd-Preußen und ganz Neu-Ostpreußen, die beide an Rußland übergingen. Dagegen wurden ihm folgende deutsche Länder zur Entschädigung überwiesen:

Von Sachsen empfing er die ganze Nieder-Lausitz, die größere Hälfte der Ober-Lausitz, den ganzen wittenberger oder Kurkreis nebst Barby und Gommern, den ganzen thüringer und neustädter Kreis, einige Theile vom meißner und leipziger, die Stifter Merseburg und Naumburg-Zeitz mit Vorbehalt eines kleinen Restes, das Fürstenthum Querfurt und den sächsischen Antheil von Mannsfeld und Henneberg, nebst dem an Treffurt und der Voigtei Dorla, endlich die voigtländischen Enclaven im reußischen Gebiete. Die hier aufgeführte Ländermasse betrug 373 Geviertmeilen mit 855,000 Einwohnern und erhielt den Namen eines Herzogthums Sachsen.

Von Hannover empfing er den am rechten Elbufer gelegenen Theil des Herzogthums Lauenburg, nebst einigen Aemtern und Dörfern. Zwischen der Weser und dem rechten Rheinufer fielen ihm an-

heim ein Theil des Herzogthums Fulda, die Stadt Wetzlar, das Groß-Herzogthum Westphalen, wie es der Groß-Herzog von Hessen besessen hatte, die Grafschaft Dortmund, das Fürstenthum Corvey und die alten Stammbesitzungen des Hauses Nassau-Dietz.

An diese westphälischen Besitzungen fügte man eine schöne Strecke Landes auf beiden Ufern des Rheins, aus den ehemals rheinischen Kurfürstenthümern unter dem Namen eines Groß-Herzogthums Nieder-Rhein. Auch im Osten machte Friedrich Wilhelm III. noch einige Erwerbungen. Nicht nur kehrten der Michelauische und Culmsche Kreis, nebst den Städten Danzig und Thorn, unter seine Hoheit zurück, sondern er erhielt auch noch einen beträchtlichen Theil vom Herzogthume Warschau, das jetzige Groß-Herzogthum Posen, ein Gebiet von 530 Geviertmeilen mit 760,000 Einwohnern. Neufchatel und Valengin erkannten ebenfalls wieder den König von Preußen als Oberherrn an.

So war Preußen zwar an Flächenraum und noch mehr an Seelenzahl[1]) reich für seine ehemaligen Verluste entschädigt, jedoch nicht durch Abrundung und innere Einheit seiner Besitzungen. Lang streckten sich in ungeheurer Ausdehnung seine Länder hin, von Memel bis nach Saar-Louis in zwei ungleiche Hälften gespalten, schwierig und kostspielig für Vertheidigung und Verwaltung. Desto größerer Ruhm gebührt aber dem weisen Herrscher, der in so wenigen Jahrzehnten aus einem so zerstückelten Gebiete eine so festgegründete Monarchie bildete.

Die neue Monarchie ward in zehn Provinzen eingetheilt: Ostpreußen, Westpreußen, Brandenburg, Schlesien, Posen, Sachsen, Westphalen, Jülich Cleve Berg und Niederrhein; das Fürstenthum Neufchatel erhielt eine ganz eigenthümliche Stellung, indem es als ein Canton dem Schweizerbunde zugehört, und dennoch von preußischen Behörden verwaltet wurde.

1) Auf den 5054 Geviertmeilen lebten damals etwas über 10 Millionen Bewohner, deren Zahl jetzt bis über 14 Millionen gestiegen ist.

Kurze Uebersicht der letzten 25 Segensjahre unter Friedrich Wilhelm III.

Sein Tod.

Der Friede war endlich nach so langen Jahren zurückgekehrt, und hat, Dank sei der Vaterhuld Gottes und unserer Fürsten weisen Fürsorge, bis jetzt zu unserem Heile gewährt. Großes ist in dem, für eine Macht ersten Ranges beispiellos dauernden Frieden geschehen; jedes Jahr zweckmäßige Gesetze und Einrichtungen, neue, dem Geiste der Zeit gemäße und ihn fördernde Schöpfungen. Welchen Aufschwung nahmen nicht Wissenschaft und Kunst? mit wie edler Freigebigkeit wurden nicht Talente gefördert und beschäftigt? Eine Fülle von herrlichen Denkmälern der Kunst schmücken die Städte so wie die königlichen Paläste, und ziehen die Bewunderung selbst des reicheren Auslandes auf sich. Wie musterhaft ist unsere Heeresverfassung, denn welcher Staat könnte wohl im Verhältniß zu seiner Bevölkerung eine größere Kriegsmacht so wohlgerüstet und mit allem Nothwendigen versehen aufstellen als Preußen? Dennoch sind die Lasten, welche leider mit zunehmender Kultur immer stärker auf den Staatsbürger drücken, bei weitem nicht die schwersten im Vergleich mit denen in anderen großen Staaten. Die Finanzen unsers Vaterlandes sind in einem befriedigenden Zustande. Leicht vermag der Staat seine vor langen Zeiten her ihm aufgebürdeten Verpflichtungen zu tragen, ja sogar mit immer rascheren Schritten der Ablösung derselben entgegenzugehn. Was hat nicht der Staat seit dem Frieden für die Erleichterung des Verkehres gethan? Durch schöne Kunststraßen sind seine weitgedehnten Grenzen miteinander verbunden, das Innere des Landes nach allen Richtungen hin durchschnitten und, so weit es die Regierung, ohne die freie Regung der menschlichen Thätigkeit zu hemmen, vermag, Handel und Wandel, Gewerbe und Fabrikatur durch zeitgemäße Unterstützung gefördert. Fern von jener Bevormundung, die für gewisse Entwickelungsstufen nothwendig ist, aber zu andern Zeiten die hemmendste Fessel werden kann, wacht die Regierung mit treuer Sorge über die Bedürfnisse der Zeit, und ist bereit da zu helfen, wo etwas Neues sich Bahn zu brechen bemüht.

In diesem schönen Sinne leitete Friedrich Wilhelm noch fünf und zwanzig Jahre sein mit Ruhe nach wahrer Gesittung strebendes Volk, von der Vorsehung für sein edles Dulden belohnt durch ein von Tag zu Tag sich mehrendes Glück in dem Schooß einer zahlreichen Familie, ein Genuß, welcher dem liebenden Herzen des Monarchen ein so unerläßliches Bedürfniß zum Leben war. So blieb denn Friedrich Wilhelm III. auch in den immer glänzender und herrlicher sich gestaltenden Zeiten der edlen, einen Fürsten vor allen schmückenden, Einfachheit treu, ein Muster an Redlichkeit in Wort und That, dem Bürger in seinem bescheidenen Kreise so wie dem gewaltigsten Herrscher auf dem höchsten Throne.

Doch nun zurück zu der Beobachtung der hauptsächlichsten Schritte, die Friedrich Wilhelm auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung der Staatsangelegenheiten seit dem Frieden gethan hat.

Hier müssen wir zuerst das Gesetz für Bildung des preußischen
1814 3. Spt. Heeres erwähnen, welches im wesentlichen feststellt, daß jeder Eingeborne (mit Ausnahme der mediatisirten vormaligen deutschen Fürsten und deren Söhne) sobald er das zwanzigste Lebensjahr vollendet hatte, zur Vaterlandsvertheidigung verpflichtet ist. Um jedoch Wissenschaft und Betriebsamkeit im Frieden nicht zu stören, ward die ganze bewaffnete Mannschaft in das stehende Heer, die Landwehr des ersten und zweiten Aufgebots und den Landsturm eingetheilt, wovon nur das stehende Heer als Bildungsschule, stets gerüstet und schlagfertig dasteht. Offiziere sollten, ohne Rücksicht auf Stand, nur die werden, welche neben praktischer Dienstkenntniß auch den vorgeschriebenen Grad wissenschaftlicher Bildung besäßen und sittliche Würde in sich trügen. Natürlich wurden auch die höheren Stellen im Heere nur dem wahren Verdienste zugesichert; schon der Eintritt ins Heer zur Weiterbeförderung sollte nur erst nach dazu festgesetzter Prüfung stattfinden. Alle vaterländischen Jünglinge vom zwanzigsten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre wurden zur Bildung des stehenden Heeres bestimmt, doch nur drei Jahre hiervon zum wirklichen Dienst; für gebildete junge Leute, welche die ersten Klassen in höheren Schulen erreicht, oder sonst durch eine Prüfung den Beweis einer ähnlichen geistigen Befähigung geliefert hätten, setzte man, im Falle sie sich selbst bewaffnen und kleiden könnten, die Dienstzeit auf ein Jahr herab.

Was nun auf diese Weise durch den Dienst im stehenden Heere sich zur Kriegsfertigkeit herangebildet hatte, das wies die neue Einrichtung in die Landwehr, und zwar alle Männer vom fünfundzwanzigsten bis zum zweiunddreißigsten Jahre in das erste, von da ab bis zum neununddreißigsten in das zweite Aufgebot.

Die Landwehr, durch ein anderes Edict geregelt, begründet die 1815 21.
Wehrhaftigkeit des preußischen Staates. In Bataillone und Regi- Nov.
menter nach Ortschaften, Kreisen und Regierungsbezirken getheilt, hat jede Abtheilung ihr Zeughaus, worin die nöthige Bekleidung, Waffen und Kriegsgeräth für Wehrmänner zu Fuße und zu Pferde aufbewahrt werden. Und diese Wehrmänner sind mit den Waffen so wohl vertraut, daß sie bei den kriegerischen Uebungen mit dem stehenden Heere in Geschicklichkeit der Bewegung und Waffenführung wetteifern können, und daher weit geeigneter zum ernstlichen Dienste als jene Nationalgarden Frankreichs, deren Existenz durch sie bei uns überflüssig wird. Vermöge dieses Landwehrinstituts vermag der König in kurzer Zeit ein für jegliche Gefahr genügendes Heer zusammenzurufen, geeignet sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung, und wenn es die Noth erfordert, so steht auch der Landsturm auf, ebenfalls waffengeübte Männer, vom vierunddreißigsten bis zum funfzigsten Lebensjahre, um den Frieden im Innern zu bewahren und den Heerd gegen den Andrang des Feindes zu schützen. Dazu hat der Staat für zahlreiche Vorräthe an Kriegsmaterial reichlich gesorgt so wie auch die Grenzen durch wohlbefestigte Plätze gesichert.

Der Verwaltung des Staats widmete Friedrich Wilhelm III. nicht minder als dem Kriegswesen seine gewissenhafteste Sorgfalt. Schon
durch einen Kabinetsbefehl von Paris aus hatte er die Staatsver- 1814
waltung dahin geändert, daß er für sechs verschiedene Departements, Justiz, Finanzen und Handel, auswärtige Angelegenheiten, Krieg, Polizei und das Innere, welche bisher von dem Staatskanzler als Centralchef verwaltet wurden, unter seiner Oberleitung Minister ernannte, eine Einrichtung, durch die er von dem ehemaligen System Friedrichs II. vollkommen abwich.

Auch für die Verwaltung der Provinzen wurden neue Einrichtun- April
gen geschaffen. In jeder Provinz bildete ein Oberpräsident die Cen- 1815
tralbehörde, welcher die oberste Leitung und Controlle der Geschäfte führen, über die gesetzmäßige Verwaltung wachen und den Ministern

als Stellvertreter dienen sollte. Die Einsetzung der Oberpräsidenten war ein Gedanke des Königs selbst; sie schienen ihm den Geschäftsgang zu vereinfachen. Rege wurde an der Organisation der Monarchie fortgearbeitet und viele neue Einrichtungen zur Erleichterung und Beförderung der Staatsverwaltung geschaffen. Zu den wichtigsten gehört wohl die Erneuerung des Staatsraths; zu gleicher Zeit
1817 31. Mz. traten auch die in jedem Regierungsbezirke eingesetzten Regierungen für die Landes-Polizei- und Finanz-Angelegenheiten, die Ober-Landes-Gerichte für die Gerechtigkeitspflege, die Ober-Consistorien in den Provinzen und die Staatsschuldenverwaltung in das Leben.

Bald zeigten sich die segensreichsten Früchte der neuorganisirten Verwaltung; alle Zweige derselben erglühten von frischem Leben, ein edler Wetteifer förderte nach allen Seiten des Staates hin Ordnung und Wohlsein. Eins ihrer ersten wohlthätigsten Ergebnisse war die
1818 26. Mai Verordnung über den Zoll und die Verbrauchssteuer der inländischen Waaren und über den Verkehr zwischen den Provinzen des Staats; denn durch sie ist ein wesentlicher Schritt zur Verbesserung und Vereinfachung des Steuerwesens, welches in die innersten Triebfedern des Wohlstandes und des Glückes aller Mitglieder des Staats eingreift, gethan. Preußen hat sich dadurch den Ruhm erworben, zuerst einer Handelspolitik entsagt zu haben, die den Vortheil des Staats einzig und allein in dem auswärtigen Handel fand, den innern Verkehr aber als weit minder wichtig betrachtete. Das Geld, eigentlich doch nur der Repräsentant des wahren Reichthums, der genußbringenden Güter, galt selbst dem großen Friedrich als das höchste Gut, und als das einzige Mittel, den Wohlstand des Landes zu erhöhen; daher suchte er es durch alle nur mögliche Mittel ins Land zu ziehen und den Ausfluß, so viel es nur ging, zu verhindern. Der Mehrertrag der Ausfuhr gegen die Einfuhr wurde als ein absoluter Beweis des Vortheils angesehen, das Gegentheil als ein verderblicher Nachtheil. Deshalb wurden nun alle Zweige der Fabrikarbeit oft mit schweren Kosten hervorgerufen, um auswärtige Fabrikate zu entbehren, und so die Menge der Consumenten der geringen Zahl der Prodncenten aufgeopfert. Man beachtete nicht, daß, indem man die Ausfuhr roher Stoffe verbot oder beschränkte, eine Härte gegen die Producenten der rohen Stoffe ausgeübt wurde, deren Erzeugnisse wegen Mangel an Concurrenz der Fremden zu niedern Preisen ab-

gesetzt werden mußten. Allein Handel und Betriebsamkeit lassen sich nicht an dem Gängelbande leiten, das Bedürfniß und die innern Verhältnisse der Völker müssen sie bilden und fördern. Auch fand das preußische Zollgesetz bei den weisesten Staatsmännern der aufgeklärtesten Nationen den wohlverdienten Beifall.

Der Zweck des neuen Zollgesetzes war die Beschränkungen des freien Verkehrs zwischen den Provinzen des Reichs aufzuheben, die Zolllinien überall auf die Grenzen des Staats vorzurücken, durch angemessene Besteuerung des äußeren Handels und des Verbrauchs fremder Waaren die inländische Gewerbthätigkeit zu schützen und dem Staate das Einkommen zu sichern, welches Handel und Kunstfleiß ohne Erschwerung des Verkehrs gewähren können. Alle Kunst- und Natur-Erzeugnisse fremder Länder dürfen überall in die Grenzen des Staats gebracht, darin verbraucht und durchgeführt werden; allen inländischen Natur- und Kunsterzeugnissen ist freie Ausfuhr gestattet. Handelsfreiheit ist die Basis aller Handelsverträge mit andern Staaten. Derjenige Staat, welcher Preußen Erleichterung und Begünstigung des Handelsbetriebes bewilligt, hat Gleiches bei uns zu erwarten. Wer unsern Handel ausschließt oder drückt, findet bei uns Wiedervergeltung. Bei der Ausfuhr ist Zollfreiheit die Regel. Was durch das Land durchgeführt wird, unterliegt einem mäßigen Ein- und Ausfuhrzoll. Zur Beförderung des innern Landesverkehrs in allen Theilen sind Binnenzölle aller Art aufgehoben, so wie alle früher bestandenen Kommunal- und Privatabgaben vom Handel und Verkehr.

Bei allen Traktaten, welche Preußen seitdem zur festern Gründung und Erweiterung seines auswärtigen Handelsverkehrs abgeschlossen hat, liegt das Prinzip der in der Verordnung ausgesprochenen Handelsfreiheit zum Grunde. Sie vermittelte den ersten Schritt zu dem großen Zollverein Preußens mit dem wichtigsten Theile der 1833
deutschen Staaten. Er ist eine der edelsten und uneigennützigsten Maßregeln, welche je ein Staat zur Befriedigung des gemeinsamen Vortheils ergriffen hat, mit weiser Voraussicht in die Zukunft, da er, wie zu erwarten war, anfangs in finanzieller und national-ökonomischer Rücksicht manchen Ausfall nach sich zog, sich aber in seinen Folgen durchaus segensreich für Alle erwies.

Ein wichtiger Punkt für den König und seine Räthe war die

Einführung repräsentativer Momente in die bisher ganz unumschränkte
1815 Monarchie. Von Wien aus hatte Friedrich Wilhelm III. das be-
22. Mai kannte Edict wegen der Errichtung einer künftigen allgemeinen preußischen Nationalrepräsentation, mit zweckmäßiger Wiederherstellung, und da, wo sie noch nicht vorhanden waren, mit neuer Bildung von Provinzialständen erlassen. Die Ausführung dieses Versprechens wurde durch die Gährung, welche damals manche unstatthafte Vorstellung von deutscher Freiheit und Volkseinheit hervorrief, auf längere Zeit hinausgesetzt, und erst, nachdem sich die Stürme, die von dem Jahre 1818 an in mehreren europäischen Staaten ausbrachen, wieder einigermaßen gelegt hatten, konnte man an das lange
1823 und reiflich überlegte Werk gehen. Erst acht Jahre später erschien
5. Juni das Gesetz über die Anordnung der Provinzialstände. Diese sollten, im Geiste der älteren deutschen Verfassungen, nicht in dem Sinne der neueren Theorien, welche sich in vielen Beziehungen als unpraktisch ausgewiesen hatten, nach der Eigenthümlichkeit des Staats und seiner wahren Bedürfnisse gestaltet sein. Eine Commission unter dem Vorsitze des Kronprinzen war beauftragt, diese Angelegenheit vorzubereiten und darüber mit erfahrenen Männern aus jeder Provinz in Berathung zu treten. Auf den von ihnen erstatteten Bericht ward verordnet:

1) Es sollen Provinzial-Stände in der Monarchie in Wirksamkeit treten.

2) Das Grundeigenthum ist Bedingung der Standschaft.

3) Die Provinzial-Stände sind das gesetzmäßige Organ der verschiedenen Stände in jeder Provinz; an sie gelangen die Gesetz-Entwürfe, welche allein die Provinz angehen, zur Berathung; ihnen werden, so lange keine allgemeine ständische Versammlungen stattfinden, alle Vorschläge, welche Veränderungen in Personen- und Eigenthumsrechten und in den Steuern zum Gegenstande haben, so weit sie die Provinz betreffen, zur Berathung vorgelegt; die Communal-Angelegenheiten der Provinz werden ihren Beschlüssen vorbehaltlich königlicher Genehmigung und Aufsicht überlassen.

Bald darauf folgten für die einzelnen Provinzen die näheren Bestimmungen; die Entscheidung, wenn eine Zusammenberufung der allgemeinen Landstände erforderlich sein würde, und wie sie dann aus den Provinzialständen hervorgehen sollte, behielt sich der König vor.

Ein Schritt vorwärts zur Beförderung der politischen Mündigkeit war die Einführung der Schiedsrichter zur Vereinfachung der Justizpflege, welche der König auf Antrag der ost- und westpreußischen Stände genehmigte und später auch in den übrigen Provinzen ein- 1827 führte.

Wenn nun auch den Provinzialständen keine so freie Einrede in die finanziellen Maßregeln der Regierung gestattet ist, als in andern konstitutionellen Staaten, so wird dennoch gewiß Niemand läugnen, daß über das Vermögen des Staats mit weiser Oekonomie geschaltet wird, daß dem Volke auch die Uebersicht über die Verwendung seines Gutes mit redlicher Offenheit vorgelegt wird. Durch die unerhörten Leiden und Anstrengungen der sieben Jahre des Unglücks und der darauf folgenden des ruhmvollen Kampfes war die Staatsschuld auf 277 Millionen, von denen 180 Millionen verzinslich waren, angewachsen. Zur Deckung der dringendsten dieser Schulden ward in England eine Anleihe von fünf Millionen Pfund Sterling 1819 abgeschlossen und später die Prämien-Anleihe von dreißig Millionen Thalern. Die Zinszahlung und Tilgung der Schuld ward durch die Einsetzung einer von allen Ministerien und jedem fremden Einfluß unabhängigen, zum Theil aus ständischen Mitgliedern bestehenden Hauptverwaltung der Staatsschulden so gesichert, daß Preußen bald einen schwer zu erschütternden Kredit im europäischen Verkehr erhielt.

In den Jahren 1820 und 1821 ward der Staatshaushalt auf eine feste Norm gebracht; bald konnte man durch öffentliche Darlegung desselben beweisen, daß man ohne Besorgniß vor einem Deficit vielmehr mit großer Wahrscheinlichkeit auf einen Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe, die sich auf die runde Summe von funfzig Millionen herausstellte, rechnen konnte. Außerdem gewährte das sogenannte Kron-Fideicommiß, d. h. das Einkommen aus den Domainen der alten Provinzen, welche immer als ein Eigenthum der königlichen Familie gegolten hatten, einen nicht unbedeutenden Ueberschuß, da es nicht ganz für den königlichen Haushalt verbraucht wurde. Letzterer ward mit Einschluß der Unterhaltung aller prinzlichen Hofstaaten, auf zwei und eine halbe Million Thaler festgestellt; obgleich jenes auf 3,700,000 Thaler stieg, wovon also ein Ueberschuß von 1,200,000 Thaler jährlich dem Staate zu gute kam. Aber wer weiß nicht, wie viel Friedrich Wilhelm III. von seinem gegen andere

hohe Herrschaften so äußerst mäßigen Einkommen für Wissenschaft, Kunst und für das Bedürfniß der Armuth gethan hat!

Den König verließen nach und nach durch den Tod seine ältesten treuen Diener, die des Staates Unglück mit ihm getragen, später denselben auf die Höhe seines Glanzes gehoben hatten. Blücher
1819 starb vier Jahr nach Beendigung des Freiheitskampfes, und nicht
12. Spt. lange darauf folgte ihm Hardenberg. Doch sie hatten eine gute
1822 27. Schule von Kriegern und Verwaltern gebildet, die Heer und Staat
Nbr. mit Kraft und Verstand zu ordnen und zu erhalten wußten, in beiden lebt noch ihr Geist fort und möge sich auch zu Preußens Ehre und Ruhm noch lange Zeit erhalten.

Eine Seite der Regierung Friedrich Wilhelms III. müssen wir noch besonders rühmend hervorheben, in welcher er sich von den ersten Monaten seiner Herrschaft herrlich und groß gezeigt hat: seine väterlich innige Fürsorge für Schulbildung, Wissenschaft und Religion. Seine feste Ueberzeugung war, daß nur der Staat glückliche Unterthanen erziehen könne, welcher sie der rohen Unwissenheit, den Geist umnachtenden und das Herz verstockenden Vorurtheilen entriffe. Daher wurde unabläßig an der Verbesserung der Schulen nach ihrer äußern und innern Stellung gearbeitet, nicht nur für die höhern Stände der Gesellschaft, sondern auch für die der Geringsten und Aermsten. Die unendlich vermehrten Volksschulen wurden Anstalten, aus denen wirklich Aufklärung in gutem Sinne des Wortes dem Standpunkt des Unterrichteten gemäß entsprießen konnte; es bildeten und mehrten sich die Bürgerschulen, welche jetzt die Wissenschaft, so weit sie das praktische Leben gebrauchen kann, in sich aufnahmen, Gewerbschulen zu wahrhaft wissenschaftlicher Bildung in dieser bis jetzt noch verwahrloseten und doch so wichtigen Sphäre des menschlichen Lebens; endlich vervollkommneten sich die Gymnasien und Universitäten durch die unabläßige Aufmerksamkeit der Behörden. Was
1817 seit der Vereinigung der Universität Wittenberg mit Halle bis auf
12. April unsre Zeit für Universitäten und hohe Schulen gethan ist, bedarf hier keiner weiteren Erörterung, es genügt schon die Thatsache, daß aus den gebildetesten Ländern Europa's Männer von dem größten Verdienste die Einrichtungen unserer wissenschaftlichen Anstalten mit prüfendem Auge durchforscht haben und immer noch durchforschen, um in ihrer Heimath ähnliche Segnungen hervorzurufen; daß die specu-

lative Philosophie bei uns ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat um alle Wissenschaften mit ihrem belebenden Hauche zu durchwehen.

Neben der Sorge für die Wissenschaft und humane Bildung hielt der König sein Auge fest gerichtet auf die Religion, diese sichere Grundlage der menschlichen Gesellschaft, nicht mit jenem wohlgemeinten, aber für Herrscher gefährlichen Eifer, selbstthätig und eigenmächtig den Weg des Heils vorschreiben zu wollen, sondern jenem unvergeßlichen Rescript an Wöllner gemäß, mit wahrer christlicher Duldung, als der über die protestantische Kirche waltende Schutzherr, welcher selbst durch einen wahrhaft christlichen Wandel den Segen einer erleuchteten Religion bekundete. So gelang es ihm denn auch, die lange Spaltung in der protestantischen Kirche zu heben, indem er die beiden Hauptformen ihrer Lehren, das Lutherthum und den Calvinismus zu einer allgemeinen evangelischen Kirche zusammenschloß. Wenn noch jetzt hier und da in dem Gebiete des preußischen Staates Einzelne sich von dieser gemeinsamen Kirche getrennt halten, so ist dieser Nachtheil gegen die Wohlthat der großen Vereinigung wohl nicht in die Wage zu legen. Nicht so gut gelang es dem ehrlichen und aufrichtigen Sinne des Königs mit der katholischen Kirche. Weder die wahrhaft christliche Duldung, noch die großmüthigste Fürsorge für die äußere Stellung des Katholicismus durch die Bestätigung der berühmten und so viel namentlich seit den letzten Jahren besprochenen Bulle de salute animarum vermochte die hohe 1821
Geistlichkeit und ihr höchstes Haupt in Rom zum ehrlichen Frieden 23. Aug.
mit der evangelischen Kirche zu bewegen, wie der die gemischten Ehen betreffende, uns Allen nur zu bekannte Streit bekundet, welcher die Entfernung der beiden Erzbischöfe von ihren Sprengeln nothwendig erheischte, und die Verhandlungen mit Rom zur Folge hatte, deren befriedigender Beendigung für beide Theile wir jetzt mit heißem Wunsche entgegensehen.

Bei den mannichfachen größeren oder geringeren Bewegungen der Staaten Europa's, von dem zweiten Pariser Frieden an, blieb Preußen stets am meisten in seinem ruhigen Gleichgewichte, obgleich es, vermöge seiner Stellung als eine der leitenden Großmächte, an allen wichtigeren Angelegenheiten nothwendig Antheil nehmen mußte. Mit dem Kaiser Alexander vereint, stimmte Friedrich Wilhelm III. auf dem Congresse zu Aachen für die Rückkehr der verbündeten 1818 Nbr.

Truppen und zur Wiederaufnahme Frankreichs in den Verein der
1820 Großmächte. An den Arbeiten der Congresse zu Troppau und
Okt. 1821 Laibach, zu welchen die Bewegungen in Spanien und Neapel Ge-
Jan. legenheit gegeben hatten, nahm er lebhaften Antheil, und selbst in Verona, wo das Geschick Griechenlands und der unglücklichen pyrenäischen Halbinsel, die seit den Tagen von Bayonne noch nicht wieder die nöthige Lebenskraft in sich hat erzeugen können, erschien
1822 er persönlich. Auf dieser Reise besuchte er die ewige Stadt mit ih-
Nbr. ren die Weltgeschichte in sich tragenden Trümmern, und ihren geistlichen Beherrscher, Pius VII., den kräftigen Dulder so manches unverdienten Trübsals, und Neapel mit seinen vielfachen Wundern. Erhaltung des Friedens war sein segensreiches, von allen Herrschern Europa's mit Dankbarkeit anerkanntes Streben. Fürst und Völker danken ihm die Ruhe und das Glück Europa's, welches gefährdet
1830 genug erschien, als die Juli-Revolution Frankreichs, so wie ihre Nach-
1831 wehen in Belgien und in Polen schwere Gewitterwolken an dem politischen Horizonte thürmten. Dem Segen- und Friedenbringer Europa's ward Belohnung für seine Tugend und seine aufopfernde Weisheit noch in diesem irdischen Leben. Ein schönes ruhiges Alter mitten in einer zahlreichen und glücklichen Familie krönte seine lange in der ersten Hälfte so stürmische Regierung. Die Vermählung sei-
1817 ner ältesten Tochter mit dem Großfürsten, dem jetzigen Herrscher
13. Juli Rußlands, Nicolaus, des Kronprinzen, unsers jetzigen geliebten Kö-
1823 nigs, mit der Tochter des Königs Maximilian von Baiern, so wie
29. Nbr. das Glück seiner übrigen Kinder und Enkel, von denen ihm, eine seltene Gunst des Geschicks, sogar Urenkel blühten, wurden seinem liebenden Herzen eine unerschöpfliche Quelle der reinsten und erhebendsten Genüsse. Das Glück welches er genoß, suchte er auch seinem Volke zu bereiten. Stets spendete seine milde Hand Segen und sein menschenfreundliches Herz war jeder Strenge fremd. Dafür lohnte ihm auch die innigste Liebe, das unerschütterlichste Vertrauen seiner Unterthanen. Als nun der finstere Augenblick nahte, wo der siebenzigjährige Greis dem Geschicke aller Sterblichen erliegen sollte, da scharte sich das treue Volk in banger Erwartung dessen, was nach dem Gange der menschlichen Natur doch bald erfolgen mußte, unter den Fenstern der königlichen Wohnung zusammen, mit Inbrunst auf eine Botschaft des Trostes harrend. Und als nun endlich die

Trauerkunde erscholl: Friedrich Wilhelm der Gerechte sei in die Woh- 1840
nungen des Friedens hinübergegangen, da zerfloß der Greis wie der 7. Juni
Knabe in Thränen, und Jeder drängte sich wetteifernd an das Sterbebette des edlen Fürsten, denn jedem Unterthan war ohne Unterschied in dem verhängnißvollen Augenblick das Recht gestattet, noch einmal die theuren Züge des verehrten Antlitzes zu sehen, bevor sie der Nacht des Grabes übergeben würden. Da war wohl kein Herz, welches nicht der Kummer über den ungeheuren Verlust zu Boden drückte, und wenn es einen Trost in dem schweren Geschicke gab, so war es nur der, daß der dahingeschiedene Herrscher den glorreich behaupteten Thron einem Nachfolger hinterließ, der nicht nur als Erbe der königlichen Macht, sondern auch der Tugenden seines ganzen erhabenen Geschlechtes die Zügel der Herrschaft mit männlich fester Hand ergriff, und der uns mit Wort und That die Ernte von allem Dem verbürgt, was seine Vorfahren in ruhmvoller Anstrengung ausgesäet haben.

